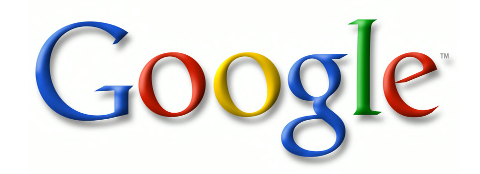
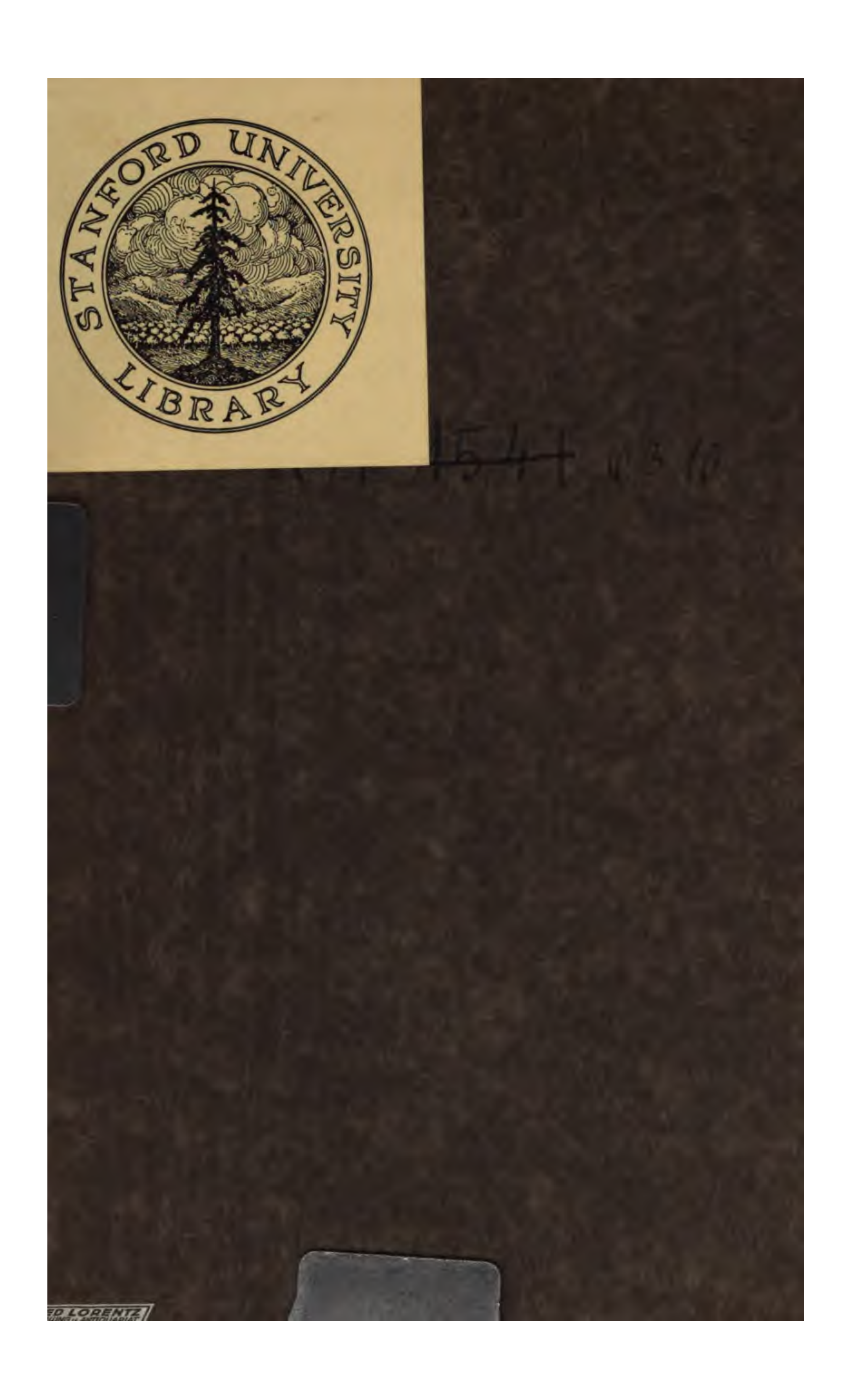





STANFORD UNIVERSITY
LIBRARY





Wilhelm von Humboldts Gesammelte Schriften.

Wilhelm von Humboldts Gesammelte Schriften.

Herausgegeben von der

Königlich Preussischen Akademie der Wissenschaften.

Band IV.

Erste Abteilung:

Werke IV.

Berlin
B. Behr's Verlag
1905.

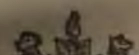
Wilhelm von Humboldts Werke.

Herausgegeben von

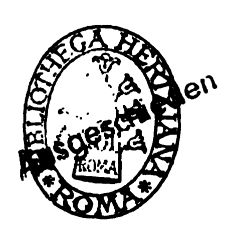
Albert Leitzmann.

Vierter Band.

1820—1822.



B. Behr's Verlag
1905.



Inhalt

1.

Ueber das vergleichende Sprachstudium in Beziehung auf die verschiedenen Epochen der Sprachentwicklung.*)

1. Das vergleichende Sprachstudium kann nur dann zu sichren und bedeutenden Aufschlüssen über Sprache, Völkerentwicklung und Menschenbildung führen, wenn man es zu einem eignen, seinen Nutzen und Zweck in sich selbst tragenden Studium macht. Auf diese Weise wird zwar allerdings selbst die Bearbeitung einer einzigen Sprache schwierig. Denn wenn auch der Totaleindruck jeder leicht aufzufassen ist, so verliert man sich, wie man den Ursachen desselben nachzuforschen strebt, in einer zahllosen Menge scheinbar unbedeutender Einzelheiten, und sieht bald, dass die Wirkung der Sprachen nicht sowohl von gewissen grossen und entschiednen Eigenthümlichkeiten abhängt, als auf dem gleichmässigen, einzeln kaum bemerkbaren Eindruck der Beschaffenheit ihrer Elemente beruht. Hier aber wird gerade die Allgemeinheit des Studiums das Mittel, diesen feingewebten Organismus mit Deutlichkeit vor die Sinne zu bringen, da die Klarheit der in vielfach verschiedner Gestalt doch immer im Ganzen gleichen Form die Forschung erleichtert.[1])

Handschrift von Schreiberhand (67 halbbeschriebene Folioseiten) mit eigenhändigen Korrekturen Humboldts im Archiv in Tegel. Ebenda ist eine Abschrift von derselben Schreiberhand (31 Quartseiten) erhalten. — Erster Druck: Abhandlungen der historisch-philologischen Klasse der königlich preußischen Akademie der Wissenschaften aus den Jahren 1820—1821 S. 239—260 (1822).

*) Vorgelesen den 29. Junius 1820.

[1]) *Statt dieses Absatzes standen ursprünglich die drei folgenden:*

„1. Das vergleichende Sprachstudium hat erst seit der grösseren Ausbreitung der Länder- und Völkerkunde, und seit dem gleichzeitigen Aufblühen mehrerer

2.[1]) Wie unsre Erdkugel grosse Umwälzungen durchgangen ist, ehe sie die jetzige Gestaltung der Meere, Gebirge und Flüsse angenommen, sich aber seitdem wenig verändert hat;[2]) so giebt es auch in den Sprachen einen Punkt der vollendeten Organisation, von dem an der organische Bau, die feste Gestalt sich nicht mehr abändert. Dagegen kann in ihnen, als lebendigen Erzeugnissen des Geistes, die feinere Ausbildung, innerhalb der gegebenen Gränzen, bis ins Unendliche fortschreiten. Die wesentlichen grammatischen Formen bleiben, wenn eine Sprache einmal ihre Gestalt gewonnen hat, dieselben; diejenige, welche kein Geschlecht, keine Casus, kein Passivum, oder Medium unterschieden hat, ersetzt diese Lücken nicht mehr;[3]) ebensowenig nehmen die grossen Wortfamilien, die Hauptformen der Ableitung ferner zu. Allein durch Ableitung in den feineren Verzweigungen der Begriffe, durch Zusammensetzung, durch den inneren Ausbau des Gehalts der Wörter, durch ihre sinnvolle Verknüpfung, durch phantasiereiche Benutzung ihrer ursprünglichen Bedeutungen, durch richtig

---

mit einander in Verbindung stehender Nationalliteraturen wahrhaft emporkommen können. Doch auch jetzt beschäftigt man sich mehr damit zum Behuf einzelner Zwecke und Untersuchungen, als man dasselbe zu einem eignen, und in sich selbst vollendeten Studium macht. Dennoch kann es nur auf diese Weise zu sichren und bedeutenden Aufschlüssen über Sprache, Völkerentwicklung und Menschenbildung führen.

2. Allein selbst die Prüfung und Zergliederung einer einzigen Sprache bietet bei jedem Schritt ungemeine Hindernisse dar. Der Ursprung sowohl der grammatischen Formen, als des Wortbaues verliert sich in das Dunkel der Vorwelt. Der spätere und dermalige Zustand gewährt zwar einen klaren und bestimmten Totaleindruck, aber so wie man den Ursachen von diesem nachspürt, verliert man sich in einer zahllosen Menge für sich unbedeutender Einzelheiten. Denn die Wirkung der Sprachen hängt nicht sowohl von gewissen grossen und entschiednen Eigenthümlichkeiten ab, als sie auf dem gleichmässigen, einzeln kaum bemerkbaren Eindruck der Beschaffenheit aller ihrer Elemente beruht.

3. Wenn es aber ein Mittel giebt, in jenes Dunkel zu dringen, und diesen feingewebten Organismus mit Deutlichkeit vor die Sinne zu bringen, so ist es gerade die Allgemeinheit des Studiums, welche zwar die Forschung durch die Menge des Stoffs erschwert, und augenblicklich verwirrt, aber sie auch eben so sehr durch die Klarheit der in vielfach verschiedener Gestalt wiederkehrenden Form erleichtert.“

[1]) *„2“ verbessert aus „4“.*

[2]) *Nach „hat“ gestrichen: „wie vermuthlich dasselbe in Absicht der Thier- und Pflanzenwelt, und vielleicht sogar des Menschen der Fall gewesen ist“.*

[3]) *Nach „mehr“ gestrichen: „höchstens, doch auch selten, geräth Einzelnes in dieser Art Dagewesenes in Vergessenheit“.*

empfundene Absonderung gewisser Formen für bestimmte Fälle, durch Ausmerzung des Ueberflüssigen, durch Abglättung des rauh Tönenden geht in der, im Augenblick ihrer Gestaltung armen, unbehülflichen und unscheinbaren Sprache, wenn ihr die Gunst des Schicksals blüht, eine neue Welt von Begriffen, und ein vorher unbekannter Glanz der Beredsamkeit auf.

3.[1]) Es ist eine bemerkenswerthe Erscheinung, dass man wohl noch keine Sprache jenseits der Gränzlinie vollständigerer grammatischer Gestaltung gefunden, keine in dem flutenden Werden ihrer Formen überrascht hat.[2]) Es muss, um diese Behauptung noch mehr geschichtlich zu prüfen, ein hauptsächliches Streben bei dem Studium der Mundarten wilder Nationen bleiben, den niedrigsten Stand der Sprachbildung zu bestimmen, um wenigstens die unterste Stufe auf der Organisationsleiter der Sprachen aus Erfahrung zu kennen. Meine bisherige aber hat mir bewiesen, dass auch die sogenannten rohen und barbarischen Mundarten[3]) schon Alles besitzen, was zu einem vollständigen Gebrauche gehört, und Formen sind, in welche sich, wie es die besten und vorzüglichsten erfahren haben, in dem Laufe der Zeit das ganze Gemüth hineinbilden könnte, um, vollkommner oder unvollkommner, jede Art von Ideen in ihnen auszuprägen.[4])

4.[5]) Es kann auch die Sprache nicht anders, als auf einmal entstehen, oder um es genauer auszudrücken, sie muss in jedem Augenblick ihres Daseyns dasjenige besitzen, was sie zu einem Ganzen macht. Unmittelbarer Aushauch eines organischen Wesens in dessen sinnlicher und geistiger Geltung, theilt sie darin die Natur alles Organischen, dass Jedes in ihr nur durch das Andre, und Alles nur durch die eine, das Ganze durchdringende Kraft besteht. Ihr Wesen wiederholt sich auch immerfort, nur in engeren und weiteren Kreisen, in ihr selbst; schon in dem einfachen Satze liegt es, soweit es auf grammatischer Form beruht, in vollständiger Einheit, und da die Verknüpfung der einfachsten Begriffe das

---

[1]) *„3" verbessert aus „5".*

[2]) *Nach „hat" gestrichen: „Zwar dürfte es vermessen seyn, dies geradehin und unbedingt zu behaupten".*

[3]) *Nach „Mundarten" gestrichen: „wenn nur die Hülfsmittel zureichen, einen richtigen Begriff von ihnen zu erlangen".*

[4]) *Nach „auszuprägen" gestrichen: „Vorläufig lässt sich daher die obige Behauptung schon jetzt, als wahr annehmen."*

[5]) *„4" verbessert aus „6".*

ganze Gewebe der Kategorien des Denkens anregt, da das Positive das Negative, der Theil das Ganze, die Einheit die Vielheit, die Wirkung die Ursach, die Wirklichkeit die Möglichkeit und Nothwendigkeit, das Bedingte das Unbedingte, eine Dimension des Raumes und der Zeit die andre, jeder Grad der Empfindung die ihn zunächst umgebenden fordert und herbeiführt, so ist, sobald der Ausdruck der einfachsten Ideenverknüpfung mit Klarheit und Bestimmtheit gelungen ist, auch der Wortfülle nach, ein Ganzes der Sprache vorhanden. Jedes Ausgesprochene bildet das Unausgesprochene, oder bereitet es vor.[1])

5.[2]) Es vereinigen sich also im Menschen zwei Gebiete, welche der Theilung bis auf eine übersehbare Zahl fester Elemente, der Verbindung dieser aber bis ins Unendliche fähig sind, und in welchen jeder Theil seine eigenthümliche Natur immer zugleich als Verhältniss zu den zu ihm gehörenden darstellt. Der Mensch besitzt die Kraft, diese Gebiete zu theilen, geistig durch Reflexion, körperlich durch Articulation, und ihre Theile wieder zu verbinden, geistig durch die Synthesis des Verstandes, körperlich durch den Accent, welcher die Silben zum Worte, und die Worte zur Rede vereint. Wie daher sein Bewusstseyn[3]) mächtig genug geworden ist, um sich diese beiden Gebiete mit der Kraft durchdringen zu lassen, welche dieselbe Durchdringung im Hörenden bewirkt,[4]) so ist er auch im Besitz des Ganzen beider Gebiete. Ihre wechselseitige Durchdringung kann nur durch eine und dieselbe Kraft geschehen, und diese nur vom Verstande ausgehen. Auch lässt sich die Articulation der Töne, der ungeheure Unterschied zwischen der Stummheit des Thiers, und der menschlichen Rede nicht physisch erklären.[5]) Nur die Stärke des Selbstbewusstseyns nöthigt der körperlichen Natur die scharfe Theilung, und feste Begränzung der Laute ab, die wir Articulation nennen.

---

[1]) *Nach „vor“ gestrichen: „Denn auch die Töne machen eine Reihe aus, deren Vollständigkeit einerseits durch die Sprachwerkzeuge, und ihre Art zu wirken, anderseits durch die Abstufung und Verbindung dieser Wirkungsarten gegeben und bedingt ist.“*

[2]) *„5“ verbessert aus „7“.*

[3]) *Nach „Bewusstsein“ gestrichen: „als vernunft- und sprachbegabtes Wesen“.*

[4]) *Nach „bewirkt“ gestrichen: „da kein Sprechen, ohne ein Verstehen, gedacht werden kann“.*

[5]) *Nach „erklären“ gestrichen: „Weder die Anatomie, noch Physiologie findet in dem körperlichen Bau Unterschiede, die hinreichend wären“.*

6.[1]) Die feinere Ausbildung hat sich schwerlich gleich an das erste Werden der Sprache angeschlossen. Sie setzt Zustände voraus, welche die Nationen erst in einer langen Reihe von Jahren durchgehen, und inzwischen wird gewöhnlich das Wirken der einen von dem Wirken andrer durchkreuzt. Dieses Zusammenfliessen mehrerer Mundarten ist eins der hauptsächlichsten Momente in der Entstehung der Sprachen; es sey nun, dass die neu hervorgehende mehr oder weniger bedeutende Elemente von den andren, sich mit ihr vermischenden empfange, oder dass, wie es bei der Verwilderung und Ausartung gebildeter Sprachen geschieht, des Fremden wenig hinzukomme, und nur der ruhige Gang der Entwicklung unterbrochen, die gebildete Form verkannt, und entstellt, und nach andren Gesetzen gemodelt und gebraucht werde.

7.[2]) Die Möglichkeit mehrerer, ohne alle Gemeinschaft unter einander, hervorgegangener Mundarten lässt sich im Allgemeinen nicht bestreiten. Dagegen giebt es auch keinen nöthigenden Grund, die hypothetische Annahme eines allgemeinen Zusammenhanges aller zu verwerfen.[3]) Kein Winkel der Erde ist so unzugänglich, dass er nicht Bevölkerung und Sprache habe anderswoher bekommen können; und wir vermögen nicht einmal über die, von der jetzigen vielleicht ganz verschiedene ehemalige Vertheilung der Meere und des festen Landes abzusprechen. Die Natur der Sprache selbst, und der Zustand des Menschengeschlechts, solange es noch ungebildet ist, befördern einen solchen Zusammenhang. Das Bedürfniss, verstanden zu werden, nöthigt, schon Vorhandenes und Verständliches aufzusuchen, und ehe die Civilisation die Nationen mehr vereinigt, bleiben die Sprachen lange im Besitz kleiner Völkerschaften, die, ebensowenig geneigt, ihre Wohnsitze dauernd zu behaupten, als fähig, sie mit Erfolg zu vertheidigen, sich oft gegenseitig verdrängen, unterjochen und vermischen, was natürlich auf ihre Sprachen zurückwirkt. Nimmt man auch keine gemein-

---

[1]) *„6" verbessert aus „8".*

[2]) *„7" verbessert aus „9".*

[3]) *Statt dieser zwei Sätze hieß es ursprünglich: „Es läßt sich als möglich denken, und es ist sogar wahrscheinlich, daß es ursprünglich, an verschiedenen Theilen des Erdbodens, mehrere, ohne einige mittelbare, oder unmittelbare Gemeinschaft, bloss aus der Sprachfähigkeit der Nationen, welchen sie angehörten, entstandene Sprachen gegeben hat. Allein von diesem Urzustande ist unsre Kunde durch eine unübersteigbare Kluft getrennt; in den dazwischen verstrichenen Jahrtausenden haben sich die Sprachen verbunden, gemischt, und umgewandelt."*

schaftliche Abstammung der Sprachen ursprünglich an, so mag doch leicht später kein Stamm unvermischt geblieben seyn.[1]) Es muss daher als Maxime in der Sprachforschung gelten, solange nach Zusammenhang zu suchen, als irgend eine Spur davon erkennbar ist, und bei jeder einzelnen Sprache wohl zu prüfen, ob sie aus Einem Gusse selbstständig geformt, oder in grammatischer, oder lexicalischer Bildung mit Fremdem, und auf welche Weise vermischt ist?[2])

8.[3]) Drei Momente also können zum Behuf einer prüfenden Zergliederung der Sprachen unterschieden werden:

die erste, aber vollständige Bildung ihres organischen Baues;
die Umänderungen durch fremde Beimischung, bis sie wieder zu einem Zustande der Stätigkeit gelangen;
ihre innere und feinere Ausbildung, wenn ihre äussere Umgränzung (gegen andre) und ihr Bau im Ganzen einmal unveränderlich feststeht.

---

[1]) *Statt „und wir vermögen — geblieben sein" hieß es ursprünglich: „wir vermögen nicht einmal hierüber verneinend abzusprechen, da vor Jahrtausenden eine ganz andre Vertheilung der Meere, und des festen Landes Statt gehabt haben kann, als die jetzige ist; wir haben also keinen nöthigenden Grund, die hypothetische Annahme eines allgemeinen Zusammenhanges aller Sprachen zu verwerfen.*

10. Die Natur der Sprache selbst aber befördert einen solchen Zusammenhang. Um einen neuen Begriff zu bezeichnen, bedienen wir uns einer neuen Anwendung, oder einer Umänderung eines schon vorhandenen Lautes. Da der Redende zum Zweck hat, verstanden zu seyn, so flieht er das Unbekannte, und knüpft das Neue an das schon Dagewesene an. Die Wörter, und ihre Geschlechter wandern von Jahrhundert zu Jahrhundert, und von Sprache in Sprache über. Vielen Wurzelwörtern kann man bis in die Sprachen des frühesten Alterthums folgen, und ihr Ursprung mag noch viel weiter hinter ihrem ersten Erscheinen für uns liegen. Selbst wenn die Sprachen keine gemeinschaftliche Abstammung haben, ist doch vielleicht späterhin kein Stamm unvermischt geblieben."

[2]) *Nach „ist" gestrichen: „Man kann zwar, auch ohne eine solche Prüfung, mit Recht vermuthen, dass keine sich ungemischt bis zu uns erhalten, und bei dem unendlichen Hin und Herziehen, und dem Fluten der Nationen durch einander in allen Welttheilen ihre ursprüngliche Eigenthümlichkeit rein bewahrt hat. Denn es liegt in dem Zustande des Menschengeschlechts, welcher der Civilisation vorhergieng, dass die Sprachen lange nur im Besitz kleiner Völkerstämme bleiben konnten, und wiederum dass diese, ebensowenig geneigt, ihre Wohnsitze dauernd zu behaupten, als fähig, sie mit Erfolg zu vertheidigen, sich oft gegenseitig verdrängen, unterjochen und vermischen mussten, was natürlich auch auf ihre Sprachen zurückwirkte. Allein wo die Spur der Vermischung sichtbar geblieben, ist es, zur Kenntniss der einzelnen Sprache, und zur Aufklärung der Ideen über die Entstehung der Sprachen überhaupt, wichtig, sie genau zu verfolgen."*

[3]) *„8" verbessert aus „11".*

Die beiden ersten lassen sich [1]) nicht mit Sicherheit von einander absondern. Aber einen entschiedenen und wesentlichen Unterschied begründet der dritte.[2]) Der Punkt, welcher ihn von den andren trennt, ist der der vollendeten Organisation, in welchem die Sprache im Besitz und freien Gebrauch aller ihrer Functionen ist, und über den hinaus sie in ihrem eigentlichen Bau keine Veränderungen mehr erleidet. Bei den Töchtersprachen der Lateinischen, bei der NeuGriechischen und bei der Englischen, welche für die Möglichkeit der Zusammensetzung einer Sprache aus sehr heterogenen Theilen eine der lehrreichsten Erscheinungen, und der dankbarsten Gegenstände für die Sprachuntersuchung ist, lässt sich die Organisationsperiode sogar geschichtlich verfolgen, und der Vollendungspunkt bis auf einen gewissen Grad ausmitteln; die Griechische finden wir, bei ihrem ersten Erscheinen, in einem, uns sonst bei keiner bekannten Grade der Vollendung, aber sie betritt, von diesem Moment an, von Homer bis auf die Alexandriner, eine Laufbahn fortschreitender Ausbildung; die Römische sehen wir einige Jahrhunderte hindurch gleichsam ruhen, ehe feinere und wissenschaftliche Cultur in ihr sichtbar zu werden beginnt.

9.[3]) Die hier versuchte Absonderung bildet zwei verschiedene Theile des vergleichenden Sprachstudiums, von deren gleichmässiger Behandlung die Vollendung desselben abhängt.[4]) [5]) Die Verschiedenheit der Sprachen ist das[6]) Thema, welches aus der Erfahrung, und an der Hand der Geschichte bearbeitet werden soll, und zwar in ihren Ursachen und ihren Wirkungen, ihrem Verhältniss zu der Natur, zu den Schicksalen, und den Zwecken der Menschheit. Die Sprachverschiedenheit tritt aber in doppelter Gestalt auf, einmal als naturhistorische Erscheinung, als unvermeidliche Folge der

---

[1]) *Nach „sich" gestrichen: „nach dem im Vorigen Gesagten".*

[2]) *„der dritte" verbessert aus „es, ob man die Sprache bloss in ihrem organischen Bau, in ihren zur Erreichung ihres Zwecks nothwendigen Eigenschaften, oder in der Ausbildung untersucht, welche den einmal organisirten das fernere Leben der Nation, und vor allem Wissenschaft, Literatur und Kunst ertheilen".*

[3]) *„9" verbessert aus „12".*

[4]) *Dieser Satz hieß ursprünglich: „Die Merkmale des hier gemachten Unterschiedes fliessen zwar in der Wirklichkeit manchmal zusammen, allein es war nothwendig, denselben zum Behuf des vergleichenden Sprachstudiums aufzustellen, weil er zwei durchaus verschiedene Theile desselben bildet, von deren gleichmässiger Behandlung die Vollendung desselben abhängt."*

[5]) *Vor „Die" gestrichen: „13".*

[6]) *Nach „das" gestrichen: „grosse".*

Verschiedenheit, und Absonderung der Völkerstämme,[1]) als Hinderniss der unmittelbaren Verbindung des Menschengeschlechts; dann als intellectuell-teleologische Erscheinung, als Bildungsmittel der Nationen,[2]) als Vehikel einer reicheren Mannigfaltigkeit, und grösseren Eigenthümlichkeit intellectueller Erzeugnisse, als Schöpferin einer, auf gegenseitiges Gefühl der Individualität gegründeten, und dadurch innigeren Verbindung des gebildeten Theils des Menschengeschlechts. Diese letzte Erscheinung ist nur der neueren Zeit eigen, dem Alterthum war sie bloss in der Verbindung der Griechischen und Römischen Literatur, und da beide nicht zu gleicher Zeit blühten, auch so nur unvollkommen bekannt.

10.[3]) Der Kürze wegen, will ich, mit Uebersehung der kleinen Unrichtigkeit, welche daraus entsteht, dass die Ausbildung auch auf den schon feststehenden Organismus Einfluss hat, und dass dieser, auch ehe er diesen Zustand erreichte, schon die Einwirkung jener erfahren haben kann, die beiden beschriebenen Theile des[4]) vergleichenden Sprachstudiums durch

die Untersuchung des Organismus der Sprachen, und
die Untersuchung der Sprachen im Zustande ihrer Ausbildung

bezeichnen.[5])

Der Organismus der Sprachen entspringt aus dem allgemeinen Vermögen und Bedürfniss des Menschen zu reden, und stammt von der ganzen Nation her; die Cultur einer einzelnen hängt von besondren Anlagen und Schicksalen ab, und beruht grossentheils auf nach und nach in der Nation aufstehenden Individuen. Der Organismus gehört zur Physiologie des intellectuellen Menschen,

---

[1]) *Nach „Völkerstämme" gestrichen: „und Nationen".*

[2]) *Nach „Nationen" gestrichen: „die nur in gleichmässigem Fortschreiten mit ihrer Sprache ihr geistiges Ziel erreichen".*

[3]) *„10" verbessert aus „14".*

[4]) *Nach „des" gestrichen: „allgemeinen".*

[5]) *Nach „bezeichnen" gestrichen: „Diese letzte lässt sich nur bei Sprachen anstellen, die eine Literatur besitzen. Denn die Ausbildung entsteht durch den Gebrauch, und in einer Sprache, die nicht zu schriftlicher, oder mündlicher Aufbewahrung ihrer Producte gelangt, geht das durch den Gebrauch Gewonnene zwar in die Sprache über, ist aber darin selten noch nach Zeit und Art seines Entstehens einzeln erkennbar.*

15. Der Unterschied zwischen diesen beiden Seiten, welche eine Sprache der Betrachtung darbieten kann, fällt schon bei geringer Ueberlegung in die Augen."

die Ausbildung zur Reihe der geschichtlichen Entwickelungen.[1]) Die Zergliederung der Verschiedenheiten des Organismus führt zur Ausmessung und Prüfung des Gebiets der Sprache und der Sprachfähigkeit des Menschen; die Untersuchung im Zustande höherer Bildung zum Erkennen der Erreichung aller menschlichen Zwecke durch Sprache.[2]) Das Studium des Organismus fordert, soweit, als möglich, fortgesetzte Vergleichung, die Ergründung des Ganges der Ausbildung Isoliren auf dieselbe Sprache, und Eindringen in ihre feinsten Eigenthümlichkeiten, daher jenes Ausdehnung, diese Tiefe der Forschung. Wer folglich diese beiden Theile der Sprachwissenschaft wahrhaft verknüpfen will, muss sich zwar mit sehr vielen verschiedenartigen, ja, wo möglich, mit allen Sprachen beschäftigen, aber immer von genauer Kenntniss einer einzigen, oder weniger ausgehen. Mangel an dieser Genauigkeit bestraft sich empfindlicher, als Lücken in der, doch nie ganz zu erreichenden Vollständigkeit. So bearbeitet kann das Erfahrungsstudium der Sprachvergleichung zeigen,[3]) auf welche verschiedene Weise der Mensch die Sprache zu Stande brachte, und welchen Theil der Gedankenwelt es ihm gelang in sie hinüberzuführen? wie die Individualität der Nationen darauf ein, und die Sprache auf sie zurückwirkte? Denn die Sprache, die durch sie erreichbaren Zwecke des Menschen überhaupt, das Menschengeschlecht in seiner fortschreitenden Entwicklung, und die einzelnen Nationen sind die vier Gegenstände, welche die vergleichende Sprachforschung in ihrem wechselseitigen Zusammenhang zu betrachten hat.

11.[4]) Ich behalte Alles, was den Organismus der Sprachen betrift, einer ausführlichen Arbeit vor, die ich über die Amerika-

---

[1]) *Nach „Entwicklungen" gestrichen: „welche den Charakter der Sprache und Nation bilden".*

[2]) *Nach „Sprache" gestrichen: „Die Einsicht in den Organismus ist der in den Bau des menschlichen Körpers, und seiner Lebensverrichtungen zu vergleichen; aus der Kenntniss des gebildeten Zustands geht die Anschauung und das Gefühl des Charakters sowohl der Sprache, als der Nation hervor."*

[3]) *„So — zeigen" verbessert aus „16. Der Mannigfaltigkeit der grammatischen Formen der einzelnen Sprachen liegt die allgemeine Grammatik, ihrem Wörtervorrathe die logische Eintheilung der allgemeinen, von der Erfahrung unabhängigen Begriffe, von der Tafel der Kategorien, und den allgemeinsten Verhältnissen der Zeit und des Raumes an, und die Gesammtheit historischer Kunde, und praktischer Wirksamkeit, verbunden mit jenen allgemeinen Begriffen, zum Grunde. Das Erfahrungsstudium der Sprachvergleichung muss zeigen".*

[4]) *„11" verbessert aus „17".*

nischen unternommen habe. Die Sprachen eines grossen, von einer[1]) Menge von Völkerschaften bewohnten und durchstreiften Welttheils, von dem es sogar zweifelhaft ist, ob er jemals mit andren in Verbindung gestanden hat, bieten für diesen Theil der Sprachkunde einen vorzüglich günstigen Gegenstand dar. Man findet dort, wenn man bloss diejenigen zählt, über welche man ausführlichere Nachrichten besitzt, etwa 30. noch so gut, als ganz unbekannte Sprachen, die man als eben so viel neue Naturspecies ansehen kann, und an welche sich eine viel grössere Anzahl anreihen lässt, von denen die Data unvollständiger sind. Es ist daher wichtig, diese sämmtlich genau zu zergliedern.[2]) Denn was der allgemeinen Sprachkunde noch vorzüglich abgeht, ist, dass man nicht hinlänglich in die Kenntniss der einzelnen Sprachen eingedrungen ist, da doch sonst die Vergleichung noch so vieler nur wenig helfen kann. Man hat genug zu thun geglaubt, wenn man einzelne abweichende Eigenthümlichkeiten der Grammatik anmerkte, und mehr, oder weniger zahlreiche Reihen von Wörtern mit einander verglich. Aber auch die Mundart der rohesten Nation ist ein zu edles Werk der Natur, um, in so zufällige Stücke zerschlagen, der Betrachtung fragmentarisch dargestellt zu werden. Sie ist ein organisches Wesen, und man muss sie, als solches, behandeln. Die erste Regel ist daher, zuvörderst jede bekannte Sprache[3]) in ihrem inneren Zusammenhange zu studiren, alle darin aufzufindende Analogien zu verfolgen, und systematisch zu ordnen,[4]) um dadurch die anschauliche Kenntniss der gramma-

---

[1]) *Nach „einer" gestrichen: „unübersehbaren".*

[2]) *Nach „zergliedern" gestrichen: „um die meisten bis jetzt zweifelhaft gebliebenen Punkte an ihnen zu prüfen".*

[3]) *Nach „Sprache" gestrichen: „soweit es die Hülfsmittel zulassen".*

[4]) *Nach „ordnen" gestrichen: „Die blosse Notiz, dass diese oder jene Sprachen keine Geschlechtsandeutung, keine Casus, kein Passivum, oder Medium haben, dass sie die Pronomina zur Bildung des Verbum am Anfang, oder am Ende anfügen, u. s. f., führt die Untersuchungen über die Sprache überhaupt, selbst über die Abstammung einzelner um Weniges weiter. Man kann diese Kenntniss höchstens mit der anatomischen des thierischen Körpers vergleichen, aus welcher auch bei weitem noch nicht die Einsicht in die Lebensverrichtungen desselben hervorgeht.*

Die Physiologie der Sprachen muss, um bei der Grammatik stehen zu bleiben, lehren, wie sie zum Zweck aller Sprache, zur Bildung des Satzes, und, durch Verknüpfung der Sätze, der Periode gelangen; damit hängt grösstentheils die grammatische Behandlung der Redetheile, die Formation, zusammen, diese aber weiter mit dem Lautsystem; erst die Zusammenstellung aller dieser be-

tischen Ideenverknüpfung in ihr, des Umfangs der bezeichneten Begriffe, der Natur dieser Bezeichnung, und des ihr beiwohnenden, mehr, oder minder lebendigen geistigen Triebes nach Erweiterung und Verfeinerung, zu gewinnen. Ausser diesen Monographien der ganzen Sprachen, fordert aber die vergleichende Sprachkunde andre einzelner Theile des Sprachbaues, z. B. des Verbum durch alle Sprachen hindurch. Denn alle Fäden des Zusammenhanges sollen durch sie aufgesucht, und verknüpft werden, und es gehen von diesen einige, gleichsam in der Breite, durch die gleichartigen Theile aller Sprachen, und andre, gleichsam in der Länge, durch die verschiedenen Theile jeder Sprache. Die ersten erhalten ihre Richtung durch die Gleichheit des Sprachbedürfnisses und Sprachvermögens aller Nationen, die letzten durch die Individualität jeder einzelnen. Durch diesen doppelten Zusammenhang erst wird erkannt, in welchem Umfang der Verschiedenheiten das Menschengeschlecht, und in welcher Consequenz ein einzelnes Volk seine Sprache bildet, und beide, die Sprache, und der Sprachcharakter der Nationen, treten in ein helleres Licht, wenn man die Idee jener in so mannigfaltigen individuellen Formen ausgeführt, diesen zugleich der Allgemeinheit, und seinen Nebengattungen gegenübergestellt erblickt. Die wichtige Frage, ob und wie sich die Sprachen, ihrem inneren Bau nach, in Classen, wie etwa die Familien der Pflanzen, abtheilen lassen, kann nur auf diese Weise gründlich beantwortet werden. Das bisher darüber Gesagte bleibt, wie scharfsinnig es geahndet seyn möchte, ohne strengere factische Prüfung, dennoch nur Muthmassung. Die Sprachkunde, von der hier die Rede ist, darf sich aber nur auf Thatsachen, und ja nicht auf einseitig und unvollständig gesammelte stützen. Auch zu der Beurtheilung der Abstammung der Nationen von einander nach ihren Sprachen müssen die Grundsätze durch eine noch immer mangelnde genaue Analyse solcher Sprachen und Mundarten gefunden werden, deren Verwandtschaft anderweitig historisch erwiesen ist. Solange man nicht auch in diesem Felde vom Bekannten zum Unbekannten fortschreitet, befindet man sich auf einer schlüpfrigen und gefährlichen Bahn.[1])

---

dingenden, und veranlassenden Umstände, dieser nothwendigen, oder zufälligen Analogien machen das grammatische System der Sprache aus."

[1]) Statt der drei letzten Sätze stand ursprünglich folgender Abschnitt: „18. Ich habe jetzt nur von dem grammatischen Theile der Sprachen geredet;

12.[1]) Wie genau und vollständig man aber auch die Sprachen in ihrem Organismus untersuche, so entscheidet, wozu sie vermittelst desselben werden können, erst ihr Gebrauch. Denn was der zweckmässige Gebrauch dem Gebiet der Begriffe abgewinnt, wirkt auf sie bereichernd und gestaltend zurück. Daher zeigen

---

allein der lexicalische fordert, wenn der Organismus der Sprache auch von dieser Seite klar werden soll, eine viel systematischere, und diesem Zweck mehr angepasste Methode. Die bisher meistentheils angewandte ist, selbst für die Beurtheilung der Verwandtschaft der Sprachen durch Etymologie, wenig genügend. Ehe man zwei Wörter von zwei Sprachen etymologisch mit einander sicher vergleichen kann, müssen sie erst jedes in seiner eignen etymologisch festgestellt seyn. Dazu aber gehört aufs wenigste, dass man wisse, was sie ursprünglich, was in erweiterter Anwendung bedeuten. Bei den jetzt so oft beliebten Zusammenstellungen von Wörtern für Sonne, Mond, Erde, Auge u. s. f. ist zu wetten, und in unzähligen Fällen nachzuweisen, dass man zusammengesetzte und metaphorische Ausdrücke mit einfachen und eigentlichen, daher völlig Unähnliches mit einander vergleicht. Es ist überhaupt zu bedauern, dass es in der Etymologie zwar sehr viel gewagte, und bloss auf scharfsinnigem Rathen beruhende Einfälle giebt, dagegen noch sehr an zweckmässigen, allein freilich nur durch ihren Nutzen und ihre Mühsamkeit verdienstlichen Arbeiten fehlt. So kenne ich noch nicht einmal eine Zusammenstellung der Wörter des Italiänischen, oder Französischen, die aus dem Lateinischen, oder andren Sprachen herstammen, nicht einmal der des Lateinischen selbst, die unbezweifelt Griechischen Ursprungs sind, und derer, die man vergebens foltert, um sie auf diese Weise abzuleiten. Bei solchen Arbeiten wäre vorzüglich zu empfehlen, nur das irgend Gewisse aufzufassen, und alles sehr Zweifelhafte in Eine Classe der Unbekannten zusammenzuwerfen. Es schadet viel weniger, eine Menge von Fällen unentschieden zu lassen, als den Geist und die Methode des Studiums durch Zulassung von Vermuthungen, und blossen Einfällen zu verrücken, und zu verderben. Man thut immer wohl, das Gebiet dieser Sprachuntersuchungen, als ein naturhistorisches zu betrachten, auf dem nur die Erfahrung, d. i. hier die Evidenz, oder die Induction aus zahlreichen Fällen ein Urtheil begründen darf. Dass jeder etymologischen Vergleichung in zwei Sprachen die Untersuchung des Lautsystems beider vorausgehen müsste, versteht sich von selbst. Die üblichen Veränderungen der Buchstaben, ihr Gebrauch müssen bekannt seyn; denn bei verschiedenen Lautsystemen ersetzen sich verwandte Buchstaben manchmal gegenseitig, und gelten dadurch, etymologisch genommen, gleich. Die verschiedenen Arten und Grade der Verwandtschaft müssten auch im Allgemeinen festgestellt werden, welches zwei abgesonderte Arbeiten erfordert, eine Aufzählung der verschiedenartigen Fälle, wie geschichtlich nachzuweisen ist, dass Nationen sich getrennt, verbunden, verzweigt und vermischt haben, und eine genaue Analyse der Sprachen und Mundarten, deren Verwandtschaft unbestritten ist. Solange man nicht auf diese Weise aus dem Bekannten sichere Erfahrungssätze abgezogen hat, befindet man sich bei der Beurtheilung des Unbekannten auf einer schlüpfrigen und gefährlichen Bahn."

[1]) *„12" verbessert aus „19".*

erst solche Untersuchungen, als sich vollständig nur bei den gebildeten anstellen lassen, ihre Angemessenheit zur Erreichung der Zwecke der Menschheit.[1]) Hierin also liegt der Schlussstein der Sprachkunde, ihr Vereinigungspunkt mit Wissenschaft und Kunst. Wenn man sie nicht bis dahin fortführt, nicht die Verschiedenheit des Organismus in der Absicht betrachtet, dadurch die Sprachfähigkeit in ihren höchsten und mannigfaltigsten Anwendungen zu ergründen, so bleibt die Kenntniss einer grossen Anzahl von Sprachen doch höchstens für die Ergründung des Sprachbaues überhaupt, und für einzelne historische Untersuchungen fruchtbar, und schreckt den Geist nicht mit Unrecht von dem Erlernen einer Menge von Formen, und Schällen zurück, die am Ende doch immer zu demselben Ziel führen, und dasselbe, nur mit andrem Klange, bedeuten. Abgesehen vom unmittelbaren Lebensgebrauch, behält dann nur das Studium derjenigen Sprachen Wichtigkeit, welche eine Literatur besitzen, und es wird der Rücksicht auf diese untergeordnet, wie es der ganz richtig gefasste Gesichtspunkt der Philologie ist, insofern man dieselbe dem allgemeinen Sprachstudium entgegensetzen kann, welches diesen Namen führt, weil

---

[1]) *Statt dieser drei Sätze hieß es ursprünglich:*

„19. Dies alles habe ich jedoch nur berührt, um ungefähr anzudeuten, in welchem Sinne ich glaube, dass die Untersuchung des Organismus der Sprachen genommen werden müsse. Denn sonst würde noch sehr Vieles über die Methode des grammatischen und lexicalischen Theils zu bemerken, vorzüglich aber bei dem letzten auszuführen gewesen seyn, wie durch die verbundene Betrachtung des Lautsystems, der Wortbildung durch Ableitung und Zusammensetzung, und der Uebertragung von Begriffen auf Begriffe zu prüfen ist, inwiefern eine Sprache erlaubt und einladet, einen grösseren, oder geringeren Theil der Sinnen- und Gedankenwelt in den Kreis ihrer Darstellung hinüberzuziehen, und mit welchem Grade der Bestimmtheit für den Verstand, und der Klarheit und Lebendigkeit für die Anschauung und die Phantasie ihr dies gelingt? Doch gehört die letzte mehr zu der Verschiedenheit der gebildeten Sprachen, bei der ich jetzt allein stehen bleibe.

20. Solange man sich nur mit dem Organismus der Sprachen beschäftigt, betrachtet man sie bloss als Werkzeuge zu möglichem Gebrauch. Was aus ihnen werden kann, muss erst dieser entscheiden. Der zweckmässige Gebrauch wird aber für sie immer zur Bildung; was sie im Gebiet der Begriffe erwerben, wirkt auf sie bereichernd zurück. Alle Folgerungen aus der Vergleichung des Organismus der Sprachen sind unmittelbar nur für die Einsicht in die Sprache selbst wichtig; erst solche Untersuchungen, als sich vollständig nur bei den gebildeten anstellen lassen, zeigen ihre Angemessenheit zur Erreichung der Zwecke der Menschheit von den am meisten untergeordneten bis zu den höchsten."

es die Sprache im Allgemeinen zu ergründen strebt, nicht weil es alle Sprachen umfassen will, wozu es vielmehr nur wegen jenes Zweckes genöthigt wird.[1])

13.[2]) Werden wir nun aber so zu den gebildeten Sprachen hingedrängt,[3]) so fragt es sich zuvörderst, ob jede Sprache der gleichen, oder nur irgend einer bedeutenden Cultur fähig ist? oder ob es Sprachformen giebt, die nothwendig erst hätten zertrümmert werden müssen, ehe die Nationen hätten die höheren Zwecke der Menschheit durch Rede erreichen können? Das Letztere ist das Wahrscheinlichste.[4]) Die Sprache muss zwar, meiner vollesten Ueberzeugung nach, als[5]) unmittelbar in den Menschen gelegt angesehen werden; denn als Werk seines Verstandes in der Klarheit des Bewusstseyns ist sie durchaus unerklärbar. Es hilft nicht, zu ihrer Erfindung Jahrtausende und abermals Jahrtausende einzuräumen. Die Sprache liesse sich nicht erfinden, wenn nicht ihr Typus schon in dem menschlichen Verstande vorhanden wäre.[6]) Damit der Mensch nur ein einziges Wort wahrhaft, nicht als blossen sinnlichen Anstoss,[7]) sondern als articulirten, einen Begriff bezeichnenden Laut verstehe, muss schon die Sprache ganz, und im Zusammenhange in ihm liegen. Es giebt nichts Einzelnes in

---

[1]) *Nach „wird" gestrichen: „Nur über diejenigen Sprachen, welche den Punkt ihrer Vollendung erreicht haben, lässt sich ein vollgültiges Urtheil fällen; was daher von der möglichen Erweiterung und Verfeinerung der Sprachen überhaupt soll ausgesagt werden können, muss an den vollendeten, d. i. den gebildeten, geprüft werden. Freilich versteht es sich von selbst, dass eine lebende Sprache, ohne Möglichkeit absoluten Stillstandes, sich immerfort entweder ihrer Vollendung nähert, oder davon herabsinkt, nicht anders, als der intellectuelle und moralische Mensch selbst. Allein die Punkte ihres festen Organismus und ihrer vollendeten Ausbildung lassen sich doch relativ, und im Ganzen bestimmen, und nur davon kann hier die Rede seyn."*

[2]) *„13" verbessert aus „20".*

[3]) *„Werden — hingedrängt" verbessert aus „Da wir eine grosse Menge von Sprachen kennen, welche niemals irgend einen Grad der Bildung erreicht haben".*

[4]) *Dieser Satz hieß ursprünglich: „Sowohl die Natur der Sache, als die Betrachtung mehrerer bestehenden Sprachen macht das Letzte in hohem Grade wahrscheinlich."*

[5]) *Nach „als" gestrichen: „von Gott".*

[6]) *Nach „wäre" gestrichen: „Gemeinschaftliches Aufbauen derselben von ihren Elementen an durch allmähliges Zeigen und Deutlichmachen der Gegenstände ist durchaus unausführbar."*

[7]) *Nach „Anstoss" gestrichen: „wie das Thier den Zuruf, oder den Peitschenknall"*

der Sprache, jedes ihrer Elemente[1]) kündigt sich nur als Theil eines Ganzen an. So natürlich die Annahme allmähliger Ausbildung der Sprachen ist, so konnte die Erfindung nur mit Einem Schlage geschehen.[2]) Der Mensch ist nur Mensch durch Sprache; um aber die Sprache zu erfinden, müsste er schon Mensch seyn. So wie man wähnt, dass dies allmählig und stufenweise, gleichsam umzechig, geschehen, durch einen Theil mehr erfundner Sprache der Mensch mehr Mensch werden, und durch diese Steigerung wieder mehr Sprache erfinden könne, verkennt man die Untrennbarkeit des menschlichen Bewusstseyns, und der menschlichen Sprache, und die Natur der Verstandeshandlung, welche zum Begreifen eines einzigen Wortes erfordert wird, aber hernach hinreicht, die ganze Sprache zu fassen. Darum aber darf man sich die Sprache nicht als etwas fertig Gegebenes denken, da sonst ebensowenig zu begreifen wäre, wie der Mensch die gegebene verstehen, und sich ihrer bedienen könnte. Sie geht nothwendig aus ihm selbst hervor, und gewiss auch nur nach und nach, aber so, dass ihr Organismus nicht zwar, als eine todte Masse, im Dunkel der Seele liegt, aber als Gesetz die Functionen der Denkkraft bedingt, und mithin das erste Wort schon die ganze Sprache antönt und voraussetzt. Wenn sich daher dasjenige, wovon es eigentlich nichts Gleiches im ganzen Gebiete des Denkbaren giebt, mit etwas andrem vergleichen lässt, so kann man an den Naturinstinct der Thiere erinnern, und die Sprache einen intellectuellen der Vernunft nennen. So wenig sich der Instinct der Thiere aus ihren geistigen Anlagen erklären lässt, ebensowenig kann man für die Erfindung der Sprachen Rechenschaft geben aus den Begriffen, und dem Denkvermögen der rohen und wilden Nationen, welche ihre Schöpfer sind. Ich habe mir daher nie vorstellen können, dass ein sehr consequenter, und in seiner Mannigfaltigkeit künstlicher Sprachbau grosse Gedankenübung voraussetzen, und eine verloren gegangene Bildung beweisen sollte. Aus dem rohesten Naturstande kann eine solche Sprache, die selbst Product der Natur, aber der Natur der menschlichen Vernunft ist, hervor-

---

[1]) *Nach „Elemente“ gestrichen: „man möge es grammatisch, oder lexicalisch betrachten“.*

[2]) *Dieser Satz hieß ursprünglich: „Die Sprache entsteht daher, wie auch im Vorigen gesagt worden, nur auf einmal. Die Annahme eigentlicher und allmähliger Aufbauung der Sprachen verwickelt auch sonst in Widersprüche.“*

gehen.[1]) Consequenz, Gleichförmigkeit, auch bei verwickeltem Bau, ist überall Gepräge der Erzeugnisse der Natur, und die Schwierigkeit, sie hervorzubringen, ist nicht die hauptsächlichste. Die wahre der Spracherfindung liegt nicht sowohl in der Aneinanderreihung und Unterordnung einer Menge sich auf einander beziehender Verhältnisse, als vielmehr in der unergründlichen Tiefe der einfachen Verstandeshandlung, die überhaupt zum Verstehen und Hervorbringen der Sprache auch in einem einzigen ihrer Elemente gehört. Ist dies gegeben, so folgt alles Uebrige von selbst, und es kann nicht erlernt werden, muss ursprünglich im Menschen vorhanden seyn.[2]) Der Instinct des Menschen aber ist minder gebunden, und lässt dem Einflusse der Individualität Raum. Daher kann das Werk des Vernunftinstincts zu grösserer oder geringerer Vollkommenheit gedeihen, da das Erzeugniss des thierischen eine stätigere Gleichförmigkeit bewahrt, und es widerspricht nicht dem Begriffe der Sprache, dass einige in dem Zustande, in welchem sie uns erscheinen, der vollendeten Ausbildung wirklich unfähig wären. Die Erfahrung bei Uebersetzungen aus sehr verschiedenen Sprachen, und bei dem Gebrauche der rohesten und ungebildetsten zur Unterweisung in den geheimnissvollsten Lehren einer geoffenbarten Religion zeigt zwar, dass sich, wenn auch mit grossen Verschiedenheiten des Gelingens, in jeder jede Ideenreihe ausdrücken lässt. Dies aber ist bloss eine Folge der allgemeinen Verwandtschaft aller, und der Biegsamkeit der Be-

---

[1]) *Nach „hervorgehen“ gestrichen: „Anomalie, häufiges Abreissen der Fäden des Zusammenhanges kann allerdings zufällige Störungen, geschichtliche Ereignisse, Einmischen menschlicher Bildung, welche das überflüssig Scheinende wegwirft, andeuten. Allein“.*

[2]) *Statt dieser zwei Sätze hieß es ursprünglich: „Sie ist eben so gross bei dem einfachen Zusammenfassen eines Begriffs in einem Wort zum Behufe der Rede, und die Vernunft, die dieses vermag, vermöchte eben so gut jenes. Man würde also einen Culturzustand auch dazu, folglich vor der Sprache selbst annehmen müssen. Auf der andren Seite kann aber die Sprache auch ebensowenig etwas fertig Gegebenes seyn. Denn sonst wäre dieselbe Schwierigkeit vorhanden, zu begreifen, wie der Mensch die gegebene verstehen, und sich ihrer bedienen könnte. Soviel sich also das ausser aller Erfahrung Liegende, und doch nicht bloss durch den Gedanken Erreichbare fassen lässt, muss die Sprache aus dem Menschen, wie ein Naturinstinct der Vernunft hervorgehen, zwar allerdings nach und nach, aber so, dass das erste gesprochene Wort schon die ganze Sprache antönt und voraussetzt. Allein wie der Mensch in Allem sich vom Thiere unterscheidet, so ist auch sein Instinct minder . . . .“*

griffe, und ihrer Zeichen. Für die Sprachen selbst und ihren Einfluss auf die Nationen beweist nur was aus ihnen natürlich hervorgeht; nicht das, wozu sie gezwängt werden können, sondern das, wozu sie einladen und begeistern.

14.[1]) Den Gründen der Unvollkommenheit einiger Sprachen mag die historische Prüfung im Einzelnen nachforschen.[2]) Dagegen muss ich hier eine andre Frage anknüpfen:[3]) ob nemlich irgend eine Sprache zur vollendeten Bildung reif ist, ehe sie nicht mehrere Mittelzustände, und gerade solche durchgangen ist, durch welche die ursprüngliche Vorstellungsweise dergestalt gebrochen wird, dass die anfängliche Bedeutung der Elemente nicht mehr völlig klar ist? Die merkwürdige Beobachtung, dass eine charakteristische Eigenschaft der rohen Sprachen Consequenz, der gebildeten Anomalie in vielen Theilen ihres Baues ist, und auch aus der Natur der Sache geschöpfte Gründe machen dies wahrscheinlich. Das durch die ganze Sprache herrschende Princip ist Articulation; der wichtigste Vorzug jeder feste und leichte Gliederung; diese aber setzt einfache, und in sich untrennbare Elemente voraus. Das Wesen der Sprache besteht darin, die Materie der Erscheinungswelt in die Form der Gedanken zu giessen; ihr ganzes Streben ist formal, und da die Wörter die Stelle der Gegenstände vertreten, so muss auch ihnen, als Materie, eine Form entgegenstehen, welcher sie unterworfen werden. Nun aber häufen die ursprünglichen Sprachen gerade eine Menge von Bestimmungen in dieselbe Silbengruppe, und sind sichtbar mangelhaft in der Herrschaft der Form. Ihr einfaches Geheimniss, welche. den Weg anzeigt, auf welchem man sie, mit gänzlicher Vergessenheit unsrer Grammatik, immer zuerst zu enträthseln versuchen muss, ist, das in sich Bedeutende unmittelbar an einander zu reihen. Die Form wird in Gedanken hinzu verstanden, oder durch ein in sich bedeutendes Wort, das man auch als solches nimmt, mithin als Stoff, gegeben. Auf der zweiten grossen Stufe des Fortschreitens weicht

---

[1]) *„14“ verbessert aus „21“.*

[2]) *Dieser Satz hieß ursprünglich: „Worin dies aber liegt, wie es erkannt werden kann, woraus es entspringt, dies ist in der Sprachwissenschaft aus Erfahrung, von der ich hier allein rede, wieder die Sache der historischen Prüfung auszumachen.“*

[3]) *Nach „anknüpfen“ gestrichen: „auf welche mehrere Beobachtungen führen, und die sich auch aus allgemeinen Begriffen rechtfertigen lässt“.*

die stoffartige Bedeutung dem formalen Gebrauch, und es entstehen daraus grammatische Beugungen, und Wörter grammatischer, also formaler Bedeutung. Aber die Form wird nur da angedeutet, wo sie durch einen einzelnen, im Sinn der Rede liegenden Umstand, gleichsam materiell, nicht wo sie durch die Ideenverknüpfung formal gefordert wird. Der Plural wird wohl als Vielheit, aber der Singular nicht gerade als Einzelnes, sondern nur als der Begriff überhaupt gedacht, Verbum und Nomen fallen zusammen, wo nicht gerade Person, oder Zeit auszudrücken ist; die Grammatik waltet noch nicht in der Sprache, sondern tritt nur im Fall des Bedürfnisses auf. Erst wenn kein Element mehr, als formlos, gedacht, und der Stoff, als Stoff, ganz in der Rede besiegt wird, ist die dritte Stufe erstiegen, welche aber insofern, dass auch in jedem Element die Form hörbar angedeutet wäre, kaum die gebildetsten Sprachen erreichen, obgleich darauf erst die Möglichkeit architektonischer Eurythmie im Periodenbau beruht. Auch ist mir keine bekannt, deren grammatische Formen nicht noch, selbst in ihrer höchsten Vollendung, unverkennbare Spuren der ursprünglichen SilbenAgglutination an sich trügen. Solange nun auf den früheren Stufen das Wort, als mit seiner Modification zusammengesetzt, nicht als in seiner Einfachheit modificirt erscheint, fehlt es an der leichten Trennbarkeit der Elemente, und wird der Geist durch die Schwerfälligkeit des Bedeutenden, mit der jedes Grundtheilchen auftritt, niedergedrückt, nicht durch Gefühl des Formalen wieder zu formalem Denken angeregt. Der dem Naturstande noch nahe stehende Mensch verfolgt auch eine einmal angenommene Vorstellungsweise leicht zu weit, denkt jeden Gegenstand, und jede Handlung mit allen ihren Nebenumständen, trägt dies in die Sprache über, und wird nachher wieder von ihr, da der lebendige Begriff doch in ihr zum Körper erstarrt, überwältigt.[1]) Dies nun auf das wahre Maass zurückzuführen, und die Kraft des materiell Bedeutenden zu mindern, ist Kreuzung der Nationen und Sprachen durch einander ein höchst wirksames Mittel. Eine neue Vorstellungsweise gesellt sich zu der bisherigen, die sich vermischenden Stämme kennen gegenseitig nicht die einzelne Zu-

---

[1]) *Dieser Satz hieß ursprünglich: „Auch verfolgt eine Sprache eine einmal angenommene Vorstellungsweise leicht zu weit, und vermuthlich sind die rohen und ungebildeten leicht in diesem Fall, deren Fehler viel mehr übergrosse Consequenz, als regellose Anomalie ist.“*

sammensetzung der Wörter ihrer Mundarten, sondern nehmen sie bloss als Formeln im Ganzen auf, das Unbequemere und Schwerfälligere weicht, bei der Möglichkeit der Wahl, dem Leichteren und Fügsameren, und da Geist und Sprache nicht mehr so einseitig verwachsen sind, so übt jener eine freiere Gewalt über diese aus. Der ursprüngliche Organismus wird allerdings gestört, aber die neu hinzutretende Kraft ist wieder eine organische, und so wird das Gewebe ununterbrochen, nur nach grösserem und mannigfaltigerem Plane fortgesetzt.[1]) Das anscheinend verwirrte und wilde Durcheinanderziehen der Völkerstämme der Urzeit bereitete also die Blüthe der Rede, und des Gesanges in lange darauf folgenden Jahrhunderten vor.[2])

15.[3]) Auf die eben berührte Unvollkommenheit einiger Sprachen darf aber hier nicht gesehen werden.[4]) Nur durch die Prüfung gleich vollkommener, oder doch solcher, deren Unterschied nicht bloss dem Grade nach gemessen werden kann, lässt sich die allgemeine Frage beantworten, wie die Verschiedenheit der Sprachen überhaupt im Verhältniss zur Bildung des Menschengeschlechts anzusehen ist? ob nur als ein zufälliger, das Leben der Nationen begleitender Umstand, der aber mit Geschicklichkeit und Glück benutzt werden kann, oder als ein nothwendiges, sonst durch nichts zu ersetzendes Mittel zur Bearbeitung des Ideengebiets? Denn zu diesem neigen sich alle Sprachen, wie convergirende Strahlen, und ihr Verhältniss zu ihm, als ihrem gemeinschaftlichen Inhalt, ist daher der Endpunkt unsrer Untersuchung.[5]) Kann

---

[1]) *Dieser Satz hieß ursprünglich: „Da beständig wieder eine neu organisirende Kraft hinzutritt, so wird der gestörte Organismus immer gleich wieder, und durch den Reichthum hinzugekommener Elemente besser hergestellt, als er vorher war.“*

[2]) *Dieser Satz hieß ursprünglich: „Wenn man dies als richtig annehmen darf, so sieht man, wie das . . . . vorbereitete.“*

[3]) *„15“ verbessert aus „22“.*

[4]) *Statt dieses Satzes hieß es ursprünglich: „Auch unter den gebildeten Sprachen ist unläugbar ein Unterschied grösserer und geringerer Vollkommenheit, und nicht bloss jede Art, sondern auch nicht jeder Grad der Vollendung ist in allen erreichbar. Allein diese einzelnen gleichsam nicht gelungenen Versuche können nicht zur Beurtheilung dessen dienen, was der Mensch durch Sprache vermag.“*

[5]) *Nach „Untersuchung“ gestrichen: „23. Die Sprachen sind aber nicht bloss Darstellungen der Gegenstände, und Gedanken, sondern auch Beförderungsmittel des Erkennens und Erzeugens derselben; ihr Verhältniss zum Object ist*

dieser Inhalt von der Sprache unabhängig, oder ihr Ausdruck für ihn gleichgültig gemacht werden, oder sind beide dies schon von selbst, so hat die Ausbildung und das Studium der Verschiedenheit der Sprachen nur eine bedingte und untergeordnete, im entgegengesetzten Fall aber eine unbedingte, und entscheidende Wichtigkeit.

16.[1]) Am sichersten wird dies beurtheilt an der Vergleichung des einfachen Worts mit dem einfachen Begriff. Das Wort macht zwar nicht die Sprache aus, aber es ist doch der bedeutendste Theil derselben, nemlich das, was in der lebendigen Welt das Individuum.[2]) Es ist auch schlechterdings nicht[3]) gleichgültig, ob eine Sprache umschreibt, was eine andre durch Ein Wort ausdrückt; nicht bei grammatischen Formen, da diese bei der Umschreibung,[4]) gegen den Begriff einer blossen Form, nicht mehr als modificirte Ideen, sondern als die Modification angebende erscheinen; aber auch nicht in der Bezeichnung der Begriffe. Das[5]) Gesetz der Gliederung leidet nothwendig, wenn dasjenige, was sich im Begriff als Einheit darstellt, nicht ebenso im Ausdruck erscheint,

---

also, ausser dem in ihnen selbst liegenden unmittelbaren, auch noch ein subjectives, vom Gebrauche abhängiges mittelbares. Wenn auch in sich jede Sprache gleich tauglich wäre, jeden Begriff, und jede Ideenreihe darzustellen, so könnte doch eine, oder die andre angemessener auf den menschlichen Geist überhaupt, oder auf diese, oder jene Nation insbesondre einwirken, Begriffe aufzufassen, und Ideenreihen zu erzeugen. Dass dies nun wirklich der Fall sey, und dass vorzüglich eine Nation nur dann grosse und geniale geistige Fortschritte macht, wenn ihre eigenthümliche Sprache den dazu nöthigen Grad der Bildung erlangt hat, wird leicht jeder zugeben, und es würde überflüssig seyn, sich dabei aufzuhalten. Es kommt daher hier nur auf das wirkliche und unmittelbare Verhältniss der Sprache zu ihrem Inhalte an, nicht auf den Grad, in welchem sie den Geist zur Thätigkeit aufregt.“

[1]) *„16“ verbessert aus „24“.*

[2]) *Nach „Individuum“ gestrichen: „Es kann unter Gattungen begriffen, mit andren in Reihen sinnvoll zusammengestellt werden. Man kann in der Zergliederung des Inhalts der Sprache nur bis auf das Wort zurückgehen, da die Theile des Worts, insofern sie nicht selbst Wörter ausmachen, der eignen Bedeutung ermangeln; es besitzt Einheit und bestimmte Gestalt, innerlich durch den Begriff, den es ausdrückt, äusserlich durch seinen Laut und Accent; es steht in Verwandtschafts- und Abstammungsverhältnissen mit andren Wörtern, und kann sein Geschlecht aus sich fortpflanzen.“*

[3]) *Nach „nicht“ gestrichen: „wie man wohl manchmal wähnt“.*

[4]) *Nach „Umschreibung“ gestrichen: „zum Nachtheil der Bestimmtheit und Leichtigkeit des Ausdrucks, und“.*

[5]) *Nach „Das“ gestrichen: „grosse, die ganze Sprache beherrschende“.*

und die ganze lebendige Wirksamkeit des Worts, als Individuum, fällt für den Begriff weg, dem es an einem solchen Ausdrucke fehlt. Dem Verstandesact, welcher die Einheit des Begriffes hervorbringt, entspricht, als sinnliches Zeichen, die des Worts, und beide müssen einander im Denken durch Rede möglichst nahe begleiten. Denn wie die Stärke der Reflexion Trennung und Individualisirung der Töne durch Articulation hervorbringt, so muss diese wieder trennend und individualisirend auf den Gedankenstoff zurückwirken, und es ihm möglich machen, vom Ungeschiedenen ausgehend, und zum Ungeschiedenen, der absoluten Einheit, hinstrebend, diesen Weg durch Trennung zurückzulegen.[1])

17.[2]) Das Denken ist aber nicht bloss abhängig von der Sprache überhaupt, sondern, bis auf einen gewissen Grad, auch von jeder einzelnen bestimmten. Man hat zwar die Wörter der verschiedenen Sprachen mit allgemein gültigen Zeichen vertauschen wollen, wie dieselben die Mathematik in den Linien, Zahlen, und der Buchstabenrechnung besitzt. Allein es lässt sich damit nur ein kleiner Theil der Masse des Denkbaren erschöpfen, da diese Zeichen, ihrer Natur nach, nur auf solche Begriffe passen, welche durch blosse Construction erzeugt werden können, oder sonst rein

---

[1]) *Statt dieser zwei Sätze hieß es ursprünglich: „Nimmt man nun aber ein Wort, mit seinem Begriff, so kann der letzte, wenn demselben nicht ein in der Wirklichkeit vorzuzeigender Gegenstand entspricht, ohne das Wort nur durch Definition mitgetheilt werden, oder durch Versetzung des Vermögens der Anschauung, oder Empfindung in den Zustand, welcher ihn zu erzeugen erfordert wird. Beide Methoden geben nicht den Begriff selbst, als solchen, die erste nur seine Bestandtheile, die letzte das, ihm in der inneren Wahrnehmung entsprechende wirkliche Object. Um beides in den Begriff zu verwandeln, ist eine neue Handlung des Verstandes, eine Synthesis nothwendig, welche das einzeln Wahrgenommene in Einheit verknüpft, und das real empfundene Seyn in ein ideales verwandelt. Das sinnliche Mittel, diese Synthesis zu bewirken, das, woran sie sich in jedem Augenblick leicht und mühelos wiederholen lässt, ist das Wort; Einheit des Begriffs und des Worts fallen also im Denken und Reden genau zusammen. Ueberhaupt aber, und dies braucht nicht erst hier bewiesen zu werden, ist alles Denken, ohne Sprache, dunkel und in einander fliessend; wie die Stärke der Reflexion im thierischen Körper, ihn zur Menschheit erhebend, die Articulation der Töne hervorbringt, so macht erst wieder diese, als körperliches Mittel, und sinnliches Zeichen, das Trennen, Heften und Individualisiren des Gedankenstoffs möglich, der, von Ungeschiedenem ausgehend, und zum Ungeschiedenen, der absoluten Einheit, hinstrebend, diesen Weg nur durch Trennung zurücklegen konnte.“*

[2]) *„17“ verbessert aus „25“.*

durch den Verstand gebildet sind.[1]) Wo aber[2]) der Stoff innerer Wahrnehmung, und Empfindung zu Begriffen[3]) gestempelt werden soll, da kommt es auf das individuelle Vorstellungsvermögen des Menschen an, von dem seine Sprache unzertrennlich ist.[4]) Alle Versuche, in die Mitte der verschiedenen einzelnen allgemeine Zeichen für das Auge, oder das Ohr zu stellen, sind nur abgekürzte Uebersetzungsmethoden, und es wäre ein thörichter Wahn, sich einzubilden, dass man dadurch, ich sage nicht, aus aller Sprache, sondern auch nur aus dem bestimmten und beschränkten Kreise seiner eigenen hinausträte. Es lässt sich zwar allerdings ein solcher Mittelpunkt aller Sprachen suchen, und wirklich finden, und es ist nothwendig, ihn, auch bei dem vergleichenden Sprachstudium, sowohl dem grammatischen, als lexicalischen Theile, nicht aus den Augen zu verlieren. Denn in beiden giebt es eine Anzahl von Dingen, welche ganz *a priori* bestimmt, und von allen Bedingungen einer besondren Sprache getrennt werden können. Dagegen giebt es eine weit grössere Menge von Begriffen, und auch grammatischen Eigenheiten, die so unlösbar in die Individualität ihrer Sprache verwebt sind, dass sie weder am blossen Faden der inneren Wahrnehmung zwischen allen schwebend erhalten, noch, ohne Umänderung, in eine andre übertragen werden können. Ein sehr bedeutender Theil des Inhalts jeder Sprache

---

[1]) *Statt dieser drei Sätze hieß es ursprünglich: „Indess ist es nicht meine Absicht, hier von der Abhängigkeit des Denkens von der Sprache überhaupt zu reden. Da ich mich bloss mit dem vergleichenden Sprachstudium, und der Verschiedenheit der Sprachen beschäftige, so kommt auch nur die Abhängigkeit des Denkens von einer bestimmten Sprache, und jene allgemeine nur insofern in Betracht, als sie auf diese Einfluss hat. Will man nun in diesem Sinne an die Stelle der Sprache zum Behuf des Verständnisses etwas andres setzen, so hat man zwei, sich sogleich darbietende Mittel: das Vorzeigen der sinnlichen Gegenstände, und die Anwendung allgemeiner Zeichen, wie die Mathematik dieselben in den Linien, den Zahlen, und der Buchstabenrechnung besitzt. Diese beiden Methoden erschöpfen aber nicht die ganze Masse des Denkbaren, und alle Versuche, die letzte auf alle Begriffe auszudehnen, haben mislingen müssen, da sie, ihrer Natur nach, nur auf solche passen kann, welche durch blosse Construction des Raumes und der Zeit, als der Formen der reinen Anschauung, erzeugt werden können, oder die sonst auf andre Weise rein selbstgebildet sind.“*

[2]) *Nach „aber“ gestrichen: „eine solche Form fehlt, oder wo“.*

[3]) *Nach „Begriffen“ gestrichen: „verknüpft und“.*

[4]) *„unzertrennlich ist“ verbessert aus „ebenso unzertrennlich ist, als sein Körper von seiner Seele“.*

steht daher in so unbezweifelter Abhängigkeit von ihr, dass ihr Ausdruck für ihn nicht mehr gleichgültig bleiben kann.[1])

18.[2]) Das Wort, welches [3]) den Begriff erst zu einem Individuum der Gedankenwelt macht, fügt zu ihm bedeutend von dem Seinigen hinzu, und indem die Idee durch dasselbe Bestimmtheit empfängt, wird sie zugleich in gewissen Schranken gefangen gehalten. Aus seinem Laute, seiner Verwandtschaft mit andren Wörtern ähnlicher Bedeutung, dem meistentheils in ihm zugleich enthaltenen Uebergangsbegriff zu dem neu bezeichneten Gegenstande, welchem man es aneignet, und seinen Nebenbeziehungen auf die Wahrnehmung, oder Empfindung entsteht ein bestimmter Eindruck,[4]) und indem dieser zur Gewohnheit wird, trägt er ein neues Moment zur Individualisirung des in sich unbestimmteren, aber auch freieren Begriffs hinzu. Denn an jedes irgend bedeutendere Wort knüpfen sich [5]) die nach und nach durch dasselbe angeregten Empfindungen, die gelegentlich hervorgebrachten Anschauungen und Vorstellungen, und verschiedene Wörter zusammen bleiben sich auch in den Verhältnissen der Grade gleich, in welchen sie einwirken. So wie ein Wort ein Object zur Vorstellung bringt, schlägt es auch, obschon oft unmerklich, eine, zugleich seiner Natur, und der des Objects entsprechende Empfindung an, und die ununterbrochene Gedankenreihe im Menschen ist von einer ebenso ununterbrochenen Empfindungsfolge begleitet, die allerdings durch die vorgestellten Objecte, allein zunächst, und dem Grade, und der Farbe nach, durch die Natur der Wörter, und der Sprache bestimmt wird.[6]) Das Object, dessen Erscheinung im

---

[1]) *Statt dieser drei Sätze hieß es ursprünglich: „Allein was sich in ihm zusammenstellen lässt, kann, nach dem Vorigen, nie von gleichem Umfange mit der Sprache selbst seyn. Eine Menge von Begriffen kann daher nur vermittelst der Sprache gebildet, und nur in einer bestimmten Sprache aufgefasst werden, und ein sehr bedeutender Theil des Inhalts der Sprache steht daher in unbezweifelter Abhängigkeit von ihr. Es ist auch nicht zu denken, dass ihr Ausdruck für ihn gleichgültig seyn, oder gemacht werden könnte.“*

[2]) *„18“ verbessert aus „26“.*

[3]) *Nach „welches“ gestrichen: „auf die eben gesagte Weise“.*

[4]) *Nach „Eindruck“ gestrichen: „den das Wort hervorbringt“.*

[5]) *Nach „sich“ gestrichen: „im Dunkeln der Seele, und ohne dass es der Sprechende einzeln bemerkt“.*

[6]) *Nach „wird“ gestrichen: „Empfindung wird hier im weitläuftigen Verstande genommen, in welchem es die ganze Weise umfasst, wie das Gemüth afficirt ist, und so ist es unvermeidlich, dass sie nicht auf die Vorstellung der Objecte zurückwirken sollte“*

Gemüth immer ein durch die Sprache individualisirter, stets gleichmässig wiederkehrender Eindruck begleitet, wird auch in sich auf eine dadurch modificirte Art vorgestellt. Im Einzelnen ist dies wenig bemerkbar, aber die Macht der Wirkung im Ganzen liegt in der Gleichmässigkeit, und beständigen Wiederkehr des Eindrucks. Denn indem sich der Charakter der Sprache an jeden Ausdruck, und jede Verbindung von Ausdrücken heftet, erhält die ganze Masse der Vorstellungen eine von ihm herrührende Farbe.

19.[1]) Die Sprache ist aber kein freies Erzeugniss des einzelnen Menschen,[2]) sondern gehört immer der ganzen Nation an; auch in dieser empfangen die späteren Generationen dieselbe von früher da gewesenen Geschlechtern. Dadurch dass sich in ihr die Vorstellungsweise aller Alter, Geschlechte, Stände, Charakter- und Geistesverschiedenheiten desselben Völkerstamms, dann, durch den Uebergang von Wörtern und Sprachen, verschiedener Nationen, endlich, bei zunehmender Gemeinschaft, des ganzen Menschengeschlechts mischt, läutert, und umgestaltet, wird die Sprache der grosse Uebergangspunkt von der Subjectivität zur Objectivität, von der immer beschränkten Individualität zu Alles zugleich in sich befassendem Daseyn. Erfindung nie vorher vernommener Lautzeichen[3]) lässt sich nur bei dem, über alle menschliche Erfahrung hinausgehenden Ursprung der Sprachen denken. Wo der Mensch irgend bedeutsame Laute[4]) überliefert erhalten hat, bildet er seine Sprache an sie an, und baut[5]) nach der durch sie gegebenen Analogie seine Mundart aus. Dies liegt in dem Bedürfniss, sich verständlich zu machen, in dem durchgängigen Zusammenhange aller Theile und Elemente jeder Sprache, und aller Sprachen unter einander,[6]) und in der Einerleiheit des Sprachvermögens.[7]) Es

---

[1]) *„19" verbessert aus „27".*

[2]) *Nach „Menschen" gestrichen: „welcher sich ihrer bedient".*

[3]) *Nach „Lautzeichen" gestrichen: „auch bei ganz neuen Gegenständen, oder einem noch so wortarmen Völkerstamm".*

[4]) *Nach „Laute" gestrichen: „kennt, oder".*

[5]) *Nach „baut" gestrichen: „nach seiner eigenthümlichen Weise, aber nothwendig auch in ihrer Natur, und".*

[6]) *Nach „einander" gestrichen: „soweit Zusammenhang unter Nationen auf noch so entfernte Weise Statt gefunden hat".*

[7]) *Nach „Sprachvermögens" gestrichen: „aller Menschen überhaupt. Auch in eine nie gehörte Sprache würde sich eine Nation, wie in eine menschliche, nach denselben Forderungen, und mit denselben Mitteln, die auch sie macht, und besitzt, eingerichtete Wohnung leicht und bequem hineinbauen; wenn ihr nur*

ist auch, selbst für die grammatische Spracherklärung, wichtig, fest im Auge zu behalten, dass die Stämme, welche die auf uns gekommenen Sprachen bildeten, nicht leicht zu erfinden, aber da, wo sie selbstthätig wirkten, das von ihnen Vorgefundene zu vertheilen und anzuwenden hatten. Von vielen feinen Nuancen grammatischer Formen lässt sich nur dadurch Rechenschaft geben. Man würde schwerlich verschiedene Bezeichnungen für sie erfunden haben; dagegen war es natürlich, die schon vorhandenen verschiedenen nicht gleichgültig zu gebrauchen. Die Hauptelemente der Sprache, die Wörter, sind es vorzüglich, die von Nation zu Nation überwandern. Den grammatischen Formen wird dies schwerer, da sie, von feinerer intellectueller Natur, mehr in dem Verstande ihren Sitz haben, als materiell, und sich selbst erklärend, an den Lauten haften. Zwischen den ewig wechslenden Geschlechten der Menschen, und der Welt der darzustellenden Objecte stehen daher eine unendliche Anzahl von Wörtern, die man, wenn sie auch ursprünglich nach Gesetzen der Freiheit erzeugt sind, und immerfort auf diese Weise gebraucht werden, ebensowohl, als die Menschen und Objecte, als selbstständige, nur geschichtlich erklärbare, nach und nach durch die vereinte Kraft der Natur, der Menschen, und Ereignisse entstandene Wesen ansehen kann. Ihre Reihe erstreckt sich so weit in das Dunkel der Vorwelt hinaus, dass sich der Anfang nicht mehr bestimmen lässt; ihre Verzweigung umfasst das ganze Menschengeschlecht, so weit je Verbindung unter demselben gewesen ist; ihr Fortwirken, und ihre Forterzeugung könnte nur dann einen Endpunkt finden, wenn alle jetzt lebende Geschlechter vertilgt, und alle Fäden der Ueberlieferung auf einmal abgeschnitten würden. Indem nun die Nationen sich dieser, schon vor ihnen vorhandenen Sprachelemente bedienen, indem diese [1]) ihre Natur der Darstellung der Objecte beimischen, ist der Ausdruck nicht gleichgültig, und der Begriff nicht von der Sprache unabhängig.[2]) Der durch die Sprache be-

---

einige wenige Data überliefert wären, leicht die Fäden des ganzen Gewebes auffinden, das ja auch sie nach denselben Gesetzen, und aus demselben Vernunfttriebe heraus zusammensetzt".

[1]) *Nach „diese" gestrichen: „wie weiter oben gesagt ist".*

[2]) *Nach „unabhängig" gestrichen: „Man kann zwar allerdings den Begriffen absichtlich ganz willkührliche Zeichen geben, und schon vorhandene Laute, ohne alle Beachtung ihrer Eigenthümlichkeit, dazu anwenden, aber alsdann muss der Begriff, ohne das ihn bezeichnende Wort, völlig klar und bestimmt seyn, und die*

dingte Mensch wirkt aber wieder auf sie zurück, und jede besondre ist daher das Resultat drei verschiedner, zusammentreffender Wirkungen, der realen Natur der Objecte, insofern sie den Eindruck auf das Gemüth hervorbringt, der subjectiven der Nation, und der eigenthümlichen der Sprache durch den fremden ihr beigemischten Grundstoff, und durch die Kraft, mit der alles einmal in sie Uebergegangene, wenn auch ursprünglich ganz frei geschaffen, nur in gewissen Gränzen der Analogie Fortbildung erlaubt.[1])

Reflexion, durch eine Gewaltthat des Verstandes, von aller eignen Einwirkung des Worts abstrahiren. Das erste ist nur bei wenigen, oben angegebenen Gattungen von Begriffen möglich, und das letzte nie der Fall der Nationen, welchen die Sprachen ihr Entstehen verdanken. Es könnten aber auch auf diese Weise nur Wörter und einzelne Wortverbindungen zu Stande kommen, nie eine ganze Sprache, welche den Menschen immer ganz in Anspruch nimmt, und ihm nie erlaubt, so wie bei jener Abstraction geschehen muss, sein Receptivitätsvermögen willkührlich zu verschliessen."

[1]) *Statt „der subjektiven — erlaubt" hieß es ursprünglich: „der eigenthümlichen der Sprache, und der subjectiven des Individuums, welches sich ihrer bedient. Auf dieser letzten beruht es, dass auch der Einzelne seine eigne Sprache haben kann, wenn er Wörter und Redensarten zwar auf allgemein verständliche Weise, aber zugleich doch in seiner Art aufnimmt und wiedergiebt, und dass die Sprache derselben Nation in verschiedenen Zeiten in Umfang und Art Aenderungen erfährt.*

28. Es giebt eine, obgleich jetzt unter uns wohl selten gewordene Ansicht der Sprache, nach der sie ein Inbegriff mehr oder weniger willkührlich verabredeter Zeichen, und daher gleichgültig für den ihr untergelegten Inhalt wäre so dass sich in jeglicher Jegliches gleich gut ausdrücken liesse, ja jede, wenn man sich nur ganz mit ihr vertraut gemacht hätte, zur Hervorbringung jedes Geistesproducts gleich günstig wäre, es müsste ihr denn die nöthige Ausbildung fehlen, oder ihre ursprüngliche Anlage durch nicht wieder gut zu machende Fehler verunstaltet seyn. Dieser Irrthum, der schon durch das bisher Gesagte hinlänglich widerlegt ist, rührt vorzüglich aus der Meynung her, dass die Sprache von dem Gedanken aus entstände, das vorher deutlich Gedachte in Worte gekleidet würde. In dem wahren Wesen der Dinge verhält es sich allerdings auch also; die Natur alles Denkbaren steht mit dem menschlichen Gemüthe in unmittelbarer Verbindung, macht Eins mit ihm aus, und bestimmt dasjenige, was, wie die Sprache, aus ihm hervorgeht. Allein in der Erscheinung, worauf es hier ankommt, ist es gerade umgekehrt; der Gedanke geht aus der Sprache hervor, und trägt in dieser Entstehung ihre Natur an sich. Der Mensch denkt nur vermittelst der Sprache; je reicher diejenige ist, deren er sich bedient, je leichter und freier in ihren Bewegungen, desto fruchtbarer wird sie unter seinen Händen in neuen Verbindungen, desto weiter und tiefer dringt er in das Gebiet der Wahrheit ein."

20.[1]) Durch die gegenseitige Abhängigkeit des Gedankens, und des Wortes von einander leuchtet es klar ein, dass die Sprachen nicht eigentlich Mittel sind, die schon erkannte Wahrheit darzustellen, sondern weit mehr, die vorher unerkannte zu entdecken.[2]) Ihre Verschiedenheit ist nicht eine von Schällen und Zeichen, sondern eine Verschiedenheit der Weltansichten selbst. Hierin ist der Grund, und der letzte Zweck aller Sprachuntersuchung enthalten.[3]) Die Summe des Erkennbaren liegt, als das von dem menschlichen Geiste zu bearbeitende Feld, zwischen allen Sprachen, und unabhängig von ihnen, in der Mitte; der Mensch kann sich diesem rein objectiven Gebiet nicht anders, als nach seiner Erkennungs- und Empfindungsweise, also auf einem subjectiven Wege, nähern. Gerade da, wo die Forschung die höchsten und tiefsten Punkte berührt, findet sich der von jeder besonderen Eigenthümlichkeit am leichtesten zu trennende mechanische und logische Verstandesgebrauch am Ende seiner Wirksamkeit, und es tritt ein Verfahren der inneren Wahrnehmung und Schöpfung ein, von dem bloss soviel deutlich wird, dass die objective Wahrheit aus der ganzen Kraft der subjectiven Individualität hervorgeht. Dies ist nur mit und durch Sprache möglich. Die Sprache aber ist, als ein Werk der Nation, und der Vorzeit, für den Menschen etwas Fremdes; er ist dadurch auf der einen Seite gebunden, aber auf der andren durch das von allen früheren Geschlechten in sie Gelegte bereichert, erkräftigt, und angeregt. Indem sie dem Erkennbaren, als subjectiv, entgegensteht, tritt sie dem Menschen, als objectiv, gegenüber. Denn jede ist ein Anklang der allgemeinen Natur des Menschen, und wenn[4]) zwar auch der Inbegriff aller zu keiner Zeit ein vollständiger Abdruck der Subjectivität der Menschheit werden kann, nähern sich die Sprachen doch immerfort diesem Ziele. Die Subjectivität der ganzen Menschheit wird aber wieder in sich zu etwas Objectivem. Die ursprüngliche Uebereinstimmung zwischen der Welt und dem Menschen, auf welcher die Möglichkeit aller Erkenntniss der Wahr-

---

[1]) *„20" verbessert aus „29".*

[2]) *Nach „entdecken" gestrichen: „ihr Einfluss erstreckt sich über alles, was der Mensch denkt und empfindet, beschliesst und vollbringt, und"*

[3]) *Nach „enthalten" gestrichen: „und es verdient dies daher auch noch mehr im Einzelnen ausgeführt zu werden."*

[4]) *Nach „wenn" gestrichen: „ungeachtet des oben näher berührten Zusammenhanges jeder in sich, und aller unter einander".*

heit beruht, wird also auch auf dem Weg der Erscheinung stückweise und fortschreitend wiedergewonnen. Denn immer bleibt das Objective das eigentlich zu Erringende, und wenn der Mensch sich demselben auf der subjectiven Bahn einer eigenthümlichen Sprache naht, so ist sein zweites Bemühen, wieder, und wäre es auch nur durch Vertauschung einer SprachSubjectivität mit der andren,[1]) das Subjective abzusondern, und das Object möglich rein davon auszuscheiden.[2])

21.[3]) Vergleicht man in mehreren Sprachen die Ausdrücke für unsinnliche Gegenstände, so wird man nur diejenigen gleichbedeutend finden, die, weil sie rein construirbar sind, nicht mehr, und nichts anders enthalten können, als in sie gelegt worden ist.

---

[1]) *Nach „andern" gestrichen: „vermöge der Uebertragung in eine andre Sprache".*

[2]) *Hier ist folgender Abschnitt gestrichen: „30. Diese Betrachtung der Leichtigkeit des Uebergangs vom Subject zum Object, und umgekehrt durch die Sprache führt wieder auf ihre innerste Natur zurück. Es ist eine bekannte Erfahrung, die sich durch das Lesen der Schriftsteller aller gebildeten Nationen bestätigen lässt, dass ein Wort, ohne an allgemeiner Verständlichkeit zu verlieren, im Gebrauch eines einzelnen Schriftstellers eine anders modificirte Bedeutung erhält, und dass sehr viele eine Umänderung der ihrigen im Laufe der Zeit erfahren. Jeder, welcher zu feinerem Denken und Empfinden aufgelegt ist, findet auch in der Sprache seine Eigenthümlichkeit, legt sie hinein, oder drückt sie darin aus. Die Sprache schmiegt sich auf diese Weise jeder Individualität an, und es bildet sich in der der Nation eine besondere der Individuen. Um diese Beugsamkeit gegen das Objective und gegen verschiedene Kreise der Individualität zugleich zu besitzen, darf die Sprache weder ganz ein Abbild des Darzustellenden, noch bloss eín Zeichen für dasselbe, und muss doch Beides zugleich seyn. Als Abbild dürfte sie der Willkühr des Gebrauchs gar keinen Spielraum übrig lassen; als Zeichen müsste sie bloss diese Willkühr an sich tragen, da das beste Gedankenzeichen unstreitig dasjenige ist, was, frei von allem Stoff, nur das Gepräge des Gesetzes wiedergiebt, nach dem es gebildet ist. Die Lösung dieses anscheinenden Widerspruchs beruht darauf, dass die Sprache allerdings Abbild des Denkbaren, als Darzustellenden, aber nur seiner Form, und dadurch zugleich Zeichen ist, weil alles Denkbare entweder durch seine Form unmittelbar gegeben erscheint, oder an ihr in die Seele zurückgeführt werden kann. Die Form des Denkbaren, auf ihre allgemeinsten Functionen zurückgeführt, ist Trennung, Verbindung und Organismus, ihr Typus in der Sprache die Articulation, welche den Ausdruck jeder Form an jedem Gedankenzeichen in Einheit des Tons möglich macht, so dass das also geformte Gedankenzeichen wieder Element neuer Verbindung werden kann; die Articulation endlich ist unmittelbarer Ausfluss des Bewusstseyns in der körperlichen Organisation. Die höchsten Zwecke der Sprache führen daher auf das Gesetz zurück, das, wie wir früher sahen, ihre Möglichkeit selbst bedingt."*

[3]) *„21" verbessert aus „31".*

Alle übrigen schneiden das in ihrer Mitte liegende Gebiet, wenn man das durch sie bezeichnete Object so benennen kann, auf verschiedene Weise ein und ab, enthalten weniger und mehr, andre und andre Bestimmungen. Die Ausdrücke sinnlicher Gegenstände sind wohl insofern gleichbedeutend, als bei allen derselbe Gegenstand gedacht wird, aber da sie die bestimmte Art ihn vorzustellen ausdrücken, so geht ihre Bedeutung darin gleichfalls auseinander. Denn die Einwirkung der individuellen Ansicht des Gegenstandes auf die Bildung des Wortes bestimmt, solange sie lebendig bleibt, auch diejenige, wie das Wort den Gegenstand zurückruft. Eine grosse Menge von Wörtern entspringt aber aus der Verbindung sinnlicher und unsinnlicher Ausdrücke, oder aus der intellectuellen Bearbeitung jener, und alle diese theilen daher das sich nicht so wieder findende individuelle Gepräge der letzteren, wenn auch das der ersteren sollte im Laufe der Zeit erloschen seyn. Denn da die Sprache zugleich Abbild und Zeichen, nicht ganz Product des Eindrucks der Gegenstände, und nicht ganz Erzeugniss der Willkühr der Redenden ist, so tragen alle besondren in jedem ihrer Elemente Spuren der ersteren dieser Eigenschaften, aber die jedesmalige Erkennbarkeit dieser Spuren beruht, ausser ihrer eigenen Deutlichkeit, auf der Stimmung des Gemüths, das Wort mehr als Abbild, oder mehr als Zeichen nehmen zu wollen. Denn das Gemüth kann, vermöge der Kraft der Abstraction, zu dem letzteren gelangen, es kann aber auch, indem es alle Pforten seiner Empfänglichkeit öfnet, die volle Einwirkung des eigenthümlichen Stoffes der Sprache aufnehmen. Der Redende kann durch seine Behandlung zu dem einen, und dem andren die Richtung geben, und der Gebrauch eines dichterischen, der Prosa fremden Ausdrucks hat oft keine andre Wirkung, als das Gemüth zu stimmen, ja nicht die Sprache, als Zeichen anzusehen, sondern sich ihr in ihrer ganzen Eigenthümlichkeit hinzugeben. Will man diesen zwiefachen Gebrauch der Sprache in Gattungen einander gegenüberstellen, welche ihn schärfer trennen, als er es in der Wirklichkeit seyn kann, so lässt sich der eine der wissenschaftliche, der andre der rednerische nennen. Der erstere ist zugleich der der Geschäfte, der letztere der des Lebens in seinen natürlichen Verhältnissen. Denn der freie Umgang löst die Bande, welche die Empfänglichkeit des Gemüths gefesselt halten könnten. Der wissenschaftliche Gebrauch, im hier angenommenen Sinne, ist nur auf die Wissenschaften der reinen GedankenConstruction,

und auf gewisse Theile und Behandlungsarten der Erfahrungswissenschaften anwendbar; bei jeder Erkenntniss, welche die ungetheilten Kräfte des Menschen fordert, tritt der rednerische ein. Von dieser Art der Erkenntniss aber fliesst gerade auf alle übrigen erst Licht und Wärme über; nur auf ihr beruht das Fortschreiten in allgemeiner geistiger Bildung, und eine Nation, welche nicht den Mittelpunkt der ihrigen in Poesie, Philosophie und Geschichte, die dieser Erkenntniss angehören, sucht und findet, entbehrt bald der wohlthätigen Rückwirkung der Sprache, weil sie, durch ihre eigne Schuld, sie nicht mehr mit dem Stoffe nährt, der allein ihr Jugend und Kraft, Glanz und Schönheit erhalten kann. In diesem Gebiet ist der eigentliche Sitz der Beredsamkeit, wenn man nemlich darunter, in der weitumfassendsten, und nicht gerade gewöhnlichen Bedeutung,[1]) die Behandlung der Sprache insofern versteht, als sie entweder von selbst wesentlich auf die Darstellung der Objecte einwirkt, oder absichtlich dazu gebraucht wird. In dieser letzteren Art kann die Beredsamkeit auch, mit Recht, oder Unrecht, in den wissenschaftlichen, und den Geschäftsgebrauch übergehen. Der wissenschaftliche Gebrauch der Sprache muss wiederum von dem conventionellen geschieden werden. Beide gehören insofern in Eine Classe, als sie, die eigenthümliche Wirkung der Sprache, als eines selbstständigen Stoffes, vertilgend, dieselbe nur als Zeichen ansehen wollen. Aber der wissenschaftliche Gebrauch thut dies auf dem Felde, wo es statthaft ist, und bewirkt es, indem er jede Subjectivität von dem Ausdruck abzuschneiden, oder vielmehr das Gemüth ganz objectiv zu stimmen versucht, und der ruhige und vernünftige Geschäftsgebrauch folgt ihm hierin nach; der conventionelle Gebrauch versetzt diese Behandlung der Sprache auf ein Feld, das der Freiheit der Empfänglichkeit bedürfte, drängt dem Ausdruck eine,[2]) nach Grad und Farbe bestimmte Subjectivität auf, und versucht es, das Gemüth in die gleiche zu versetzen. So geht er hernach auf das Gebiet des rednerischen über, und bringt entartete Beredsamkeit und Dichtung hervor. Es giebt Nationen, welche, nach der Individualität ihres Charakters, den einen, oder andren dieser falschen Wege einschlagen, oder dieser richtigen einseitig verfolgen; es giebt solche, die ihre Sprache mehr, oder minder glücklich be-

---

[1]) *Nach „Bedeutung" gestrichen: „die Kenntniss, und".*
[2]) *Nach „eine" gestrichen: „fremde".*

handeln; und wenn das Schicksal es fügt, dass ein, dem Gemüthe, Ohr und Ton nach, vorzugsweise für Rede und Gesang gestimmtes Volk gerade in den entscheidenden Congelationspunkt des Organismus einer Mundart eintritt, so entstehen herrliche, und durch alle Zeit hin bewunderte Sprachen. Nur durch einen solchen glücklichen Wurf kann man das Hervorgehen der Griechischen erklären.[1])

22.[2]) Diesen letzten und wesentlichsten Anwendungen der Sprache kann der ursprüngliche Organismus derselben nicht fremd seyn. In ihm liegt der erste Keim zur folgenden Ausbildung, und die beiden, im Vorigen geschiedenen Theile des vergleichenden Sprachstudiums finden hier ihre Verbindung. Aus der Erforschung der Grammatik, und des Wortvorrathes aller Nationen, soweit Hülfsmittel dazu vorhanden sind, und aus der Prüfung der schriftlichen Denkmale der gebildeten muss die Art, und der Grad der Ideenerzeugung, zu welcher die menschlichen Sprachen gelangt sind, und in ihrem[3]) Baue der Einfluss ihrer verschiedenen Eigenschaften[4]) auf ihre letzte[5]) Vollendung zusammenhängend und lichtvoll dargestellt werden.[6])

---

[1]) *Nach „erklären" gestrichen: „Das von den Nationen, wie von den Individuen zu Erstrebende ist die volle Geltung des Subjectiven und Objectiven in der Sprache, die Versetzung beider auf das ihnen zukommende Gebiet, die höchste Empfänglichkeit des Gemüths für die Individualität der Sprache, und die höchste Freiheit, sie zur Erkenntniss der Wahrheit, und zur Erzeugung und Befruchtung von Ideen anzuwenden."*

[2]) *„22" verbessert aus „32".*

[3]) *Nach „ihrem" gestrichen: „in seiner Anlage wohl einfachen, aber in seinen Einzelheiten verwickelten".*

[4]) *Nach „Eigenschaften" gestrichen: „und Modificationen".*

[5]) *Nach „letzte" gestrichen: „Anwendung und".*

[6]) *Nach „werden" gestrichen: „Nur auf diesem Wege kann Alles, wozu und wodurch die Sprachen wirken, seine richtige Stellung erhalten, nur auf ihm klar werden, wie die Verschiedenheiten ihres Baues und ihrer Vorzüge, und die Gleichheit ihrer Formen, und ihres Gehalts neben einander bestehen können. Denn das eine, und das andre erregt abwechslend die Verwunderung des zergliedernden Sprachforschers. Die Gleichheit stammt aus der Idealität der Organisation des menschlichen Gemüths, und der Allgemeinheit der Verstandesgesetze und Vernunftformen; die Verschiedenheit aus der Mannigfaltigkeit der Functionen der körperlichen Organe, der Einbildungskraft, und der Empfindungsweise. Daher ist der eigentliche Sitz der Verschiedenheit das Lautsystem jeder Nation, gleichsam das Materielle des Werkzeugs, dessen sie sich bedient, das jeder so eigenthümlich ist, dass sich nichts Allgemeines, sondern nur eine neue Individualität an*

23.[1]) Es ist hier nur meine Absicht gewesen, das Feld der vergleichenden Sprachuntersuchungen im Ganzen zu überschlagen, ihr Ziel festzustellen, und zu zeigen, dass, um es zu erreichen, der Ursprung und die Vollendung der Sprachen zusammengenommen werden muss. Nur auf diesem Wege können diese Forschungen dahin führen,[2]) die Sprachen immer weniger als willkührliche Zeichen anzusehen, und, auf eine, tiefer in das geistige Leben ein-

---

dessen Stelle setzen liesse; die Verschiedenheit ist ferner sehr wirksam in der bildlichen Uebertragung eines Begriffs auf den andren, und in der Beziehung der Eindrücke auf das Gefühl; endlich in den untergeordneten, von dem Lautsystem, der Einbildungskraft, und der Empfindung abhängigen grammatischen Formen. Dagegen herrscht die Gleichheit in den höheren dieser Formen, der Unterordnung der Begriffe in höhere und niedrigere Gattungen, und dem Umfange des Ideenkreises, da es den Menschen mehr vergönnt ist, tiefer und sorgsamer, einer, als der andre, das Allen gegebene Gebiet zu durcharbeiten, als dessen Gränzen einseitig zu überschreiten."

[1]) *„23" verbessert aus „33".*

[2]) *Statt „ihr Ziel — führen" hieß es ursprünglich: „das Ziel festzusetzen, welches die Norm der Beurtheilung aller einzelnen Verschiedenheiten an die Hand geben muss. Die beiden so enge verbundenen Theile des Sprachstudiums, der Organismus aller Sprachen, und die Beschaffenheit ihres Charakters in dem ganzen Umfange ihres Gebrauches, welche nur an den gebildeten recht sichtbar wird, scheinen bisher viel zu abgesondert behandelt worden zu seyn. Dennoch gewinnt der erste nur in Beziehung auf den letzten Bedeutsamkeit, und wenn man, wie das vergleichende Sprachstudium es soll, die historische Kunde der vorhandenen Sprachen, mit Absonderung aller fremdartigen Zwecke, bloss in der Absicht, sie zu ergründen, zum Gegenstande der Forschung macht, muss man nothwendig den Ursprung und die Vollendung der Sprache zusammennehmen. Neben dem vergleichenden, also historischen Sprachstudium, giebt es ein philosophisches. Dies führt zur reinen Sprachwissenschaft, die man bei jenem immer im Auge behalten muss. Jenes ist aber darum nicht eine Geschichte der Sprachen, welche das Entstehen einer aus der andren, ihr Blühen und Ausarten aus den nothwendigen und zufälligen darauf einwirkenden Ursachen herleiten müsste. Es verhält sich zu dieser, wie die manchmal versuchte philosophische Geschichte zur eigentlich erzählenden. Es hat aber ein weit sichreres Fundament, als die philosophische Geschichte, da die Veränderungen des Menschengeschlechts, wenn man auch Alles auf den einzigen Punkt der Cultur und Civilisation zurückführt, doch auf einer Menge in ihren Gründen gar nicht zu erforschender Ursachen beruhen, die Untersuchung der Sprachen aber einen Stoff bearbeitet, der hauptsächlich allgemeinen, in der Natur des menschlichen Gemüths selbst gegründeten Gesetzen gehorcht. Das vergleichende Sprachstudium lehrt, in welchem Grade und Umfange, und in welcher Verschiedenheit das Menschengeschlecht die Sprache verwirklicht hat, zeigt, wie die Resultate der reinen Sprachwissenschaft Anwendung finden, und gewährt, was diese nicht vermag, den wichtigen Nutzen".*

greifende Weise, in der Eigenthümlichkeit ihres Baues Hülfsmittel zur Erforschung und Erkennung der Wahrheit, und Bildung der Gesinnung, und des Charakters aufzusuchen. Denn wenn [1]) in den, zu höherer Ausbildung gediehenen Sprachen eigne Weltansichten liegen, so muss es ein Verhältniss dieser nicht nur zu einander, sondern auch zur Totalität aller denkbaren [2]) geben. Es ist alsdann mit den Sprachen, wie mit den Charakteren der Menschen selbst, oder um einen einfacheren Gegenstand zur Vergleichung zu wählen, wie mit den Götteridealen der bildenden Kunst, in welchen sich Totalität aufsuchen, und ein geschlossener Kreis bilden lässt, da jedes das allgemeine, als gleichzeitiger Inbegriff aller Erhabenheiten nicht individualisirbare Ideal von Einer bestimmten Seite darstellt. Dass dies je in irgend einer Gattung der Vorzüge rein vorhanden wäre, darf man allerdings nicht wähnen, und man würde der Wirklichkeit nur Gewalt anthun, wenn man Charakter- oder Sprachverschiedenheiten historisch so darstellen wollte. Allein die Anlagen und nur nicht rein durchgeführten Richtungen sind vorhanden, und es lässt sich weder bei Menschen und Nationen, noch bei Sprachen eine Charakterbildung (die nicht Unterwerfung der Aeusserungen unter ein Gesetz, sondern Annäherung des Wesens an ein Ideal ist) denken, als wenn man sich auf einer Bahn begriffen ansieht, deren, durch die Vorstellung des Ideals gegebene Richtung bestimmte andre, erst alle Seiten desselben erschöpfende voraussetzt. Der Zustand der Nationen, auf welchen dies in ihren Sprachen Anwendung finden kann, ist der höchste und letzte, zu welchem Verschiedenheit der Völkerstämme führen kann; er setzt verhältnissmässig grosse Menschenmassen voraus, weil die Sprachen diese erfordern, um sich zu ihrer Vollendung zu erheben. Ihm zum Grunde liegt der niedrigste, von dem wir ausgiengen, der aus der unvermeidlichen Zerstückelung und Verzweigung des Menschengeschlechts entsteht, und dem die Sprachen ihren Ursprung schuldig sind; dieser setzt viele und kleine Menschenmassen voraus, weil das Entstehen der Sprachen in diesen leichter ist, und viele sich mischen und zusammenfliessen müssen, wenn reiche und bildsame hervorgehen sollen. In beiden

---

[1]) *„Denn wenn" verbessert aus „34. Wenn, wie im Vorigen behauptet worden".*

[2]) *„denkbaren" verbessert aus „der Natur des Gegenstandes nach, möglichen".*

vereinigt sich, was in der ganzen Oeconomie des Menschengeschlechts auf Erden gefunden wird, dass der Ursprung in Naturnothwendigkeit, und physischem Bedürfniss liegt, aber in der fortschreitenden Entwicklung beide den höchsten geistigen Zwecken dienen.[1])

---

[1]) *Nach „dienen“ gestrichen: „Alle noch erkennbaren Fäden des Zusammenhanges zwischen diesen Endpunkten der Nationen- und Sprachverschiedenheit aufzusuchen, und in Ein möglichst zusammenhängendes Gewebe zu verknüpfen, ist das vergleichende Sprachstudium bestimmt.“*

2.

Ueber die Aufgabe des Geschichtschreibers.*) [1]

Die Aufgabe des Geschichtschreibers ist die Darstellung des Geschehenen. Je reiner und vollständiger ihm diese gelingt, desto vollkommener hat er jene gelöst. Die einfache Darstellung ist zugleich die erste, unerlassliche Forderung seines Geschäfts, und das Höchste, was er zu leisten vermag. Von dieser Seite betrachtet, scheint er nur auffassend und wiedergebend, nicht selbstthätig und schöpferisch.

Das Geschehene aber ist nur zum Theil in der Sinnenwelt sichtbar, das Uebrige muss hinzu empfunden, geschlossen, errathen werden. Was davon erscheint, ist zerstreut, abgerissen, vereinzelt; was dies Stückwerk verbindet, das Einzelne in sein wahres Licht stellt, dem Ganzen Gestalt giebt, bleibt der unmittelbaren Beobachtung entrückt. Sie kann nur die einander begleitenden, und auf einander folgenden Umstände wahrnehmen, nicht den innern ursachlichen Zusammenhang selbst, auf dem doch allein auch die innere Wahrheit beruht.[2] Wenn man die unbedeutendste[3] Thatsache zu erzählen versucht,[4] aber[5] streng nur

---

Handschrift (24 halbbeschriebene Folioseiten) im Archiv in Tegel. — Erster Druck: Abhandlungen der historisch-philologischen Klasse der königlich preußischen Akademie der Wissenschaften aus den Jahren 1820—1821 S. 305—322 (1822).

*) Vorgelesen den 12. April 1821.

[1] *„des Geschichtschreibers" verbessert aus „welche der Geschichtschreiber zu lösen hat".*

[2] *Dieser Satz fehlt in der Handschrift.*

[3] *Nach „unbedeutendste" gestrichen: „und ganz vor den eignen Augen vorgegangene".*

[4] *Nach „versucht" gestrichen: „auf der einen Seite, ohne Ursach, oder Absicht zu ergründen bei ihr stehen bleiben".*

[5] *Nach „aber" gestrichen: „auf der andren auch".*

das sagen will, was sich wirklich zugetragen hat, so bemerkt man bald, wie, ohne die höchste Vorsicht im Wählen und Abmessen der Ausdrücke, sich überall kleine Bestimmungen über das Vorgegangene hinaus einmischen, woraus Falschheiten, oder Unsicherheiten entstehen. Selbst die Sprache trägt dazu bei, da ihr, die aus der ganzen Fülle des Gemüths quillt, oft Ausdrücke fehlen, die von allen Nebenbegriffen frei sind. Daher ist nichts so selten, als eine buchstäblich wahre Erzählung, nichts so sehr der Beweis eines gesunden, wohlgeordneten, rein absondernden Kopfes, und einer freien, objectiven Gemüthsstimmung; daher gleicht die historische Wahrheit gewissermassen den Wolken, die erst in der Ferne vor den Augen Gestalt erhalten; und daher sind die Thatsachen der Geschichte in ihren einzelnen verknüpfenden Umständen wenig mehr, als die Resultate der Ueberlieferung und Forschung, die man übereingekommen ist, für wahr anzunehmen, weil sie, am meisten wahrscheinlich in sich, auch am besten in den Zusammenhang des Ganzen passen.

Mit der nackten Absonderung des wirklich Geschehenen ist aber noch kaum das Gerippe der Begebenheit[1]) gewonnen. Was man durch sie erhält, ist die nothwendige Grundlage der Geschichte,[2]) der Stoff zu derselben, aber nicht die Geschichte selbst. Dabei stehen bleiben, hiesse die eigentliche, innere, in dem ursachlichen Zusammenhang gegründete[3]) Wahrheit einer äusseren, buchstäblichen, scheinbaren aufopfern, gewissen Irrthum wählen, um noch ungewisser Gefahr des Irrthums zu entgehen. Die Wahrheit alles Geschehenen beruht auf dem Hinzukommen jenes oben erwähnten unsichtbaren Theils jeder Thatsache, und diesen muss daher der Geschichtschreiber hinzufügen. Von dieser Seite betrachtet, ist er selbstthätig, und sogar schöpferisch, zwar nicht indem er hervorbringt, was nicht vorhanden ist, aber indem er aus eigner Kraft bildet, was er, wie es wirklich ist, nicht mit blosser Empfänglichkeit wahrnehmen konnte. Auf verschiedene Weise, aber ebensowohl, als der Dichter, muss er das zerstreut Gesammelte in sich zu einem Ganzen verarbeiten.

Es mag bedenklich scheinen, die Gebiete des Geschichtschreibers und Dichters sich auch nur in Einem Punkte berühren zu lassen.

---

[1]) *Nach „Begebenheit" gestrichen: „oder Handlung".*

[2]) *Nach „Geschichte" gestrichen: „aber auch nicht mehr, als Grundlage".*

[3]) *Diese fünf Worte fehlen in der Handschrift.*

Allein die Wirksamkeit beider ist unläugbar eine verwandte. Denn wenn der erstere, nach dem Vorigen, die Wahrheit des Geschehenen durch die Darstellung nicht anders erreicht, als indem er das Unvollständige und Zerstückelte der unmittelbaren Beobachtung ergänzt und verknüpft, so kann er dies,[1]) wie der Dichter, nur durch die Phantasie. Da er aber diese[2]) der Erfahrung und der Ergründung der Wirklichkeit unterordnet,[3]) so liegt darin der, jede Gefahr aufhebende Unterschied. Sie wirkt in dieser Unterordnung nicht als reine Phantasie, und heisst darum[4]) richtiger Ahndungsvermögen und Verknüpfungsgabe. Doch wäre hiermit allein der Geschichte noch ein zu niedriger Standpunkt angewiesen. Die Wahrheit des Geschehenen scheint wohl einfach, ist aber das Höchste, was gedacht werden kann. Denn wenn sie ganz errungen würde, so läge in ihr enthüllt, was alles Wirkliche, als eine nothwendige Kette, bedingt. Nach dem Nothwendigen muss daher auch der Geschichtschreiber streben, nicht den Stoff, wie der Dichter, unter die Herrschaft der Form der Nothwendigkeit geben, aber die Ideen, welche ihre Gesetze sind, unverrückt im Geiste behalten, weil er, nur von ihnen durchdrungen, ihre Spur bei der reinen Erforschung des Wirklichen in seiner Wirklichkeit finden kann.

Der Geschichtschreiber umfasst alle Fäden irrdischen Wirkens und alle Gepräge überirrdischer Ideen; die Summe des Daseyns ist, näher oder entfernter, der Gegenstand seiner Bearbeitung, und er muss daher auch alle Richtungen des Geistes verfolgen.[5]) Speculation, Erfahrung und Dichtung sind aber nicht abgesonderte, einander entgegengesetzte und beschränkende Thätigkeiten des Geistes, sondern verschiedne Strahlseiten derselben.

Zwei Wege also müssen zugleich eingeschlagen werden, sich der historischen Wahrheit zu nähern, die genaue, partheilose, kritische Ergründung des Geschehenen, und das Verbinden des Erforschten, das Ahnden des durch jene Mittel nicht Erreichbaren. Wer nur dem ersten dieser Wege folgt, verfehlt das Wesen der

---

[1]) *Nach „dies" gestrichen: „nicht, wie der Philosoph, durch die Erforschung der Kräfte an sich, sondern".*

[2]) *Nach „diese" gestrichen: „nicht frei wirken lassen darf, sondern sie".*

[3]) *In der Handschrift: „unterordnen muss".*

[4]) *In der Handschrift beginnt dieser Satz: „Sie ist (gestrichen: „ihrer Freiheit beraubt") nicht reine (verbessert aus „mehr") Phantasie, sondern heisst".*

[5]) *„verfolgen" verbessert aus „vereinigen".*

Wahrheit selbst, wer dagegen gerade diesen über dem zweiten vernachlässigt, läuft Gefahr sie im Einzelnen zu verfälschen. Auch die schlichte Naturbeschreibung kommt nicht aus mit der Herzählung und Schilderung der Theile, dem Messen der Seiten und Winkel, es liegt noch ein lebendiger Hauch auf dem Ganzen, es spricht ein innrer Charakter aus ihm, die sich beide [1]) nicht messen, nicht bloss beschreiben lassen. Auch sie wird zu dem zweiten Mittel zurückgedrängt, welches für sie die Vorstellung der Form des allgemeinen und individuellen Daseyns der Naturkörper ist. Es soll, auch in der Geschichte, durch jenen zweiten Weg nichts Einzelnes gefunden, noch weniger etwas hinzugedichtet werden. Der Geist soll nur dadurch, dass er sich die Form alles Geschehenden zu eigen macht, den wirklich erforschbaren Stoff besser verstehen, mehr in ihm erkennen lernen, als es die blosse Verstandesoperation vermag. Auf diese Assimilation der forschenden Kraft und des zu erforschenden Gegenstandes kommt allein alles an. Je tiefer der Geschichtsforscher die Menschheit und ihr Wirken [2]) durch Genie und Studium begreift, oder je menschlicher er durch Natur und Umstände gestimmt ist, und je reiner er seine Menschlichkeit walten lässt, desto vollständiger löst er die Aufgabe seines Geschäfts. Dies beweisen die Chroniken. Bei vielen entstellten Thatsachen, und manchen sichtbaren Mährchen kann den guten unter ihnen niemand einen Grund gerade der ächtesten historischen Wahrheit absprechen. An sie schliessen sich die älteren unter den sogenannten Memoiren an, obgleich die enge Beziehung auf das Individuum in ihnen schon oft der allgemeinen auf die Menschheit Eintrag thut, den die Geschichte, auch bei Bearbeitung eines einzelnen Punktes, fordert.[3])

Ausserdem dass die Geschichte, wie jede wissenschaftliche Beschäftigung, vielen untergeordneten Zwecken dient, ist ihre Bearbeitung nicht weniger, als Philosophie und Dichtung, eine freie, in sich vollendete Kunst. Das ungeheure Gewühl der sich drängenden Weltbegebenheiten, zum Theil hervorgehend aus der Beschaffenheit des Erdbodens, der Natur der Menschheit, dem

---

[1]) *Dies Wort fehlt in der Handschrift.*

[2]) *In der Handschrift: „Walten".*

[3]) *Nach „fordert" gestrichen: „Den neueren Mémoiren darf man es nicht zum Vorwurf machen, dieser Vorzüge der älteren zu entbehren. Die Naivetaet in einem ganz unnaiven Zeitalter wird nothwendig zur Ironie."*

Charakter der Nationen und Individuen, zum Theil wie aus dem Nichts entsprungen, und wie durch ein Wunder gepflanzt, abhängig von dunkel geahndeten Kräften, und sichtbar durchwaltet von ewigen, tief in der Brust des Menschen gewurzelten Ideen, ist ein Unendliches, das der Geist niemals in Eine Form[1]) zu bringen vermag, das ihn aber immer reizt, es zu versuchen, und ihm Stärke giebt, es theilweise zu vollenden. Wie die Philosophie nach dem ersten Grunde der Dinge, die[2]) Kunst nach dem Ideale der Schönheit, so strebt die Geschichte nach dem Bilde des Menschenschicksals in treuer Wahrheit, lebendiger Fülle, und reiner Klarheit, von einem dergestalt auf den Gegenstand gerichteten Gemüth empfunden, dass sich die Ansichten, Gefühle, und Ansprüche der Persönlichkeit[3]) darin verlieren und auflösen. Diese Stimmung hervorzubringen und zu nähren, ist der letzte Zweck des Geschichtschreibers, den er aber nur dann erreicht, wenn er seinen nächsten, die einfache Darstellung des Geschehenen, mit gewissenhafter Treue verfolgt.

Denn der Sinn für die Wirklichkeit ist es, den er zu wecken, und zu beleben bestimmt ist, und sein Geschäft wird subjectiv durch die Entwicklung dieses Begriffs, so wie objectiv durch den der Darstellung umschrieben. Jede geistige Bestrebung, wodurch auf den ganzen Menschen gewirkt wird, besitzt etwas, das man ihr Element, ihre wirkende Kraft, das Geheimniss ihres Einflusses auf den Geist[4]) nennen kann, und was von den Gegenständen, die sie in ihren Kreis zieht, so sichtbar verschieden ist, dass sie oft nur dienen, dieses auf neue und veränderte Weise vor das Gemüth zu bringen. In der Mathematik ist dies die Isolirung auf Zahl und Linie, in der Metaphysik die Abstraction von aller Erfahrung, in der Kunst die wundervolle Behandlung der Natur, dass Alles aus ihr genommen scheint, und doch nichts auf gleiche Weise in ihr gefunden wird. Das Element, worin sich die Geschichte bewegt, ist der Sinn für die Wirklichkeit, und in ihm liegen das Gefühl der Flüchtigkeit des Daseyns in der Zeit, und der Abhängigkeit von vorhergegangenen und begleitenden Ursachen, dagegen das Bewusstseyn der innern geistigen Freiheit,

---

[1]) *Nach „Form" gestrichen: „unter Eine Idee".*

[2]) *Nach „die" gestrichen: „bildende".*

[3]) *„Persönlichkeit" verbessert aus „Individualität".*

[4]) *Statt „Einflusses auf den Geist" hat die Handschrift: „Zaubers".*

und das Erkennen der Vernunft, dass die Wirklichkeit, ihrer scheinbaren Zufälligkeit ungeachtet, dennoch durch innere Nothwendigkeit gebunden ist.[1]) Wenn man im Geist auch nur Ein Menschenleben durchläuft, wird man von diesen verschiednen Momenten, durch welche die Geschichte anregt und fesselt, ergriffen, und der Geschichtschreiber muss, um die Aufgabe seines Geschäftes zu lösen,[2]) die Begebenheiten so zusammenstellen, dass sie das Gemüth auf ähnliche Weise, als die Wirklichkeit selbst, bewegen.[3])

Von dieser Seite ist die Geschichte dem handlenden Leben verwandt. Sie dient nicht sowohl durch einzelne Beispiele des zu Befolgenden, oder Verhütenden, die oft irre führen, und selten belehren. Ihr wahrer und unermesslicher Nutzen ist es, mehr durch die Form, die an den Begebenheiten hängt, als durch sie selbst, den Sinn für die Behandlung der Wirklichkeit zu beleben, und zu läutern, zu verhindern, dass er nicht in das Gebiet blosser[4]) Ideen überschweife, und ihn doch durch Ideen zu regieren, auf dieser schmalen Mittelbahn aber dem Gemüth gegenwärtig zu erhalten, dass es kein andres erfolgreiches Eingreifen in den Drang der Begebenheiten giebt, als mit hellem Blick das Wahre in der jedesmal herrschenden Ideenrichtung zu erkennen, und sich mit festem Sinn daran anzuschliessen.[5])

Diese innere Wirkung muss die Geschichte immer hervorbringen, was auch ihr Gegenstand seyn möge,[6]) ob sie ein zusammenhängendes Gewebe von Begebenheiten, oder eine einzelne

---

[1]) *„dennoch — ist“ verbessert aus „durch eine innere, auf Ideen beruhende Nothwendigkeit gebunden seyn muss, und das Streben diese zu ergründen“.*

[2]) *Nach „lösen“ gestrichen: „von ihnen durchdrungen“.*

[3]) *Nach „bewegen“ gestrichen: „Er muss immer aufs neue den Kreisgang des Menschengeschickes durchlaufen, wo die rohe Gewalt der Naturkräfte niemals das Streben des freien Geistes zu hemmen vermag, dieser zwar oft unterliegt, dann aber, auf unvorhergesehene Weise, aus höherer, unbesiegbarer Kraft, dennoch was wahr ist und recht, durchbricht, und Boden und Wurzel gewinnt.“*

[4]) *„blosser“ verbessert aus „der reinen“.*

[5]) *„dass es — anzuschliessen“ verbessert aus „dass kein absichtliches Wirken den Drang der Begebenheiten geradezu aufzuhalten, oder abzuändern vermag, dass es ihn aber wohl zu leiten im Stande ist, wenn es sich selbst an ihn anschliesst, und aus ihm hervorgegangen scheint“.*

[6]) *Nach „möge“ gestrichen: „und es verschwindet daher hier der Unterschied, der bei ihrer Betrachtung, als Darstellung, allerdings vorhanden ist“.*

erzähle. Der Geschichtschreiber, der dieses Namens würdig ist,[1]) muss jede Begebenheit als Theil eines Ganzen, oder, was dasselbe ist, an jeder die Form der Geschichte überhaupt darstellen.

Dies führt auf die genauere Entwicklung des Begriffs der von ihm geforderten Darstellung. Das Gewebe der Begebenheiten liegt in scheinbarer Verwirrung, nur chronologisch und geographisch gesondert, vor ihm da. Er muss das Nothwendige vom Zufälligen trennen, die innere Folge aufdecken, die wahrhaft wirkenden Kräfte sichtbar machen, um seiner Darstellung die Gestalt zu geben, auf der nicht etwa ein eingebildeter, oder entbehrlicher philosophischer Werth, oder ein dichterischer Reiz derselben,[2]) sondern ihr erstes und wesentlichstes Erforderniss, ihre Wahrheit und Treue beruht. Denn man erkennt die Begebenheiten nur halb, oder entstellt, wenn man bei ihrer oberflächlichen Erscheinung stehen bleibt; ja der gewöhnliche Beobachter mischt ihnen alle Augenblicke Irrthümer und Falschheiten bei. Diese werden nur durch die wahre Gestalt verscheucht, die sich allein dem von Natur glücklichen, und durch Studium und Uebung geschärften Blick des Geschichtforschers enthüllt. Wie hat er es nun anzufangen, um hierin glücklich zu seyn?

Die historische Darstellung ist, wie die künstlerische, Nachahmung der Natur. Die Grundlage von beiden ist das Erkennen der wahren Gestalt, das Herausfinden des Nothwendigen, die Absonderung des Zufälligen. Es darf uns daher nicht gereuen, das leichter erkennbare Verfahren des Künstlers auf das mehr Zweifeln unterworfne des Geschichtschreibers anzuwenden.

Die Nachahmung der organischen Gestalt kann auf einem doppelten Wege geschehen; durch unmittelbares Nachbilden[3]) der äusseren Umrisse, so genau Auge und Hand es vermögen, oder von innen heraus, durch vorhergängiges Studium der Art, wie die äusseren Umrisse aus dem Begriff und der Form des Ganzen entstehen, durch die Abstrahirung ihrer Verhältnisse, durch eine Arbeit, vermittelst welcher die Gestalt erst ganz anders, als

---

[1]) *Nach „ist" gestrichen: „darf keine aus der Verbindung herausreissen, in der alle in der That stehen".*

[2]) *„ein eingebildeter — derselben" verbessert aus „ihre Schönheit, oder ihre Brauchbarkeit für die Anwendung".*

[3] *In der Handschrift: „Nachmachen".*

der unkünstlerische Blick sie wahrnimmt, erkannt, dann von der Einbildungskraft dergestalt aufs neue gebohren wird, dass sie, neben der buchstäblichen Uebereinstimmung mit der Natur, noch eine andre höhere Wahrheit in sich trägt. Denn der grösseste Vorzug des Kunstwerks ist, die in der wirklichen Erscheinung verdunkelte, innere Wahrheit der Gestalten offenbar zu machen. Die beiden eben genannten Wege sind durch alle Zeiten und alle Gattungen hindurch die Kriterien der falschen und ächten Kunst. Es giebt zwei, der Zeit und der Lage nach, sehr weit von einander entfernte Völker, die aber beide für uns Anfangspunkte der Cultur bezeichnen, die Aegyptier und Mexicaner, an welchen dieser Unterschied überaus sichtbar ist. Man hat, und mit Recht, mehrfache Aehnlichkeiten zwischen beiden gezeigt, beide mussten über die furchtbare Klippe aller Kunst hinweg, dass sie das Bild zum Schriftzeichen gebrauchten, und in den Zeichnungen der letzteren findet sich auch nicht Eine richtige Ansicht der Gestalt, da bei den ersteren in der unbedeutendsten Hieroglyphe Stil ist.*) Sehr natürlich. In den Mexicanischen Zeichnungen ist kaum[1]) eine Spur von Erahndung innrer Form, oder Kenntniss organischen

---

*) Es kam hier nur darauf an, das über die Kunst Gesagte mit einem Beispiele zu belegen; ich bin daher weit entfernt, hierdurch ein entscheidendes Urtheil über die Mexicaner zu fällen. Es giebt sogar Bildwerke von ihnen, wie der von meinem Bruder mitgebrachte Kopf im hiesigen Königlichen Museum,[2]) welche ein günstigeres Zeugniss über ihre Kunstfertigkeit fällen lassen. Wenn man bedenkt, wie wenig hoch hinauf unsre Kenntniss der Mexicaner geht, und welches geringe Alter die Gemälde haben, die wir kennen, so wäre es sehr gewagt, ihre Kunst nach demjenigen zu beurtheilen, was sehr leicht aus den Zeiten ihres äussersten Verfalls herrühren kann. Dass Ausgeburten der Kunst sogar neben ihrer höchsten Ausbildung bestehen können, ist mir ungemein auffallend an kleinen bronzenen Figuren gewesen, die man in Sardinien findet, denen man wohl ansieht, dass sie von Griechen, oder Römern herstammen, die aber in der Unrichtigkeit der[3]) Verhältnisse den Mexicanischen nichts nachgeben. Eine Sammlung dieser Art findet sich im Collegium Romanum in Rom. Es ist auch aus andren Gründen wahrscheinlich, dass die Mexicaner in einer früheren Zeit, und in einer andren Gegend, auf einer viel höheren Stufe der Bildung standen, selbst die historischen, in den Werken meines Bruders sorgfältig gesammelten, und mit einander verglichenen[4]) Spuren ihrer Wanderungen deuten darauf hin.

[1]) *In der Handschrift: „auch nicht".*

[2]) *Statt „mitgebrachte — Museum" hat die Handschrift: „dem hiesigen Königlichen Museum geschenkte Kopf".*

[3]) *Statt „in der Unrichtigkeit der" hat die Handschrift: „an Mangel aller".*

[4]) *Statt „mit einander verglichenen" hat die Handschrift: „einleuchtend zusammengestellten".*

Baues, alles geht also auf Nachahmung der äussren Gestalt hinaus. Nun aber muss der Versuch des Verfolgens der äusseren Umrisse der unvollkommenen Kunst gänzlich mislingen, und alsdann zur Verzerrung führen, da hingegen das Aufsuchen des Verhältnisses und Ebenmasses auch aus der Unbehülflichkeit der Hand und der Werkzeuge hervorleuchtet.

Wenn man den Umriss der Gestalt von innen heraus verstehen will, muss man auf die Form überhaupt, und[1]) auf das Wesen des Organismus zurückgehn, also auf Mathematik und Naturkunde. Diese giebt den Begriff, jene die Idee der Gestalt. Zu Beidem muss, als Drittes, Verknüpfendes, der Ausdruck der Seele, des geistigen Lebens hinzukommen.[2]) Die reine Form aber, wie sie sich darstellt in der Symmetrie der Theile, und dem Gleichgewicht der Verhältnisse,[3]) ist das Wesentlichste, und auch das Früheste, da der noch frische, jugendliche Geist mehr von der reinen Wissenschaft angezogen wird, diese auch eher durchzubrechen vermag, als die, mancherlei Vorbereitung fordernde der Erfahrung. Dies ist an den Aegyptischen und Griechischen Bildwerken offenbar. Aus allen tritt zuerst Reinheit und Strenge der Form, die kaum Härte fürchtet, hervor, die Regelmässigkeit der Kreise und Halbkreise, die Schärfe der Winkel, die Bestimmtheit der Linien; auf diesem sicheren Grund erst ruht der übrige[4]) äussere Umriss. Wo noch die genauere Kenntniss der organischen Bildung fehlt, ist dies schon in strahlender Klarheit vorhanden, und als der Künstler auch ihrer Meister geworden war, als er fliessende Anmuth zu verleihen, göttlichen Ausdruck einzuhauchen verstand, wäre es ihm nie eingefallen, durch diese zu reizen, wenn er nicht für Jenes gesorgt hatte. Das Unerlassliche blieb ihm auch das Erste und Höchste.

Alle Mannigfaltigkeit und Schönheit des Lebens hilft daher dem Künstler nicht, wenn ihr nicht in der Einsamkeit seiner Phantasie die begeisternde Liebe zur reinen Form gegenüber steht. Dadurch wird es begreiflich, wie die Kunst gerade in einem Volk entstand, dessen Leben wohl nicht das beweglichste und anmuthigste war, das sich schwerlich durch Schönheit auszeichnete,

---

[1]) *Nach „und" gestrichen: „abgesehen von jeder äusseren Bedingung".*
[2]) *Dieser Satz fehlt in der Handschrift.*
[3]) *Statt „Die — Verhältnisse" hat die Handschrift: „Das Letzte".*
[4]) *Dies Wort fehlt in der Handschrift.*

dessen tiefer Sinn aber sich früh auf Mathematik und Mechanik wandte, das an ungeheuren, sehr einfachen, aber streng regelmässigen Gebäuden Geschmack fand, das diese Architektonik der Verhältnisse auch auf die Nachahmung der menschlichen Gestalt übertrug,[1]) und dem sein hartes Material das Element jeder Linie streitig machte. Die Lage des Griechen war in allem verschieden; reizende Schönheit, ein reich bewegtes, zuweilen selbst regelloses Leben, eine mannigfaltige, üppige Mythologie umgaben ihn, und sein Meissel gewann dem bildsamen Marmor, ja in der ältesten Zeit dem Holze, leicht jede Gestalt ab. Desto mehr ist die Tiefe und der Ernst seines Kunstsinns zu bewundern, dass er, ungeachtet aller dieser Lockungen zu oberflächlicher Anmuth, die Aegyptische Strenge nur noch durch gründlichere Kenntniss des organischen Baues erhöhte.

Es mag sonderbar scheinen, zur Grundlage der Kunst nicht ausschliessend[2]) den Reichthum des Lebens, sondern zugleich[2]) die Trockenheit mathematischer Anschauung zu machen. Aber es bleibt darum nicht minder wahr, und der Künstler bedürfte nicht der beflügelnden Kraft des Genies, wenn er nicht bestimmt wäre, den tiefen Ernst streng beherrschender Ideen in die Erscheinung freien Spiels umzuwandeln. Es liegt aber auch ein fesselnder Zauber in der blossen Anschauung der mathematischen Wahrheiten, der ewigen Verhältnisse des Raumes und der Zeit, sie mögen sich nun an Tönen, Zahlen, oder Linien offenbaren. Ihre Betrachtung gewährt durch sich selbst eine ewig neue Befriedigung in der Entdeckung immer neuer Verhältnisse und sich immer vollkommen lösender Aufgaben.[3]) In uns schwächt nur den Sinn für die Schönheit der Form reiner Wissenschaft zu frühe und vielfache Anwendung.

---

[1]) *In der Handschrift: „hinübertrug".*

[2]) *Diese Wörter fehlen in der Handschrift.*

[3]) *Nach „Aufgaben" gestrichen: „Sie ist die Grundlage alles richtigen Denkens und alles beredten Ausdrucks, aller bildenden und musicalischen Künste, wie der Schönheit der organischen Geschöpfe; auf ihr beruht selbst das Gefallen an der Natur, die wohl durch Abwechslung der Hügel und Thäler, Mannigfaltigkeit der Gewächse, Schmelz der Farben reizt, aber nur durch die Reinheit und Schönheit der Formen fesselt und bezaubert, der einfach erhabnen der Gebirge, der lieblich hingleitenden der Hügel, und der strenger mathematischen, dem unmittelbaren Walten der Schöpfung entsprungenen, der unermesslichen Linie, welche das Meer am Horizonte begränzt, der Kreisbahn der Sonne und des Monds, den ewig gleichen Abständen der regelmässig aufsteigenden und sinkenden Gestirne."*

Die Nachahmung des Künstlers geht also von Ideen aus, und die Wahrheit der Gestalt erscheint ihm nur vermittelst dieser. Dasselbe muss, da in beiden Fällen die Natur das Nachzuahmende ist, auch bei der historischen statt finden, und es fragt sich nur, ob und welche Ideen es giebt, die den Geschichtschreiber zu leiten im Stande sind?

Hier aber fordert das weitere Vorschreiten grosse Behutsamkeit, damit nicht schon die blosse Erwähnung von Ideen die Reinheit der geschichtlichen Treue verletze. Denn wenn auch der Künstler und Geschichtschreiber beide darstellend und nachahmend sind, so ist ihr Ziel doch durchaus verschieden. Jener streift nur die flüchtige Erscheinung von der Wirklichkeit ab, berührt sie nur, um sich aller Wirklichkeit zu entschwingen, dieser sucht bloss sie, und muss sich in sie vertiefen. Allein gerade darum, und weil er sich nicht begnügen kann bei dem losen äussren Zusammenhange des Einzelnen, sondern zu dem Mittelpunkt gelangen muss, aus dem die wahre Verkettung verstanden werden kann, so muss er die Wahrheit der Begebenheit auf einem ähnlichen Wege suchen, als der Künstler die Wahrheit der Gestalt. Die Ereignisse der Geschichte liegen noch viel weniger, als die Erscheinungen der Sinnenwelt, so offen da, dass man sie rein abzulesen vermöchte, ihr Verständniss ist nur das vereinte Erzeugniss ihrer Beschaffenheit,[1]) und des Sinnes, den der Betrachter hinzubringt, und wie bei der Kunst, lässt sich auch bei ihnen nicht Alles durch blosse Verstandesoperation eines aus dem andren logisch herleiten, und in Begriffe zerlegen; man fasst das Rechte, das Feine, das Verborgene nur auf, weil der Geist richtig, es aufzufassen, gestimmt ist. Auch der Geschichtschreiber, wie der Zeichner, bringt nur Zerrbilder hervor, wenn er bloss die einzelnen Umstände der Begebenheiten, sie so, wie sie sich scheinbar darstellen, an einander reihend, aufzeichnet, wenn er sich nicht strenge Rechenschaft von ihrem innern Zusammenhange giebt, sich die Anschauung der wirkenden Kräfte verschaft, die Richtung, die sie gerade in einem bestimmten Augenblick nehmen, erkennt, der Verbindung beider mit dem gleichzeitigen Zustand, und den vorhergegangenen Veränderungen nachforscht. Um dies aber zu können, muss er mit der Beschaffenheit, dem Wirken, der gegenseitigen Abhängigkeit dieser Kräfte überhaupt vertraut seyn, wie

---

[1]) *In der Handschrift: „Gestalt".*

die vollständige Durchschauung des Besondren immer die Kenntniss des Allgemeinen voraussetzt, unter dem es begriffen ist.[1]) In diesem Sinn muss das Auffassen des Geschehenen[2]) von Ideen geleitet seyn.

Es versteht sich indess freilich von selbst, dass diese Ideen aus der Fülle der Begebenheiten selbst hervorgehen, oder genauer zu reden, durch die, mit ächt historischem Sinn unternommene Betrachtung derselben im Geist entspringen, nicht der Geschichte, wie eine fremde Zugabe, geliehen werden müssen, ein Fehler, in welchen die sogenannte philosophische Geschichte leicht verfällt. Ueberhaupt droht der historischen Treue viel mehr Gefahr von der philosophischen, als der dichterischen Behandlung, da diese wenigstens dem Stoff Freiheit zu lassen gewohnt ist. Die Philosophie schreibt den Begebenheiten ein Ziel vor,[3]) dies Suchen nach Endursachen, man mag sie auch aus dem Wesen des Menschen und der Natur selbst ableiten wollen, stört und verfälscht alle freie Ansicht des eigenthümlichen Wirkens der Kräfte. Die teleologische Geschichte erreicht auch darum niemals die lebendige Wahrheit der Weltschicksale, weil das Individuum seinen Gipfelpunkt immer innerhalb der Spanne seines flüchtigen Daseyns finden muss, und sie daher den letzten Zweck der Ereignisse nicht eigentlich in das Lebendige setzen kann, sondern es in gewissermassen todten Einrichtungen, und dem Begriff eines idealen Ganzen sucht; sey es in allgemein werdendem Anbau und Bevölkerung des Erdbodens, in zunehmender Cultur der Völker, in innigerer Verbindung aller, in endlicher Erreichung eines Zustandes der Vollkommenheit der bürgerlichen Gesellschaft, oder in irgend einer Idee dieser Art. Von allem diesem hängt zwar unmittelbar die Thätigkeit und Glückseligkeit der Einzelnen ab, allein was jede Generation davon, als durch alle vorigen errungen, empfängt, ist nicht Beweis, und nicht einmal immer gleich bildender Uebungsstoff ihrer Kraft. Denn auch was Frucht des Geistes und der Sinnesart ist, Wissenschaft, Kunst, sittliche Ein-

---

[1]) *Statt dieses Satzes hieß es ursprünglich: „Dies und was höher und tiefer, als dies, liegt, die Idee, welche Alles regiert, aus der und zu der Alles fliesst, ist für ihn, was dem Künstler die Verhältnisse, der Begriff, die reine Form der Gestalt.“*

[2]) *Nach „Geschehenen“ gestrichen: „sich auf Ideen stützen, und“.*

[3]) *Nach „vor“ gestrichen: „das sie erreichen sollen“.*

richtung, verliert das Geistige, und wird zur Materie, wenn nicht der Geist es immer von neuem belebt. Alle diese Dinge tragen die Natur des Gedankens an sich, der nur erhalten werden kann, indem er gedacht wird.

Zu den wirkenden und schaffenden Kräften also hat sich der Geschichtschreiber zu wenden. Hier bleibt er auf seinem eigenthümlichen Gebiet. Was er thun kann, um zu der Betrachtung der labyrinthisch verschlungenen Begebenheiten der Weltgeschichte, in seinem Gemüthe eingeprägt, die Form mitzubringen, unter der allein ihr wahrer Zusammenhang erscheint,[1]) ist diese Form von ihnen selbst abzuziehen. Der Widerspruch, der hierin zu liegen scheint, verschwindet bei näherer Betrachtung.[2]) Jedes Begreifen einer Sache setzt,[3]) als Bedingung seiner Möglichkeit, in dem Begreifenden schon ein Analogon des nachher wirklich Begriffenen voraus, eine vorhergängige, ursprüngliche Uebereinstimmung zwischen dem Subject und Object. Das Begreifen ist keineswegs ein blosses Entwickeln aus dem ersteren, aber auch kein blosses Entnehmen vom letzteren, sondern beides zugleich. Denn es besteht allemal in der Anwendung eines früher vorhandenen Allgemeinen auf ein neues Besondres.[4]) Wo zwei Wesen durch gänzliche Kluft getrennt sind, führt keine Brücke der Verständigung von einem zum andren, und um sich zu verstehen, muss man sich in einem andren Sinn schon verstanden haben. Bei der Geschichte ist diese vorgängige Grundlage des Begreifens sehr klar, da Alles, was in der Weltgeschichte wirksam ist, sich auch in dem Innern des Menschen bewegt. Je tiefer daher das Gemüth einer Nation alles Menschliche empfindet, je zarter, vielseitiger und reiner sie dadurch ergriffen wird, desto mehr hat sie Anlage, Geschichtschreiber im wahren Sinne des Worts zu besitzen. Zu dem so Vorbereiteten muss die prüfende Uebung hinzukommen, welche das Vorempfundene an dem Gegenstand berichtigend versucht, bis durch diese wiederholte Wechselwirkung die Klarheit zugleich mit der Gewissheit hervorgeht.

Auf diese Weise entwirft sich der Geschichtschreiber durch

---

[1]) *In der Handschrift: „erscheinen kann“.*

[2]) *Dieser Satz heisst in der Handschrift: „Auch liegt hierin nur ein scheinbarer Widerspruch.“*

[3]) *Nach „setzt“ gestrichen: „unabhängig von dieser“.*

[4]) *Dieser Satz fehlt in der Handschrift.*

das Studium der[1]) schaffenden Kräfte der Weltgeschichte ein allgemeines Bild der Form des Zusammenhanges aller Begebenheiten, und in diesem Kreis liegen die Ideen, von denen im Vorigen die Rede war.[2]) Sie sind nicht in die Geschichte hineingetragen, sondern machen ihr Wesen selbst aus. Denn jede todte und lebendige Kraft wirkt nach den Gesetzen ihrer Natur, und Alles, was geschieht, steht, dem Raum und der Zeit nach, in unzertrennlichem Zusammenhange.

In diesem erscheint die Geschichte, wie mannigfaltig und lebendig sie sich auch vor unsrem Blicke bewegt, doch wie ein todtes, unabänderlichen Gesetzen folgendes, und durch mechanische Kräfte getriebenes Uhrwerk. Denn eine Begebenheit erzeugt die andre, Mass und Beschaffenheit jeder Wirkung wird durch ihre Ursach gegeben, und selbst der frei scheinende Wille des Menschen findet seine Bestimmung in Umständen, die längst vor seiner Geburt, ja vor dem Werden der Nation, der er angehört, unabänderlich angelegt waren. Aus jedem einzelnen Moment die ganze Reihe der Vergangenheit, und selbst der Zukunft berechnen zu können, scheint nicht in sich, sondern nur wegen mangelnder Kenntniss einer Menge von Zwischengliedern unmöglich. Allein es ist längst erkannt, dass das ausschliessende Verfolgen dieses Weges gerade abführen würde von der Einsicht in die wahrhaft schaffenden Kräfte, dass in jedem[3]) Wirken, bei dem Lebendiges im Spiel ist, gerade das Hauptelement sich aller Berechnung entzieht, und dass jenes scheinbar mechanische Bestimmen doch ursprünglich frei wirkenden Impulsen gehorcht.

Es muss also, neben dem mechanischen Bestimmen einer Begebenheit durch die andre, mehr auf das eigenthümliche Wesen der Kräfte gesehen werden, und hier ist die erste Stufe ihr physiologisches Wirken. Alle lebendigen Kräfte, der Mensch, wie die Pflanzen, die Nationen, wie das Individuum,[4]) das Menschengeschlecht, wie die einzelnen[5]) Völker, ja selbst die Erzeugnisse des Geistes, so wie sie auf einem, in einer gewissen Folge fort-

---

[1]) *Nach „der" gestrichen: „allgemeinen und besondren".*

[2]) *Nach „war" gestrichen: „und von denen aus allein ihm die wahre Gestalt derselben erscheinen kann".*

[3]) *In der Handschrift: „allem".*

[4]) *In der Handschrift: „der Einzelne".*

[5]) *Dies Wort fehlt in der Handschrift.*

gesetzten Wirken beruhen, wie Literatur, Kunst, Sitten, die äussere Form[1]) der bürgerlichen Gesellschaft, haben Beschaffenheiten, Entwicklungen, Gesetze mit einander gemein. So das stufenweise Erreichen eines Gipfelpunkts, und das allmählige Herabsinken davon, den Uebergang von gewissen Vollkommenheiten zu gewissen Ausartungen u. s. f. Unläugbar liegt hierin eine Menge geschichtlicher Aufschlüsse, aber sichtbar wird auch hierdurch nicht das schaffende Princip selbst, sondern nur eine Form erkannt, der es sich beugen muss, wo es nicht an ihr einen erhebenden und beflügelnden Träger findet.

Noch weniger zu berechnen in seinem Gange, und nicht sowohl erkennbaren Gesetzen unterworfen, als nur in gewisse Analogieen zu fassen, sind die psychologischen Kräfte der mannigfaltig in einander greifenden menschlichen Fähigkeiten, Empfindungen, Neigungen und Leidenschaften. Als die nächsten Triebfedern der Handlungen, und die unmittelbarsten Ursachen der daraus entspringenden Ereignisse beschäftigen sie den Geschichtschreiber vorzugsweise, und werden am häufigsten zur Erklärung der Begebenheiten gebraucht. Aber diese Ansicht gerade erfordert die meiste Behutsamkeit. Sie ist am wenigsten welthistorisch, würdigt die Tragödie der Weltgeschichte zum Drama des Alltaglebens[2]) herab, verführt zu leicht, die[3]) einzelne Begebenheit aus dem Zusammenhange des Ganzen herauszureissen, und an die Stelle des Weltschicksals ein kleinliches Getriebe persönlicher Beweggründe zu setzen. Alles wird auf dem von ihr ausgehenden Wege in das Individuum gelegt, und das Individuum doch nicht in seiner Einheit und Tiefe, seinem eigentlichen Wesen erkannt. Denn dies lässt sich nicht so spalten, analysiren, nach Erfahrungen beurtheilen, die, von Vielen genommen, auf Viele passen sollen. Seine eigenthümliche Kraft geht alle menschliche Empfindungen und Leidenschaften durch, druckt aber allen ihren Stempel, und ihren Charakter auf.

Man könnte den Versuch machen, nach diesen drei, hier angedeuteten Ansichten, die Geschichtschreiber zu classificiren, aber die Charakteristik der wahrhaft genialischen unter ihnen würde durch keine, ja nicht durch alle zusammengenommen erschöpft.

---

[1]) *Nach „Form" gestrichen: „des Gottesdienstes und".*
[2]) *Diese beiden Worte fehlen in der Handschrift.*
[3]) *In der Handschrift: „auch die".*

Denn diese Ansichten selbst erschöpfen auch nicht die Ursachen des Zusammenhangs der Begebenheiten, und die Grundidee, von welcher aus allein das Verstehen dieser in ihrer vollen Wahrheit möglich ist, liegt nicht in ihrem Kreise. Sie umfassen nur die, in regelmässig sich wieder erzeugender Ordnung überschaubaren Erscheinungen der todten, lebendigen und geistigen Natur, aber keinen freien und selbständigen Impuls einer ursprünglichen Kraft; jene Erscheinungen geben daher auch nur Rechenschaft von regelmässig, nach erkanntem Gesetz, oder sichrer Erfahrung wiederkehrenden Entwicklungen;[1]) was aber, wie ein Wunder entsteht, sich wohl mit mechanischen, physiologischen und psychologischen Erklärungen begleiten, aber aus keiner solchen wirklich ableiten lässt, das bleibt innerhalb jenes Kreises auch nicht bloss unerklärt, sondern unerkannt.[2])

Wie man es immer anfangen möge, so kann das Gebiet der Erscheinungen nur von einem Punkte ausser demselben begriffen werden, und das besonnene Heraustreten ist eben so gefahrlos, als der Irrthum gewiss bei blindem Verschliessen in demselben. Die Weltgeschichte ist nicht ohne eine[3]) Weltregierung verständlich.

Mit dem Festhalten dieses Gesichtspunkts ist gleich der bedeutende Vortheil gewonnen, das Begreifen der Begebenheiten nicht für abgeschlossen zu erachten durch jene aus dem Kreise der Natur genommenen Erklärungen. Uebrigens wird aber freilich dem Geschichtschreiber dadurch der letzte, schwierigste und wichtigste Theil seines Wegs wenig erleichtert. Denn es ist ihm kein Organ verliehen, die Plane der Weltregierung unmittelbar zu erforschen, und jeder Versuch dazu dürfte ihn, wie das Aufsuchen von Endursachen, nur auf Abwege führen. Allein die ausserhalb der Naturentwicklung liegende Leitung der Begebenheiten offenbart sich dennoch an ihnen selbst, durch Mittel, die, wenn gleich nicht selbst Gegenstände der Erscheinung, doch an solchen hängen, und an ihnen, wie unkörperliche Wesen, erkannt werden, die man aber nie wahrnimmt, wenn man nicht, hinaus-

---

[1]) *„wiederkehrenden Entwicklungen“ verbessert aus „bewährter Folge“.*

[2]) *Nach „unerkannt“ gestrichen: „Und die auf solche Weise, wie Wunder, da stehende Erscheinungen sind es doch, von denen der Gang der Begebenheiten im Grossen Impuls und Leitung empfängt.“*

[3]) *„eine“ verbessert aus „die“.*

tretend aus dem Gebiet der Erscheinungen, im Geiste in dasjenige[1]) übergeht, aus dem sie ihre Abkunft haben. An ihre Erforschung ist also die letzte Bedingung der Lösung der Aufgabe des Geschichtschreibers geknüpft.

Die Zahl der schaffenden Kräfte in der Geschichte wird[2]) durch die unmittelbar in den Begebenheiten auftretenden[3]) nicht erschöpft. Wenn der Geschichtschreiber auch alle einzeln, und in ihrer Verbindung durchforscht hat — die Gestalt, und die Umwandlungen des Erdbodens, die Veränderungen des Klima's, die Geistesfähigkeit und Sinnesart der Nationen, die noch eigenthümlichere Einzelner, die Einflüsse[4]) der Kunst und Wissenschaft, die tief eingreifenden und weit verbreiteten[5]) der[6]) bürgerlichen Einrichtungen[7]) — so bleibt ein noch mächtiger wirkendes, nicht in unmittelbarer Sichtbarkeit auftretendes, aber jenen Kräften selbst den Anstoss und die Richtung verleihendes Princip übrig, nemlich Ideen, die, ihrer Natur nach, ausser dem Kreise der Endlichkeit liegen, aber die Weltgeschichte in allen ihren Theilen durchwalten und beherrschen.

Dass solche Ideen sich offenbaren, dass gewisse Erscheinungen, nicht erklärbar durch blosses, Naturgesetzen gemässes Wirken,[8]) nur ihrem Hauch ihr Daseyn verdanken, leidet keinen Zweifel, und ebensowenig, dass es mithin einen Punkt giebt, auf dem der Geschichtschreiber, um die wahre Gestalt der Begebenheiten zu erkennen, auf ein Gebiet ausser ihnen verwiesen wird.[9])

Die Idee äussert sich aber auf zwiefachem Wege, einmal als Richtung, die anfangs unscheinbar, aber allmählig sichtbar, und zuletzt unwiderstehlich, Viele, an verschiedenen Orten, und unter

---

[1]) *In der Handschrift: „das".*

[2]) *Nach „wird" gestrichen: „aber".*

[3]) *Nach „auftretenden" gestrichen: „noch".*

[4]) *Nach „Einflüsse" in der Handschrift: „der Sprache".*

[5]) *In der Handschrift: „die mächtigeren und weiter verbreiteten".*

[6]) *Nach „der" gestrichen: „Religion und".*

[7]) *„Einrichtungen" verbessert aus „Gesellschaft".*

[8]) *„durch — Wirken" verbessert aus „durch das Wirken irrdischer Kräfte".*

[9]) *Nach „wird" gestrichen: „Wollte er diesem Winke zu folgen verweigern, und Alles in der Erscheinung allein auch durch sie erklären, so würde er alle Begebenheiten als auf natürlichem Wege entsprungen ansehen müssen. Es giebt aber unläugbar Erscheinungen, die, gleich Wundern, in der Geschichte da stehen, und es sind dies gerade die, ohne welche der innere und wahre Zusammenhang der Dinge verborgen bleiben würde."*

verschiedenen Umständen ergreift; dann als Krafterzeugung, welche in ihrem Umfang und ihrer Erhabenheit nicht aus den begleitenden Umständen herzuleiten ist.

Von dem Ersteren finden sich die Beispiele ohne Mühe, sie sind auch kaum in irgend einer Zeit verkannt worden. Aber es ist sehr wahrscheinlich, dass noch viele Begebenheiten, die man jetzt auf mehr materielle und mechanische Weise erklärt, auf diese Art angesehen werden müssen.[1])

Beispiele von Krafterzeugungen, von Erscheinungen, zu deren Erklärung die umgebenden Umstände nicht zureichen, sind das oben erwähnte Hervorbrechen der Kunst in ihrer reinen Form[2]) in Aegypten, und vielleicht noch mehr die plötzliche Entwicklung freier, und sich doch wieder gegenseitig in Schranken haltender[3]) Individualität in Griechenland, mit welcher Sprache, Poesie und Kunst auf einmal[4]) in einer Vollendung da stehen, zu der man vergebens dem allmählichen Wege nachspürt. Denn das Bewundernswürdige der Griechischen Bildung, und was am meisten den Schlüssel zu ihr enthält, hat mir immer geschienen, dass, da den Griechen[5]) alles Grosse, was sie verarbeiteten, von in Kasten getheilten Nationen überkam, sie von diesem Zwange frei blieben, aber immer ein Analogon beibehielten, nur den strengen Begriff in den loseren der Schule und freien Genossenschaft milderten, und durch vielfachere Theilung des urnationellen Geistes, als es je in einem Volke gegeben hat, in Stämme, Völkerschaften und einzelne Städte, und durch wieder eben so aufsteigende Verbindung, die Verschiedenheit der Individualität zu dem regsten Zusammenwirken brachten. Griechenland stellt dadurch eine, weder vorher, noch nachher jemals[6]) da gewesene Idee nationeller Individualität auf, und wie in der Individualität das Geheimniss alles

---

[1]) *In der Handschrift folgt hier: „Von den ältesten Wanderungen der Völker ist dies neuerlich gleich scharfsinnig und geistvoll geschehen, und gezeigt worden, dass, was man einem zufälligen und regellosen Drängen der Stämme zuschrieb, in religiösen Ideen seinen Grund hatte.“ — Hier hat Humboldt Creuzers „Symbolik und Mythologie der alten Völker“ im Sinne, deren zweite Auflage 1819 zu erscheinen begonnen hatte.*

[2]) *„Form“ verbessert aus „Ideen-Form“.*

[3]) *„und sich — haltender“ fehlt in der Handschrift.*

[4]) *In der Handschrift: „plötzlich“.*

[5]) *Statt „den Griechen“ hat die Handschrift: „ihr“.*

[6]) *In der Handschrift: „vor- und nachher niemals“.*

Daseyns liegt, so beruht auf dem Grade, der Freiheit, und der Eigenthümlichkeit ihrer Wechselwirkung alles weltgeschichtliche Fortschreiten der Menschheit.

Zwar kann auch die Idee [1]) nur in der Naturverbindung auftreten, und so lässt sich auch bei jenen Erscheinungen eine Anzahl befördernder Ursachen, ein Uebergang vom Unvollkommneren zum Vollkommneren nachweisen, und in den ungeheuren Lücken unsrer Kunde mit Recht voraussetzen. Aber das Wundervolle liegt darum nicht minder im Ergreifen der ersten Richtung, dem Sprühen des ersten Funkens. Ohne diesen können keine befördernden Umstände wirken, keine Uebung, kein allmähliges Vorschreiten, auch Jahrhunderte hindurch, zum Ziel führen. Die Idee kann sich nur einer geistig individuellen Kraft anvertrauen, aber dass der Keim, welchen sie in dieselbe legt, sich auf seine Weise entwickelt, dass diese Weise dieselbe bleibt, wo er in andere Individuen übergeht, dass die aus ihm aufspriessende Pflanze durch sich selbst ihre Blüthe und ihre Reife erlangt, und nachher welkt und verschwindet, wie immer die Umstände und Individuen sich gestalten mögen, dies zeigt, dass es die selbständige Natur der Idee ist, welche diesen Lauf in der Erscheinung vollendet. Auf diese Art kommen in allen verschiedenen Gattungen des Daseyns, und der geistigen Erzeugung Gestalten zur Wirklichkeit, in denen sich irgend eine Seite der Unendlichkeit spiegelt, und deren Eingreifen ins Leben neue Erscheinungen hervorbringt.

In der Körperwelt, da es bei dem Erforschen der geistigen immer ein sichernder Weg bleibt, die Analogie in jener zu verfolgen, darf man kein Entstehen so bedeutend neuer Gestalten erwarten. Die Verschiedenheiten der Organisation haben einmal ihre festen Formen gefunden, und obgleich sie sich innerhalb dieser niemals in der organischen Individualität erschöpfen, so werden diese feinen Nuancen nicht unmittelbar, kaum [2]) in ihrem Wirken auf die geistige Bildung sichtbar. Die Schöpfung der Körperwelt geht im Raume auf einmal, die der geistigen allmählig in der Zeit vor, oder die erstere findet wenigstens eher ihren Ruhepunkt, auf dem die Schöpfung sich in der einförmigen Forterzeugung verliert. Viel näher aber, als die Gestalt, und der körperliche Bau, stehet dem Geistigen das organische Leben, und

---

[1]) *Nach „Idee" gestrichen: „wo sie sich in der Erscheinung verkörpert".*

[2]) *„nicht unmittelbar, kaum" verbessert aus „weniger unmittelbar, als".*

die Gesetze beider finden eher Anwendung auf einander. In dem Zustande der gesunden Kraft ist dies minder sichtbar, wiewohl sehr wahrscheinlich auch in ihm Veränderungen der Verhältnisse und Richtungen vorkommen, welche verborgenen Ursachen folgen, und epochenweise das organische Leben anders und anders stimmen. Aber im abnormen Zustand des Lebens, in den Krankheitsformen giebt es unläugbar ein Analogon von Richtungen, die, ohne erklärliche Ursachen, plötzlich, oder allmählich entstehen, eignen Gesetzen zu folgen scheinen, und auf einen verborgnen Zusammenhang der Dinge hinweisen. Dies bestätigen vielfache [1]) Beobachtungen, wenn es auch vielleicht erst spät dahinkommen wird, davon einen historischen [2]) Gebrauch zu machen.

Jede menschliche Individualität ist eine in der Erscheinung wurzelnde Idee, und aus einigen leuchtet diese so strahlend hervor, dass sie die Form des Individuums nur angenommen zu haben scheint, um in ihr [3]) sich selbst zu offenbaren. Wenn man das menschliche Wirken entwickelt, so bleibt, nach Abzug aller dasselbe bestimmenden Ursachen, etwas Ursprüngliches in ihm zurück, das, anstatt von jenen Einflüssen erstickt zu werden, vielmehr sie umgestaltet, und in demselben Element liegt ein unaufhörlich thätiges Bestreben, seiner inneren, eigenthümlichen Natur äusseres Daseyn zu verschaffen. Nicht anders ist es mit der Individualitaet der Nationen, und in vielen Theilen der Geschichte ist es sichtbarer an ihnen, als an den Einzelnen, da sich der Mensch in gewissen Epochen, und unter gewissen Umständen gleichsam heerdenweise entwickelt. Mitten in den durch Bedürfniss, Leidenschaft und scheinbaren Zufall geleiteten Begebenheiten der Völker wirkt daher, und mächtiger, als jene Elemente, das geistige Princip der Individualität fort; es sucht der ihm inwohnenden Idee Raum zu verschaffen, und es gelingt ihm, wie die zarteste Pflanze durch das organische Anschwellen ihrer Gefässe Gemäuer sprengt, das sonst den Einwirkungen von Jahrhunderten trotzte. Neben der Richtung, welche Völker und Einzelne dem Menschengeschlecht durch ihre Thaten ertheilen, lassen sie Formen geistiger Individualität zurück, dauernder und wirksamer, als Begebenheiten und Ereignisse.

---

[1]) *In der Handschrift: „die feinsten neueren“.*
[2]) *„historischen“ verbessert aus „welthistorischen“.*
[3]) *Diese beiden Worte fehlen in der Handschrift.*

Es giebt aber auch idealische Formen, die, ohne die menschliche Individualität selbst zu seyn, nur mittelbar sich auf sie beziehen. Zu diesen gehören die Sprachen. Denn obgleich der Geist der Nation sich in jeder spiegelt, so hat auch jede eine frühere, mehr unabhängige Grundlage, und ihr eignes Wesen, und ihr innerer Zusammenhang sind so mächtig und bestimmend, dass ihre Selbständigkeit mehr Wirkung ausübt, als erfährt, und dass jede bedeutende Sprache als eine eigenthümliche Form der Erzeugung und Mittheilung von Ideen erscheint.

Auf eine noch reinere und vollere Weise verschaffen sich die ewigen Urideen alles Denkbaren Daseyn und Geltung, die Schönheit in allen körperlichen und geistigen Gestalten, die Wahrheit in dem unabänderlichen Wirken jeder Kraft nach dem ihr inwohnenden Gesetz, das Recht in dem unerbittlichen Gange der sich ewig richtenden und strafenden Begebenheiten.

Für die menschliche Ansicht, welche die Plane der Weltregierung nicht unmittelbar erspähen, sondern sie nur an den Ideen erahnden kann, durch die sie sich offenbaren, ist daher alle Geschichte nur [1]) Verwirklichung einer Idee, und in der Idee liegt zugleich die [2]) Kraft und das [3]) Ziel; und so gelangt man, indem man sich bloss in die Betrachtung der schaffenden Kräfte [4]) vertieft, auf einem richtigeren Wege zu den Endursachen, welchen der Geist natürlich nachstrebt. Das Ziel der Geschichte kann nur die Verwirklichung der durch die Menschheit darzustellenden Idee seyn, nach allen Seiten hin, und in allen Gestalten, in welchen sich die endliche Form mit der Idee zu verbinden vermag, und der Lauf der Begebenheiten kann nur da abbrechen, wo beide einander nicht mehr zu durchdringen im Stande sind.

So wären wir also dahin gekommen,[5]) die Ideen aufzufinden, welche den Geschichtschreiber leiten müssen, und können nun zurückkehren zu der oben zwischen ihm und dem Künstler angestellten Vergleichung. Was diesem die Kenntniss der Natur, das Studium des organischen Baus, ist jenem die Erforschung der als handlend und leidend [6]) im Leben auftretenden Kräfte; was

---

[1]) *In der Handschrift beginnt dieser Satz: „Alle Geschichte ist daher nur".*
[2]) *Nach „die" gestrichen: „schaffende".*
[3]) *Nach „das" gestrichen: „letzte".*
[4]) *„Kräfte" verbessert aus „Ursachen".*
[5]) *In der Handschrift: „gelangt".*
[6]) *„leidend" verbessert aus „wirkend".*

diesem Verhältniss, Ebenmass, und der Begriff der reinen Form, sind jenem die sich still und gross im Zusammenhange der Weltbegebenheiten [1]) entfaltenden, aber nicht ihnen angehörenden Ideen. Das Geschäft des Geschichtschreibers in seiner letzten, aber einfachsten Auflösung ist Darstellung des Strebens einer Idee, Daseyn in der Wirklichkeit zu gewinnen. Denn nicht immer gelingt ihr dies beim ersten Versuch, nicht selten auch artet sie aus, indem sie den entgegenwirkenden Stoff nicht rein zu bemeistern vermag.

Zwei Dinge sind es, welche der Gang dieser Untersuchung festzuhalten getrachtet hat: dass in Allem, was geschieht, eine nicht unmittelbar wahrnehmbare Idee waltet, dass aber diese Idee nur an den Begebenheiten selbst erkannt werden kann. Der Geschichtschreiber darf daher nicht, Alles allein in dem materiellen Stoff suchend, ihre Herrschaft von seiner Darstellung ausschliessen; er muss aufs mindeste den Platz zu ihrer Wirkung offen lassen; er muss ferner, weiter gehend, sein Gemüth empfänglich für sie und regsam [2]) erhalten, sie zu ahnden, und zu erkennen; aber er muss vor allen Dingen sich hüten, der Wirklichkeit eigenmächtig geschaffene [3]) Ideen anzubilden, oder auch nur über dem Suchen des Zusammenhanges des Ganzen etwas von dem lebendigen Reichthum des Einzelnen aufzuopfern.[4]) Diese Freiheit und Zartheit der Ansicht muss seiner Natur so eigen geworden seyn, dass er sie zur Betrachtung jeder Begebenheit mitbringt; denn keine ist ganz abgesondert vom allgemeinen Zusammenhange,[5]) und von Jeglichem, was geschieht, liegt, wie oben gezeigt worden, ein Theil ausser dem Kreis unmittelbarer Wahrnehmung. Fehlt dem Geschichtschreiber jene Freiheit der Ansicht, so erkennt er die Begebenheiten nicht in ihrem Umfang, und ihrer Tiefe; mangelt ihm [6]) die schonende Zartheit, so verletzt er ihre einfache und lebendige [7]) Wahrheit.

---

[1]) *„im Zusammenhange der Weltbegebenheiten" verbessert aus „von einem den Weltbegebenheiten fremden Gebiete aus".*

[2]) *Statt „empfänglich — regsam" hat die Handschrift: „reizbar".*

[3]) *In der Handschrift: „selbstgeschaffene".*

[4]) *„oder — aufzuopfern" fehlt in der Handschrift.*

[5]) *Hier folgt in der Handschrift: „der Begebenheiten".*

[6]) *Nach „ihm" gestrichen: „auf der andren Seite".*

[7]) *Diese beiden Worte fehlen in der Handschrift.*

3.

Prüfung der Untersuchungen über die Urbewohner Hispaniens vermittelst der Vaskischen Sprache.

Handschrift (145 halbbeschriebene Folioseiten) in der Königlichen Bibliothek in Berlin. Ebenda ist eine Abschrift von Schreiberhand (226 halbbeschriebene Folioseiten) mit eigenhändigen Korrekturen Humboldts erhalten. Die Handschriften zeigen eine Einteilung in 74 Paragraphen; die jetzigen Paragraphen 5, 19, 20, 23, 24, 29 und 43 sind aus mehreren ursprünglichen zusammengezogen. Der ursprüngliche Titel lautet: „Ueber den Nutzen, welchen die Kenntniss der Vaskischen Sprache bei den Untersuchungen über die Urbewohner der Iberischen Halbinsel leistet"; an seine Stelle trat dann: „Prüfung der Untersuchungen über die Urbewohner Iberiens durch die Vaskische Sprache" und erst in der Abschrift der obige endgültige Titel. — Erster Druck: Prüfung der Untersuchungen über die Urbewohner Hispaniens vermittelst der Vaskischen Sprache. Von Wilhelm von Humboldt. Berlin, 1821. Bei Ferdinand Dümmler. VIII und 192 Seiten. Das Inhaltsverzeichnis befindet sich hier zwischen Vorrede und Text.



Vorrede.

Indem ich die gegenwärtige Schrift dem Publicum übergebe, wünsche ich vorzüglich, dass sie möge dazu dienen können, andre Untersuchungen über die Urbevölkerung des ganzen westlichen und südlichen Europa daran anzuschliessen. In den bisherigen bleibt unläugbar noch Vieles ungewiss und dunkel. Ein einfaches und wichtiges Mittel, denselben mehr Klarheit und Gewissheit zu geben, ist die Benutzung der einheimischen Sprachen, die sich in einigen Theilen von West-Europa aus hohem Alterthume her erhalten haben. Mit der von Wales und Nieder-Bretagne, so wie mit der Galischen und Irländischen, sind schon öfter Versuche dieser Art angestellt worden, obgleich auch die Arbeiten, in welchen dies geschehen, wohl eine neue Sichtung des Wahren vom Falschen, des Gewissen vom Ungewissen fordern. Von der Vaskischen Sprache dagegen war, bis auf die neuesten Schriften Spanischer Gelehrten über dieselbe, noch wenig Gebrauch für diese Zwecke gemacht, und auch jene Schriften haben nicht eigentlich die gegenwärtige Untersuchung zum Gegenstande, sondern gehen nur gelegentlich auf dieselbe ein. Dennoch kann nur die Kenntniss des Vaskischen dazu führen, recht zu erkennen, was den Iberern eigenthümlich angehört, und sie von den Celten, und andren Nationen unterscheidet, und erst, wenn über diese ältesten Völkerstämme mehr Licht verbreitet ist, wird auch eine sichere Grundlage für die Untersuchungen über die Urbewohner Italiens gewonnen. Dass diese bisher so wenig gelangen, lag wohl vorzüglich daran, dass man sie auf dem umgekehrten Wege anfieng. Anstatt zu ergründen, welche Urvölker in den Ländern gesessen hatten, mit welchen Italien vormals gleiche Bewohner gehabt

haben kann, und welche Spuren ihres Daseyns in Ortnamen und Sprachen übriggeblieben sind, um auf diese Weise zur Kenntniss des Grundstoffs zu gelangen, auf den man bei Zergliederung der Italischen Denkmale stossen konnte, wandte man bloss das Griechische und Lateinische zur Erklärung derselben an, ohne zu bedenken, dass die Hellenischen Einwanderungen gewiss nicht die frühesten waren, und dass die Römische Sprache erst selbst einer Zerlegung in ihre Elemente bedarf.

Aus diesen Gründen hat es mir, auch wenn man nicht bloss auf Hispanien Rücksicht nimmt, von mehr allgemeiner Wichtigkeit geschienen, den Begriff der Iberer und der Iberischen Sprache möglichst genau zu bestimmen. Diejenigen, welche Interesse an Arbeiten dieser Art nehmen, mögen beurtheilen, inwieweit ich hierin geleistet habe, was sich billigerweise erwarten liess. Da fast Alles bei dieser Untersuchung auf etymologische Beweise hinausläuft, so hat mir vorzüglich das Mistrauen vorgeschwebt, was Etymologieen gewöhnlich zu erwecken pflegen. Um diesem zu begegnen, habe ich dieselben überall auf strenge Sprachanalogie zu stützen gesucht, und vorgezogen, lieber eine grosse Zahl von Ortnamen mit Stillschweigen zu übergehen, als Herleitungen aufzunehmen, die ich nicht analogisch durchzuführen im Stande war. Unfehlbar werden daher Andre, die tiefer mit dem Vaskischen vertraut sind, den von mir aus demselben abgeleiteten Ortnamen noch eine beträchtliche Anzahl hinzufügen können. Allein auch so werden viele unabgeleitet bleiben müssen. Denn da in den Hispanischen Ortnamen, ausser den Vaskischen, Celtische, Griechische, und gewiss auch Phoenicische und Carthagische Wurzelsilben verborgen sind, so wäre eine Ableitung aller Hispanischen Namen nur insofern möglich, als man alle diese Sprachen zugleich zu Rathe zöge.

Ungleicher, als über die aus dem Vaskischen abgeleiteten Namen, wird vermuthlich das Urtheil über diejenigen ausfallen, welchen ich einen Celtischen Ursprung zuschreibe. Die entschiednen Anhänger des Systems der ausschliessenden Herrschaft des Vaskischen in Hispanien werden höchst wahrscheinlich auch diese von Vaskischen Wurzelsilben herleiten, und wie schwierig das Urtheil hierüber seyn kann, habe ich an dem Namen der A r e v a k e r (S. 148. Anm. *) gezeigt. Der Versuch muss hier nothwendig entscheiden. Ich kann nur versichern, dass ich die Untersuchung mit vollkommner Unpartheilichkeit angestellt habe, dass

ich eben so vorbereitet war, Spuren des Vaskischen in allen, nicht eigentlich ausländischen Namen, als nur in einem Theile derselben zu finden, dass aber die Ueberzeugung der Fremdartigkeit einiger sich mir dergestalt aufgedrungen hat, dass es mir unmöglich gewesen seyn würde, ihr zu widerstehen.

Ich habe mich in den folgenden Bogen häufig auf meine frühere, dem Mithridates einverleibte Schrift über die Vaskische Sprache bezogen, und jeder, der, ohne des Vaskischen auf andrem Wege kundig zu seyn, die gegenwärtigen Untersuchungen genauer zu prüfen wünscht, wird gut thun, jene Schrift vorher ganz zu durchlaufen, um mit dem Klange und der Wortbildung der Sprache vertraut zu werden. Da es aber dort nur mein Zweck war, nach Anleitung der Adelungischen Arbeit, einzelne Punkte zu erläutern, und zu berichtigen, so würde ich längst versucht haben, etwas Vollständigeres über die Vaskische Sprache zu liefern, wenn sich nicht von Zeit zu Zeit die Hofnung erneuert hätte, dass in Spanien selbst noch ein wichtigeres Werk darüber erscheinen würde. Es steht indess allerdings dahin, ob dies unter den gegenwärtigen Umständen so bald zu erwarten seyn dürfte.

Wo ich Etymologieen von Ortnamen aus Astarloa, Erro, oder andren genommen, habe ich ihre Schriften namentlich angeführt. Wo dies nicht geschehen ist, rühren dieselben von mir her. Ich bemerke dies nur, damit nicht jenen Männern beigemessen werde, was ich zu verantworten haben würde.

Es wird vielleicht befremdend scheinen, dass diese Schrift nicht in einer Sprache abgefasst ist, die ihr mehr Leser im Auslande verschaft hätte. Ihr Gegenstand schien dies gewissermassen zu fordern, und es wäre vielleicht besser gewesen, dieser Rücksicht allein zu folgen. Auf der andren Seite aber hat es auch viel für sich, so wie es die Schriftsteller andrer Nationen zu thun pflegen, immer in seiner Muttersprache, oder in der des Landes zu schreiben, in dem man lebt. Auch macht unläugbar die Kenntniss des Deutschen so grosse Fortschritte im Auslande, dass der Vortheil, jeden Schriftsteller in seiner eignen Sprache lesen zu können, sehr bald nicht mehr uns vorzugsweise eigen seyn wird.

1.

Bisherige Versuche, die Vaskische Sprache bei den Untersuchungen über die Urbewohner Spaniens zu benutzen.

Spanien gehört zu den wenigen Ländern, welche die Möglichkeit darbieten, die Frage über ihre ursprüngliche Bevölkerung durch eine noch innerhalb ihrer Gränzen lebende Sprache aufzuklären. Dennoch ist dies wichtige Hülfsmittel lange unbenutzt geblieben, und erst seit weniger als zwanzig Jahren hat man angefangen, sich desselben ernstlicher zu bedienen. Zwei Spanische Schriftsteller, D. Pablo Pedro de Astarloa, und Juan Bautista de Erro y Aspiroz, jener in seiner *Apologia de la lengua Bascongada,* und dieser in seinem *Alfabeto de la lengua primitiva de España,* und in seinem *mundo primitivo,* haben hierin am meisten geleistet, wenn auch Einiges schon früher durch Larramendi, in der Vorrede zu seinem Vaskischen Wörterbuch, und durch Hervas in dem *Catalogo delle lingue conosciute* (*p.* 200—233.) geschehen war.[1]) Diese Männer haben aber in Spanien selbst vielfältig Widerspruch gefunden, wie die darüber erschienenen Streitschriften*) beweisen;

---

*) Astarloa's Apologie ist gegen D. Joaquin de Tragia, Verfasser des Artikels: Navarra in dem, von der Königlichen Academie in Madrid herausgegebenen geographisch-historischen Wörterbuch, gerichtet, und von Erro giebt es *Observaciones filoso-*

---

[1]) *Genaueres über die hier zitierten Werke mit Ausnahme des zweiten von Erro giebt Band 3, 224 Anm. 1. 252 Anm. 1. 270. 302 Anm. 1. Erros* „El mundo primitivo ó examen filosofico de la antiguedad y cultura de la nacion bascongada“ *war Madrid 1815 erschienen.*

es ist auch nicht zu läugnen, dass sie ihre Behauptungen zu weit ausdehnen, und dadurch Mistrauen gegen das wirklich Wahre in denselben erzeugen. Eine neue unpartheiische Beleuchtung der Untersuchung über die Urbewohner des alten Iberiens (insofern darunter die ganze Halbinsel, folglich Spanien und Portugall zusammen, verstanden wird) dürfte daher nicht unnütz erscheinen. Die Sache ist indess nicht ohne Schwierigkeit. So wie man den obengenannten, und allen einheimischen Schriftstellern immer zu grosse Vorliebe vorwerfen wird, Alles aus ihrer Sprache herleiten zu wollen, so wird man dem Ausländer mangelhafte Kenntniss der Sprache entgegensetzen. In der That erlauben die vorhandenen Hülfsmittel zur Erlernung derselben, theils an sich, theils darum, weil man sie nicht in gleicher Brauchbarkeit von jedem der verschiednen Dialecte besitzt,*) keine Vollständigkeit, und nicht genug zu beklagen ist es, dass die eben angeführten Werke verhältnissmässig ungemein wenig factisches über die Sprache enthalten, und dass ihre Verfasser nicht erwogen haben, wieviel mehr sie durch vollständigere Mittheilung ihrer Kenntniss der Sprache,

---

ficas en favor del Alfabeto primitivo,[1]) durch welche er einem Gegner antwortet, der, unter dem erdichteten Namen eines Pfarrers von Montuenga, ihn, und früher Astarloa angegriffen hatte. Die Schrift desselben gegen Erro befindet sich im Auszuge in den *Mémoires de l'Académie Celtique.* Band 3. Heft 8. S. 291.[2])

*) Vgl. meine Berichtigungen und Zusätze zum 1. Abschnitt des 2. Bandes des Mithridates, vorzüglich S. 63—72.[3]) Es geht daraus hervor, dass die besten grammatikalischen Hülfsmittel, die wir besitzen, dem Vizcayischen, die besten lexicalischen dem Guipuzcoanischen Dialect angehören, über den Labortanischen dagegen fast nichts sehr Brauchbares gedruckt worden ist. Astarloa, der vor mehreren Jahren in Madrid gestorben ist, hat wichtige Collectaneen, und eine Grammatik des Vaskischen hinterlassen, die sich in den Händen seines Freundes Erro befinden. Als ich mich vor einigen Jahren an diesen mit der Bitte wandte, sie mir mitzutheilen, erwiederte er mir, dass er die Absicht habe, sie selbst herauszugeben, oder wenigstens in eignen Schriften zu benutzen. Es ist ungemein zu wünschen, dass er dies recht bald, und recht vollständig thun möge. Ich bemerke hierbei, dass ich die obenerwähnten Berichtigungen immer nach dem besondren Abdruck citire, der davon 1817. in der Vossischen Buchhandlung in Berlin veranstaltet ist, da ich bei diesem habe die letzte Correctur selbst übernehmen können.

[1]) *Diese* „Observaciones filosoficas en favor del alfabeto primitivo ó respuesta apologetica á la censura critica del cura de Montuenga" *waren Pampelona 1808 erschienen.*

[2]) *Verfasser der Madrid 1806 erschienenen* „Censura critica del alfabeto primitivo de España y pretendidos monumentos literarios del vascuence por el cura de Montuenga" *war Conde.*

[3]) *Vgl. Band 3, 267.*

als durch ihre philosophischen Raisonnements genutzt und überzeugt haben würden. Dagegen wird gerade aus diesen Gründen der Ausländer nur das wirklich Einleuchtende und gleichsam sich von selbst Darbietende auffassen, und weniger in Gefahr gerathen, zu viel zu beweisen. Das Wichtigste aber bei Untersuchungen dieser Art ist, sie auf dasjenige zu beschränken, was sich zu einem Grade der Gewissheit erheben lässt. Ist der Weg, den man hierzu einschlägt (und dies hängt mehr von der Methode ab), der richtige, so lässt sich dies Gebiet, bei Erlangung vollständigerer Kenntniss, immer erweitern, da hingegen, wenn man gleich anfangs auf Muthmassungen und blosse Wahrscheinlichkeiten eingeht, nirgends mit Sicherheit gefusst werden kann.

2.

Anwendung der Sprache auf Ortnamen.

Die alten Schriftsteller haben uns eine grosse Anzahl von Spanischen Ortnamen hinterlassen, verhältnissmässig eine grössere, als von irgend einem andren Lande, wenn wir Griechenland und Italien ausnehmen. Diese werden den Stoff abgeben, auf den ich die Vaskische Sprache anzuwenden gedenke. Durch sie, die ältesten und dauerndsten Denkmäler, erzählt eine längst vergangene Nation gleichsam selbst ihre eigenen Schicksale, und es fragt sich nur, ob ihre Stimme uns noch verständlich bleibt. Ich werde mich bemühen, soviel daraus zu entnehmen, als mit Sicherheit geschehen kann, aber mich auch in den durch den Titel dieser Arbeit bezeichneten Schranken halten. Man darf daher hier nicht eine Abhandlung über die Urbewohner Spaniens überhaupt, sondern nur in der angegebenen Beziehung erwarten. Gerade diese Beschränkung halte ich für nothwendig und erspriesslich. Im Allgemeinen ist die Frage schon von Mehreren und zum Theil befriedigend behandelt worden. Man kann sagen, dass, vorzüglich durch Mannerts trefliche Bemühungen, viele Hauptschwierigkeiten schon hinweggeräumt sind. Indess schien es mir nicht unnütz, diese Untersuchungen mit einem Hülfsmittel zu wiederholen, das unter uns noch gar nicht, von den einheimischen Schriftstellern nicht immer richtig gebraucht ist. Eine solche

Arbeit muss, dünkt mich, den doppelten Zweck erfüllen, das über die Geschichte des Landes und der Nation aus andern Gründen Erkannte und Behauptete zu bestätigen, oder zu berichtigen, und die Fragen über die Verbreitung, Verwandtschaft und Abkunft der Vaskischen Sprache aufzuklären, über welche bisher die Meynungen so ungewiss hin und her schwankten.

3.

Die Ortnamen sind mangelhaft und entstellt auf uns gekommen.

Da die Eigennamen gewöhnlich von Appellativen herrühren, und ursprünglich bedeutend sind, so ist kein Zweifel, dass, wenn die alten Geographen und Geschichtschreiber uns alle diejenigen hätten unverfälscht überliefern können, die ihnen aus Spanien zugekommen waren, die Frage, mit der wir uns beschäftigen, sehr leicht zu entscheiden seyn würde. Sie haben aber nicht einmal diese Absicht gehabt, und noch weniger auf die Erhaltung, ihnen barbarisch klingender Töne Werth gelegt. Plinius (*ed. Hard.* I. 136, 14. 144, 11. 12.) gesteht ausdrücklich, dass er bei der Aufzählung der Iberischen Städte darauf Rücksicht nahm, ob ihre Namen in Römischer Sprache leicht auszusprechen waren.*) Pomponius Mela (III. 1, 10.) sagt: es giebt bei den Cantabrern verschiedene Völkerschaften und Flüsse, deren Namen aber mit unsrem Munde nicht gebildet werden können, und Strabo (III. 3. *p.* 155. *Cas.*) fürchtet sich die Namen zu häufen, und sucht das Widrige ihres Niederschreibens zu vermeiden, oder, fährt er fort, es müsste denn jemand Vergnügen daran finden, Pleutaurer, Bardyeten, Allotriger, und noch ärgere und bedeutungslosere Namen zu hören. Wirklich musste es wohl noch widrigere geben, da die genannten noch sehr Griechisch klingende Silben enthalten. Man sieht hieraus, dass die alten Schriftsteller uns nur eine Auswahl von Namen mittheilten, und gerade die eigenthümlichsten übergiengen. Da ihre ewige Klage

*) *Ex his digna memoratu, aut Latiali sermone dictu facilia cet.*

gegen alle barbarische Namen die Bedeutungslosigkeit und Vielsilbigkeit*) derselben ist, so mögen sie auch wohl manche der von ihnen aufgenommenen abgekürzt, und nicht bloss dem Griechischen, oder Römischen Organ, sondern auch wirklichen Wörtern ihrer Sprache gemäss gebeugt haben. Die sehr wahrscheinliche Vermuthung Mannerts,**) dass das Volk der Conier, oder Cunier von den früheren Griechen in Cynesier, von den Römern gar in Bewohner des Keiles, Cuneer (wo denn die Verdrehung des Namens den Irrthum auf den Karten hervorgebracht, oder begünstigt haben mag), verwandelt worden sey, giebt ein Beispiel hiervon ab. Sehr wichtig sind daher die auf den Münzen mit fremder Schrift vorkommenden, vermuthlich unverfälschteren Namen, von denen man aber freilich nur diejenigen nehmen muss, deren Lesung nichts Muthmassliches beigemischt ist. Von dieser Art scheint Iligor,***) das sich, auch ohne allen Zwang, und ohne Umänderung eines einzigen Buchstabens, Vaskisch als Hoch- oder Bergstadt erklärt. Dass sich einige Namen mit der Zeit verwandelten, wird ausdrücklich angeführt. So wurden, nach Strabo (III. 2. *p.* 154. 4. *p.* 162.), Arotreber aus den Artabrern, und Bardyaler aus den Bardyeten. Bei den häufigen Einwanderungen fremder Völker musste es ferner doppelte Namen der Eingebornen und der Fremden geben. Der Baetis hiess in der Landessprache nach Stephanus Byz. Perces, nach Livius (XXVIII. 22.) Certis, welches mit der Celtiberischen Stadt Certima (Livius. XL. 47.) übereinkommt, bei den älteren Griechen (Strabo. III. 2. *p.* 148. Franz. Uebers. I. 390. *nt.* 1.) Tartessus, und das Gleiche mag auch bei andren Städten und Flüssen der Fall gewesen seyn. Erwägt man nun noch die Verstümmelungen und Verfälschungen der Namen durch die Abschreiber, und die Schriftsteller selbst, so sieht man wohl, dass die Hofnung, unter den altiberischen Namen lauter ächt und erkennbar einheimische anzutreffen, sehr oft getäuscht werden muss. Ich führe diess indess nicht bloss zu einer heilsamen Warnung an, nicht jeden Namen aus dem Vaskischen etymologisiren zu wollen, sondern auch

*) Lucian. *Necyom. c.* 9.

**) I. 331. der neuen Ausgabe, auf die ich mich bei allen den Theilen des Werks beziehe, von welchen sie erschienen ist.[1])

***) Erro's *Alf. prim. p.* 235. *Lam.* 10. Münze 21.

[1]) *Mannerts „Geographie der Griechen und Römer" erschien in erster Auflage Nürnberg und Landshut 1788—1825, in zweiter Leipzig 1799—1820.*

vorzüglich aus dem Grunde, weil, wenn, trotz dieser Hindernisse, dennoch viele Namen unläugbare Zeichen ihres Ursprunges aus dem Vaskischen an sich tragen, der Beweis desto stärker wird, dass dasselbe wirklich die ehemalige Landessprache war.

4.

Grundsätze, nach welchen die Vaskische Sprache etymologisch behandelt worden ist.

Bei der Führung dieses Beweises kommt aber natürlich sehr viel auf die etymologischen Grundsätze an, welche die Untersuchung leiten. Diejenigen, welche Astarloa und Erro befolgt haben, sind zwar, wie es mir scheint, auf einzelne richtige Ansichten von der Natur der Ursprachen, und der Vaskischen insbesondre gebaut, allein hernach auf eine Weise ausgedehnt und angewendet, welche keine Ueberzeugung bewirken, und zu keinem sichren Resultat führen kann. Das darin angenommene System rührt von Astarloas Behandlung der ganzen Vaskischen Sprache her. Nach ihm hat dieselbe jedem Buchstaben und jeder Silbe eine eigne Bedeutung beigelegt, welche ihnen auch in der Zusammensetzung bleibt. Hiernach lässt sich jedes Wort in seine Elemente, und zwar so bestimmt auflösen, dass zum Beispiel ein aus zwei Buchstaben bestehendes in dem ersten allemal die Gattung, in dem zweiten den specifischen Unterschied des Gegenstandes, oder auch in dem ersten das Enthaltende, Besitzende, im zweiten das Enthaltene, Besessene anzeigt. Die Bedeutung ist übrigens nicht willkührlich, sondern den Articulationen des Naturmenschen, dem Eindruck, welchen der Ton macht, den Articulationen der lebendigen, dem Geräusch der todten Natur nachgebildet. *O* zeigt das Runde, *i* das scharf Durchdringende, *u* das Hohle u. s. f. an.*) Es ist nicht unmerkwürdig zu sehen, dass, was hier Astarloa vom Vaskischen aussagt, von Davies**) von dem Celtischen fast auf

*) Diese Lehre ist in dem Anfange seiner Apologie *p.* 44—119. weitläuftig auseinandergesetzt. Vorzüglich vergleiche man *p.* 31. 64. 70.

**) *Celtic researches on the Origin, Traditions and Language of the ancient Britons. p.* 235. der ersten Ausgabe von 1804. Die neuere Ausgabe von 1807. besitze ich leider nicht.

die gleiche Weise behauptet wird. Die Wurzeln, sagt er, sind sehr einfach. Ein einzelner Vocal oder Diphthong bildet nicht bloss eine Partikel, sondern häufig ein Nomen und Verbum. Es giebt kaum eine Verbindung eines einzelnen ursprünglichen Consonanten mit einem vorhergehenden, oder nachfolgenden Vocal, welche nicht ihre eigne Bedeutung hat, und nicht sogar an der Spitze einer zahlreichen Familie abgeleiteter Wörter steht. Die längsten, nur rein Celtischen Wörter lassen sich in solche Wurzeln auflösen. Diese Wurzeln darf man sich aber nicht als Benennungen wirklicher Gegenstände: Erde, Wasser, Baum u. s. f. denken; sie sind Zeichen verschiedener Arten des Daseyns und des Handlens. Ein Schriftsteller, der, wie Davies in diesem Werke, seiner Einbildungskraft in vielen wahrhaft abentheuerlichen Zusammenstellungen herumzuschweifen erlaubt, würde vielleicht für sich weniger Glauben verdienen. Allein Owen, dessen Wörterbuch und Grammatik[1]) von anerkanntem Werth sind, wenn man auch der letzteren mehr Ausführlichkeit wünschen möchte, folgt demselben System, und führt es weiter aus. Er sagt (I. 27.), dass jedes abgeleitete Wort regelmässig, und ohne andre Hülfsmittel, als durch das System der Buchstabenveränderung, auf eins, oder mehrere Elementarwörter zurückgebracht werden könne, so dass nichts der Einbildungskraft des Etymologikers übriggelassen sey. In seinem Wörterbuche stehen bei allen Wörtern, die nicht selbst zu den Elementen gehören, diese in Klammern bemerkt, und wenn man mehrere nachschlägt, so überzeugt man sich, dass ihre Bedeutungen die von Davies bezeichneten sind. Es wird gut seyn, diesen Sprachforschern jetzt in der Anwendung dieser Grundsätze an einigen Beispielen zu folgen. Astarloa leitet *ule,* Wolle, von *u,* hohl, und *le,* Urheber, als Urheber vieler Hölen, *axe,* Luft, von *a,* ausgedehnt, und *xe,* Verkleinerungssilbe, als dünne Ausdehnung, *itz,* das Wort, von *i,* durchdringend, und *tz,* dem Zeichen des Ueberflusses, als Ueberfluss an durchdringender Spitzfindigkeit ab. Davies sagt: das Irische *ur* heisst überdecken, auf etwas ausbreiten, und davon kommt die Bezeichnung einer Mannigfaltigkeit von Gegenständen, wie Erde, Feuer, Wasser, Uebel, Mord u. s. f. *a* heisst in der Sprache von Wales vorgehen werden, fortrücken, daher bedeutet es in einer verschwisterten Mundart

---

[1]) *Owens* „Geiriadur cynmraeg a saesoneg or a welsh and english dictionary", *eingeleitet durch einen Abriß der Grammatik, war London 1793—99 erschienen.*

einen Hügel, ein Vorgebirge, einen Wagen u. s. f. Owen bemerkt zu dem Wort *tân,* Feuer, die Grundwörter *ta,* was sich über etwas ausbreitet, über ihm, ihm überlegen ist, und *an,* Anfang, Element. Diese Anwendung der Bedeutungen der als Grundlaute angegebenen allgemeinen Wörter auf bestimmte Gegenstände, besonders bei den aus Astarloa genommenen Beispielen, beweist, wie schwankend, willkührlich und selbst abentheuerlich ein solches Verfahren ist, wenn es sich nicht auf Wahrnehmung wirklicher Tonverwandtschaft nach einem festen Ableitungssystem gründet. Es ist kaum zu begreifen, dass ein Sprachforscher nicht selbst einsieht, dass, ohne ein solches System, es ein vergebliches Bemühen ist, den Weg, welchen die Bezeichnung der Begriffe vom Allgemeinen zum Besondren machte, von diesem aus zurück anders, als in wenigen besonders dazu geeigneten Fällen, errathen zu wollen, und dass selbst mit einem solchen Leitfaden die Hindernisse noch manchmal unübersteiglich bleiben. Durch eine so abstracte, ängstliche, und eng-systematische Theorie, als die von Astarloa angewandte, wird sogar der wirkliche, nicht eingebildete Zusammenhang, der bei einigen Wörtern in der That noch zwischen ihrem Ton und ihrer Bedeutung erkennbar ist, wie im Deutschen Wolle, und vielleicht auch im Vaskischen *ule,* wahrhaft verdunkelt.

5.

Genauere Beurtheilung dieser Grundsätze.

Allein es ist allerdings richtig, dass die Wörter, welche Gegenstände bezeichnen, Anwendungen allgemeiner Begriffe auf bestimmte Fälle, Bezeichnungen von Sachen durch ihre Eigenschaften sind, und dass viele einfach scheinende ursprünglich zusammengesetzt waren. Es war auch richtig und scharfsinnig bemerkt, dass die Spuren der Zusammensetzung in ursprünglichen, d. h. wenig Veränderungen durchgangenen Sprachen bei weitem sichtbarer sind, und dass die selbstständige Bedeutsamkeit der Elemente gewiss einen Hauptcharakter dieser Sprachen ausmacht. Die Erklärung einer Sprache aus ihren Wurzeln setzt aber eine viel bestimmtere und festere Sprachtheorie voraus, und wird nicht durch jede Sprache auf gleiche Weise begünstigt. Man kann mit Sicher-

heit annehmen, dass einer Sprache eine Anzahl einfacher Laute zum Grunde liegt, aus deren fernerer Ausbildung durch äusseren Zusatz, oder innere Veränderung eine viel grössere Menge abgeleiteter Wörter hervorgeht. Die ersteren, die man Wurzeln nennt, stehen alsdann mit den letzteren in einer doppelten Verbindung, nemlich in der materiellen der Verwandtschaft der Buchstaben, und der Analogie der Ableitung, und in der ideellen der Bedeutung. Die letztere ist, ihrer Natur nach, unbestimmt, und bedarf es, auf jedem Schritt durch die erstere geleitet zu werden; von ihr verlassen leistet sie keine Gewähr, dass sie mit Richtigkeit erkannt worden ist. Denn es ist natürlich, dass die Bedeutung der Wurzel, als solcher, weil sie die aller abgeleiteten Wörter in sich fassen soll, durchaus allgemein, und mithin auch unbestimmt seyn muss. Das hier Gesagte ist in jeder Sprache mehr, oder weniger vorhanden, da es in dem natürlichen Gange aller Sprachbildung liegt. Allein nicht alle, sondern nur gewisse Sprachen erlauben die Auffindung des grössten Theiles der Wurzeln, und die regelmässige Zurückführung der übrigen Wörter auf dieselben. Jede solche Zurückführung kann auch Mistrauen erregen, ein Machwerk von Sprachkünstlern, und nicht aus der Nation hervorgegangen, und daher nicht in der Sprache liegend, sondern erst in sie übergetragen scheinen. Hegte man aber auf diese Weise Mistrauen gegen das oben von der Celtischen Sprache Gesagte, so darf man doch nicht vergessen, dass es auch andre Sprachen giebt, in welchen ein gleiches System noch sichtbarer, und durch den Sprachbau noch besser erwiesen herrscht. Dies ist der Fall im Sanskrit, welches sich hierin noch mehr, als andre Orientalische Sprachen, der oben beschriebenen Natur des Celtischen nähert, da seine Wurzeln auch von der allgemeinsten Bedeutung sind. Sie leisten, dem grössten Theile nach, gar keinen andren Dienst, als Wurzeln zu seyn, können, ehe sie nicht gewisse Veränderungen erfahren, nicht in der Rede gebraucht werden (Wilson's *dictionary. Pref.* XLIV.), und liegen dadurch gänzlich ausser dem, zu Nomina, Verben u. s. w. grammatisch verarbeiteten Theile der Sprache. Wie diese, einzeln auch in andren Sprachen wiederkehrende Erscheinung möglich sey, ob die Wurzeln bloss durch die Analyse erhaltene ideelle Laute, oder wirkliche Wörter sind, die ehemals im Munde des Volkes gelebt haben, so dass die Sprache dadurch Spuren eines früheren Zustandes in sich trägt, ist Sache anderer Untersuchung. Die Bedeutung der Sanskritwurzeln ist, wie oben bemerkt, im höchsten

Grade unbestimmt (Wilkins *Radicals. Introd.* VII. *exceedingly vague and unsatisfactory)*, und man würde sich sehr irren, wenn man in der so eben angeführten Sammlung von Wurzeln ein Verzeichniss von Stammwörtern, etwa wie in dem *Jardin des racines Grecques*[1]) zu finden vermeynte. Allein wie vollkommen auch die Sanskritsprache in diesem Theile ist, so erlaubt doch auch sie nicht die Zurückführung aller Wörter auf ihre Wurzeln mit Sicherheit, und es ist von einer ganzen Gattung von Wörtern, denjenigen, welche man durch die sogenannten *unādi* Affixa bildet, anerkannt (Wilkins *Grammar*. §. 838.), dass ihre Zurückführung auf bestimmte Wurzeln häufig durchaus ungenügend ist, dass weder die Bedeutungen, noch die Buchstabenanalogie zusagt, und dass die für sie aufgestellten Regeln nur willkührliche Versuche sind, Widersprüche zu vereinigen. Auch das Sanskrit beweist daher, dass die Ableitung aller und jeder Wörter von bestimmten Wurzeln zwar das Werk der Grammatiker, aber die Ableitung einer gewissen Anzahl sicherlich in der Sprache selbst begründet ist. (Bopp's *analytical comparison of the Sanscrit, Greek cet. languages* in den *Annals of Oriental literature. Vol.* I. *art.* 1. *p.* 8.) Das Gleiche wird sich vermuthlich, vielleicht nur in andrem Verhältniss, vom Celtischen sagen lassen. Beurtheilt man nun nach diesen Voraussetzungen Astarloa's Verfahren, so zeigt sich sogleich, wie unvollkommen und unsicher es ist. Die Vergleichung der Vaskischen Wörter gewährt allerdings eine Reihe von Stammsilben, von deren jeder eine grosse Menge von Wörtern ausgehen; es herrscht auch eine leicht erkennbare Analogie in der Abstammung aus verschiedenen Primitiven. (Meine Zusätze zum Mithridates. S. 38. 43.)[2]) Es ist aber darum noch nicht erwiesen, dass die Sprache eine solche Aufstellung von Wurzeln, und eine so regelmässige Zurückführung auf dieselben erlaube, als die Sanskrit und Celtische. Astarloa ist allerdings in die Analyse der einzelnen Wörter eingegangen, und sondert sehr richtig die Wurzelbuchstaben von solchen ab, welche dem Wohlklang, oder Dialectverschiedenheiten angehören; aber ein System vollständiger Zurückführung der Wörter auf ihre Wurzeln hat er auch nicht einmal zum Theil aufgestellt. Das Vaskische ist in Absicht der Buchstabenbildung auch dem Sanskrit und dem

---

[1]) *Lancelots* „Le jardin des racines grecques, mises en vers français" *erschien zuerst Paris 1652, eine von Delestre revidierte Ausgabe Paris 1774.*

[2]) *Vgl. Band 3, 251. 254.*

Celtischen darin ganz unähnlich, dass demselben der systematische Uebergang der verschiedenen Gattungen der Laute in einander durchaus fremd scheint. Von den beiden Wegen, von dem Wort zur Wurzel zu kommen, fusst also Astarloa schon lange nicht genug auf den sichersten, sondern hält sich mehr an die Bedeutung, indem er Wörter aufsucht, die, bei gleichem Grundton, Aehnlichkeit in ihr haben. Wie trügerisch ein solches Aufsuchen sey, zumal wenn man metaphorische Begriffe mit in den Kreis aufnimmt, bedarf keines Beweises. Der wahre Sprachforscher wird viel eher das Gegentheil thun, und um die Bedeutung unbekümmert bleiben, wenn der Weg richtiger Analogie auf eine bestimmte Wurzel zurückführt. Denn die Bedeutungen können sich, auch bei ganz verwandten Tönen, leicht in der Folge der Zeit sehr unähnlich werden. Astarloa setzt ferner zu viel Werth auf die angebliche Bedeutung der einzelnen Buchstaben, statt bei Verbindungen derselben zu Wurzeln stehen zu bleiben, und überspringt dadurch eine Stufe der Sprachanalyse, wenn diese überhaupt jemals so weit gehen dürfte. Denn seine Methode lässt sich auch noch bei den Wurzeln anwenden, welche man sonst als die nicht mehr aufzulösenden Elemente ansieht. Endlich sind auch die Bedeutungen der Laute selbst nicht ausschliesslich genug aus nüchterner Sprachvergleichung, sondern aus allgemeinen Begriffen und Wahrnehmungen geschöpft, die zum Theil höchst wunderlich ausfallen. So wird das *a* in *aarra,* Mann, und das *e* in *emea,* Weib, in vollem Ernste (Apol. 35.) daher erklärt, dass man im ersten Weinen eines männlichen Kindes ein *a*, eines weiblichen ein *e* vorhören soll. Es ist in die Augen fallend, dass den Bemühungen sowohl Astarloa's, als seines Nachfolgers Erro die Neigung schädlich geworden ist, in ihrer Sprache zugleich die Ursprache des Menschengeschlechts zu erkennen. Ehe die Vaskischen Sprachforscher nicht den Entschluss fassen werden, ein solches eitles Bemühen, dessen Vergeblichkeit von andren Nationen längst anerkannt ist, rein aufzugeben, und sich auf die Mittheilung ihrer Wahrnehmungen über ihre Sprache zu beschränken, werden ihre Arbeiten weder ihren Landsleuten, noch dem Auslande jemals vollen Nutzen gewähren. Diese Bemerkungen, die hier, wo es auf eine Beurtheilung der bisher angewandten Grundsätze ankam, nicht unterdrückt werden konnten, sollen und können übrigens die Verdienste dieser Männer um ihre Sprache keinesweges schmälern. Astarloa ist offenbar der erste gewesen, welcher dieselbe mit

wahrhaft forschendem Geiste bearbeitete, und sie in ihre Elemente zu zerlegen versuchte. Er hat hierin, besonders in dem grammaticalischen Theile, sehr viel geleistet, und da er zugleich mit unermüdetem Eifer jeden Winkel seines Ländchens nach Spuren der ächten Mundart durchsucht hatte, so kann man ihm nicht folgen, ohne nicht selbst da, wo er auf Abwege geräth, noch eine Menge sehr wahrer und interessanter Bemerkungen bei ihm anzutreffen.

6.

Uebertragung dieser Grundsätze auf die Ableitung der Ortnamen.

Bringt nun schon die Anwendung dieser Art des Etymologisirens auf die Sprache viele Unrichtigkeiten hervor, so muss sie noch viel gefährlicher bei Namen werden, da diese viel mehr durch die Zeit verändert werden, und aus viel mannigfaltigeren Gründen entstanden seyn können. Ist aber gar, wie hier, von Namen von Oertern die Rede, deren Lage und besondre Umstände man nicht genau kennt, so schweift die Einbildungskraft ohne allen Anhalt umher. An diesen sehr wesentlichen Fehlern leiden eine Menge der Etymologieen, welche Astarloa und Erro, als unbezweifelt anführen. So heissen, nach Astarloa (Apol. 210. 222. 245. 249. 255.), die Edetaner von *edea,* süss, und der Localendung *eta,* die einen Ort in einem süssen, angenehmen Himmelsstrich bewohnen, eine Etymologie, die man wohl auch alsdann kaum billigen wird, wenn man sich zufällig dabei an Plinius (I. 141, 3.) *regio Edetania amoeno praetendente se stagno* erinnerte; Arcobriga soll von *arcu,* bogenartige Lage, herkommen, Turbula von *ura,* Wasser, *bola,* was wie eine Kugel im Wirbel kommt, daher heftig herabstürzendes Wasser, Stadt des Platzregens, der Fluss Anas von der Silbe *a,* die Ausdehnung anzeigt, und der Diminutivendung *na,* der Fluss Saduce von *zan,* Ader, *ura,* Wasser, und *ce, cia,* fein, Ader feinen Wassers. Erro*) zerlegt den Namen der Lumberitaner, deren Hauptort er auf Münzen Ilimbelz genannt finden will, in *il,* Stadt, *im,* hoch, und

*) *Alfabeto de la lengua primit. p.* 230—233.

belz, schwarz, auf einer schwarzen Höhe liegend, wobei er anführt, dass die heutige Stadt Lumbier, welche jene seyn soll, eine solche Lage auf nebligten Bergen habe. Noch willkührlicher ist es, wenn sie, durch blosse Aehnlichkeit des Schalles bewogen, die Etymologieen von Dingen hernehmen, die nicht in den allgemeinen Verhältnissen der Gegend und Lage gegründet sind, sondern sich auf ganz besondre, durch nichts nur bescheinigte Umstände beziehen, wie, wenn sie Cosetanien als das Land des Hungers,*) die Cerretaner als Verfertiger von Sägen (Apol. 209.), Sagunt als den Ort der Mäuse bezeichnen.**). Selbst da, wo die Ableitungen Astarloa's höchst wahrscheinlich die richtigen sind, kann man seiner immer zu künstlichen Analyse nicht beipflichten. So bei der Etymologie von Navarra. *Nava* heisst flach und Fläche, und zwar, nach der ausdrücklichen Bemerkung eines handschriftlichen Wörterbuchs der Pariser Bibliothek, eine dem Gebirge nahe liegende Fläche. Das Wort ist noch heute in mehreren Formen gebräuchlich. Es ist sehr wahrscheinlich, dass es schon in der Zeit der Römer vorhanden war, und dieselbe Bedeutung hatte. Denn Ptolemaeus (II. 6. *p.* 42 *ed. Bert.*) erwähnt bei den Paesikern, also ganz nahe am heutigen Biscaya, der Stadt Flavionavia. Unfern von dieser Gegend giebt es noch jetzt einen Hafen Navia. Im heutigen Spanischen hat sich das Wort *nava* in derselben Bedeutung erhalten, wie der Name des berühmten, 1212. von den Christen gegen die Mauren *en las navas de Tolosa* erfochtenen Sieges beweist. *Arra* ist häufig Endung der Vaskischen Wörter, und so kann die Etymologie von Navarra, als eines ebnen Landstrichs an den Pyrenaeen, keinem Bedenken unterworfen seyn. Astarloa, ohne einen dieser factischen Umstände, und nur einmal das Wort *nava* anzuführen, löst Nabarra (wie er schreibt) in *Na* (flach), *be* (niedrig), *ar* (Mann), *a* (Artikel, oder Pronomen), der Mann der niedrigen Fläche, auf. Eine Folge dieser Methode ist, dass sie verleitet, Alles, ohne Unterschied, wo man nur irgend ähnliche Laute antrift, auf dieselbe

---

*) Astarloa in der Apologie *p.* 210. Zur Bestätigung führt er an, dass in dieser Gegend die Völkerschaft gewohnt habe, welche die Römer Indigetes nennen, was er also von *indigere* ableitet.

**) Erro im *Alfabeto de l. l. pr. p.* 257. 258. Er hätte, zur Bestätigung der obigen Behauptung, auch Soricaria (bei Mannert I. 324., ich weiss nicht warum, Sorilaria) und Soritia (*Auct. inc. de bello Hisp.* 24. 27.) von *sorex* ableiten können.

Art zu etymologisiren. Wirklich findet man bei Erro*) Asien abgeleitet von *asi*, anfangen, weil dort der Anfang des Menschengeschlechts gewesen sey, Cilicia von *ili*, eigentlich Stadt, was aber hier als Land genommen wird, und *cia*, in eine Spitze ausgehend, mit einem euphonischen *c* im Anfang (Land spitziger Gebirge), und Nazareth von *na*, flach, dem *z*, welches eine Menge andeutet, *ar*, ausgedehnt, und der Ortsilbe *eta*. So wenig ein Verfahren dieser Art einer eigentlichen Widerlegung bedarf, so schien es mir doch nothwendig, soviel darüber zu sagen, und dadurch zu zeigen, dass selbst das unläugbar Wahre, was in den Behauptungen dieser Männer liegt, auf einem andren Wege bewiesen, und gegen das gerechte Mistrauen, welches ihre Systemsucht erregt, gesichert werden muss.

7.

Aufstellung der in der gegenwärtigen Untersuchung zu befolgenden Grundsätze.

Dieser Weg kann nun wohl kein andrer seyn, als dass man zuvörderst auf eine unbefangene Weise untersucht, ob es unter den altiberischen Namen mehrere giebt, die, dem Ton und der Bedeutung nach, mit noch heute üblichen Vaskischen Wörtern übereinstimmen. Ist dies wirklich der Fall, und dadurch die Identitaet der Vaskischen Sprache mit der Altspanischen, oder wenigstens mit einer derselben, wenn es mehrere gab, festgestellt, so kann man mit hinlänglichem Grunde auch diejenigen Namen, als Vaskischen Ursprungs annehmen, in welchen man nur einen Theil, seiner Bedeutung nach, erkennt, wenn der Ueberrest auch dunkel und unverständlich bleiben sollte. Man kann bei der ganzen Untersuchung auch, und noch ehe man in etwas Specielles eingeht, die Laute der alten Ortnamen im Ganzen, und den Eindruck, den sie dem Ohre machen, mit den Lauten und dem Toncharakter der Sprache vergleichen. Denn das Lautsystem dieser muss nothwendig auf die Namen übergehen, wenn dieselben aus ihr entspringen. Ein andres wichtiges Beweismittel

*) *Mundo primitivo. p.* 208. 212. 227.

des frühen Daseyns der Sprache ist die Uebereinstimmung der alten Ortnamen mit noch heutigen in den Provinzen, in welchen Vaskisch gesprochen wird. Sie beweist, wenn man auch den Sinn der Benennung nicht entziffern kann, dass Aehnlichkeit der Umstände aus denselben Sprachelementen an verschiedenen Orten gleiche Namen bildete. Hierüber enthält Astarloas Schrift viele sehr gute Winke, und da die Biscayischen Dörfer aus lauter oft sehr zerstreut liegenden einzelnen Höfen (*caserios*) bestehen, die sich nur um die Kirche*) herum in einen festeren Kern zusammendrängen, und von denen jeder seinen, von seiner Lage, den Bäumen und Kräutern, die ihn umgeben, hergenommenen Namen besitzt, auch fast alle Familiennamen von diesen Stammwohnungen herkommen, so bietet das Ländchen bloss in den Eigennamen einen ungemein grossen Wortreichthum dar. Diesen hatte der verstorbene Astarloa mit grossem Fleisse gesammelt, und er machte darin, wie ich auf mehreren Spatziergängen mit ihm selbst Zeuge gewesen bin, täglich Fortschritte. Auf diese Weise lässt sich die vorliegende Untersuchung so führen, dass dabei nicht jeder Name vollständig, oder nur überhaupt etymologisirt zu werden braucht. Vorzüglich wichtig aber ist es, bei derselben darauf zu sehen, ob gewisse Namen sich, als fremdartig, von andren, unter sich und mit der Sprache gleichartigen, absondern. Hierüber vorzüglich glaube ich Bemerkungen gemacht zu haben, die von den einheimischen Schriftstellern übersehen wurden, weil sie gleich von der vorgefassten Meynung ausgiengen, dass das heutige Vaskische sich allein, ohne eine andre Sprache, über das ganze alte Iberien verbreitet habe, da es doch gerade dieser Punkt war, der vor allen ins Licht gesetzt werden musste. Denn dass sich Spuren der heutigen Landessprache in den alten Namen finden, ist beim ersten Anblicke klar, und es kommt nur darauf an, zu erörtern, wie weit diese Spuren gehen, ob neben ihnen andre von andren Sprachen angetroffen werden, und wie dieselben geographisch vertheilt sind? Um aber hierin ohne alle Vorliebe für irgend ein System, und durchaus unpartheiisch zu verfahren, werde ich zuerst, ohne auf den Unterschied der alten Völkerschaften zu achten, nur die ganze Masse der ehemaligen Namen mit der Sprache vergleichen, um darin das Gleichartige und Verschiedenartige zu erkennen, und erst nachher darauf eingehen,

*) Die Biscayischen Dörfer heissen daher nur *Ante-iglesias*.

wo das Eine und das Andre vorkommt, und ob die Resultate, die sich daraus ziehen lassen, mit demjenigen übereinstimmen, was schon die alten Schriftsteller hierüber enthalten.

8.

Lautsystem der Vaskischen Sprache.

Ich fange bei dem Lautsysteme an. Das Vaskische kennt, genau genommen, kein *f*. Zwar wird manchmal der *b* und *p* Laut damit verwechselt, wie in *apaldu* und *afaldu*. Manchmal wird es sogar zum Unterschiede gleichlautender Wörter gebraucht, wie in dem Namen der Provinz Navarra, die Nafarra*) zum Unterschiede von *nabarra*, bunt, schwarzgrau, geschrieben wird. Allein, nach Astarloa,**) befindet es sich in keinem ächt Vaskischen Wurzelwort. Kein Vaskisches Wort fängt mit *r* an, den fremden von dieser Art setzt der Vaske in seiner Aussprache immer ein *e* vor, und verdoppelt alsdann das *r*, da das einfache bei ihm einen völlig weichen, sich dergestalt dem *d* nähernden Ton hat, dass beide Buchstaben in einigen Wörtern, wie *erastea* und *edastea* (Labort. Dialect), schwatzen, völlig mit einander verwechselt werden. Man sagt also *erregue* für König. In keiner Silbe folgen, nach Astarloas Behauptung, zwei Consonanten auf einander, weder im Anfange, noch am Ende, und wenn es auch Ausnahmen hiervon geben sollte, so kommen doch Verbindungen stummer Buchstaben mit *l* (oder gar mit *m* und *n*) wirklich nie, *st* nicht am Anfang einer Silbe, oder gar eines Wortes vor, und von den sehr seltenen Verbindungen stummer Buchstaben mit *r* fallen noch die meisten hinweg, wenn man die Wörter fremden Ursprungs,***) und die-

*) So in dem alten in meinen Zusätzen zum Mithridates S. 92 gedruckten Liede.[1])

**) Die Wörterbücher haben zwar einige mit *f* geschriebene Wörter. Allein dies können orthographische Verschiedenheiten seyn, und mehrere sind es wirklich, da man dieselben Wörter auch mit *b*, *p* und selbst mit *h* (im Labortanischen Dialect) geschrieben antrift.

***) Es giebt indess ächt Vaskische Wörter dieser Art, die auch nicht zusammengezogen scheinen, wie *troquiua* (aus dem Vizcayischen Dialect), der Name eines mimischen Tanzes des Landvolks mit Knitteln. Dies Wort ist durchgängig im Lande üblich, findet sich aber nicht in den Wörterbüchern.

[1]) *Vgl. Band 3, 286.*

jenigen abrechnet, wo die Zusammenkunft der Consonanten erweislich aus Zusammenziehung entstanden ist.*) Von einigen, dem Vaskischen eigenthümlichen Lauten, dem oben beschriebenen *r*, und dem *ts* und *tz*, die nur im Schreiben als zusammengesetzt erscheinen, kann in den alten Namen, die wir nur durch die Schrift kennen, keine Spur vorhanden seyn.

9.

Ortnamen, in welchen ein *f* vorkommt.

Die Ortnamen, in welchen *f* oder *ph* vorkommt, wie Φοϱυακίς (Ptol. II. 4. *p.* 40.), Fraxinus (*Itin. Anton.* 420.), der Fluss Florius (Reichards Karte A. b.),[1]) sind offenbar Römischen Ursprungs. In einem andren, nicht sichtbar fremd klingenden Namen kenne ich es nicht. Diese Abwesenheit des *f* ist um so merkwürdiger, als der grösste Theil der Spanischen Ortnamen durch die Römischen Kriege bekannt wurde, und den Römern dieser Buchstabe, dessen eigenthümlichen Laut die Griechen nicht erreichten, äusserst geläufig war, so dass der Mangel nicht Schuld der Aussprache der Fremden seyn kann. Die Phönicische in diesem Punkt, da man die Phönicier bei Spanien nie vergessen darf, dürfte sich wohl nicht mehr ausmachen lassen

10.

Ortnamen, die mit *r* anfangen.

Mit *r* anfangende Namen giebt es mehr, doch verhältnissmässig immer sehr wenige. Rarapia (*Itin. Ant. ed. Wessel. p.* 426.), wo aber die Lesart ungewiss ist, da andre Handschriften Sarapia haben, Rauda (*Ib. p.* 441.), beide an der Nordküste,

*) So *abrea*, das Thier, aus dem gleich gebräuchlichen *aberea*, *andria* (im Vizcayischen Dialect) aus *anderia*, vollständig *ech-anderia*, die Hausfrau.

[1]) *Karl Gottlieb Reichard war der Herausgeber verbreiteter geographischer und historischer Kartenwerke.*

Rhegina (Ptol. II. 4. *p.* 40.) bei den Turdetanern, Rhoda (Ptol. II. 6. *p.* 43.) bei den Indigetern, Rigusa*) bei den Carpetanern, Ripepora (wohl von Ebora und *ripa,* da es, nach Reichards Karte, am Fluss Tader lag) in Baetica (Plin. I. 138, 5.), Rusticana (Ptol. II. 5. *p.* 41.) bei den Lusitanern, und der Rubricatus, der heutige Llobregat mit wenig verändertem Namen. Ausser Rauda aber sind alle diese Namen sichtbar fremden Ursprungs, und dies kann leicht seinen Anfangsvocal verloren haben.**) Ein Mannsname dieser Art, Rethogenes, wird bei Valerius Maximus (V. 1, 5.), aber unter den Celtiberern genannt.***)

11.

Ortnamen, die mit *st* anfangen, oder in welchen ein liquider Buchstabe auf einen stummen folgt.

St im Anfang findet sich nur in einer unsichren Lesart des Flusses Tereps bei den Contestanern, den Plinius Tader (I. 141, 1.) nennt, der aber auch Staber geschrieben wird. (Ptol. II. 6. *p.* 43. Mannert. I. 423.) Bei den Verbindungen stummer Buchstaben mit *l* ist es merkwürdig, dass Strabo, wie wir oben gesehen, gerade unter den recht barbarischen, also gewiss unrömischen Namen die Pleutauri nennt. Wenn das Wort nicht verfälscht ist, so schiene es einem unvaskischen Volke Spaniens anzugehören. Sonst kenne ich von solchen Namen nur Bletisa, auf einer Inschrift,†) bei den Lusitanern, Aglaminor††) (Plin. I. 137, 17.) zwischen dem Baetis, und der Küste des Oceans,

*) Nur in der lateinischen Uebersetzung des Ptolemaeus. II. 6. *p.* 46.

**) Woher die Nachricht bei Büsching (Erdbeschreibung. B. 3. S. 334.) stammt, dass Navarra zu der Griechen und Römer Zeit Ruzonia geheissen habe, ist mir unbekannt.

***) Ausser diesem und dem, aber vermuthlich uniberischen Rhyndacus bei Sil. Ital. III. 338. kenne ich keinen iberischen Mannsnamen, der mit *r* anfienge, und ebensowenig einen mit *f.*

†) *Cellarii not. orb. ant. Vol.* I. *p.* 59.

††) Auf Reichards Karte (G. f.) steht Agla minor getrennt, als solle es das kleinere Agla anzeigen.

Blendium (Plin. I. 227, 5.) bei den Cantabrern, Caviclum, wofür man aber auch Cavidum liest (*Itin. Ant.* 405.), bei den Bastulern, Clunia (Plin. I. 144, 5) bei den Arevaken, also in Celtiberien, gleichnamig mit einer Stadt in Rhaetien,*) und Mergablum der Turduler (*Itin. Anton.* 408.), was aber auch Mercallum gelesen wird. Clunia will Erro mit einem *e* zwischen den beiden Consonanten auf Münzen gefunden haben. Blanda bei den Baetulern, und Glandomerum bei den Callaikern (Ptol. II. 6. *p.* 43.) sind Römischen Ursprungs, so wie Planesia (Strabo III. 4. *p.* 159.) Griechischen. Ferner hat Silius Italicus (XVI. 562.) einen Krieger Glagus.

Von den viel zahlreicheren Namen, in welchen unmittelbar auf einen stummen Buchstaben ein *r* folgt, wird weiter unten die Rede seyn.

12.

Allgemeiner Eindruck der Iberischen Ortnamen.

Das in den vorigen Paragraphen Angeführte wird hinreichen, darzuthun, dass die Bildung der Altiberischen Ortnamen im Ganzen dem Lautsystem des Vaskischen folgt. Demjenigen, der auch nur etwas mit dieser Sprache vertraut ist, kann es bei dem Ueberlesen dieser Namen, und derer Italiens, oder Griechenlands, ja um bei einem näher verwandten Lande stehen zu bleiben, auch Galliens, nicht entgehen, dass in den ersten die Vaskischen Klänge vorherrschend sind. Der Eindruck der Masse überzeugt da eben so sehr, als die Analyse des Einzelnen. Man könnte indess besorgen, dass vorgefasste Meynung das Urtheil besteche, und diese Art des Beweises mit Recht angreifen. Es ist daher nothwendig, die einzelnen Namen durchzugehen. Ich werde dies dergestalt thun, dass ich zuerst bei denjenigen stehen bleibe, deren ganze Bildung Vaskische Wörter von analogen Bedeutungen zurückruft, dann aber auch diejenigen, und zwar Classenweise nach ihren Endungen und Anfangssilben, erwähne, in welchen nur einzelne Vaskische Elemente vorkommen.

---

*) *Cellarii not. orb. ant. Vol.* I. *p.* 428.

13.
Ortnamen, die von *asta* abstammen.

Acha, aitza heisst Fels, und *asta* ist eine andre nach sprachgesetzmässiger Veränderung*) gebildete Form desselben Worts, wie sich durch die Analogie ganzer Reihen von Beispielen zeigen lässt. Diese letzte Form ist aber nicht üblich in der Bedeutung von Fels, jedoch in mehreren zu derselben Stammsilbe gehörenden Wörtern, wie *astuna,* Schwere, Gewicht, und in Ortnamen, wie man an der Lage der Oerter erkennt. Um von noch heute in Biscaya vorhandenen nur einige dieser Art zu nennen, führe ich hier folgende an: Asta, Asteguieta, Astigarraga, Astobiza, Astorga, Astulez, Asturien u. s. w. Von alten gehören ganz hierher: Asta (Plin. I. 139, 1.) bei den Turdetanern.

Astigi, welches dreimal in Baetica vorkommt, als Astigitana Colonia, die auch (was vielleicht die Vaskische Etymologie bestätigt) Augusta firma hiess, als Astigi mit dem Beinamen Julienses, und als Astigi vetus. (Plin. I. 137, 16. 139, 3. 7.)

Ferner Astapa gleichfalls in Baetica (Livius. XXVIII. 22.), ein Name, der noch im heutigen Biscaya Wohnungen am Fuss (dies deutet die Endung *pa* an) von Felsen eigen ist, wie ich selbst eine Eisenhütte dieses Namens in dieser Lage zwischen Durango und Bilbao sah.

Endlich die Astures und Asturica, und der Fluss Astura (Florus. IV. 12, 54.), Felswasser, von *asta* und *ura,* Wasser.

Astarloa rechnet auch hierher (Apol. *p.* 233.) Ascerris bei den Iaccetanern (Ptol. II. 6. *p.* 48.), von *erria* (Erde), Land, und *acha*, Fels. Dies muss man aber, obgleich er sich nicht deutlicher darüber erklärt, nicht so verstehen, als läge *acha* in *asc,* da das *c* in dem uns von den Alten aufbewahrten Namen wie ein *k* lautete. Der Name theilt sich in As-c-erris. Der Stammsilbe Fels gehört nur *as (asta)* an, *c (co),* auch *go,* drückt den Begriff

---

*) Meine Zusätze zum Mithridates. S. 35—40.[1])

[1]) *Vgl. Band 3, 248.*

der Höhe aus, und das Ganze heisst: Ort an der Höhe des Felsen. So kommt, wie mir Astarloa selbst sagte, die Benennung der beiden Biscayischen Ortschaften As-co-itia und As-pe-itia daher, dass der erstere an der Höhe, der letztere an dem Fusse der Berge liegt. Das Carpetanische Ascua (Livius. XXIII. 27.) kann eben so abgeleitet werden; As-co-a, was noch im heutigen Vizcayischen Dialect Ascua lauten würde. Astarloas Ableitung des Namens der Stadt Acci aber (Plin. I. 143, 4. Ptol. II. 6. *p.* 47.) von *acha* (Apol. 206.) ist durchaus unstatthaft, da er Akki ausgesprochen wurde.

14.

Ortnamen, die von *iria* abstammen.

Noch unverkennbarer Vaskisch sind die Namen, die von *iria* herkommen, welches Stadt und nach dem handschriftlichen Wörterbuch auch Ort, Gegend bedeutet. Dasselbe Wort heisst auch *uria*, und kann, bei der, der Sprache eigenthümlichen häufigen Verwandlung des *r* in *l*, auch zu *ilia* und *ulia* (Astarloa. Apol. *p.* 238. 247.) werden. Dieser Stammsilbe nun sind folgende Städte zuzurechnen.

Iria Flavia (Ptol. II. 6. *p.* 44.) bei den Lucensern.

Urium*) (Plin. I. 136, 16. Ptol. II. 4. *p.* 39.) bei den Turdulern.

Ulia in Baetica. (Dio Cassius. XLIII. 31.) Die Lesarten wechseln zwischen diesem Namen, Ulla und Ullia. Die Etymologie entscheidet hier richtig. Ullia ist falsch, Ulia**) muss, wie es die Münzen richtig haben (*Wess. ad Itin. Ant. p.* 412.), die Stadt,

---

*) Plinius: *oppidum Onoba, Aestuarium cognominatum: Interfluentes, Luxia et Urium.* In der Note zu dieser Stelle behandelt Harduin Luxia und Urium wie zwei Flüsse, als hiesse es *interfluentes amnes,* wie auch wirklich in seinem *Index verborum* steht. Aber dies scheint mir noch sehr zweifelhaft; als Adjectivum, dazwischen strömend, ist das Wort hier gar nicht passend. Auch ist *Οὔριον* bei Ptolemaeus offenbar eine Stadt. Sollten daher nicht Luxia und Interfluentes gleichfalls Städte seyn? mit dem letzteren kann einerseits Interamnium und Intercatia, andrerseits Confluentes verglichen werden. Mannert schweigt über diese Namen. Wäre Urium doch ein Fluss, so käme es vom Vaskischen *ura.* Reichard hat Urium auch als Flussnamen in seine Karte eingetragen. (G. c.)

**) Es ist schon von andren bemerkt, dass Strabo aus dieser Stadt (III. 2. *p.* 141.) Julia zu machen scheint.

Ulla (eigentlich Ula), von *ura,* Wasser, der Fluss bei den Callaikern heissen, wie es die Handschriften des Mela (III. 2, 8.) geben, so dass die Denkmale und die Etymologie sich hier gegenseitig bestätigen. Ulia lag (Hirtius *de bello Alex.* 61.) auf einem hohen Berge. Noch heute heisst bei St. Sebastian ein Berg Ulia; dies Wort, wenn das *l* nicht als aus *r* entstanden angesehen wird, bedeutet Fliege, und bei den Vasconen kommt ein Ort Muscaria vor (Ptol. II. 6. *p.* 48.), dessen Name die Uebersetzung wenn nicht jenes, doch eines andren gleichnamigen Ortes seyn kann. Dies nur im Vorbeigehen bei Gelegenheit der Gleichheit des Lauts, und der Lage.

Ilia, der auch durch Inschriften bestätigte Beiname von Ilipa. (Plin. I. 138, 8. *ibique interpr.*)

Das Vaskische Stammwort findet sich also in allen seinen Abänderungen unter den alten Ortnamen wieder. In Zusammensetzungen mit andren Worten zu demselben Namen kommt am Ende meistentheils *uria,**) im Anfang *ilia* vor, was von den heutigen Namen abweicht, da man unter den Spanischen Familiennamen eine Menge Iriarte, Uriarte, Urizarre, Uriona hat. Doch findet sich auch unter den alten Städtenamen einer dieser Art, Irippo, der aber nur aus Münzen (Florez *Medallas.* II. 474.) bekannt ist.

Von der ersteren Art sind: Graccuris (Plin. I. 142, 13.) bei den Vasconen, die Stadt des Gracchus, welcher sie erbaute. (*Livii Epit. l.* XLI.) Sie hiess nach Festus Pompejus vorher Ilurcis (*de verb. signif. v.* Gracchuris), so dass Gracchus sie wohl nur erneuert und erweitert hatte. Ilurci ist (von *ilia* und *ura*) Wasserstadt, und nach Astarloa (Apol. *p.* 238.), der die angeblich in *ci* (von *cia,* Spitze, dünn) liegende Bedeutung, unbekümmert um die Römische Aussprache *ki*, verfolgt, Stadt mit feinem Wasser.

Calaguris; es gab ein doppeltes: Fibularensis bei den Vasconen, und Nassica bei den Ilergeten. (Plin. I. 142, 11. 15.) Die lateinischen Beinamen kommen von den Beschäftigungen**)

---

*) Doch haben die Handschriften auch *l* statt *r*. (*VV. DD. ad Itin. Anton. p.* 450.) Eine Ausnahme scheint ferner Tiariulia (Ptol. II. 6. *p.* 47.) in Edetanien. Doch ist dieser Name sehr zweifelhaft, und da Plinius (I. 142, 7.) *Teari, qui Julienses* hat, so ist die Endung des Ptolemaeischen Namens nicht *ulia,* sondern *julia.*

**) Die Bedeutung von Fibularensis ist, soviel ich weiss, nicht in Zweifel gezogen worden. Dass aber Nassica gleichfalls einen ähnlichen Sinn hat, und nicht

und dem Erwerb der Einwohner her. Der letztere kann mit dem Vaskischen Namen zusammenhängen. *Calamua* heisst zwar eigentlich Hanf, aber, nach dem handschriftlichen Wörterbuch, auch *roseau*, Binsen, Rohr, welches zur Anfertigung von Reusen (*nassae*) sehr tauglich ist. *Fibulae* können in mehr als Einem Sinn genommen werden, und es ist also schwer zu sagen, welches der hier anzuwendende ist. Dass man Theile von Körben, zu welchen man *vimina* brauchte, mit dem Namen bezeichnete, geht aus Cato *de re rustica* (*c.* 31.) hervor, ob man sich dazu aber auch des Rohres bediente, und ob wirklich hier Korbflechten gemeynt ist, bleibt allerdings zweifelhaft.

Ilarcuris (Ptol. II. 6. *p.* 46.) in Carpetanien, nach Astarloa (Apol. 238.) von *Ilarra*, Erbsen oder Wicken, Erbsenstadt. Vaskische Familien heissen noch heute Illaraza, Irarraga.

Lacuris (Ptol. II. 6. *p.* 46.) bei den Oretanern. Die Anfangssilbe, die wiederkehrt in Lacobriga in Lusitanien (Mela. III. 1, 6.) und bei den Vaccaeern (Plin. I. 144, 2.), Laconimurgi*) bei den Celtikern in Baetica (Plin. I. 139, 17.), Laconimurgum bei den Vettonen (Ptol. II. 5. *p.* 41.), wo das obige Wort den Zusatz *mur* (von *murua*, Hügel) und die weiter unten zu beleuchtende Endung *gi* und *gum* erhält, den Lacetanern (Plin. I. 141, 12.) an den Pyrenaeen, Lacibi und Lacippo (Plin. I. 140, 6. 7.) in Baetica, und Lacipea in Oretanien (*Itin. Anton. p.* 438.) ist von unsichrer Herleitung aus dem Vaskischen, wie Astarloa's**) Schwanken beweist. Mir scheint *laco* das lateinische *lacus* zu seyn. Festus (*de verb. significat. v.* Lacobriga) sagt es ausdrücklich, und in Flavio-briga und Glando-merum haben wir andre Beispiele der Zusammensetzung von Namen aus den einheimischen und fremden Sprachen. Dem *laco* lag aber vermuthlich ein von den Römern verändertes Vaskisches Wort zum Grunde. Für dieses halte ich *langotua*, das von stillstehendem Wasser gebraucht wird. Es findet sich dasselbe in Langobrica in der Nähe des Durius (*Itin. Anton. p.* 421.), und Lancobriga

---

von Scipio Nasica, sondern von *nassa* abstammt, ist auch Sestinis Meynung. (*Descr. delle Medaglie Ispane nel Museo Hedervariano. p.* 119.)

*) In einigen Handschriften heisst es einfacher, und andren Spanischen Ortnamen ähnlicher Lacimurgae.

**) Er übersetzt den Namen: Stadt des Aufhaltens, Ergreifens, oder Stadt des Laco, der, meines Wissens, nirgend vorkommt. Apol. *p.* 241.

bei den Celtikern. (Ptol. II. 5. *p.* 41.) Bei den Langobriten erwähnt Plutarch (Sertorius. *c.* 13.) ausdrücklich mehrerer Gewässer, und wenn dies auch fliessende und trinkbare gewesen zu seyn scheinen, so konnten andre vorhanden, oder der Name im weiteren Sinne genommen seyn. Wesseling (*ad Anton. Itin. p.* 421.) verwandelt diesen Namen in Langobricas, und liesse sich darthun, dass dieser Ort mit Melas Lacobriga derselbe wäre, so wäre die Gleichheit der Bedeutung von *Laco* und *Lango* als erwiesen anzunehmen. Aber aus Plutarchs Erzählung sieht man nur, dass der Ort in Lusitanien lag, und von einer Seite durch das Gebirge zugänglich war.*) Ein Dorf in Alava heisst Langarica.

Von Ilduri wird weiter unten die Rede seyn.

Esuris (*Itin. Anton. p.* 425. 431. Reichards Karte. G. c.) von *esi*, Wall, und *uris*, die von einem Wall umgebene Stadt.

Zu den Städtenamen, in welchen *Il* oder *Ili* die Anfangssilben macht, gehören folgende. Das schon oben (3.) erwähnte Iligor.

Mehrere, in denen sich zugleich die Stammsilbe *ur*, Wasser, befindet, und die ich bei Gelegenheit dieser zusammennehmen werde.

Ilipula magna und minor (Plin. I. 137, 16. 139, 8.) in Baetica, nach Astarloa (Apol. *p.* 240.) von *ilia* und *pulua*, das er durch Spitze, das handschriftliche Wörterbuch aber durch einen Haufen, *amas*, erklärt. Das eine und das andre passt auf das hohe Gebirge, an dessen Fuss die erstere beider Städte lag. Vielleicht ist indess das *ula* auch nur eine verschiedene Endung des Namens Ilipa, wie Deobrigula von Deobriga, Obulcula von Obulcum, Saetabicula (Ptol. II. 6. *p.* 47.) von Saetabis, Turbula von Turba (Liv. XXXIII. 44.) seyn kann.

Iliberi (Plin. I. 137, 15.) gleichfalls in Baetica, Neustadt, von *berri*, neu. Ihr Beiname Liberini scheint dem Vaskischen

---

*) Harduin hält die Stadt der Plutarchischen Langobriten wirklich für Lacobriga. Tzschukke *ad Melam Vol.* 2. *P.* 3. *p.* 22. bestreitet es, und es scheint auch mir wenigstens unerwiesen. Wenn er aber sagt: *quod huc refert Harduinus cet.*, so ist dies wohl unrichtig, da Harduin von dem Vaccaeischen, Mela an dieser Stelle von dem am heiligen Vorgebirge liegenden Lacobriga spricht. Mannert (I. 344.) giebt, ohne weitere Erörterung, Lankobriga am Tagus als die von Metellus belagerte Stadt an. Sollte aber dann nicht bei der Erzählung des Flusses Erwähnung geschehen? Auf Reichards Karte ist das Celtische Lancobriga gar nicht angegeben.

zur Erleichterung der Aussprache, und Hervorbringung einiger Bedeutsamkeit nachgebildet. In andren Beinamen fanden wir Uebersetzungen; ein grosser Theil der von Plinius erwähnten ist aber dem Urnamen ganz fremd, und von andren Umständen hergenommen, wie die Colonia Accitana von der dahin verpflanzten Legion Gemella hiess. (Harduin *emend. ad Plin. libr.* III. *nr.* XIII.) Unter diese drei Classen scheinen sich alle Beinamen bringen zu lassen.

Ileosca der Ilergeten*) (Strabo. III. 4. *p.* 161.), bei Vellejus Paterculus (II, 30.), ehe die Lesart in Osca verändert wurde, Etosca.

Elibyrge (*e* und *i* werden in dieser Anfangssilbe häufig verwechselt), nach Hecataeus (Steph. Byz. *h. v.*) eine Stadt in Tartessus. Es ist wohl die, für welche sich das älteste Zeugniss beibringen lässt. Die Endung scheint aus dem Griechischen *πύργος* verdorben.

Ilerda und die Ilergeten erwähne ich nicht, da mir die Abstammung nicht sicher genug scheint.

15.

Ortnamen, die von *ura* abstammen.

Ortnamen von *ura*, Wasser. Astures und Asturica. (13.) Ulla (richtiger Ula).

*) In der Pariser Uebersetzung des Strabo (I. 470. *nr.* 5.) wird die Richtigkeit dieses Namens bezweifelt. Allein Petrus de Marca's Zeugniss, der Ileosca und Etosca für Eins, aber diesen Ort von Osca verschieden hält, ist in diesen Dingen sehr vollgültig. Ich kann hierbei die allgemeine Bemerkung nicht unterdrücken, dass es mir viel zu gewaltsam scheint, wenn man Ortnamen bei alten Schriftstellern darum abändern will, weil sie an keiner andren Stelle vorkommen. Schon Lorit (Glareanus) sagt, wie mich dünkt, sehr richtig zu Livius XXVIII. 21. *quanquam ego haud scio, liceatne ad eum modum emendare libros.* Bei den Spanischen Namen hat man oft mit dieser Art der Verbesserungen zu kämpfen. Ueberhaupt sollte jede Umänderung eines Textes, zu welcher die Gründe aus den Sachen, und der Vergleichung der Berichte andrer Schriftsteller hergenommen werden, mit der äussersten Behutsamkeit geschehen. Man läuft sonst Gefahr, statt des Abschreibers, den Schriftsteller selbst zu berichtigen. Ich möchte es daher in der obenangeführten Stelle Strabŏs auch nicht billigen, dass man die Worte *ἐτελεύτα δὲ νόσῳ* in *ἐ. δ' ἐν Ὄσκῃ* verwandelt.

Ilurci. (14.)

Urce (Ptol. II. 6. *p.* 43.) bei den Bastetanern, auch Urgis*) genannt, da Plinius *Urgitanus finis* (I. 136, 1.) sagt.

Urcesa (Ptol. II. 6. *p.* 46.) in Celtiberien.

Urgia (Plin. I. 140, 5.) und Urgao (Plin. I. 137, 15.) in Baetica. Die Endungen *ga* und *gui* sind im Vaskischen verneinend, und Astarloa (Apol. 249.) erklärt daher diese Städtenamen durch wasserlos.

Urso (Plin. I. 139, 6. Strabo. III. 2. *p.* 141.), auch Ursaon (*Auct. inc. de bello Hisp.* 41.), bloss bei Appian (VI, 16.) Orson, gleichfalls in Baetica. Die Endung ist die heutige *za*, welche Ueberfluss, Menge anzeigt.**) Es fand sich in der Gegend rund herum ein solcher Mangel an Wasser, dass man deshalb den Gedanken, die Stadt zu belagern, aufgab. Die Bewohner derselben aber drückte, wie man deutlich sieht, der gleiche Mangel nicht. Sie hatten vielmehr Wasser genug, die Belagerung auszuhalten. Dieser relative Ueberfluss in der Stadt gegen den Mangel in der Gegend kann zu der Benennung Veranlassung gegeben haben. Ich muss indess hier bemerken, dass ich im Ganzen der Anführung solcher Umstände keine grosse Beweiskraft beilege. Denn einerseits giebt es wenig Oerter, wo sich nicht irgend ein Bächlein, Hügel oder dergleichen finden sollte, und ein solcher Umstand kann daher nicht für einen einzelnen Namen entscheiden; auf der andren aber kann der Bach, Hügel oder andre Gegenstand, von welchem der Name stammt, relativ immer bedeutend genug seyn, um die Benennung zu veranlassen, allein an sich so geringfügig, dass weder Geschichtschreiber, noch Geographen ihn anmerken. Ihr Schweigen darf also nicht Mistrauen erregen. Es ist genug, wenn der Name entschiedener Weise von dem Wort, seinem Laut nach, herkommt, und das Wort einen Begriff andeutet, der zu Ortbenennungen überhaupt leicht gebraucht werden kann. Zwischen den abweichenden Lesarten Versaon und Ursaon haben sich die Herausgeber des Caesar (*ed. Oberl. p.* 763.)

---

*) Ueber Vossius Meynung, dass dies Urgis oder Urce, oder Urci auch Murgis geheissen habe, vergleiche man die Noten zu Mela II. 6, 7. in der Tzschuckischen Ausgabe. Für den gegenwärtigen Zweck ist diese Streitfrage gleichgültig, da es ausserdem Beispiele von Städtenamen, die von *ura* oder von *murua* abstammen, genug giebt.

**) Astarloa's Apol. *p.* 246.

schon aus andren Gründen für die, der Vaskischen Ableitung nach, richtige erklärt.

Urbiaca (*Itin. Anton. p.* 447.) im Innern von Spanien, und Urbicua. (Livius. XL. 16.) Diese beiden Namen sind so rein Vaskisch, dass sie noch heute eben so lauten könnten. In beiden ist *ura,* und *bi,* zwei, im ersten ferner die Ortsilbe *aga,* im zweiten die Adjectivendung *coa,* im Vizcayischen Dialect *cua,* wenn etwas Eigenschaft einer Sache ist, Ort zweier Wasser, wie noch heute Urbina, Urbieta u. s. f. als Ortnamen oft vorkommen. Vielleicht gehörten beide Namen demselben Ort an, wie Wesseling glaubt.

In dem Turdetanischen Urbona (Ptol. II. 4. *p.* 40) ist das Vaskische *ona,* gut, nicht zu verkennen. Ob das *b* bloss euphonisch ist, wie Astarloa (Apol. *p.* 247.) will, oder einer andren Stammsilbe angehört, oder endlich ob das einheimische Wort in dem Munde der Römer, wegen der gleichen Bedeutung, zu dem Lateinischen *bona* geworden, lasse ich dahingestellt.

In Ucubis (*Auct. inc. de bello Hispan.* 7.) bei Corduba halte ich das Anfangs-*u* gleichfalls für *ura,* das *c* für euphonisch, und *ubis* mit lateinischer Endung hergenommen von *ubera,* Furt, Wasserfurt. Eine ähnliche Zusammensetzung ist der heutige Ort und Familienname U-g-arte, zwischen Wassern. Hierher gehört auch der Fluss Uduba bei Plin. (I. 141, 6.)

Zusammensetzungen mit *ilia,* Stadt. Iluro bei Plin. (I. 141, 13.) in Cosetanien. Dies ist die anerkannt richtige Lesart, allein Ptolemaeus Diluron ist kein Fehler der Abschreiber, sondern eine in der Sprache gesetzmässige Lautveränderung.

Ilurgis (Ptol. II. 4. *p.* 39.) bei den Turdulern, Illurco (Plin. I. 138, 1.) in Baetica. Dieselben Formen in der Zusammensetzung, die wir oben einfach hatten. Ob Ilorcum (Plin. I. 137, 9.) derselbe Name mit verwechseltem Vocal ist, bezweifle ich, da das *o* sich im heutigen Lorca unverrückt erhalten hat.

Ilurbida (Ptol. II. 6. *p.* 46.) in Carpetanien von *ilia, ura,* und *bidea,* Weg, Stadt am Wasserweg. Iturbide, Quellweg, ist der Name einer BasquenFamilie, die ich selbst gekannt habe.

Wenn die Lesart Illurgavonenses (Caesar. *de bello civili* I. 60.) für Plinius Ilergaones, was wohl einer Abkürzung jenes zu barbarisch klingenden Namens gleich sieht (I. 141, 6.), die richtige ist, so gehört auch dieser Name hierher, und ist dem

obigen Urgao analog. Die Einschiebung des *v* halte ich für Römisch.

Verurium (Ptol. II. 5. *p.* 41.) bei den Lusitanern, wie Astarloa (Apol. *p.* 234.) sprachkundig bemerkt, der Ort zweier Gewässer, weil die Zahl zwei, *bi*, wenn sie an den Anfang eines Worts tritt, sich in *ber* verwandelt; *beroguei*, vierzig, nemlich zweimal zwanzig, *bereun*, zweihundert, und ein heutiger Ort Beroija, der Ort zweier Hügel. Es wäre zu wünschen, dass sich Astarloa über Bituris (Ptol. II. 6. *p.* 48.) erklärt hätte. Seiner ebenangeführten Bemerkung ungeachtet, leite ich es von *bi*, und entweder von *ura* mit euphonischem *t*, oder *iturria*, Quelle, ab. (16.) Denn dass *bi* sich nicht immer, und vielleicht nicht vor einem Consonans, in *ber* verwandelt, beweist *bitan ambat*, noch einmal soviel, *biderbia*, doppelt, *bidertatu*, wiederholen.

Solorius mons (Plin. I. 136, 8.), nach Isidorus (*Orig.* XIV. 8.)*) Solurius. Der heutige Name *Sierra de los Vertientes*, Gebirge der Wasserbäche, macht die letztere Lesart, und die Abstammung von *ura* und *soloa*, Wiese, folglich Berg der Wiesenwasser, wahrscheinlich.

Auch der Name der nur durch Münzen bekannten Stadt Ostur (Florez. *Medallas.* III. 112.) kann hierher gezogen werden. *Ost-* lässt sich auf mehrfache Weise ableiten; die natürlichste wäre von *ostean*, hinter dem Wasser,**) allein diese Praeposition pflegt in zusammengesetzten Wörtern hinter den Substantiven zu stehen, wie *escuostean*, was hinter der Hand liegt, schwer zu haben ist. Es giebt noch heute eine Gegend Ostur im Königreich Valencia, die an wilden Schweinen reich ist, und auch die Münzen der Stadt führen dies Thier im Gepräge. Vaskisch heisst dasselbe *basa-urdea*, und *basa*, von *basoa*, Wald, ist nur die Andeutung der Species. Die Endung des Namens der Stadt kann daher auch von *urdea* kommen, und der Anfang von *ostoa*, Blatt, Laub.

---

*) Isidorus leitet den Namen ab *a singularitate quod omnibus Hispaniae montibus solus altior videatur, sive quod orienti sole ante radius ejus in eo quam ipse cernatur.*

**) Hinter heisst *atz-* und *ost-* in der Stammsilbe, und diese beiden Lautverschiedenheiten gehen durch alle Derivativa des Wortes durch: *atzean, ostean, atzera, ostera, atzitic, ostitic, atzeratu, osteratu, escuatzean, escuostean* u. a. m. Es ist hier dieselbe Analogie, als in *aitza* und *asta.* (13.)

16.

Ortnamen, die von *iturria* abstammen.

Ortnamen von *iturria,* Quell. Iturissa, das Iturisa des Ptolemaeus (II. 6. *p.* 48.), wo allein sich der Name in seiner Vollständigkeit erhalten hat, bei den Vasconen. Die Endung *sa* (jetzt *za*) deutet Menge an. (Astarloa's Apol. 246.) Noch heute ist ein Ort Ituren in derselben Gegend. (Mannert. I. 377.) Dass Iturissa im *Itin. Anton.* ohne den Anfangsvocal (*p.* 455.), als Turissa, vorkommt, beweist, dass die hier nachfolgenden Namen von demselben Stamm abzuleiten sind. Auch Plinius (I. 139, 5.) Tucci und Itucci (zu welchen auch noch Acatucci im *Itin. Anton.* 402. zu rechnen ist) unterscheiden sich nur durch diesen Vorschlag des *i*.

Ob hierher auch der Gallische Fluss Aturis, der heutige Adour, gehört, oder ob er Eines Stammes mit dem Durius ist, wird weiter unten zu erörtern seyn.

Der Fluss Turas, oder Turias in Edetanien. (Mela. II. 6, 6. Plin. I. 141, 4. Ptol. II. 6. *p.* 43. Mannert I. *p.* 427. Die falsche Lesart Turulis, Quellenstadt, würde, als Flussname, gar keine richtige Ableitung darbieten.)

Turiaso im südlichen Celtiberien. (*Itin. Anton. p.* 442.) In der Endung *so* liegt der Begriff der Güte, Reinheit, wie man aus *osoa,* ganz, heil, gesund, und der Endung *suna,* welche Treflichkeit anzeigt (meine Zusätze zum Mithridates. 42.),*) [1]) sieht. Hier bestätigt die ausdrückliche Stelle des Plinius, in welcher er (II. 667, 2.) sagt, dass dieser Ort wegen der Güte seines Wassers zum Eisenhärten berühmt war, die Ableitung. Da die Güte des bearbeiteten Eisens ganz vorzüglich dem Wasser, welches zur Härtung diente, beigeschrieben ward (Just. XLIV. 3.), so kann der Name nicht von einem zu unwichtigen Gegenstande hergenommen scheinen. In Alava giebt es ein Dorf Turiso, so dass auch jetzt die Weglassung des Anfangsvocals nicht ohne Beispiel ist.

---

*) Diese Endung heisst vollständig *tasuna*. Allein es wird auch *suna* in derselben Bedeutung allein gebraucht. So hat das handschriftliche Wörterbuch *ossasuna* und *ossotasuna,* Gesundheit. Die Verwandtschaft mit *σόος, σῶς* ist unverkennbar.

[1]) *Vgl. Band 3, 253.*

Turiga, die Quellenlose, bei den Celtikern in Baeturien. (Plin. I. 139, 17.) Ihr Celtischer Name war Ucultuniacum.*) Da Plinius hinzusetzt: *quae et Turiga nunc est,* so zeigt dies, was auch in der Natur der Sache liegt, dass die von den Celten bei ihrer Einwanderung nach ihrer Sprache gegebnen Namen mit der Zeit, in der Vermischung der Völker, Iberische neben sich erhielten.

Hierher können auch gehören: Turoca (nach andren Handschriften Turrige *Itin. Anton. p.* 430.), die Turodi (Ptol. II. 6. *p.* 44.) an der Nordküste, Turobrica (Plin. I. 140, 1.) bei den Turdetanischen Celtikern, die Turmodigi (Plin. I. 143, 13.), die Nachbarn der Cantabrer, endlich die Turdetaner und Turduler. Doch ist die Analogie zu unbestimmt und allgemein.

Oihenarts (*not. utriusque Vasconiae. p.* 24.) Nementurissa scheint zwar eine Zusammensetzung eines mir unbekannten Worts mit Iturissa, um so mehr, als beide in Vasconien liegen. Allein der Ort heisst Nemanturista (Ptol. II. 6. *p.* 48.), wodurch die Aehnlichkeit viel geringer wird. Diese letztere Art, ihn auszusprechen, kommt mit dem nur aus Münzen bekannten Namen der Stadt Nema in Baetica überein. (Florez. *Med.* III. 100.)

Dagegen würde ich Iliturgis (Livius. XXVIII. 19.) in Baetica, ohne Bedenken, von *iturria* abgeleitet, und die quellenlose Stadt übersetzt haben. Aber, nach Astarloa (Apol. *p.* 239.), dessen Urtheil hier entscheiden muss, ist das *t* bloss euphonisch, und der Name mit Ilurgis (15.) völlig gleich. Wenn daher Polybius bei Stephanus Byzantinus (*v.* Ἰλούργεια) die Stadt *Ἰλούργειαν,* und Appian (VI. 32.) mit kleiner Verkehrung des Lauts Ἰλυργίαν nennt, oder wenn Ptolemaeus oben angeführtes Ilurgis dieselbe Stadt ist, so ist diese Abänderung des Namens keinesweges unrichtig.

Bei der Aehnlichkeit des Tons kann man bei einigen Namen zwischen der Ableitung von *uria, ura* und *iturria* allerdings schwanken. Ich wage daher nichts über Baeturia zu entscheiden. Astarloa erklärt (Apol. *p.* 235.) den Namen, ihn von *be* mit eingeschobenem *t* ableitend, als niedrige Stadt, oder vielmehr Gegend.

---

*) Ich schliesse dies einmal daraus, dass Turiga offenbar ein Vaskischer ist, dann aber auch aus der Stellung beider Namen bei Plinius. Wo er nemlich von einer Stadt den barbarischen und den lateinischen Namen anführt, geht immer der barbarische voran. Da nun die Iberischen Laute, als die häufigeren in Spanien, den Römern wohl

17.
Ableitung mehrerer Ortnamen von verschiedenen Wurzelwörtern.

Ich habe im Vorigen solche Namen aufgeführt, die sich durch ganze Reihen hindurch ableiten lassen. Andre stehen mehr einzeln, sind indess darum nicht minder vollständig aus Vaskischen Stammwörtern erklärbar. Ich hebe von diesen noch folgende aus.

Alaba in Celtiberien (Ptol. II. 6. *p.* 46.), dessen Bewohner Alabanenses (Plin. I. 143, 8.) heissen, nach Astarloa (Apol. *p.* 228.) von *ara*, *aria*, Fläche, und der Silbe *ba*, niedrige, weite Ebne. Die jetzige Provinz Alava soll von den Eingebornen wirklich Araba genannt werden. Das unter den Iberischen Ortnamen vorkommende Alba scheint manchmal das lateinische Wort, wie in dem Beinamen von Urgao (Plin. I. 137, 15.), manchmal aber eine Zusammenziehung aus Alaba zu seyn. So vermuthlich bei dem Vardulischen Alba (Plin. I. 143, 12.), da dies in der heutigen Provinz Alaba lag. In andren Namen kann der ähnliche Laut von *alboa*, Seite, abhängige Bergseite, verwandt unsrem Halbe, herkommen. So leitet Astarloa (Apol. *p.* 229.) Albonica (*Itin. Ant. p.* 447.) im Innern von Spanien davon, und, mit Uebergehung des Buchstabens *n*, von *ica*, steil, Ort der steilen Bergseite, her. Albocella (Ptol. II. 6. *p.* 45.) bei den Vaccaeern hat unstreitig denselben Ursprung, und es ist nur eine in den heutigen Dialecten noch übliche Buchstabenänderung, wenn im *Itin. Antonini* (*p.* 434.) der Ort Albucella lautet, da im Vizcayischen Dialect *albua* für *alboa* gesagt wird. Die Endung *cellum* (eigentlich *kellum*)*) oder *ocellum* kehrt in dem Ocellum der Vettonen (Ptol. II. 5. *p.* 41.), dem Ocelum der Lucensischen Callaiker (Ptol. II. 6. *p.* 43.), dem Ocelloduri im *Itin. Antonini*

---

auch geläufiger waren, als die Celtischen, so lässt sich annehmen, dass Plinius da, wo zwei Namen einer Stadt beide barbarisch sind, auch den ihm fremderen, wie hier Ucultuniacum, voranschickt.

*) Wenn ich in dieser ganzen Abhandlung der Lateinischen Sitte folge, den *k*-Laut mit *c* zu schreiben, so hat dies bloss den Grund, dass man, bei dem Gebrauch des *k*, gezwungen wird, dasselbe, gegen die allgemeine Gewohnheit, auch ganz bekannten lateinischen Namen, wie Kaesar augusta, zu geben, was offenbar sehr widrig ist.

(*p.* 434.), und, mit geringer Veränderung, in Ocilis bei Appian (VI. 47.) wieder. Auch in den Grajischen Alpen sind die Garo- oder Grajoceli (26.), und in derselben Gegend, aber in Gallia citerior, Ocelum. (Caes. *de bello Gall.* I. 10.) Ich wage um so weniger über die Abstammung zu entscheiden, als sich auch in Britannien eine Landspitze Ocelum findet, und der Name wohl ein Celtischer seyn könnte.

Von *ara,* Fläche, stammen ferner ab die Aravi, deren Name auf der Inschrift der Trajanischen Brücke des Tagus erwähnt ist. (Cellarius. I. 58.) Arabriga (Ptol. II. 5. *p.* 41.) bei den Lusitanern, es müsste denn, da so häufig lateinische und einheimische Wörter zu Namen im alten Spanien vereinigt sind, *ara* hier das lateinische Wort seyn. Aracillum (Florus. IV. 12, 49.) der Cantabrer. Im Namen der Aranditaner (Plin. I. 229, 12.) ist *ara* mit *andia,* gross, Ort, Volk der grossen Ebne, zusammengesetzt. Mehrere Biscayische Familien tragen, nach Astarloa (Apol. *p.* 230.), den gleichen Namen. Aratispi zwischen Antequera und Malaga; *ispi* ist ein sehr Vaskischer Laut.*) Bei den bloss mit *ar* anfangenden Namen, wie Arunda, Arunci (Plin. I. 139, 18.) bei den Celtikern in Baetica, ist die Ableitung zweifelhaft, da sie auch von *arria,* Stein, und andren Wörtern herkommen können.

Alavona der Vasconen (Ptol. II. 6, 48.), guter Weideort; *ona,* gut, *ala-lecua* (Labort. Dialect *alhagoa*), *pacage,* Viehweide. *Lecua* heisst Ort**). Sollte die Lesart im *Itin. Anton.* (444.) Allobon die richtigere seyn, so wäre das Vaskische Stammwort *alhor,* Feld. (Oihenarts Sprichwörter.) Alone (Mela. II. 6, 6.) scheint zwar derselbe Name, doch vergleiche man das von den Auslegern des Mela über den vermuthlichen Griechischen Ursprung Gesagte. Aber in Alontigiceli und vielleicht auch in Alostigi (Plin. I. 139, 10.) könnte wohl derselbe Name mit der Localendung *tegui* liegen.

Aritium in Lusitanien (*Itin. Anton. p.* 418.), von *aria,*

---

*) Carter's *journey from Gibraltar to Malaga.* II. 147. Carter umfasst zwar in seiner Reise nur einen sehr kleinen Theil Spaniens, besitzt aber das Verdienst, die Lage der alten Städte in demselben genau erforscht zu haben, und einige sonst unbekannte, von Münzen und Inschriften genommene Städtenamen anzuführen. Die ich bloss bei ihm angetroffen, sind Aratispi, Cartama, Nescania, Sabora.

**) Das Stammwort *ala,* das ich aber nur in Zusammensetzungen finde, ist das Lateinische *alere,* so wie *lecua locus.*

Hammel, Ort wo es viel solcher Heerden giebt. (Astarloa. Apol. *p.* 230.)

Von *arria*, Stein, mit der Localendung *aga* stammt Arriaca (*Itin. Anton. p.* 436.) in Carpetanien. Wenn Ptolemaeus (II. 6. *p.* 46.) Caracca dieselbe Stadt seyn soll, so ist dies eben so gewiss eine Namensverdrehung, als die andre vorkommende Lesart Attiaca. Dieselbe, den heutigen Vaskischen Namen ungemein gewöhnliche Endung ist in dem Vasconischen Tarraga (Ptol. II. 6. *p.* 48.), dessen Anfangssilbe ich aber nicht zu deuten weiss.

Nach Astarloa (Apol. *p.* 232.) ist Arsa (Ptol. II. 4. *p.* 40.) in Baeturien (nach heutiger Schreibart Arza) von *arria*, und der Silbe, die Ueberfluss anzeigt, Steinmenge.

Ebenso erklärt Astarloa (Apol. *p.* 232.) Artigi,*) in dem die Endsilben die Localendung *tegui* seyn sollen. Doch sagt er selbst, dass man das Wort auch von *artea*, Steineiche (im Vizcayischen Dialect *artua*), und *egui*, Bergseite, Bergwinkel, Rand einer Sache, als Ort, der an einer mit vielen Steineichen besetzten Bergseite liege, deuten könne. Auf jeden Fall ist der Name ächt Vaskisch.**)

Einen eben so unverkennbar Vaskischen Namen trägt die Stadt Aspis. (*Itin. Ant. p.* 401.) Sie scheint ihn von ihrer Lage in der Tiefe zu führen. Denn *aspi*, wovon im Vizcayischen Dialect die Adjectiva *aspi-j-a* und *aspi-cu-a* herkommen, heisst nach Astarloa unter, niedrig liegend, bei Larramendi mit veränderter Orthographie als Praeposition *azpian*.***) Verwandte Namen

---

*) Die Lesarten bei diesem Namen sind zwar bestritten, und das Artigi des Ptolemaeus (II. 4. *p.* 39.) soll Astigis seyn. (Mannert. I. *p.* 317.) Es giebt aber im *Itin. Anton.* (*p.* 416.) ein andres, und wenn man die Stellen vergleicht, so kann man nicht umhin Artigi für einen wirklichen Namen, und keine Verschreibung zu halten. (Reichards Karte. F. e.)

**) Das Wort *egui* findet sich nicht in Larramendi, dagegen in dem handschriftlichen Wörterbuch *heguia, bord, montagne.* Dieser öfter vorkommende Fall, dass dieses im Labortanischen Dialect geschriebene Wörterbuch Wörter aufführt, die Astarloa, der sich des Vizcayischen bedient, mittheilt, und die in Larramendi's im Guipuzcoanischen Dialect abgefassten Lexicon fehlen, beweist, dass, wie ich auch oft im Lande hörte, die Dialecte der entfernteren Oerter sich im Gebrauch einzelner, nicht allgemein üblichen Wörter mehr ähnlich sind, als die der näheren, die sich aus nachbarlicher Eifersucht gegenseitig abstossen; zugleich aber zeigt es auch, welch ein Verlust für die Kenntniss der Sprache in ihrer Vollständigkeit es ist, dass der würdige Astarloa nicht noch selbst seine Sammlungen herausgeben konnte.

***) Astarloa unterscheidet (Apol. 34.) zwischen *be* und *aspi.* Ersteres soll eine

sind Aspavia (*Auct. inc. de bello Hispan.* 24.) und Aspaluca (*Itin. Anton.* 453.). In der Endung des letzteren glaubt Wesseling das lateinische *lucus* zu erkennen. Sie scheint aber eher das Vaskische *lecua* zu seyn, welches häufig Composita bildet.

Attacum der Celtiberer (Ptol. II. 6. *p.* 46.), Attubi (Plin. I. 139, 6.) und Attegua (Dio Cassius. XLIII. 33.) in Baetica erinnern an *atea,* Thüre, Thor, und *atarbea,* Dach, worin die Stammsilbe mir auch *at* zu seyn scheint.

Balda (Ptol. II. 4. *p.* 39.) bei den Turdulern. Eine Etymologie wüsste ich nicht anzugeben, aber mehrere heutige Ortschaften sollen diesen Namen führen. (Astarloa. Apol. *p.* 234.)

Balsa in Baetica (Plin. I. 229, 3.) und Balsio der Vasconen (*Itin. Anton.* 443.) von *balsatu.* Dies Verbum heisst vereinigen, ist verwandt mit *bildu,* und im Activum und Neutrum üblich. Der Mittelbegriff zwischen dem Wort und dem Namen kann also hier der des Städtevereins seyn. Dasselbe Verbum wird dann aber auch vom Wasser gebraucht, das zu einem Sumpf, Teich, *balsa,* zusammengeflossen ist (woher vermuthlich das Spanische *rebalsar* stammt), und so können die Oerter auch nach ihrer Lage benannt seyn.

Barnacis der Carpetaner (Ptol. II. 6. *p.* 46.) von *barnacoya,* tief, vermuthlich wegen der tiefen Lage zwischen Bergen. *Barna, barrena* heisst innerhalb, innerlich, und daher drückt es in den abgeleiteten Wörtern Tiefe, und Eindringen in dieselbe aus.

Von einer andren Form desselben Stammworts, nemlich von *barruan,* innerhalb, scheinen die Städtenamen Barum der Callaiker (Reichards Karte. A. b.), und Barea in Baetica (Plin. I. 140, 29.) abzustammen. *Barrumbea* heisst nach Larramendi *techo.*

---

flache, ausgedehnte Niederung *(baxo superficial),* letzteres die Tiefe anzeigen, in der sich ein Körper befindet, wenn er von einem andren gedrückt, niedergehalten wird. Indess scheint dieser feine Unterschied nicht überall in den Sprachgebrauch übergegangen zu seyn, da Larramendi ebensowohl *cerupean,* als *ceruaren azpian,* unter dem Himmel, sagt. *Aspi* und *azpian* sind aber selbst mit *pi* (gleichbedeutend mit *pe* und *be*) zusammengesetzt. Larramendis Beispiele beweisen, dass *pe-an* oder *pi-an* als untrennbares Affixum gebraucht wird, *azpian* dagegen als den Genitiv regierende, selbstständige Praeposition. Hiernach erscheint *azpian* als eine Verbindung jenes Affixum mit einem eignen Nomen, welche zusammen aufs neue zu einer Praeposition werden. In diesem Nomen *as* und *az* liegt daher noch ein Nebenbegriff, welcher, nach der Analogie andrer Wörter, die es zu weitläuftig wäre hier aufzuführen, wohl der des Druckes, Stopfens zu seyn scheint.

Darunter ist hier aber nicht das eigentliche Dach, sondern Beherbergung zu verstehen, denn die vollständige Vaskische Redensart ist *echa barrumbea eman*, HausBeherbergung geben. Auch wird *barruquea*, in welchem nur die erste Silbe hierher gehört, in dem handschriftlichen Pariser Wörterbuch zwar durch *toit à vaches*, aber gleichfalls durch *parc à mettre cet.* erklärt. Es ist allerdings hierbei nicht zu übersehen, dass zwischen den Wörtern mit Einem und zwei *r* ein bedeutender Unterschied der Aussprache ist. Allein Barea heisst nach einer Variante bei Ptolemaeus auch Barria. (II. 4. *p.* 39.)

Ob andre mit *Bar-* anfangende Namen, wie Barcino, Bardo u. s. f. dieselbe Abstammung haben, lasse ich dahingestellt. Es ist um so schwieriger die Ableitung dieser Wörter mit Sicherheit anzugeben, da auch *barria*, neu, in ihren Namen enthalten seyn könnte.

Der Name der Asturischen Bedunesier (Ptol. II. 6. *p.* 44.) wird abgeleitet von *be*, niedrig, und *une, unia*,*) Gegend. (Astarloa. Apol. *p.* 235.)

Bilbilis in Celtiberien (*Itin. Anton.* 437.), so wie das heutige Bilbao, stammt unstreitig von den Stammsilben *pil, bil.* Von der ersteren kommt *pillatu*, von der zweiten *bildu*, beide in der Bedeutung von aufhäufen, die aber in *bildu* auch zu der von einsammeln, ernten, und sich vereinigen, versammeln, gesellen übergeht. Diese Abstammung passt am natürlichsten auf Städte, als Versammlungsörter. Allein das zweite *b* in beiden Namen, im heutigen als *ba*, zeigt die Praeposition unter an, so dass wohl *pilla*, Haufe, hier als Berg stehen, und der Name die Lage der Oerter anzeigen könnte. Bilbao liegt wirklich am Fuss von Bergen. Doch giebt es auch ein Derivativum von *bildu, biribillatu* mit der gleichen Bedeutung, welches nur eine Verstärkung des einfachen Worts ist, da in *biri* nur der Begriff des Drehens, des Runden (sich zu einer Kugel, einem Kreise versammeln) hinzukommt; *r* und *l* werden häufig verwechselt.

Bortinae in Vescitanien (*Itin. Anton.* 451.) vielleicht von *borda*, Meierhof. Da es aber auch Burtina geschrieben wird, so könnte der Name auch, wie der von Burdua in Lusitanien (Ptol. II. 5. *p.* 41.), von *burdina*, Eisen, abstammen.

---

*) Auch dies Wort fehlt bei Larramendi in dieser Bedeutung. Das handschriftliche Wörterbuch hat, mit vorgesetztem *g*, *gunea*.

In Burum der Callaiker (Ptol. II. 6. *p.* 43.) und Buresca (der einfacheren und Vaskischer klingenden Form von Virovesca. Ptol. II. 6. *p.* 45. *Itin. Anton.* 394.) mag *burua*, Haupt, liegen, das auch metaphorisch gebraucht wird, in Buruesca mit dem Völkerschaftsnamen der Esken (18.) verbunden, Hauptort der Vasken. Es war möglich, dass auch weniger bedeutende Städte in verschiedenen Zeiten, und in Beziehung auf kleine Stämme (die auch allgemeine Namen führen konnten) solche Benennungen erhielten.

In Carabis der Celtiberer (Appian. VI. 43.) ist das Vaskische *gara*, Höhe, Gipfel, kenntlich. Ob die Endung von *bi* herstammt, lasse ich dahingestellt. Sie findet sich öfter, so in Telobis. (Ptol. II. 6. *p.* 48.)

Caviclum, Vaskischer Cavidum (11.), von *cabia*, Nest. Es liegt in dem Worte, das mit verstärktem Hauchton durch die Formen *abia*, *habia* und *cabia* durchgeht, kein sich auf Vögel beziehender Nebenbegriff, sondern der blosse Begriff des Aufnehmens, in sich Fassens, so dass es verwandt ist mit *κάπτω*, *capio*, *happen* u. s. f. Es wird in Derivatis daher auch auf Bienenstöcke angewandt.

Den Namen des Corensischen Ufers bei Plinius (I. 136, 16.), das, nach andren Handschriften, das Curensische heisst, halte ich für einen einheimischen, der ein Wort enthält, das zugleich Wurzelwort des Vaskischen und Lateinischen*) ist. Plinius

*) Es giebt nicht wenig Fälle, wo die Vergleichung beider Sprachen auf gemeinschaftliche Wurzeln führt. Dieselben theilen sich in zwei Classen, in Wörter, die auch dem Griechischen gemeinschaftlich sind, wie *curvus*, *κυρτός*, und in solche, die sich im Griechischen nicht finden, wie *urbs*, *uria*. Um den eigentlichen Quellen der Lateinischen Sprache nachzuforschen, wäre vorzüglich eine Untersuchung derjenigen Wörter nothwendig, die sich nicht anders, als gezwungen aus dem Griechischen herleiten lassen. Man vergleiche hierüber Lanzi in seinem *Saggio di lingua Etrusca. T.* I. *p.* 440. §. 31. u. f. Bei der blossen Durchsicht des Vossischen *Etymologicum* ergeben sich diese sogleich, da man bald inne wird, wo das Deuten des gelehrten Mannes keinen rechten Fortgang gewinnen will. Eine solche kritische Sichtung des leicht und schwer Etymologisirbaren im Griechischen (wo das Etymologisiren in dieser Hinsicht sich vorzüglich auf die Aufsuchung der innern Analogie beschränken müsste, um diejenigen Wörter zu finden, für die sich eine solche nicht füglich nachweisen lässt), im Lateinischen, und den Lateinischen Töchtersprachen wäre eine der wichtigsten Vorarbeiten zur Geschichte dieser Sprachen. Im gegenwärtigen Fall können die Wortstämme *gur*, *curvus* und *uria*, *urbs* leicht dieselben seyn, wie man schon sonst auf den Zusammenhang zwischen *urbs* und *orbis* aufmerksam gemacht hat.

erwähnt die eingebogene (krumme) Gestalt dieses Ufers, und *gur, cur* ist die Stammsilbe, welche im Vaskischen (wie *curvus* im Lateinischen) krumm bedeutet. In den Wörtern *in-guru-an,* im Kreise herum, und *ma-curra,* krumm, wie in mehreren abgeleiteten, ist dies offenbar.*) Die Curgonier, nach andren Lesarten Gurgonier (Florus. IV. 12, 47.), Curnonium (Ptol. II. 6. *p.* 48.) in Vasconien, und Curgia**) bei den Celtikern in Baetica (Ptol. II. 4. *p.* 40.) beweisen die Wiederkehr dieser Stammsilbe in den Iberischen Ortnamen.

Das Volk der Conier, oder wie es nach der Vaskischen Etymologie, und der Verwandlung in Kyneten und *Cuneus* richtiger scheint, der Cunier (3.) lässt sich von dem Worte *gun, guena,* der letzte (Astarloa's Apol. 278.), ableiten, da sie wirklich am äussersten Ende des Landes wohnten. Das Wort findet sich in dieser Gestalt in meinen Wörterbüchern nicht. Aber nach Larramendi heisst der letzte *az-quena,* worin die Endsilben Astarloa's *guena* zu seyn scheinen. Ueber die Composita dieses Namens Cunistorgis, Cunbaria (vielleicht um es von einem andren Baria zu unterscheiden, das äusserste), Conimbrica siehe 19.

Das Vasconische Gebirge Edulius (Ptol. II. 6. *p.* 43. Mannert I. 375.) kann von *edurra,* Schnee, zusammengezogen mit der Localsilbe *ola,* abgeleitet werden. Nach Larramendi heisst der Schnee *elurra,* aber in handschriftlichen Papieren Astarloa's finde ich ausdrücklich auch die Formen *eurra, erurra* und *edurra.*

In Egosa der Castellaner (Ptol. II. 6. *p.* 43.) scheint *ego-itza,* der Aufenthaltsort, von *egon,* stehen, sich aufhalten, zu liegen. Ego-varri der Callaiker (Plin. I. 227, 7.) ist, nach der gleichen Etymologie, neuer Aufenthaltsort. Nur der Fluss Ego (Reichards Karte. A. c.) scheint diese Herleitung zu stören, wenn er nicht von der Stadt den Namen hat.

Der Name der Egurrer (Ptol. II. 6. *p.* 44.), eines Stammes der Asturer, erinnert an *egurra,* Vaskisch: Holz. Da dies Wort

---

*) Vgl. das Wortregister in meinen Zusätzen zum Mithridates *v. gurtu, agurea.*[1]) Da man auf einigen Münzen eine sonst unbekannte Stadt Coere oder Coero findet, so meynt Sestini *(descriz. delle med. Isp. nel Museo Hedervariano. p.* 5.), dass diese Stadt dem *litus Corense* den Namen gegeben habe. Doch ist diese Vermuthung durch nichts weiter bestätigt.

**) Der Name ist zweifelhaft, da (Harduin *ad Plin.* I. 139. *nt.* 26.) einige Ausgaben Turiga haben.

[1]) *Vgl. Band 3, 239. 229.*

aber nicht für das stehende, lebendige, sondern für das schon gehauene, nutzbare gebraucht wird, so trage ich Bedenken, die Benennung davon herzuleiten.

Die Etymologie von Esuris ist oben (14.) vorzüglich in Rücksicht auf die Endung gegeben. Die Anfangssilbe glaube ich in Escua (Plin. I. 138, 1.) in Baetica,*) und Escadia (*Εἰσκαδία*) des Appian (VI. 68.), wenn dies nicht derselbe Ort ist (Mannert. I. 317.), zu erkennen. *Esi-tu* heisst einen ofnen Ort einschliessen, davon kommt das Substantivum *esi-a, vallado,* Umwallung. Dasselbe Substantivum muss aber auch von Häusern gebraucht worden seyn. Dies zeigt, obgleich keines der Wörterbücher es sagt, die Analogie von *ichi,* gleichbedeutend mit *esi-tu,* wovon *ichea, echea,* Haus, stammt, und die Wörter *es-caratza,* Platz vor dem Hause und Feuerheerd, und *es-cortea,* Hof. Denn *caraza* drückt Gelegenheit zu etwas aus, und kann nur in der Verbindung mit dem Begriff des Hauses jene bestimmten Bedeutungen erhalten. *Cortea* oder *gortea* (vielleicht vom Spanischen entlehnt) heisst Hof, also Haushof. In jenen Namen ist daher das Eigenthümliche aller Städte, die Einschliessung des freien Platzes in Häuser und Mauern, ausgedrückt. Die Endung von Es-cu-a ist die Adjectivsilbe *co,* die im Vizcayischen Dialect in Verbindung mit dem Artikel zu *cua* wird. In Es-ca-di-a ist die Localsilbe *di,* und *ca* wird an Substantiva gehängt, um anzuzeigen, dass etwas mit ihnen, und durch sie geschieht.

Ildum an der Südküste von Tarraconensis (*Itin. Anton. p.* 399.) von *hildoa,* Furche. Wenn man Sestini's Entzifferung der sogenannten Celtiberischen Schrift (*descriz. delle med. Isp. nel Mus. Hederv. p.* 157.) trauen darf, so heisst die Stadt auf einer Münze Ild-uri, Furchenstadt, Ackerstadt.

Illunum der Bastetaner (Ptol. II. 6. *p.* 47.) von *illuna,* dunkel, schwarz, auch vom umwölkten Himmel gebraucht.

Istonium in Celtiberien (Ptol. II. 6. *p.* 46.) von *istilla,* kleiner See, Sumpf (Span. *charca*). Die Endung ist *ona,* oder wohl richtiger *unium* von *unea,* Gegend, der Ort der kleinen Seeen.

---

*) Sestini (*descr. delle med. Isp. nel Mus. Hederv. p.* 27.) äussert die, meines Erachtens, wenig begründete Vermuthung, dass die Stadt vielleicht Ascua geheissen, und dass sich die Münzen mit der Inschrift *Ascui* auf sie beziehen möchten. Er erwähnt in diesem ganzen Artikel nicht der bei Livius (XXIII. 27.) vorkommenden Carpetanischen Stadt Ascua, vermuthlich weil diese Münzen Carthagische sind, und es nicht wahrscheinlich ist, dass diese dort geprägt worden wären.

Laberris in Asturien (Ptol. II. 6. *p.* 44.) führe ich mehr der oben in Ascerris (13.) da gewesenen Endung wegen an. Denn Astarloas (Apol. *p.* 241.) Etymologie der Anfangssilben von *labea,* Ofen, die viel Oefen besitzt, ist unwahrscheinlich. Auf einer Münze mit unbekannter Schrift will Erro (*Alfab. p.* 282.) Otzerri gefunden haben, das ächt Vaskisch seyn, und kalter Ort heissen würde.

Lambriaca, Flavia Lambris (24.) von *lamboa, lambroa,* dünner Regen, herabfallender Nebel (Span. *bruma*, Franz. *brouée*), im handschriftlichen Pariser Wörterbuch auch durch *obscurité, nuage* übersetzt. Die Benennung passt zu der nördlich gebirgigen Lage.

Das Vorgebirge der Callaiker Lapatia (Ptol. II. 6. *p.* 42.) wird abgeleitet von *lapa,* einem Schalfisch, der sich an die Felsen hängt, und der Ueberfluss andeutenden Endsilbe *tza.* (Astarloa. Apol. *p.* 241.)

Der Fluss Larnum, die Larnenses (Plin. I. 142, 1. 143, 2.) bei den Laletanern, und eine Stadt Larna in Celtiberien (Reichards Karte. B. g.) von *larrea*, Weideplatz, Heide, dergleichen es vermuthlich in diesen Gegenden gab. *Larrea* selbst kommt von *larri-tu,* wachsen, woher auch der Herbst *lar-azquena,* die letzte (Jahrszeit) des Wachsthums heisst.

Lastigi (Plin. I. 140, 1.) in Baetica erinnert, ohne dass ich dies jedoch als eine mir sicher scheinende Etymologie angeben möchte, an *lasta,* der kiesige Sand, der zum Ballast der Schiffe gebraucht wird, oder an *lastoa,* Stroh, was auf die Bauart gehen könnte, da *last-ola* eine Strohhütte heisst. Die Endung ist das Localaffixum *teguia.*

Lavara in Lusitanien (Ptol. II. 6. *p.* 41.) von *lauba*, flach, eben, wovon das Adverbium *laubaro* gebildet wird.

Von den Endsilben von Leo-n-ica wird 20. die Rede seyn. Die Anfangssilben können von *leorra,* trocken, dürr, *leorpea* (Span. *tinada*), im Freien für Heerden errichtetes Obdach, oder *leuna,* glatt, abgeleitet werden. Ich ziehe das letzte, als das leichteste vor, Stadt an der glatten Steile (*ica*).

Lissa der Jaccetaner (Ptol. II. 6. *p.* 48.) von *liz-arra* (Labort. Dialect *leiz-arra*), Aesche. Ich würde vielleicht Bedenken tragen, diese Etymologie anzuführen, die willkührlich scheinen kann, wenn es nicht zwei andre Orte in Iberien gäbe, die Fraxinus hiessen,

einen in Lusitanien, und einen bei den Bastetanern. (*Itin. Anton.* 420. 404.)

Lobetum (Ptol. II. 6. *p.* 47.) in der Nähe von Celtiberien, und Lubia der Arevaker (Plin. I. 143, 2.) können von *lobioa,* Viehhürde nach dem handschriftlichen Pariser Wörterbuch, oder von *lubeta,* aufgeschütteter Erddamm, von *lurra,* Erde, abstammen. Mir ist das erste wahrscheinlicher, da die Städte in der frühesten Zeit nur eingeschlossene Oerter zur Bergung der Menschen und Heerden waren.

Lucentum (Plin. I. 141, 2.) kann von *lucea,* lang, weit, kommen, wenn der Name wirklich einheimischen Ursprungs ist. Von dem der Lucenses der Callaiker (Plin. I. 144, 10.) ist dies zu bezweifeln, da ihr Hauptort Lucus Augusti hiess.

Malia der Arevaker (Appian. VI. 77, 86.), Maliaca der Asturer (Ptol. II. 6. *p.* 44.) und Malaca in Baetica (*Itin. Anton.* 405.) sind, die beiden letzten mit der Localendung *aca,* rein Vaskische Wörter von *mal-carra,* Bergseite. Diese Bedeutung der Stammsilbe beweisen ferner *malda,* Hügel nach dem handschriftlichen Pariser Wörterbuch, *malla,* Stufe, und das Adjectivum *malcorra,* rauh, schroff, worin wohl die ursprüngliche Bedeutung zu suchen ist. Malceca in Lusitanien (*Itin. Anton.* 417.) gehört vermuthlich auch hierher, nur kenne ich die Endung nicht.

Der Fluss Mearus bei den Callaikern an der Nordwestküste (Mela. III, 1, 9.), bei Ptolemaeus (II. 6. *p.* 42., dem Reichard auf seiner Karte A. b. gefolgt ist) Metarus, von *mea,* so dass Melas Lesart nach der Etymologie die richtigere scheint. *Mea* (Labort. Dialect *mehea*) heisst eng, locker und hohl im Gegensatz des Breiten und Dichten, daher fein, dünn (Span. *ralo, claro, angosto.* Franz. *mince, menu*). Da das Wort den Begriff des Hohlen und Engen in sich fassen kann, so wird es von den Adern des Erzes gebraucht, und *me-atzca* ist Bergwerk. In ähnlicher Bedeutung passt es auf das enge Bett eines kleinen Flusses. Zu demselben Stamm rechne ich, da *mea* im Vizcayischen Dialect *mia* ist, Miacum in Carpetanien (*Itin. Anton.* 435.), wo es leicht Bergwerke geben konnte. In Absicht des Flusses Minius bemerke ich nur, dass, den Lauten nach, dieselbe Ableitung zulässig wäre, da *mihia,* Zunge, zu demselben Primitivum gehörig, und wegen der Gestalt so benannt, auch *miña* heisst, woher *mintza,* das Wort. Astarloa (Apol. 254.) leitet den Namen des Mi-ni-us ebenso, nur mit dem Unterschied ab, dass er in der zweiten Silbe die

Diminutivendung *ño* finden will. Für die Veränderung von *me* in *mi* führt er mehrere heutige Namen an.

M o r o n*) und M o r o s g i (Plin. I. 227, 2.) von *morutu* (welches, nur mit verändertem Vocal, zu *murua* gehört), aufhäufen. Das daraus gebildete Substantivum *mortua* wird von Bergen gebraucht, und zwar von den höchsten. Das handschriftliche Pariser Wörterbuch übersetzt das Wort: *Monts Pyrénées,* und führt gleich darauf das Adjectivum an: *mortuco chirripac, les sources d'eau ès hautes montagnes.* Wenn bei Larramendi *mortua* eine Wüstenei heisst, so ist dies eine abgeleitete Bedeutung. Jene Namen stammen also von der Lage in Bergen her, und in M o r o s g i ist die Endsilbe *gi* die schon öfter da gewesene, und das *s,* wenn man es einzeln erklären müsste, könnte das *z* des Genitivs seyn.

M u n d a in Baetica (Plin. I. 139, 7.), der gleichnamige Fluss in Lusitanien (*l. c.* 228, 18.) und M u n d o b r i g a, von *munoa,* Hügel. Im Labortanischen Dialect heisst das Wort *monhoa, monhua, montoa,* und es ist daher gleich richtig, den Namen M o n d a zu schreiben.**)

M u r u s in Carpetanien (*Itin. Anton. p.* 446.) kann sehr leicht bloss das lateinische Wort seyn, wonach man die Mansion benannte. Allein in andren, offenbar einheimischen Namen kommt (vgl. 14.) die Silbe *mur* vor, und wird von Astarloa***) (Apol. *p.* 242. 243.) von dem Vaskischen *murua,* Hügel, Gipfel, Haufe, abgeleitet. Die grosse Menge von Ort und Familiennamen mit

*) Die Lage dieser bloss bei Strabo (III. 3. *p.* 152.) vorkommenden Stadt ist sehr bestritten. Mannert und der Pariser Uebersetzer des Strabo setzen sie, wie auch aus dem Zusammenhange der Stelle des Strabo hervorzugehen scheint, an den Tagus, nur ersterer in den beiden Auflagen seines Werks (a. Aufl. I. 328. n. Aufl. I. 346.) an verschiedene Stellen. Auf Reichards Karte (F. c.) liegt sie am Anas. Vielleicht glaubte er, dass sie nur in dieser Lage, so wie sie Strabo nennt, ein Platz seyn konnte, aus dem Brutus gegen die Lusitaner losbrach, nicht am Tagus, wo sie mitten unter den Lusitanern gelegen hätte. Allerdings ist dies sonderbar, und die ganze Stelle des Strabo sehr verdorben.

**) Die Vaskischen Wörter, welche B e r g bedeuten, sind in ihren Formen sehr zahlreich, und allein mit *m* kommen die Stammsilben *mal, mul, men, mon, mun* vor. Bedenkt man die Unsicherheit der Etymologien des lateinischen *mons* aus dem Griechischen, so wird man sehr geneigt, auch dies Wort Vaskischen Ursprungs zu halten.

***) Er führt hierbei an, dass das Lat. *murus* aus dem Vaskischen herstamme. In der That heisst *murua* nicht bloss Hügel, sondern nach Larramendi (*v. teso*) auch *moles,* und nach dem handschriftlichen Wörterbuch *monceau, tas, pile.* Die Ableitung von *murus* aus dem Griechischen scheint unstatthaft, und so können das Vaskische

dieser Stammsilbe, die er aus seiner Provinz anführt, setzt dies ausser Zweifel. Von Altiberischen Namen gehören noch hierher Murgis (Plin. I. 137, 1.), die Ostgränze von Baetica, nach Astarloa (Apol. *p.* 242.) die Hügellose, und die Murboger, die Nachbarn der Cantabrer. (Ptol. II. 6. *p.* 45.)

Dem oben (5.) angeführten Flavionavia verwandt ist der Fluss der Lucenser Navilubio. (Plin. I. 227, 7.) Wenn man sich auf die richtige Schreibart der Endsilben verlassen darf, so erinnern sie an das Vaskische Wort *lubeta,* Damm. Die einfache Wurzel findet sich in dem Fluss Nabius (Ptol. II. 6. *p.* 42.) derselben Gegend.

Octaviolca in Cantabrien (Ptol. II. 6. *p.* 45.) ist einer der mehreren in Spanien vorkommenden, aus Römischen und einheimischen Elementen zusammengesetzten Namen. Die Endung *ol* ist die Vaskische Localendung (Astarloa. Apol. *p.* 79.), Ort des Octavius. Ganz unverändert hat sich die Endung *ola* erhalten in der Lusitanischen Stadt Tribola (App. VI. 62, 67.), die Mannert (I. 346.), ich weiss nicht warum, Tribala schreibt. Eben dies Affixum bildet wohl die Endung von Obucula im innern Baetica (*Itin. Anton. p.* 413.), das bei Appian (VI. 68.) Ὀβόλκολα lautet. Die Anfangssilben leitet Astarloa (Apol. *p.* 243.) sehr gezwungen so ab, als hiesse die Stadt Obecula, von *o,* Stammbuchstabe für Höhe, und *be,* niedrig, woher *beecua,* niedrige Sache, Stadt zwischen zwei Höhen und Tiefen. Die Anführung der heutigen Namen Obecola, Obecuri beweist nicht viel, da sie im Hauptvocal abweichen. Ueberhaupt kann die sehr häufige Endung der Iberischen Namen in *ulo, ula, uli* (wo die letzte nicht von *uria* herkommt) eben dies *ola* seyn, da auch die heutigen Dialecte *o* und *u* verwechseln. Beispiele sind Baecula, Baetulo, Barbesula, die Bastuler, Bergula (Ptol. II. 6. *p.* 47.), Calucula (Plin. I. 139, 8.), Carbula (Plin. I. 138, 7.), Castulo, der Fluss Singulis, Turbula (Ptol. II. 6. *p.* 47.), die Turduler*) und Varduler. Indess erfordert die Anwendung dieser

---

und Lateinische Wort wohl einen gemeinschaftlichen Stamm haben. Blosse Aufnahme des lateinischen Wortes in die Vaskische Sprache ist hier unwahrscheinlich, da die Silbe *mur* in viele Namen und andre Wörter übergegangen ist, was einem fremden Worte nicht leicht zu Theil wird.

*) Es ist bemerkenswerth, dass sich die Turduler ohngefähr eben so zu den Turdetanern, wie die Bastuler zu den Bastetanern (Mannert. I. 287. 418.) verhalten.

Erklärungsart auf jeden einzelnen dieser Namen viele Vorsicht, da die Endung bei einigen auch bloss lateinischen Ursprungs, vielleicht diminutive (vgl. 14. Deobrigula u. s. f.) seyn könnte. Mit Gewissheit für einheimisch wird man sie nur da zu halten haben, wo der Ueberrest des Namens Vaskisch ist, wie in Abula der Bastetaner (Ptol. II. 6. *p.* 47.) von *abe*, *abia*, welches nach Astarloa (Apol. *p.* 73. 228.) Wald, Gebüsch (*bosque*) bedeutet, Waldort. Astarloa erwähnt Abula nicht, leitet aber (Apol. 228.) von *abia* das Vorgebirge Abarum (Ptol. II. 5. *p.* 42), lichter Wald, von *abia* und *arua*, abgesondert, undicht, her, indem er mit dem alten Namen die heutigen Abaroas und Abaroteguis vergleicht. (21. *v.* Avarus.)*)

Wenn *pinua*, Fichte, nicht erst ein spät in die Sprache aufgenommenes Lateinisches Wort ist, so könnte Pintia im Lande der Vaccaeer (Ptol. II. 6. *p.* 45. *Itin. Anton.* 440.) davon abstammen, so wie Pinetus der Callaiker. (Ptol. II. 6. *p.* 44.)

Den alten Namen von Caesar augusta Salduba (Plin. I. 142, 10.) kann man von *saldoa*, Schaaf- oder Ziegenheerde, und die Endung vielleicht von *ubera*, Furt, (vgl. Ucubis 15.) ableiten, da die Stadt am Iberus lag. Es gab auch einen Fluss und eine Stadt Salduba (Ptol. II. 4. *p.* 39. Plin. I. 136, 20.) in Baetica.**) (Mannert. I. 308.) Ob auch Corduba, Calduba und Onuba, wenn diese Lesart, wie es aus den Münzen scheint (Flor. *Med.* II. 510. III. 104.), die richtigere ist, in Turdetanien (Ptol. II. 4. *p.* 39.) zu dieser Endung gehören, wage ich nicht zu entscheiden. Den letzten Namen leitet Astarloa (Apol. 244.) von *oña* und *ba*, am Fuss eines Hügels, ab.

Der Fluss Sanda (Plin. I. 227, 3.) von *zana*, Ader, in natürlicher Beziehung auf das Flussbett. Astarloa (Apol. 256.) ist durch die falsche Lesart Sanga zu der unwahrscheinlichen Erklärung eines Flusses ohne Adern, d. h. wie er es deutet, ohne Arme (von *ga*, ohne) verleitet worden. Der Fluss Saunium (Mela. III.

*) Larramendi erklärt *abea* (Guipuzc. Dialect) bloss durch Säule, das handschriftliche Wörterbuch *habea* (Labort. Dialect) durch *pilier*. Dies mit Astarloas Erklärung aus dem Vizcayischen zusammengenommen, deutet das Wort wohl einen hohen, schlanken Baum an. Diese Bedeutung, so wie der Klang erinnert an das lat. *abies*, welches wieder zu den schwer zu etymologisirenden Wörtern gehört.

**) Astarloa (Apol. 199.) leitet den Namen von *zaldia*, Pferd, ab, und vergleicht ihn mit Zaldibar, welches die Spanier auch Saldua nennen. Ueber die Ableitung von dem Lateinischen *Sal* vgl. 20.

1, 10), in welchen der vorige fällt, in Cantabrien (Reichards Karte. A. f.) mag wohl auch hierher gehören. Das handschriftliche Pariser Wörterbuch führt auch *sauia* als Synonymum von *zana* an, so dass dies den Namen der Stadt der Pelendonen Savia (Ptol. II. 6. *p*. 45.), die vielleicht an einem Bach lag, erläutern könnte. Da aber nach einer, bei dem Volke erklärlichen Verwechslung (welcher auch das Deutsche Spannader sein Daseyn verdankt) *zana**) auch Nerv heisst, so wage ich nicht zu entscheiden, welche beider Bedeutungen *sauia* haben mag.

Sars, Fluss im Lande der Callaiker (Mela. III. 1, 8.), und Sarabris, nicht unwahrscheinlich von *saroya*, Wald. Wäre die Endung von Sarabris vielleicht aus *berri* verdorben, so könnte man den Namen auch von *sar*, hineingehen, ableiten, da dasselbe Verbum auch Besitz nehmen heisst, so dass der Ort als neue Ansiedlung bezeichnet wäre.

Selambina in Baetica scheint zwischen zwei Ebnen, von *bi* und *celaya*, Ebne, zu heissen. Von demselben Worte können alle mit *Sel* anfangende Namen abstammen.

Cerra heisst nach Larramendi Rückgrat, nach dem handschriftlichen Pariser Wörterbuch Hügel. Daher leitet Larramendi das Spanische Wort *cerro*, welches auch beide Bedeutungen in sich vereinigt, und das in der That nicht aus dem Lateinischen zu kommen scheint, davon ab. Ist dies richtig, und nicht vielmehr das Vaskische *cerra* Spanisch, so ergiebt sich die Etymologie der Städte Seria, Serippo und Serpa in Baetica von selbst.

Silpia (Livius. XXVIII. 12.) in Oretanien kann von *ciloa*, Grube, Ort an einem niedrigen tiefen Thale, abstammen, und ebenso eine Lusitanische Stadt Silbis, die Sestini (*descriz. delle Med. Isp. nel Mus. Hederv.* 206.) anführt. Der Name des *flumen Silicense* (*Hirtius de bello Alexandrino*. 57.) ist ungewiss, und auch wohl nicht Vaskischen Ursprungs.

Subur der Laletaner, das an einem Flusse lag (Ptol. II. 6. *p*. 43.), und der Fluss Subis**) in derselben Gegend erinnern zwar

---

*) Man wird hierbei unwillkührlich an die deutschen Wörter Sehne und Zain erinnert. Das Vaskische *zana* heisst in einer andren Form auch *zaina*.

**) Daseyn, Name und Lage dieses Flusses sind sehr ungewiss. Reichard (Karte. C. n.) nimmt zwei Oerter Subur und Subis, und einen Fluss Subis an. Man vergleiche aber Mannert (a. Ausg. I. 399. n. Ausg. I. 433.) und die Noten zu Mela II. 6, 5. in der Tzschuckischen Ausgabe.

an *zubia*, Brücke, allein Etymologien dieser Art sind immer sehr unsicher.

Die Endungen von Talabriga und Talamina scheinen zwar (29. 30.) Celtischen Ursprungs. Aber dies hindert nicht, dass der Ueberrest des Worts Vaskisch sey, und das in dem handschriftlichen Pariser Wörterbuch aufbewahrte *tala*, *excidium sylvarum*, passt sehr gut auf die Anlegung neuer Ansiedlungen. In Talori in Lusitanien (*Cellarii not. orb. ant.* I. 58.) ist die Silbe *Tal* vermuthlich mit *uria*, Stadt, verbunden, und das *u* nur später in *o* verändert worden. Eine Menge Ortschaften bei uns haben ihren Namen vom Ausroden der Wälder.

Tingentera in Baetica (Mela. II. 6, 9. Mannert. I. 302. Reichards Karte. H. e.) hatte vermuthlich seinen Namen von der Africanischen Küste her erhalten. Sonst würde man das Vaskische Stammwort *tinca*, fest, stät, schwerlich darin verkennen.

18.

Etymologie der Namen: Vasken, Biscaya, Hispanien, Iberien.

Da es für die gegenwärtige Untersuchung nicht unwichtig ist, woher die Vasken ihren alten und heutigen Namen führen, so habe ich die Etymologie desselben hier besonders abhandeln wollen.

Basoa, Wald, Gebüsch, ist ein Stammwort, von welchem die Namen der Bastitaner, oder Bastetaner, und ihrer Stadt Basti an der Tarraconensischen Südküste (*Itin. Anton. p.* 401.) herkommen. Der Name der Stadt scheint nemlich zusammengezogen aus *Bas-eta*, Waldgegend, und das Adjectivum Bastitaner, oder Bastetaner daraus gebildet. Eine Lesart bei Ptolemaeus (II. 6. *p.* 47.) lautet Basitania, und das einfache Stammwort findet sich in Basi (Ptol. II. 6. *p.* 48.), der Stadt der Castellaner. Bascontum (Ptol. II. 6. *p.* 48.) in Vasconien ist *baso-coa*, zum Walde gehörig. Auf dieselbe Weise nun leitet man Vasconien und Vasconen ab.*) Doch ist die Beständigkeit

*) Astarloa. Apol. *p.* 200. Meine Zusätze zum Mithridates. S. 7. §. 2.[1])

[1]) *Vgl. Band 3, 224.*

merkwürdig, mit der alle alten Schriftsteller das Wort mit *V* oder *Ua*, nie mit *B* schreiben, auch Ptolemaeus, der doch Bascontum hat. Durch diese Etymologie ist aber der eigentlich einheimische Volksname noch nicht erklärt. Denn die heutigen Vasken nennen sich nicht *Basocoac*, sondern *Euscaldunac*, ihr Land *Euscalerria*, *Eusquererria*, und ihre Sprache *Euscara*,*) *Eusquera*, *Escuara*. In diesen Wörtern sind *aldunac* (von *aldea*, Seite, Theil, *duna*, der Adjectivendung, und *c*, dem Pluralzeichen, die zu einer Seite, einem Theile gehören), *erria*, *ara*, und *era* nur Hülfssilben. Der Stamm des Worts ist *Eusc* oder *Esc*. Der in der heutigen Sprache liegende einheimische Name des Volks ist also der der Eusken, oder Esken,**) und es ist kein Grund vorhanden, denselben nicht auch für den im Alterthum üblichen zu halten. Ob nun dieser bei den fremden Schriftstellern in den der Vasconen umgeändert, oder ob der letztere, von *basoa* kommend, nur einem einzelnen Stamm angehörte, dürfte jetzt schwerlich mehr auszumachen seyn. Bei den Silben *Eusc* und *Esc* ist an eine Abstammung von *basoa* nicht zu denken. Dagegen führt diese Wurzel auf die Städte Vesci (Plin. I. 137, 16.) und Vescelia (Liv. XXXV. 22.), und auf die Landschaft Vescitanien. (Plin. I. 142, 12.) Da in dieser die Stadt Osca lag, und der Canton vermuthlich nach ihr hiess, so scheint Osca desselben Stamms mit der Wurzelsilbe *Eusc* oder *Esc* im Namen der Vasken. Osca nun spielt unter den Spanischen Ortnamen eine wichtige Rolle. Es kommt, ausser dem ebengenannten, noch ein doppeltes vor, bei den Turdulern

---

*) Dieser Bedeutung ungeachtet liegt in *Eusc-ara* keinesweges das Wort Sprache. Sprache, Mundart, heisst *hiz-cuntza* von *hitza*, Wort, und *min-tzoa* von *mihia*, *miña*, Zunge. Die Endung *ara* ist, als selbstständiges Wort, nicht üblich, sondern bildet andre Wörter entweder als Stammsilbe, oder als Affixum. Der dadurch ausgedrückte Begriff ist, dass etwas in einer gewissen Folge, einem gewissen Verhältniss mit, und zu etwas andrem geschieht. Daher ist *ara-uz*, zufolge, gemäss, nach (Span. *segun*, lat. *secundum*), z. B. *orren-arauz*, diesem gemäss, daher; ferner *ar-alde-tu*, folgen (vom oben dagewesenen *aldea*), einer Seite gemäss handeln; ferner *ara-ua*, Regel, Verhältniss. Wörtlich heisst daher *Euscara* dem Euskischen gemäss, nach Art des Euskischen, und *Er-d-ara* (wovon gleich die Rede seyn wird) dem Lande gemäss, nach Landesart. *Era* ist nur eine, für die Bedeutung gleichgültige Lautveränderung.

**) Es wäre daher consequenter, auch im Deutschen das Volk Eusken, als Vasken zu nennen; nur ist der Unterschied klein, Vasken wohlklingender, an sich weniger fremd, und seit Schlözer bei uns eingeführt. Ueber die Namen der Bewohner der verschiedenen Landestheile s. meine Zusätze zum Mithridates S. 8.[1])

[1]) *Vgl. Band 3, 225.*

(Plin. I. 138, 1.) und in Baeturien. (Ptol. II. 4. *p.* 39.) Ausserdem giebt es Zusammensetzungen des Namens mit andren Silben: Ileosca, Etosca (14.) und Menosca (Plin. I. 227, 2.), von *mendia*, Berg, Berg-Osca, bei den Vardulern.*) Dieser Familie von Namen scheint ferner Virovesca (Buruesca) der Autrigonen (Plin. I. 144, 3.) nicht fremd zu seyn. Endlich waren jenseits der Pyrenaeen, aber im eigentlichen Iberischen Aquitanien, die Auscii eine der Hauptvölkerschaften. Der Name ihrer Hauptstadt bei Mela (III. 2, 4. *ibique interpr.*) Elimberrum bestätigt ihre Abkunft. Er ist derselbe, als Illiberis in Spanien, Neustadt.**) Man hat zwar der Lesart Elimberrum häufig die von Climberrum vorgezogen,***) allein jene scheint, nicht bloss der Vaskischen Etymologie, sondern auch dem Zeugniss der Handschriften nach, die richtigere. Ob die Osquidates (Plin. I. 226, 6.) hierher gehören, ist zweifelhafter. Osca wird von Astarloa (Apol. *p.* 244), der aber über die Wurzelsilbe des Namens *Euscara* gänzlich schweigt, nicht glücklich von *otsa*, Lärmen, ruhmvolle Stadt, abgeleitet. Ich habe mich hier begnügt, den muthmasslichen Zusammenhang des Namens Osca mit dem Urnamen der heutigen Vasken zu zeigen. Die wahre Etymologie des letzteren ist mir allerdings selbst noch zweifelhaft, ich mache indess hier einen Versuch dazu, den andre, der Sprache tiefer Kundige beurtheilen mögen. *Eusi* ist ein Verbum, und heisst bellen. Leider findet sich dies Wort bloss in Larramendi, auch bei ihm nur in seinen Supplementen mit der einsilbigen Erklärung *Eusi, ladrar; eusia, ladrido.* Der specielle Begriff des thierischen Bellens (welcher übrigens im Spanischen, wie in andren Sprachen, auch auf grosses Geschrei und Gezänk übergetragen wird) muss hier nicht irre machen. Der ursprüngliche Begriff des Worts ist höchst wahrscheinlich bloss Ton, Klang, Geschrei. Nur daran, nicht an dem individuell Menschlichen, hält man zuerst den Begriff der Sprache

---

*) Im Livius (XXII. 20.) liest man noch Honosca. Allein dieser Name findet sich in keiner einzigen Handschrift, sondern verdankt sein Daseyn bloss den Herausgebern. S. *Gronovii epist. in quibus multa T. Livii loca geographica emendantur. Ep.* 3. *p.* 21.

**) Auch in den Spanischen Städten, die mit *Ili* anfangen, findet sich die Variante *Eli* sehr häufig. Das *m* ist von den Griechen, oder Römern, der Sitte ihrer Aussprache nach, eingeschoben. Dass Barbaro zum Mela *berris* mit *briga* verwechselt, und jenes durch Stadt erklärt, ist durchaus unrichtig.

***) So auch Reichard in seiner Karte von Gallien.

fest. Klang, Geschrei aber wird sehr natürlich durch zusammenstossende Vocale ausgedrückt: so heisst Geschrei sonst Vaskisch *eia-gora*, *auhen-a*, *oju-a*, und der Mund, vom Oefnen und Hervorbringen der Töne, *ao-a*. In *Eus-* lag also der Begriff des Sprechens, der Sprache, und diesen in seiner ganzen Allgemeinheit trug das Volk natürlich auf seine besondre Sprache über, da es keine andre kannte. *Eus-c-ara* heisst daher: nach Art der Sprache, *i. e.* der einheimischen, als Sprache κατ' ἐξοχήν. Das Volk bezeichnete sich eben so natürlich durch die, welche die Sprache, d. h. die besondre, ihnen angehörende, redeten, und so wie die Wörter *eusi* und *otsa*, Geräusch, Lärm, verwandt sind, so sind es die Namen *Eus-c-aldunac* und Os-ca. Astarloa, dem niemand die Kenntniss der Analogie seiner Sprache bestreiten wird, kommt hier, indem er, wie oben gesagt worden, Osca durch *otsa* erklärt, meiner Herleitung zu Hülfe, und irrt sich nur in der Anwendung der Begriffe. Einen andren Beweis, dass der Name Osca eine allgemeine Beziehung auf das ganze Volk der Iberer hat, kann man von dem gemünzten Oscischen Silber *(argentum Oscense)* hernehmen, dessen Livius erwähnt, und es ist merkwürdig, dass schon Florez dies gewissermassen gefühlt hat. Er bemerkt nemlich mit Recht (*Medallas.* II. 520.), dass so ungeheure Summen von Silbergeld, als Livius an mehreren Stellen (XXXIV. 10. 46. XL. 43.) von den Römischen Feldherren nach Rom bringen lässt, unmöglich alle das Gepräge von Osca tragen konnten. Er macht zugleich darauf aufmerksam, dass Silberminen gar nicht im Gebiet der Ilergeten, in welchem doch die einzige sehr angesehene Stadt dieses Namens lag, sondern in Baetica häufig waren, und dass in der Provinz erbeutetes Geld nicht aus dem diesseitigen, sondern aus dem jenseitigen Spanien kommen musste. Florez widerlegt ferner die Vermuthung, dass die Römer das anderswoher zusammengebrachte Silber hätten in Osca schlagen lassen, und seine Gründe haben nach seiner Zeit noch viel grössere Beweiskraft erlangt, da Sestini (*Descriz. delle med. Isp. nel Mus. Hederv. p.* 78. 175.) gezeigt hat, dass die einzigen ächten Münzen von Osca aus den Zeiten der Kaiser herstammen, so dass man gar nicht weiss, ob je vorher Münzen mit dem Namen Osca geprägt worden sind. Florez Meynung nach, verstanden die Römer unter *argentum Oscense* alles inländische, mit inländischer Schrift versehene Iberische Geld, und setzten dieses den *bigati* entgegen. Diese Vermuthung hat in der That eine grosse Wahrscheinlich-

keit, und man könnte davon wohl einen Beweis hernehmen, dass die Römer in Spanien diese Schrift die Euscische, Oscische (Vaskische) nennen hörten. Denn die Stadt Osca, wie ansehnlich sie seyn mochte, war es doch nicht in dem Grade, dass sie hätte zum allgemeinen Stapelplatz für alles aus Spanien kommende Geld dienen sollen. Jeder Versuch, die Benennung dieses Silbers von ihr herzuleiten, bleibt daher gezwungen. Florez glaubt, dass die Aehnlichkeit des AltIberischen Alphabets mit dem Oscischen in Italien könne Veranlassung zu derselben gegeben haben. Allein er hat wohl hierbei nicht darauf geachtet, dass das Adjectivum des Namens der Osci nicht *Oscensis,* sondern *Oscus* lautet.*)

Noch muss ich bemerken, dass das Wort *Eusc-al-dun-ac* auch in einer ganz nahen Beziehung auf die Sprache genommen wird, und demselben in diesem Sinne ein andres, *Er-d-al-dun-ac,* zum Gegensatz dient. Man bezeichnet durch das erstere diejenigen, welche die Vaskische, durch das letztere diejenigen, welche eine fremde Sprache reden. Es wird aber, wie man aus der Vergleichung der hiervon handelnden Artikel bei Larramendi *(v. lengua estrangera* und *Romance)* deutlich sieht, hierunter nicht jede fremde Sprache, sondern nur diejenige verstanden, welche den Vasken die nächste ist, nemlich das sogenannte *Romance,* wodurch die Spanischen Biscayer das Castellanische, die Französischen Basquen das Französische bezeichnen. Es liegt daher in dem Ausdruck *erdara* ursprünglich auch gar nicht der Begriff des Fremden, sondern das Wort ist aus dem vorhin erwähnten *ara* und *erria,* Erde, Land, und dazwischen geschobenem euphonischen *d* zusammengesetzt. Ursprünglich heisst es Landessprache, wie denn das handschriftliche Wörterbuch es auch durch *langue du païs* übersetzt, weil das *Romance* wirklich die Landessprache Spaniens und Frankreichs ist. Nur insofern der Biscayer und Basque diese allgemeine Landessprache ihrer besondren Volkssprache entgegenstellen, entsteht der oben erwähnte Gegensatz, und daher kommt es, dass Larramendi das Wort einmal als *lingua peregrina* und das andremal als *lingua Hispaniae vernacula* erklärt. Es ist daher aus diesem Gegensatz nichts weiter über die ursprüngliche Bedeutung von *Euscara* zu schliessen.

---

*) Nur eine gleiche Hinweisung auf die Osci Italiens, oder vielmehr eine ganz unstatthafte Verwechslung beider Namen scheint D. Antonio Augustin verleitet zu haben den Namen der Stadt Osca durch alt zu erklären, ohne, wie Florez sagt, nur einmal die Sprache anzugeben, aus der er seine Ableitung schöpfte.

Dem heutigen Namen Biscaya, oder Vizcaya entspricht, dem Laute nach, die Stadt Biscargis (Ptol. II. 6. *p.* 47.) oder Bisgargis (Plin. I. 142, 5.) in Ilergaonien. Es soll, nach Astarloa (Apol. *p.* 236.), noch heute ähnliche Namen geben, und er leitet Biscargis von *biscarra*, Hügel, ab.*) In diesem Wort ist *arra* Endung, und die Stammsilbe *biz*, verbunden mit *caya*, Sache, giebt eine viel bessere Etymologie für Vizcaya, Land der Hügel, Berge, als die ist, welche ich aus Astarloas Papieren bei meinem Aufenthalt bei ihm ausgezeichnet habe, wo es von *bitsa*, Schaum, und *caya*, Bay, schaumvolle Bay, abgeleitet wird.

Die Abstammung des Namens Hispania scheint mir noch sehr wenig ins Klare gebracht. Astarloa's Meynung (Apol. *p.* 194—197.), dass die Spanische Form *España* die ursprüngliche sey, und der Name von *Ezpaña*, welches Vaskisch die Lippe, der Saum, das Aeusserste einer Sache heisst, wegen seiner Lage am Meer, und am Ende Europas, herkomme, ist sehr wenig wahrscheinlich, da die Spanische Form Umänderung der früheren Lateinischen ist. Ich wüsste indess auch nichts Befriedigendes anzugeben, und bemerke nur, dass einige Vaskische Wörter mit *isp* anfangen, dass es noch im Biscayischen solche Ortnamen giebt, wie Ispaster, welches an Plinius (I. 138, 3.) Ipasturgi in Baetica erinnert, und dass Plutarch (Sertorius. *c.* 11.) einen Lusitanischen Landmann mit Namen Spanus erwähnt. Die Anfangssilbe *His-* findet sich unter den Iberischen Ortnamen nur noch in Hispalis, das, nach Isidorus (*Orig.* XV. 8.), wegen seiner sumpfigen Lage und seines Baues auf Pfählen so hiess,**) eine Etymologie, auf die wohl ebensowenig etwas zu geben ist, als auf die oben angeführte des *Solurius mons*. In Umbrien lag ein Hispellum. (Plin. I. 171, 7.)

Den Namen Iberien begnügt man sich gewöhnlich von dem Fluss Iberus abzuleiten. Allein es ist, wie man sich die Wanderungen, oder die Sitze der Iberer denken mag, sehr unwahrscheinlich, dass gerade dieser Fluss ihnen und dem Lande den Namen gegeben habe. Er erhielt entweder den seinigen vom Volke, oder dieser hat eine andre Etymologie, als der des Landes. Die ein-

*) Larramendi führt das Wort nicht an, und das handschriftliche Wörterbuch giebt demselben nur die abgeleitete Bedeutung von Rückgrat, Rücken.

**) *a situ cognominata est, eo quod in solo palustri suffixis profundo palis locata sit, ne lubrico atque instabili fundamento caderet.*

fache Wurzelsilbe findet sich in dem Flusse Ibia an der Nordwestspitze Iberiens (Mela. III. 1, 9.) und in der nur*) bei Livius (XXVIII. 21.) vorkommenden Stadt Ibis, deren Lage zwar nicht angegeben wird, die aber, dem Zusammenhange der angeführten Stelle nach, wohl in der Nachbarschaft von NeuCarthago war. Ferner gehört hierher die Stadt Ibylla bei Stephanus Byzantinus. Vaskische Wörter, die auf eine Etymologie hinführen können, sind *ibilli*, gehen, wandern, *ibeni*, setzen, anfügen, *ibarra*, Thal, *ibaya*, Fluss. Von dem letzten Worte, und *eroa*, *erua*, schaumvoll, heftig, leitet Astarloa (Apol. *p.* 253. 254.) den Namen des Flusses Iberus ab. Gleich dunkel ist das Verhältniss des Namens der Iberer zu dem oben untersuchten der Eusken, Vasken, da auch der letztere, wie er jetzt in Beziehung auf alle Vaskisch Redende gebraucht wird, Ansprüche auf Allgemeinheit macht. Allein es ist auf keinen Fall erweisbar, dass alle Iberische Völkerschaften sich selbst Iberer nannten, es ist dies sogar wenig wahrscheinlich, und vielmehr anzunehmen, dass in sehr früher Zeit der Name eines Stammes bei den Ausländern zum allgemeinen wurde.

19.

Endungen der Altiberischen Ortnamen.

Ich habe bis hierher diejenigen Namen aufgeführt, die gänzlich aus bekannten Wortelementen bestehen, und ihnen nur gelegentlich andre beigefügt. Ich werde jetzt diejenigen durchgehen, welche ihren Vaskischen Ursprung nur durch einzelne End- oder Anfangssilben verrathen, und vermöge dieser zu derselben Namenfamilie gehören.

Sehr gewöhnliche Endungen Iberischer Namen sind *uris* (von der 14. gehandelt worden ist), *briga* (von der in der Folge die Rede seyn wird), *ba* und *pa*, *tani* und *tania*, *gis*, *ula* (17.) und *ippo*.

Die Endung *ba* und *pa* drückt, wie im Vorigen an Astapa (13.)

*) Sestini (*descr. delle med. Isp. nel Mus. Hederv. p.* 156.) will ihren Namen zwar auch auf einer Münze gefunden haben. Aber er ist mit den sogenannten Celtiberischen Buchstaben geschrieben, und wird von andren anders gelesen.

und Alaba (17.) gezeigt ist, aus, dass etwas niedrig, oder am Fuss von etwas andrem ist. Manchmal kann aber das *ba* auch zu einem andren Wort, wie in Salduba (17.) gehören. Die Fälle, wo ich dies letzte annehme, abgerechnet, sind Beispiele der Endung in *ba* folgende Namen: Adeba (Ptol. II. 6. *p.* 47.), Alaba, Astapa, Ilipa, Noliba (Liv. XXXV. 22.), Norba, Serpa (*Itin. Anton. p.* 426.), Menoba. In dem letzten tritt zu dem *ba* der Vocal *o* hinzu, der Höhe anzeigt. Noch jetzt giebt es Oerter, die Oba heissen.

Die Endungen *tani*, *tania* leitet Astarloa durchaus von der Ortendung *eta* ab, als hiessen sie immer *etani*, *etania*. In ihrer Allgemeinheit ist nun diese Behauptung gewiss unrichtig. Nicht bloss die Silben *nus* und *nia*, wie er will, sondern auch die *tanus* und *tania* können zur fremden Endung gehören, und gehören oft wirklich zu ihr. Von Toletum wird ebenso Toletanus, wie von Beneventum Beneventanus. Auch findet sich diese Adjectivendung da, wo gar an kein *eta* zu denken ist, in Namen, welche der Römer in *is* (Bilbilis, Bilbilitanus, Arandis, Aranditani), *ia* (Belia, *Βέλεια*, Belitani), oder *i* (Astigi, Astigitanus, Plin. I. 139, 3. Acci, Accitani) bildete.*) Die Endung *tanus* kommt nemlich in allen diesen Fällen, wo das Primitivum kein *t* hat, von den Griechischen Adjectiven in *ιτης*. (Priscianus. I. 2. *Ed. Putsch. p.* 593.) Allein gewiss ist doch auf der andren Seite, dass es viel mehr Völker und Landschaften, deren Namen sich in *tani* und *tania* endigen, in Spanien, als in andren Ländern giebt, und dies lässt sich wohl nur dadurch erklären, dass der Bau dieser Namen der Endung ein *t* einverleibte, welches denn ganz richtig aus jener Localendung hergeleitet wird. In Hedeta der Edetaner (Ptol. II. 6. *p.* 47.) gehört *eta* unläugbar zum Wurzellaut. Namen dieser Art, bei denen ich Astarloa's Etymologieen nur da anführe, wo sie mir nicht ganz unwahrscheinlich vorkommen, sind: Ausetani, Authetani (mit dem zischenden *ϑ*), von *autsa*, Staub, Land des Staubes, der Trockenheit (Apol. 207. 234.), Bastetani (18.), Bergistani, Carpetani, von *gara*, hoch, *be*, am Fuss, Gegend am Fuss der Berge (Apol. *p.* 208.), Cerretani, Characitani, Contestani, Cosetani, Ede-

*) Diese Endung in *i* ist in den Spanischen Städtenamen sehr häufig. (Schneiders Formenlehre der lateinischen Sprache. 143—145.)

tani oder Sedetani, Exitani, Lacetani oder Jaccetani,*) Laletani, Lacetani, wenn dieser Name nicht bloss eine Verschreibung des vorigen ist (Mannert. I. 434.), Lusitani, von *lucea*, lang, ausgedehnt, gross (Apol. *p.* 212.), Oretani von *o*, Andeutung der Höhe, dem euphonischen *r* und *eta*, wie das heutige Oregui von *o* und *egui*, Bergwinkel (Apol. *p.* 211.), Suessetani (Livius. XXXIV. 20.), Turdetani. Ich habe aus diesem Verzeichniss alle Namen weggelassen, die regelmässige Römische Bildungen aus Städtenamen sind, wie die Accitani, Ossigitani, Toletani u. s. f.

Die Etymologie der Endung *gis* ist schon im Vorigen da gewesen. Diese Endsilbe stammt entweder aus *teguia*, einer Localendung, *egui*, Ecke, Winkel (17.), oder den privativen Affixen *ga* oder *gui* (15.) her. Zu den schon im Vorigen angeführten, in *gis* endigenden Namen füge ich noch Oringis und, wegen der Aehnlichkeit der Bildung, Conistorgis (Appian. VI. 57.) nebst Anitorgis oder Anistorgis (Livius. XXV. 32.) an der Südwestspitze Spaniens hinzu. Die Endung ist wohl offenbar *urgis*, wasserlos, was, ungeachtet der Nähe des Flusses, auf Mangel an Quellen gehen konnte. Die Silben *Coni-* vergleicht Mannert (I. 343.) mit dem Namen der Conier (3.), oder Cuneer (Appian. *l. c.*)**) und *Ani-* leitet er vom Anas her. In der neuesten Pariser Uebersetzung des Strabo (I. 402. *nt.* 3.) wird bezweifelt, dass beide Namen derselben Stadt angehört hätten. An die Conier erinnert auch Coni-m-brica.

Von der Endung *ippo* kenne ich keine irgend wahrscheinliche Etymologie aus dem Vaskischen. Es gab zwei Städte Hippo in Spanien, in Baetica (Plin. I. 138, 1.) und in Carpetanien (Livius. XXXIX. 30.). Zwei andre waren in Africa, deren Namen sich nur dadurch unterscheiden, dass sie nicht, wie die Iberischen, *feminina*, sondern *masculina* sind. In beiden Ländern ist der Ursprung des Namens wohl Griechisch, und er mag damit zusammenhängen, dass die Münzen vieler Spanischen und Africanischen

---

*) Astarloa (Apol. 210.) leitet beide von *Jatza* und *Latza* ab, ohne alle Rücksicht auf die Aussprache.

**) Dieselbe Meynung äussert Sestini (*descr. delle med. Isp. nel Mus. Hederv. p.* 24.), indem er das Entstehen des Namens der Stadt aus einer Wanderung der Cuneer nach Urgis ableitet. Auf ähnliche Weise erklärt er den auf Münzen vorkommenden Namen Cun-bar-ia. Da es aber auch bei den Vettonen eine Stadt gleicher Endung, Sibaria (Reichards Karte. C. d.) giebt, so hat diese Meynung wenig Wahrscheinlichkeit.

Städte ein Pferd im Bilde führen. In Vaskischen Namen finde ich das Wort Pferd *(zamaria, zaldia)* wenigstens nicht mit entschiedner Deutlichkeit. Doch könnten die mit *sal* anfangenden (17. 20.) zum Theil davon herkommen.*) Beispiele der Endung *ippo* sind Acinippo, Belippo (Plin. I. 140, 6.), Baesippo, Basilippo (*Itin. Anton. p.* 410.), Collippo (Plin. I. 228, 6.), Irippo, Ventippo (Florez. *Medallas.* II. 474. 617.), beide nur durch Münzen und Inschriften bekannt, Lacippo, Orippo (Plin. I. 138, 10.), Ostippo (*Itin. Anton. p.* 411. *ibique interpretes*), Serippo (Plin. I. 140, 1.), Ulysippo. Es ist bemerkenswerth, dass die meisten dieser Städte in Baetica, und die wenigen Lusitanien angehörenden nah am Meere, also alle in Gegenden liegen, die von Fremden am meisten angebaut wurden. Nur das Carpetanische Hippo macht eine Ausnahme.

20.

Classen der Altiberischen Ortnamen nach ihren Anfangssilben.

Von den Anfangssilben der Iberischen Ortnamen will ich, ohne jedesmal um die Etymologie ängstlich bekümmert zu seyn, nur diejenigen aufführen, welche mehreren Namen gemein sind, und daher mit andren Wörtern zusammengesetzte Stammsilben zu seyn scheinen. Diese Zusammenstellungen können immer für künftige Untersuchungen nützlich werden.

Ar- und *Al-*, wo es von jenem herkommt, von *ara*, Fläche, *arria*, Stein, *artea*, Steineiche, *aria*, Hammel u. s. f. Alaba, Alavona, Alone, Alontigiceli, Alostigi, Arabriga, Aratispi, Aravi (17.), Arcilacis (Ptol. II. 4. *p.* 39.), Arcobriga, das aber vom lat. *arcus* abstammen mag, Areva und Arevaci (Plin. I. 140, 28.), Uxama Argellae, Arialdunum (Plin. I. 137, 17.), von dessen Endung weiter unten die Rede seyn wird, Ariorum montes *(Itin. Anton. p.* 432. *ibique interpretes)*, welches, von den Heerden hergenommen, leicht der ältere in Mariorum und Mariani verdrehte Name seyn dürfte, Aritium (17.),

*) Dass Astarloa es in: Celtiberia sucht, wird weiter unten gesagt werden.

Arocelitani (Plin. I. 142, 15.), Arriaca, Arsa, Artigi (17.), Aruci (Ptol. II. 4. *p.* 40.), Arucci (*Itin. Anton. p.* 427.), Arunci, Arunda.

As-. Diese Silbe, so wie *ats-*, *atz-*, und *az-* gehört zu den gewöhnlichsten Anfangssilben im Vaskischen, und bildet eine überaus grosse Menge von Wörtern. Vergl. auch 13. Ascerris, Asido (Plin. I. 139, 2.), Asindum (Ptol. II. 4. *p.* 39.), Aspavia, Aspis, Asseconia (*Itin. Anton. p.* 430.), Asso (Ptol. II. 6. *p.* 47.), Asta, Astapa, Astigi, Astures.

Bae- oder *Be-*, da die Hand- und Inschriften meistentheils beide Lesarten geben. *Be-*, dem oft angeführten *ba* gleichbedeutend, ist eine häufige Anfangssilbe Vaskischer Wörter, und Astarloa (Apol. 250.) leitet von ihr, in der Bedeutung tief, niedrig, den Namen des Flusses Baetis ab. Man könnte auch an *Ibaya*, Fluss, mit verloren gegangenem *i* denken. Es würde aber voreilig seyn, hiernach auch die andren mit *Bae* anfangenden Namen erklären zu wollen, da erst entschieden werden müsste, ob der Name Baetis wirklich zu den einheimischen gehört. Der Fluss führte auch andre: Tartessus, Perces, Certis; die beiden letzten werden den Landeseinwohnern zugeschrieben. (3.) Certis scheint Celtiberisch, da die Celtiberer eine Stadt Certima hatten. Doch giebt es auch rein Iberische Namen bei Celtischen Stämmen in Spanien, und es bleibt daher durchaus zweifelhaft, ob Baetis ein Iberischer Name ist, verschieden von dem Celtischen Certis, der vielleicht von den Celtikern in Baeturien herrühren mochte, oder ein ausländischer, und vielleicht Punischer. Für die letztere Meynung könnte man anführen, dass Plinius, indem er (II. 621, 26.) erzählt, dass es noch zu seiner Zeit in Spanien von Hannibal angelegte Silbergruben gab, welche von ihren Entdeckern den Namen führten, als ein Beispiel Bebulo nennt. Auch stimmt damit überein, dass fast alle Namen mit der Anfangssilbe *Bae* an der Südküste, oder in ihrer Nähe, mithin in der, am meisten von Phöniciern und Carthagern besuchten Gegend liegen. Nur die Baedyi des Ptolemaeus (II. 6. *p.* 44.), die zu den Callaikern gehören, und die Stadt Baecula in Oretanien (*VV. dd. ad Polyb.* X. 38, 7.) auf der Gränze von Baetica, machen eine Ausnahme. Als eine solche müsste ich auch den Baenis, den Strabo (III. 3. *p.* 153.) als Beinamen des Minius angiebt, aufführen, wenn nicht die Lesart mit Grunde bestritten würde. (Neueste Pariser Uebers. I. 443. *nt.* 2. Schweighäuser zu Appian. VI. 71, 58.) Nichts hindert

aber anzunehmen, dass von den hierher gehörenden Ortnamen in einigen das *bae* oder *be* einheimischen, in andren fremden Ursprunges sey. Ausser den hier schon genannten finden sich noch folgende dieser Art: Baebro (Plin. I. 137, 17.), Baecor, Baelo, die auf Münzen Bailo heisst (Florez *Medallas*. II. 635.), Baesippo, Belippo (Plin. I. 140, 6.), Besaro *(l. c.)*, Baetulo, Baeturien.

Bar-, häufige Vaskische Anfangssilbe. Barbesula, Barcino, Varduli, Bardo (Liv. XXXIII. 21.), Bardyetae (3.), *Βαρεία* (vergl. S. 114. Anm. **). Ptol. II. 4. *p*. 39.), da der Name schwerlich Griechisch ist, Bargiacis (Ptol. II. 6. *p*. 45.), Bargusii, Barnacis (Ptol. II. 6. *p*. 46.). Wörter, welche zu Etymologien dieser Namen führen können, sind *barria* für *berria*, neu, *barrutia*, Umfang, *barrena*, *barna*, innerhalb, *baratu*, aufhören, anhalten, bleiben.

Ber- als veränderter Laut für *bi*, und als Stamm von *berria*,*) neu, ist schon oben (15.) da gewesen. Vergentum (Plin. I. 138, 10.), Bergidum, Vergilia, Bergium, Bergula,**) Bernama (Ptol. II. 6. *p*. 47.), Berurium. Ich füge hier die mit *bi* anfangenden hinzu: Biatia (Ptol. II. 6. *p*. 46.), *atia* heisst Thür, Thor, Bibali, Bigerra, wobei man an das heutige Bigorre, Gegend zweier Höhen, erinnert wird,***) Bituris (15.). Man vergleiche bei Gelegenheit der Namen mit der Anfangssilbe

---

*) *ber*, zwei, *bercea*, ein andrer, und *berria*, neu, sind offenbar nah verwandte Wörter.

**) Diesen Namen ganz ähnlich ist das heutige Bergara in Biscaya.

***) In dem Namen der *Bigerricae pallae* (Menage *v. Bigerrique*), die ihren Namen von Bigorre hatten, wo sie verfertigt wurden, ist dieselbe Verwechslung der Vocale. Erro (*Alfab. prim*. 206.) sagt bei Gelegenheit einer der Stadt Gili zugeschriebenen Münze, dass im Labortanischen Dialect das Guipuzcoanische Wort *ili* (Stadt) durch die Aspiration zu *gili* werde, und setzt hernach hinzu: *asi como en el dia para decir erri, pueblo, pronuncian sus poseedores gerri.* Auf diese Weise könnten die Bigerriones in Aquitanien und selbst Bigerra in Baetica, da man die Vertheilung der Dialecte im Alterthum nicht kennt, von *erria* kommen. Allein die Anfangssilbe *bi* würde nicht zu dieser Bedeutung passen. Die Bemerkung der Vorsetzung eines *g* im Labortanischen Dialect ist übrigens sehr wichtig. In *ilia* und *erria* finde ich in meinen Hülfsmitteln diesen Buchstaben nicht, und habe auch im Lande immer nur *hiria* und *herria* aussprechen hören. Allein das Wort *unea*, Gegend, Land, heisst im handschriftlichen Pariser Wörterbuch *gunea;* es soll in dem Ländchen Soule üblich seyn. Die oben erwähnte Stadt Gili schreibt Sestini (*descriz. delle med. Isp. nel Mus. Hederv. p.* 150.) auch Cili, und hält sie für den Hauptort der Ciliner, die zu den Callaikern gehörten.

Ber- 23. über Medobriga. Die Ortnamen, die mit *Bel-* anfangen, können, insofern sie Vaskisch sind, von *belaüa*, Thal, herstammen.

Cal-, *Gal-*. Beide Silben bilden viele ächt Vaskische Wörter, wenn auch keines mir zu recht entschiedenen Ableitungen Anlass zu geben scheint. Calduba, Cale, Calenda, Callaici, Callet (Plin. I. 140, 6.), Calpe; dieser letzte Name, und einige andre dieser Classe können, wegen der Gefahr der Vorgebirge, von *galdu*, zerstören, *caltea*, Schaden, herkommen.

Car-, *Gar-*, häufige Anfangssilbe, mit welcher in vielen Fällen der Begriff der Höhe verbunden ist. (19.) Caracca (Ptol. II. 6. *p.* 46.), Carabis, Caranicum (*Itin. Anton. p.* 424.), womit, wegen der Endung, Albonica (17.), Leonica (Plin. I. 142, 14.) und Caecilionicum (*Itin. Anton. p.* 434.)*) zu vergleichen sind, Carbula, Carca (Ptol. II. 6. *p.* 47.), Carcubium (*Itin. Anton. p.* 445.), Cares (Plin. I. 143, 1.), Carissa (Ptol. II. 4. *p.* 39.) mit der Endung, die Ueberfluss anzeigt, jetzt *za*, die Caristier, oder mit mehr Vaskischer Endung von *eta* die Carieter (Plin. I. 143, 14.), Carmona, Caronium (Ptol. II. 6. *p.* 43.), Carpesii (Mannert. I. 385.), Carpetani, Carteja. Zu derselben Wortfamilie gehört mit gleicher Bedeutung, wie *gara*, auch *gora*. Daher rechne ich hierher: Corbio (Livius. XXXIX. 42.), Corduba, das Vorgebirge Coru.

Men-, auch *Maen* geschrieben, wie *Be-* und *Bae-*. *Men* ist die Anfangssilbe sehr vieler Wörter im Vaskischen, und die Hauptbedeutungen sind Macht, Gewalt, und Höhe, Berg, wofür der vollständige Vaskische Ausdruck *mendia* ist. Die letzte passt besser für Benennungen von Gegenden. Mendiculea (Ptol. II. 5. *p.* 41.), Mellaria, oder Menlaria, Menoba, Menosca, der Fluss Menlascus, Mentesa oder Mentisa. Astarloa (Apol. *p.* 242.) leitet auch Mediolum (Ptol. II. 6. *p.* 46.) der Celtiberer von *mendia* ab, als hiesse es, vielen heutigen Orten gleich, Mendiola. Doch weist er nirgends die Auslassung des *n* nach.

Ner- ist eine seltne Anfangssilbe Vaskischer Wörter. Dagegen findet sie sich in einigen Ortnamen. Von dieser Art sind Nertobriga, das zweimal vorkommt, Nerium und die Nerier, der

---

*) Man könnte die Endsilben *nica* und *nicum* in diesen Namen für lateinische Endungen halten, und zu völliger Gewissheit lässt es sich darüber freilich nicht kommen. Indess ist *n* ein euphonischer, nicht selten eingeschobener Buchstabe im Vaskischen.

Fluss Nerva. Diesen letzten ausgenommen, gehören diese Namen nur Celtischen und Celtiberischen Oertern an.

Or- kann zu den häufigsten Anfangssilben im Vaskischen gerechnet werden, und der Vokal *o*, der Anfangsbuchstabe von *oña*, Hügel, und der Hauptwurzellaut in *gora* und *goia*, hoch, drückt, auch für sich allein, wie in der Verbindung mit dem euphonischen *r*, sehr oft den Begriff der Höhe aus. Daher giebt es noch heute eine Menge Ortnamen, die mit *o* anfangen, z. B. Oiz, Oienguren, Oienarte, Oion, Oizate, Oinaz, Oba, Oca, Oña, Oñate, Orio, Oguena u. s. w. Vergleicht man mit diesen Namen folgende alte, so drängt sich das Gefühl der Gleichheit der Sprachen auf. Obila (Ptol. II. 5. *p.* 41.), das Vorgebirge Oeaso, Orcelis (Ptol. II. 6. *p.* 47.), Oretani, Orippo, das Gebirge Ortospeda (Ptol. II. 6. *p.* 43.) oder richtiger Orospeda (Strabo. III. 4. *p.* 162.), in der Endung ist mit diesem das Gebirge Idubeda zu vergleichen, beide sind durchaus Vaskische Laute, *o*, hoch, *r* euphonisch, *os* ächt Vaskische Silbe, man mag sie nun von *otza*, kalt, oder *otsa*, Geräusch, ableiten, *iduna*, Nacken, eine auf Gebirge passende Metapher, *be* in der Endung; Oria, Oringis, Orgenomesci (*Hard. ad Plin.* I. 227, 5.), wo der erste Theil des Namens, wie das heutige *O-guen-a*, die letzte der Höhen heissen kann, die Orniaci. Mannert führt (I. 419.) noch ein Volk der Orisser an, und beruft sich dabei auf eine Stelle Diodors von Sicilien. (XXV. *ecl.* 2.) Wie aber die Stelle jetzt gelesen wird, ist in derselben nicht von einem Volke, sondern von einem König Orisson die Rede. Für den gegenwärtigen Zweck ist beides gleich. Der Name, er gehöre einem Volk, oder König an, ist von dem Wohnen in einer Menge von Bergen hergenommen, und beweist im letzten Fall, dass auch im Alterthum, wie jetzt in Biscaya, die Eigennamen von den Wohnsitzen herstammten, eine Sitte, die überall da herrschend seyn muss, wo ein Volk das Nomadenleben aufgegeben hat, aber noch an abgesonderten Wohnungen hängt, und sich nicht in Städte vereinigt.*) In der Periode, in welcher wir Spanien

*) Bei den Altpreussischen Namen, welche Vater in seiner neuesten Schrift: die Sprache der alten Preussen,[1]) aus Urkunden zusammengestellt hat, lässt sich dieselbe Bemerkung machen. Sehr viele sind von den Wohnungen hergenommen, und die Wohnung soll sogar ihren Namen auf jeden Besitzer übertragen. (S. 147.) Es war

[1]) *Sie war Braunschweig 1821 erschienen.*

durch die Griechen und Römer kennen, bestand zwar schon beides daselbst, das zerstreute Ansiedeln und das Zusammenwohnen, allein das Erstere hatte im Innern, und bei den mit Pflanzvölkern unvermischten Eingebornen offenbar das Uebergewicht. Es finden sich aber unter den Iberischen Eigennamen auch solche, die von persönlichen Eigenschaften hergenommen sind. So Indortes (Diod. *l. c.*) unstreitig von *indarra,* stark.

Da die Griechen und Römer, vorzüglich die letzteren, kaum einen andren Buchstaben als *s* hatten, um einige der eigenthümlichsten und schwierigsten Vaskischen Laute auszudrücken, so können in diesen *ch (tsch), ts, z, tz* verändert worden seyn. Um aber dem Etymologisiren nicht ein zu weites Feld zu öfnen, bleibe ich bei dem *s* und *z* der Vaskischen Wörter stehen, und überlasse es den Eingebornen weiter zu gehen, denen tiefere Sprachkenntniss das Recht giebt, kühner zu seyn. Unter den mit *sal* und *zal* anfangenden Vaskischen Wörtern eignen sich zu Ableitungen von Ortnamen: *saldu,* verkaufen, da die Städte natürliche Marktplätze waren, *saldoa,* Heerde, *zaldia,* Pferd. Ohne die folgenden Namen gerade auf eins dieser Wörter bestimmt zurückzuführen, sondern mich an der Aehnlichkeit des Klanges begnügend, stelle ich die mit *sal* anfangenden hier zusammen. Sala (Ptol. II. 4. *p.* 39.), Salacia, Salaniana (auch Salmana, Salamana geschrieben. *Itin. Anton. p.* 427.), Salaria, Salduba, Saleni (Mela. III. 1, 10.), der Fluss Salia *(ib.),* Salica (Ptol. II. 6. *p.* 46.), Salionca (Ptol. II. 6. *p.* 45.), worin die Endung auch vorzüglich Vaskisch klingt (*ona*, gut), Salmantica, womit die obige Lesart Salmana, ferner Nemanturista (Ptol. II. 6. *p.* 48.), Septimanca (*It. Anton.* 435.), Almantica (Reichards Karte. F. i.), Termantia,

---

übrigens ein sehr glücklicher Gedanke, eine Sprache, deren Daseyn kaum bekannt war, wieder ans Licht zu ziehen, und wer sich je mit dem germanisch-slavischen Sprachstamm beschäftigt hat, zu dem sie gehört, wird bewundern, dass die Schwierigkeiten, welche dem Zusammentragen einer Grammatik und eines Wörterbuchs des Altpreussischen entgegenstanden, haben so glücklich überwunden werden können. Ich glaube mich durch das Litthauische, mit dem ich einmal ernstlicher beschäftigt gewesen bin, überzeugt zu haben, dass auch der Zusammenhang der Slavischen Sprachen mit dem Griechischen, und den vermuthlich diesem zum Grunde liegenden Sprachen, durch das Studium dieser germanisch-slavischen Sprachen viel besser erkannt werden kann. Sie scheinen nemlich den Charakter der gemeinschaftlichen Ursprache treuer bewahrt zu haben, und ich halte sie bei weitem nicht für ein bloss später entstandnes Gemenge von Slavischem und Deutschem. Auch von dieser Seite ist die Vatersche Schrift von der grössesten Wichtigkeit für die Sprachkunde.

und Numantia*) zu vergleichen ist, die Flüsse Salo (Martialis. X. 103, 2.) und Salsus (*Auct. inc. de bello Hisp. c.* 7.), Saltiga (Ptol. II. 6. *p.* 47.), wieder mit sichtbar Vaskischer Endung. Nicht bloss der Fluss Salsus, sondern auch andre der hier zusammengestellten Namen sind vermuthlich ganz, oder zum Theil Römischen Ursprungs, und von Salzquellen hergenommen. Sogar kann derselbe Name an einem Orte diese, an einem andren eine andre Bedeutung haben. So ist es sehr wahrscheinlich, dass Salduba am Mittelländischen Meere (Plin. I. 136, 20.) von den, nach Carter (I. 256.), dort noch überall sichtbaren Salzquellen den Namen trug. Dagegen ist die gleiche Etymologie bei dem alten Namen von Caesaraugusta, das mitten im Lande lag, zweifelhaft. (17.)

Se- ist eine sehr häufige Anfangssilbe Altspanischer Namen. In Vaskischen Wörtern ist sie, wenn man *ce* (wie in *celaya,* Ebne) hinzunimmt, auch sehr gewöhnlich. Dennoch finde ich unter diesen Namen viel weniger, als unter den übrigen, Anlass, auf eine bestimmte Etymologie zu kommen, und auch Astarloa hat, ohne etwas darüber zu sagen, keinen dieser Art unter seine Ableitungsbeispiele aufgenommen. Besonders fremdartig klingen mir die mit *Sege-* und *Segi-* anfangenden. Ich kenne kein Vaskisches Wort dieser Bildung. Sebendunum (Ptol. II. 6. *p.* 48.), Secerrae (*Itin. Anton. p.* 398.), Segeda, das mit Segida, Segestica und Segobriga dasselbe scheint (Mannert. I. 403.), Segisa (Ptol. II. 6. *p.* 47.), Segisama, Segisamum, Segisamunclo, Segobriga, Segovia (Segubia des Ptolemaeus. II. 6. *p.* 46.), man könnte verleitet werden, hierbei an das Vaskische *gubia,* Bogen, und die bei dem heutigen Segovia stehende Wasserleitung zu denken; allein der Ort musste wohl schon vor diesem Römischen Bau seinen Namen haben, und Ptolemaeus Segubia ist nicht das heutige, dieses kommt im *Itin. Anton.* vor (Mannert. I. 398.), Segontia, Seguntia, Selambina (Plin. I. 137, 1.), Selensis, Selia (Ptol.

*) Es ist hier nur der Zweck, das ähnlich Klingende zum Behuf fernerer Untersuchung zusammenzustellen. Erro erklärt (*Alfab. p.* 174.) N-umantia von *n,* das, nach ihm, Höhe bedeuten soll, und *umantia,* Sumpf, See, als die an einem Wasser auf der Höhe liegende Stadt. Schon die Vergleichung mit dem ganz nahe gelegenen Termantia macht diese Etymologie wenig wahrscheinlich. Alle oben angeführte Oerter (Almantica, und das auch in sich anders gebildete Nemanturista ausgenommen) befinden sich im Gebiet der Celtischen Namen (23.) und gehören vielleicht zu denselben. Doch ist mir, ausserhalb Spanien, nur Celmantia in Ungarn, als durchaus ähnlich gebildet, aufgefallen.

II. 4. *p.* 39.), Sepelaci (*Itin. Anton.* *p.* 400.), Sepontia (Ptol. II. 6. *p.* 45.), Seria (Plin. I. 139, 15.), Serippo, Setabis, Setelsis (Ptol. II. 6. *p.* 48.), Setia (Ptol. II. 4. *p.* 39. *c.* 6. *p.* 48.), Setida (Ptol. II. 4. *p.* 39.), Setisacum (Ptol. II. 6. *p.* 45.), Setortialacta (Ptol. II. 6. *p.* 46.).

Tar- und *Ter-* sind Anfangssilben, die nur äusserst selten im Vaskischen vorkommen. Tarraco, Tarraga, Tartessus, Termantia, Termessus.

21.

Namen von Individuen.

Andere Ueberbleibsel der Landessprache finden sich in den Personen und Familiennamen. Doch ist von diesen natürlich eine viel geringere Zahl auf uns gekommen. Einige derselben sind offenbar Vaskischen Ursprungs, andre stimmen mit Ortnamen ganz oder zum Theil überein. Dass in ihnen im Ganzen der Klang Vaskisch ist, zeigt vorzüglich die Vergleichung mit den Gallischen. Die häufigen Endungen dieser in *-marus* (Civismarus, Induciomarus), *-rix* (Ambiorix, Cingetorix), *-dunus* (Conetodunus), *-vicus* (Litavicus) sind Spanien ganz fremd. Einen eignen Charakter der Celtiberischen Namen zu bestimmen, erlaubt die geringe zur Vergleichung vorhandene Zahl nicht. Da alle diese Iberischen Namen in den Schriftstellern zerstreut sind, so setze ich hier ein alphabetisches Verzeichniss derselben her, das sich jedoch noch vermehren lassen wird. Ich habe auch die Namen bei Silius Italicus, die nicht wie Phorcys, Aconteus und andre offenbar fremden Ursprungs sind, aufgenommen, weil er, wie man aus Mandonius, Indibilis u. a. sieht, oft historische Namen zu seinem Gebrauch auswählte. Ob er selbst Spanischer Abkunft war, und noch mehr, ob er je die dortige Landessprache kannte, ist zwar höchst zweifelhaft. Allein unläugbar hat er zu einem Wettkampf den Namen Burrus, der von *burruca,* Kampf, stammt, sehr passend gewählt.

Abilyx, Saguntiner. (Pol. III. 98.) *Abia,* Vaskisch Gebüsch. Stadt Abula. (17.)

Alco, Saguntiner. (Liv. XXI. 12.) Vielleicht Griechischen Ur-

sprungs, wie auch Livius durch den Gegensatz *Alconem Saguntinum et Alorcum Hispanum* andeutet. Es gab indess auch eine Celtiberische Stadt Alce (Liv. XL. 48.), und *al* deutet auch im Vaskischen, als Stammsilbe, Stärke, Muth, Entschlossenheit an, wie man aus *al*, *ahal*, können, *ahala* (Labort. Dialect), *pouvoir, force*, und dem gleichbedeutenden Guipuzcoanischen *alaidea* sieht. Daher kommt vermuthlich auch der Name der Celtiberischen Stadt.

Aletes, Entdecker der Silberbergwerke, und deshalb göttlich verehrt. Ein Hügel bei NeuCarthago wurde nach ihm benannt. (Pol. X. 10.) Unstreitig ein Fremder.

Allucius, Celtiberer. (Dio Cass. *Ed. Reim. Vol.* I. *p.* 26. *fr.* 58. *nr.* 2.) Städte: Lucentum, Ilucia. (Liv. XXXV. 7.)

Alorcus, Spanier in Sagunt. (Liv. XXI. 12.) Stadt Ilorcum. (15.)

Amusitus, Ausetaner. (Liv. XXI. 61.)

Andobales s. Indibilis.

Ambo, Celtiberer. (App. VI. 46.) Verräth seinen Gallischen Ursprung, wenn man den Ambiorix, die Völkerschaften der Ambiani, Ambivareti, Ambarri, und das Gallische Wort *Ambacti* vergleicht. Hiernach scheint die nur durch Münzen bekannte Stadt Amba (Sestini *descriz. delle med. Isp. nel Mus. Hederv. p.* 22.) eine Celtische gewesen zu seyn.

Arauricus aus Corduba. (Sil. Ital. III. 403.)

Arganthonius, König von Tartessus. (Herodotus. I. 163.) Der Name mag wohl viel Veränderungen erlitten haben.

Attanes, Turdetaner. (Liv. XXVIII. 15.)

Avarus, Numantiner. (App. VI. 95.) Der Name ist aber ganz Vaskisch. Die Etymologie ist weiter oben (17. *v.* Octaviolca) bei Abarum angegeben.

Audax, Lusitaner. (App. VI. 74.) Der ganz Römische Klang ist sehr verdächtig.

Balarus, Vettone. (Sil. Ital. III. 378.)

Besasis, kommt bei Belagerung der Bastetanischen Stadt Turba vor. (Liv. XXXIII. 44.) Der Name kann mit *besoa*, der Arm, woher *bes-cona*, Waffe, deren man sich in der Nähe bedient, mit der man Arm gegen Arm kämpft, zusammenhangen.

Bilistages, Ilergete. (Liv. XXXIV. 11.)

Budar wird zugleich mit Besasis genannt.

Burrus, Lusitaner. (Sil. Ital. XVI. 560.) S. oben.

Caesaras, Lusitaner. (App. VI. 56.) Wohl fremden Ursprungs.

Caraunius, Beiname des Numantiners Rhetogenes. (App. VI. 94.) *Gara,* Höhe. Vielleicht war der unvaskisch klingende Name Rhetogenes (10.) sein Celtischer, neben dem er den Iberischen Caraunius, von *gara,* hoch, und *unea,* Gegend, Land, der Hochländer, führte.

Carus, Celtiberer aus Segeda. (App. VI. 45.) Wenn der Name einheimisch ist, von *gara.*

Caucaenus, Lusitaner. (App. VI. 57.) Stadt Cauca.

Cerdubellus. (Liv. XXVIII. 20.) Er befand sich mit andren *Hispani convenae* in Castulo; dieser Aufenthalt beweist also nichts für seine Abkunft. Der Name scheint Celtisch an der Endung *-bellus.* Der Anfang ist dem auch Celtiberischen Certima (3.) ähnlich.

Colichas (Pol. XI. 20.), bei Livius (XXVIII. 13.) nach Verschiedenheit der Ausgaben und Handschriften Colchas, Colcas, Culcas, und in eben diesen Verschiedenheiten mit vorgesetztem *s,* Scolchas u. s. w. Er regierte in Baetica.

Connobas. (App. VI. 68.)

Corbis. (Liv. XXVIII. 21.) Stadt der Suessetaner Corbio. Von *gora,* hoch.

Corribilo, auch Corbilio, aus der Stadt Litabrum im diesseitigen Spanien. (Liv. XXXV. 22.)

Ditalcon, Lusitaner. (App. VI. 74.)

Edeco (Pol. X. 34.), der Vaskischen Ableitung nach, weniger richtig bei Livius (XXVII. 17.) Edesco. Die beiden Anfangssilben sind die Stammsilben des Namens der Edetaner, und die Endung die gewöhnliche Vaskische Adjectivendung. (15.) Dass er ein Edetaner war, wird nicht ausdrücklich gesagt, es ist aber nach dem Zusammenhang der Erzählung von ihm, da er in der Nachbarschaft von Tarraco regiert zu haben scheint, und nach einer Lesart bei Polybius, wahrscheinlich.

Galbus, Carpetaner. (Liv. XXIII. 26.) Der Name scheint Celtisch. Galba war auch der Name eines Belgischen Königs (Caes. *de bello Gall.* II. 4.) und *galba* soll auf Gallisch einen sehr fetten Menschen (Suet. Galba. 3.) bedeutet haben.

Gargoris, einer der ältesten Könige der Tartessier. (Just. XLIV. 4.) Nach dem Pariser handschriftlichen Wörterbuch heisst *garia* dünn, mager, *grêle, mince de corsage.*

Glagus. S. 11.

Habis, der oft ausgesetzte und wundersam gerettete Iberische Triptolem. (Just. XLIV. 4.) Da er in den Wäldern mit den Hirschen lebte, so rührt sein Name von *abea,* Gebüsch, her. (17.) Im Vizcayischen Dialect heisst dies Wort *abia,* im Labortanischen (obgleich mit etwas verschiedner Bedeutung) *habea,* so dass die Sprachanalogie vollkommen vorhanden ist.

Hilermus, auch nach einer andren Lesart Hilernus (Liv. XXXV. 7.), wird in einer Schlacht gegen die Vaccaeer, Vettonen und Celtiberer genannt. *Hiltcea* (Lab. Dialect), tödten; Ermua, noch heute ein Ortname in Biscaya; *ernatea,* erwecken.

Ilerdes. (Sil. Italicus. XVI. 567.) Vielleicht bloss vom Dichter nach der Stadt Ilerda gebildet.

Imilce aus Castulo, Hannibals Gemahlin. (Sil. Ital. III. 106. Vergl. Liv. XXIV. 41.) Der Name scheint aber eher Punisch, als Iberisch. Silius nennt ihn eine Verdrehung des Griechischen Namens Milichus.

Indibilis aus der Gegend des Iberus, da er an einer Stelle des Livius (XXVIII. 24.) ein Lacetaner, an einer andren, wo aber die Lesart zweifelhaft ist, ein Ilergete (XXIX. 1.) heisst, auch mit diesen, und ein anderesmal mit den Suessetanern (Liv. XXV. 34.) gegen die Römer kämpft. Bei Polybius (III. 76, 7.) heisst er Andobales, vielleicht von *andia,* gross. Stadt Intibili.

Indortes in Baetica. (20.)

Indo. (*Auct. inc. de bello Hispan.* 10.) Mehrere Vaskische Wörter fangen mit *ind-* an, *indarra,* stark, *indea,* Schmerz u. a.

Istolatius in Baetica. (Diod. XXV. *Ed. Bip. p.* 355.) Die Endung ist fremd. Am übrigen Wort ist die Localsilbe *ola* kenntlich. Der Anfang kann von *istilia,* Sumpf, Lache, oder *istoa,* Pfeil, herkommen, je nachdem der Name von dem Wohnsitz, oder einer persönlichen Eigenschaft entlehnt angenommen wird.

Lamus. (Sil. Ital. XVI. 476.)

Larus, ein Cantabrer. (Sil. Ital. XVI. 46. 47.)

Leuco, Celtiberer. (App. VI. 46.)

Litenno, Celtiberer. (App. VI. 50.) Wohl ein Celtischer Name; in Gallien Litavicus.

Luscinus im jenseitigen Spanien. (Liv. XXIII. 21.) Der Name klingt sehr Römisch.

Mandonius kommt zugleich mit Indibilis vor, und wird auch ein Lacetaner genannt, nicht aber, wie dieser, ein Ilergete.

Vielleicht von *manatu*, befehlen. *Mandiota* ist ein Pracht-, ein Versammlungssaal. Man könnte auch an *mandoa*, Maulthier, denken. Doch giebt es auch in Gallien die Mandubier, und Mandubratius, so dass die Ableitung sehr ungewiss ist.

Megara (nach andren Lesarten Megaravictus und Megaravistus), Numantiner. (Florus. II. 18, 4.)

Mericus. (Liv. XXV. 30.) Mehrere Städte Meri- und Merobriga. (23.)

Minurus, Lusitaner. (App. VI. 74.)

Norax. (32.)

Olonicus. (*Epit. Liv.* XLIII.) Wird für denselben mit Salondicus gehalten. (*Supplem. Freinshemii.* XLIII. 4.) Doch ist die Sache sehr ungewiss.

Orisson. (20.)

Orsua. (Liv. XXVIII. 21.) Die Stadt Urson heisst auch Orson.

Rhetogenes. S. Caraunius. Bei Valerius Maximus (V. 1, 5.) Rethogenes.

Rhyndacus, Celtiberer. (Sil. Ital. III. 384.) Da Silius Italicus der Stadt Uxama Sarmatische Mauern beilegt, so gründet sich dies vermuthlich auf eine Sage der ausländischen Abkunft ihrer ersten Bevölkerer. Daher bemerken schon die Ausleger zu dieser Stelle, dass auch Rhyndacus vermuthlich fremd, und dem Namen des Mysischen Flusses nachgebildet ist.

Salondicus, Celtiberer. (Florus. II. 17, 14.) S. Olonicus.

Spanus. (18.)

Tanginus. (App. VI. 77.)

Tantalus (App. VI. 75.), Lusitaner, und Viriathus Nachfolger in der Feldherrenwürde. Der Name ist vermuthlich falsch. Bei Diodor (*Fragm.* XXXIII. *Ecl.* 5. *Ed. Bip. p.* 72.) heisst er Tautamos.

Turrus oder Thurrus, Celtiberer. (Liv. XL. 49.)

Viriathus, der bekannte Lusitanische Anführer. Da der Name doch nur einheimisch seyn kann, so erinnert er an die vorzüglich, obgleich nicht ausschliessend, zum Schmuck der Männer bestimmten Armketten, *viriae Celtibericae.* (Plin. II. 609, 3.) Man will dies Wort von *vir* herleiten. Allein da, nach Plinius, die Sache aus Gallien und Celtiberien (und wohl aus Iberien durch Celtiberer nach Gallien) kam, so entstand auch der Name vermuthlich ausserhalb Italien. *Biruncatu* heisst im Vaskischen: drehen, wenden, und dieser Begriff, der sehr gut auf eine Spange passt,

die sich um den Arm windet, ist der ursprüngliche in der Silbe *bir*. Da ein Name nicht bei jedem, sondern nur bei dem ersten, der ihn trägt, bedeutend zu seyn braucht, so widerspricht Viriathus Abneigung gegen allen Schmuck (Diod. *Fragm.* XXXIII. *Ecl.* 5. *Ed. Bip. p.* 80.) dieser Etymologie nicht. Wäre der Name Celtiberisch, so könnte man an *bir, ber,* Spiess, Speer, Lanze, denken.*)

22.

Uebereinstimmung der Iberischen Ortnamen mit der Vaskischen Sprache im Allgemeinen.

Es war bei den bisherigen Untersuchungen meine Absicht darzuthun, dass die Altiberischen Ortnamen, dem grössten Theile, und ihrer Masse nach, aus der Vaskischen Sprache abstammen, und dass dieser Ursprung sich aus der heutigen noch hinlänglich herleiten und an ihr erkennen lässt. Ich habe zu diesem Behuf zuerst (8—11.) die Uebereinstimmung des Lautsystems in der Sprache, und den Namen gezeigt, dann (13—16.) die Reihen der letzteren aufgesucht, die sich an dieselbe Wurzel anschliessen, hierauf (17.) eine Anzahl einzelner ausgehoben, die, ebenso, wie jene Reihen, eine vollständige Erklärung aus dem Vaskischen zulassen, und endlich (19. 20.) einen sehr grossen Theil der noch übrigen Namen, nach ihren End- und Anfangssilben classificirt, hinter einander aufgestellt, um, ohne bestimmtes Etymologisiren der einzelnen, die Aehnlichkeit der Wort- und Silbenbildung, und des Klanges zu zeigen. Auf dies letzte Argument würde ich wenig Werth legen, wenn es nicht mit den vorhergehenden verbunden gewesen wäre. Wenn aber eine bedeutende Anzahl von Namen sich als Vaskisch ergiebt, wenn die Analogie der Namen und der Sprache sich durch ganze Reihen durchführen lässt, wenn sie in einigen Wörtern durch ausdrückliche Zeugnisse der Schrift-

*) Ich bin hier nicht sowohl wegen des Namens des Viriathus, als wegen der dabei berührten einheimischen Wörter ausführlich gewesen. Die lateinischen *vertere,* und *veru,* über deren Ableitung aus dem Griechischen man sehr in Verlegenheit ist, scheinen zu diesen Iberischen und Celtischen Wurzeln zu gehören. S. 30. über die Beronen.

steller bestätigt wird, so ist es natürlich, und logisch folgerecht, nunmehr auch da, wo die Aehnlichkeit nur in einzelnen Elementen liegt, und vorzüglich nur durch den gleichen Laut begünstigt wird, dieselbe Analogie anzunehmen. Ich glaube daher meinen obigen Zweck erreicht, und den Beweis der Gleichheit der Namen und der Sprache bis zur Ueberzeugung geführt, mithin die Behauptung der oben angeführten Schriftsteller, dass das Vaskische schon vor der Zeit der fremden Ansiedelungen Localsprache war, von dem Verdacht der Partheilichkeit gereinigt zu haben. Es entsteht aber nun die Frage, ob die Vaskische Sprache die allgemeine, und einzige Ursprache des Landes war, und wenn dies nicht der Fall seyn sollte, innerhalb welcher Gränzen sie beschränkt blieb? Neben der jetzt gezeigten Gleichheit, muss man daher auch die Verschiedenheit aufsuchen, die sich vielleicht zwischen einem Theil der alten Namen, und dem Vaskischen finden möchte. Dies nun ist allemal ein viel schwierigeres Unternehmen. Denn da alle Begriffe unter einander zusammenhängen, und die meisten, wenigstens metaphorisch, auf einander bezogen werden können, und da alle Sprachen ungefähr aus derselben Zahl von Lauten bestehen, die vielfacher Umänderungen und Uebergänge in einander fähig sind, so lässt der Beweis, dass eine Anzahl Wörter gar keine Verwandtschaft zu einer gegebenen Sprache habe, immer sehr schwer. Die Sprachen besitzen überhaupt eine solche Neigung der Annäherung und des Uebergangs in einander, dass man viel weniger dazu gelangt, Scheidewände zwischen ihnen aufzustellen, als Verwandtschaften zu entdecken. Wir haben nun zwar im Vorigen drei Classen von Namen (die mit *Ner-* und *Se-* anfangenden, und mit *-ippo* schliessenden), auch viele einzelne gefunden, welche keine leichte Herleitung aus dem Vaskischen erlauben. Aber dies allein entscheidet noch nicht. Es müsste hier bewiesen werden, dass diese Namen gar nicht aus der Sprache hergeleitet werden können, und wenn dieser Beweis unmittelbar und geradezu geführt werden sollte, so würde derselbe eine vollständige Kenntniss des Vaskischen in allen seinen Mundarten voraussetzen, ohne noch zu gedenken, dass eine Menge einzelner Wörter, ja ganze Mundarten verloren gegangen seyn mögen. Die bisherige Untersuchung aber konnte noch weniger dahin führen, da in derselben mit Fleiss jede, auch noch so gelinde Umänderung der Töne vermieden worden ist, durch die man doch nothwendiger Weise wieder die Umänderungen aufheben müsste,

welche die Zeit in der Ueberlieferung gewiss mit den meisten vorgenommen hat, so merkwürdig und wunderbar es auch ist, dass doch gewisse Wurzellaute sich noch immer kenntlich erhalten haben. Aller dieser Hindernisse ungeachtet, findet sich dennoch unter den Altiberischen Namen eine Classe, welche sich, meinem Urtheile nach, nicht nur der Herleitung aus dem Vaskischen widersetzt, sondern auch zu Führung eines indirecten Beweises dient, und dadurch zur Entscheidung der Frage beitragen kann, ob die Halbinsel nur Einen Stamm von Bewohnern, oder mehrere mit verschiedenen Sprachen vor der Ankunft der Phönicier, Griechen und Römer besass? Ich habe hierbei die auf *-briga* ausgehenden Ortnamen im Sinn, die mit Fleiss im Vorigen von mir übergangen worden sind. Um aber auch hier, ohne alle vorgefasste Meynung, bloss die Thatsache aufzusuchen, will ich zuerst alle Namen dieser Art, mit Aussonderung derer, die nur Verschreibungen sind, zusammenstellen, die Gegenden, wo sie vorkommen, bemerken, und wo es angeht, Vermuthungen über die mit der Endsilbe verbundenen Vorsilben hinzufügen.

23.

Ortnamen mit der Endung *briga.*

Namen in *-briga* finden sich nun:

I., bei den Celtischen Völkerschaften:

1., den Celtikern in Baetica:

Nertobriga.

Turobrica. (Plin. I. 140, 1. Man vergleiche 16.)

2., bei den Celtikern in Lusitanien:

Caetobrix (Mannert. I. 342.) oder Cetobriga (*VV. DD. ad Itin. Anton. p.* 417. *v.* Catobriga.)

Lancobrica. (14.)

Medobriga, und mehrere Meribriga, und Merobriga. Medubriga, Medobriga, und Meribriga und Merobriga sind unstreitig dieselben Namen. (Mannert. I. 344.) Es ist schon im Vorigen (8.) gezeigt worden, wie sich auch im heutigen Vas-

kischen das einfache *r* in der Aussprache dem *d* nähert.*) Bei Plinius (I. 230, 1.) haben die Medubricenses den Beinamen *Plumbarii*, offenbar von den Bleigruben. *Beruna* ist das Vaskische Wort für Blei, *b* und *m* wird aber an sich, und auch im Vaskischen nicht selten verwechselt, und so könnte dies Wort in Merobriga verborgen seyn.

3., bei den Celtikern in der Nordwestspitze der Provincia Tarraconensis:

Adobrica (Mela. III. 1, 9.) und Abobrica. (Plin. I. 227, 12.) Beide Namen gehören vermuthlich demselben Ort an, und der letztere scheint der wahre. Mannert (I. 359.) hält Abobrica und Brigantium für dieselbe Stadt, aber Reichard hat sie, meines Erachtens richtiger, auf seiner Karte abgesondert.

4., bei den Celtiberern, indem ich unter diesem Namen alle sechs Celtiberischen Völkerschaften zusammenfasse:

Arcobriga.

Augustobriga.

Centobriga, wenn dies wirklich ein verschiedner Ort, nicht bloss ein andrer, vielleicht verschriebener Name ist. (Mannert. I. 403.)

Nertobriga.

Segobriga.

II., bei Iberischen Völkerschaften:

1., bei den Turdetanern zwischen dem Anas, und der Küste des Oceans:

Lacobriga. (14.)

Merobrica.

ferner in Baeturien:

Mirabriga.

---

*) Auch in Bengalen wird eine gewisse Art des *d* wie ein sehr stumpfes *(very obtuse) r* ausgesprochen. (Wilkins Sanskrit Grammatik. *p.* 8.) Allein dort scheint die Aussprache des *r* auf das *d* überzugehen, und es härter zu machen. Die Aehnlichkeit beider Buchstaben mag dort darin liegen, dass der Laut beider aus der innersten oberen Hölung des Mundes hergenommen wird. Denn das in Bengalen so ausgesprochene *d* ist gerade dasjenige, welches man im Sanskrit Alphabet, als käme es aus dem Innern des Kopfes, das cerebrale nennt, der dritte Buchstabe der dritten ConsonantenClasse des *Dēva-nāgari* Alphabets. Im Vaskischen wird im Gegentheil aus dem *r* mehr ein *d*, und das *r* verliert sein ihm sonst eigenthümliches Schnarren. Das Vaskische *d* hat wenigstens meinem Ohr nie verschieden von dem unsrigen geklungen.

2., bei den Lusitanern:
Arabriga. (16.)
Conimbrica. (19.)
Ercobriga. (Reichards Karte. D. b.)
Ierabrica. (*Itin. Anton. p.* 419.)
Mundobriga. (*Itin. Anton.* 420.)
Talabriga.

3., bei den Vettonen:
Augustobriga.
Caesarobriga.
Castobrix. (Reichards Karte. F. a.) Man vergleiche über diesen sehr bestrittenen Ort, und die verschiedenen Lesarten des Namens die Ausleger zu *Anton. Itin.* 417.
Cottaeobriga. (Ptol. II. 5. *p.* 41.)
Deobriga, womit Dea*) Vocontiorum in Gallien zu vergleichen ist.

4., bei den Callaikern:
Coeliobriga. (Ptol. II. 6. *p.* 44.)
Tuntobriga. (*l. c.*)

5., bei den Asturern:
Nemetobriga.

6., bei den Cantabrern:
die Juliobrigenses, die Einwohner des Portus Victoriae an der Küste.
Juliobriga, im Innern des Landes. (Mannert. I. 370.)

7., bei den Murbogern:
Deobrigula. (14.)
Auf der Gränze der Murboger und Vaccaeer Dessobrica. (*Itin. Anton. p.* 449.)

8., bei den Autrigonen:
Deobriga.
Flaviobriga.

9., bei den Vaccaeern:
Amallobrica. (*Itin. Anton. p.* 435.)
Lacobrica.

---

*) Dass dies *dea* nicht das lateinische Wort ist, bestätigt auch Wesseling *ad Itin. Anton. p.* 357. Der Name hängt wohl mit dem Celtischen Wort Divona zusammen. (Mannert. Th. 2. H. 2. S. 86. *nt.* a.)

10., bei den Oretanern:

Merobriga. (Ptol. II. 6. *p.* 46.)

In der Geographie des Anonymus Ravennas kommen noch folgende andre Oerter in *-brica* vor: Abulobrica in der Nähe von Intercatia, also wohl bei den Vaccaeern (IV. 44.), Porbriga bei Abelterium und Aritium Praetorium, also bei den Lusitanern (*l. c.*), Sobobrica und Tonobrica in der Gegend von Virovesca und Segisamum, also bei den Cantabrern und Autrigonen (*l. c.* 45.), Terebrica bei Olysippo und Langobrica in Lusitanien (*l. c.* 43.), Tenobrica an dem Ocean. Ich habe diese hier besonders zusammengestellt, weil man sich bei diesem Schriftsteller weder auf die Richtigkeit der Namen, noch der Lage verlassen kann.

Giebt man darauf Acht, bei welchen Völkerschaften sich diese Namen finden, so lässt sich, um ihr Gebiet zu bezeichnen, eine Linie ziehen, die an der Nordküste des Oceans an der Gränze der Autrigonen, welche ihr westlich bleiben, anfängt, dergestalt südlich herabsteigt, dass die Caristier und Varduler ihr östlich liegen, bis sie die Gränze der Vasconen und Celtiberer erreicht, von da an aber der Gränze erst der Celtiberer, dann der Oretaner, und endlich dem Baetis bis ans Meer folgt. Was dieser, queer durch ganz Spanien laufenden Linie nördlich und westlich liegt, ist das Gebiet der in *-briga* endenden Namen, die sich in allen Theilen desselben, dagegen in keinem des Striches finden, der östlich und südlich an den Pyrenaeen und dem Mittelländischen Meer hinstreift. Bemerkenswerth ist, dass in diesen letzteren keine Celtische und Celtiberische Völkerschaft fällt, dagegen Biscaya mit seiner Küste von Bilbao an, und im Innern mit seiner östlichen Hälfte, ferner ganz Navarra, folglich gerade der grösste Theil derjenigen Spanischen Provinzen, in welchen jetzt Vaskisch gesprochen wird, so wie die ganze Küste des Mittelländischen Meeres. Innerhalb des Gebietes der Namen mit der Endung *-briga* befinden sich dagegen die Cantabrer, alle Bewohner der Küste des Oceans von ihnen an bis zum Baetis, alle Celtischen und Celtiberischen Stämme, und die Völker des Mittellandes von ihnen aus gegen Westen gerechnet. Dieses Gebiet nimmt den grössesten Theil von Spanien ein, doch hat auch jener Strich an den Pyrenaeen eine bedeutende Breite, und läuft nur am Meere schmal hin. Man könnte zwar einwenden, dass diese in *-briga* ausgehenden Namen wohl durch ganz Spanien verbreitet gewesen seyn, sich aber nur

in Beispielen aus den angeführten Volksstämmen erhalten haben möchten. Allein dies wäre ein wunderbares Spiel des Zufalls, und die Theilung der ganzen Halbinsel in zwei so zusammenhängende Ländertheile, die zum Theil durch Flüsse, den Iberus und Baetis, zum Theil durch die Gebirgskette des Idubeda geschieden sind, ist so auffallend, dass man sich wundern muss, dass niemand bisher darauf aufmerksam gemacht hat.

24.

Ortnamen, in welchen *r* mit vorhergehendem stummem Consonanten vorkommt.

In der Endung *-briga* klingt schon das *br* unvaskisch. Indess ist die Verbindung des *r* mit einem vorhergehenden stummen Buchstaben viel häufiger, als die des *l*, und ich will jetzt die unter 11. aufgeschobene Zusammenstellung der Namen dieser Art hier nachholen. Es finden sich

in Baetica: Abra. (Sestini *descr. delle med. Isp. nel Mus. Hedervariano p.* 19.) Baebro. Brana. (Plin. I. 140, 7.) Brutobria. (Steph. Byz. *h. v.*) Episibrium. (Plin. I. 137, 17.) Merucra. (Plin. I. 139, 8.) Nebrissa. Sucrana. (Plin. I. 139, 8.) Trite. (Steph. Byz. *h. v.*) Ipagrum oder Egabrum. (*Itin. Anton.* 412.)

bei den Celtikern in Lusitanien: Bretolaeum. (Ptol. II. 5. *p.* 41.) Catraleucus. *(l. c.)*

bei den Lusitanern: Chretina. *(l. c.)* Eburobritium. (Plin. I. 228, 7.) Die Insel Londobris, Landobris (Ptol. II. 5. *p.* 41.) oder Lanucris. (Marcianus Heracleota. Huds. *geogr. min. Vol.* I. *p.* 43.) Oxthracae. Tribala.

bei den Callaikern: Die Callaici Bracarii. Brevae. Brigantium. Flavia lambris (Ptol. II. 6. *p.* 44.), auch Lambriaca. (Mela. III. 1, 8.) Die Gravii oder Grovii. Pria. (*Itin. Anton.* 430.) Trigundum. (*Itin. Anton. p.* 424.) Volobria. (Ptol. II. 6. *p.* 44.)

bei den Celtikern in der Nordwestspitze der Provincia Tarraconensis: die Praesamarcae.

bei den Asturern: Brigaecium, wo *aecium* griechischen Ursprungs, oder griechischer Verdrehung von *οἰκέω*, und *Brig*

einheimisch seyn kann. Die Trigaecini, wenn der Name nicht ein Schreibfehler ist. (Mannert. I. 367.)

bei den Cantabrern: Bravon. (Ptol. II. 6. *p.* 45.)

die Autrigones, und bei ihnen Lucronium. (Reichards Karte. B. h.) Tritium.

bei den Vardulern: Tritium Tuboricum.

bei den Vasconen: der Fluss Magrada.

bei den Vaccaeern: Sarabris. (Ptol. II. 6. *p.* 45.)

bei den Carpetanern: Brutobria. (Reichards Karte. D. g.) Consabrum. (*Itin. Anton. p.* 446.) Contrebia.

bei den Oretanern: Trogilium. (Reichards Karte. E. e.)

bei den Celtiberischen Völkerschaften: Tritium Metallum. Tucris.

bei den Contestanern: Eliocroca. (*Itin. Anton.* 401.) Sucro. Die Insel Strongyle. (*Avieni ora marit. v.* 453.)

bei den Ilergaoniern: Tenebrium. Traete.

bei den Laletanern: der Fluss Rubricatus.

bei den Indigeten: der Fluss Sambroca.

im diesseitigen Spanien, ohne dass die Lage sonst genauer bekannt ist: Litabrum. (Liv. XXXV. 22.)

Cantabria, Cantabri und Artabri habe ich weggelassen, da der Laut, auf den es hier ankommt, in diesen Namen in der, von Griechen und Römern gegebenen Endung liegen kann.

Die Namen dieser Art sind, wie sich voraussetzen liess, durch ganz Spanien zerstreut, und es wäre kaum nöthig gewesen, sie einzeln aufzuführen. Ich habe es jedoch absichtlich gethan, weil aus der Vergleichung derselben mit den in *-briga* endenden noch deutlicher hervorgeht, dass ein besondrer Grund vorhanden seyn muss, warum diese einen abgeschlossenen Theil des Landes einnehmen. Es ist indess auch unter den hier zusammengestellten Namen ein Unterschied. Diejenigen, in deren Anfangs- oder Endsilben *bri*, *brig*, *brum*, *bret*, *britium* vorkommt, finden sich nur in denselben Gegenden, als das, wie es scheint, mit ihnen verwandte *briga*. Denn auch Stephanus Brutobria,*) von welchem allein

*) Nach Stephanus Byz. lag dieser Ort zwischen dem Baetis und den Tyritanern, woraus man Turdetanern (da Tyritaner nichts bedeutet) gemacht hat. Wenn diese Veränderung richtig ist (und Gronovius Vorschlag: zwischen den Tritanern, von der Stadt Trite, scheint nicht empfehlungswürdig), so muss man wohl unter den Turdetanern die jenseits des Anas wohnenden verstehen, und die Stadt zwischen beide Flüsse stellen. Denn weil auf diese Weise Celten dazwischen wohnten, so konnte man auf dieser Seite

dies zweifelhaft scheinen könnte, lag immer in der Nähe des Baetis. Unter den übrigen, namentlich denen in Baetica, und an der ganzen Mittelländischen Küste sind natürlich viele, durch Griechen und Römer*) entstandene, wie Strongyle, oder durch sie verdrehte, wie vermuthlich Episibrium, Tenebrium und andre. Denn statt dass, wie Silius Italicus bei Gelegenheit der Grovier und Castuler meynt (III. 107. 366.), die barbarische Zunge ursprünglich Griechische Namen entstellte, haben Griechen und Römer wohl viel häufiger die einheimischen zu den Lauten ihrer Sprachen hinübergebeugt. Namen, welche offenbar lateinisch oder Griechisch sind, wie Scombraria, Contributa, Transducta, Evandria habe ich natürlich unerwähnt gelassen.

25.

Versuche, die Endung *briga* aus dem Vaskischen abzuleiten.

Es fragt sich nun, ob die Endung *briga* Vaskisch, oder ein fremdes Element unter den übrigen Namen ist? Larramendi (Lex. *v. briga*) und Astarloa (Apol. *p.* 215—223.) behaupten das erstere. Beide leiten das Wort von *uria*, Stadt, ab, jener mit dem Zusatz der Localsilbe *aga*, dieser des privativen Affixum *ga*. Astarloa erinnert mit Recht, dass in *aga* das *a* nie verloren gehe. Seine eigne Etymologie ist aber die gezwungenste, die man sich denken kann. *Bri-ga* soll städtelos, also unbebaut, wüst, heissen. Die gesetz- und ordnungslosen Versammlungen, welche die

---

allenfalls: zwischen dem Baetis und den Turdetanern sagen, was auf der andren Seite, gegen die Säulen zu, abgeschmackt gewesen wäre, da dort vom Baetis an bloss Turdetaner waren.

*) Doch ist nicht allen Etymologieen von Städtenamen in dieser Gegend aus dem Griechischen, welche die Alten anführen, Beifall zu geben. So ist die des Namens Nebrissa von νεβρὶς (Sil. Ital. III. 393.) offenbar verwerflich, und Florez (*Medallas.* III. 98.) ist dadurch verleitet worden, auf einer Münze einen Stier für einen Hirsch anzusehen. Es scheint übrigens, wenn auch der Beweis aus der einzigen Münze, die man auf diese Stadt deutet, ziemlich schwach ist, richtiger Nabrissa zu schreiben. Man sehe die Anmerkungen zu Strabo. III. 3. *p.* 143. in der von Siebenkees angefangenen Ausgabe, und Sestini *descriz. delle med. Isp. nel Mus. Hedervariano. p.* 70.

Nationen vor der Einsetzung bürgerlicher Einrichtungen hielten, kamen in solchen Gegenden zusammen, und hiessen danach. Mit der Zeit wurden diese Versammlungen geordnet, permanent, und verwandelten sich in feste Ansiedelungen, Städte. So gieng der Name auf den Begriff über, der seinem Ursprung gerade entgegengesetzt war. Es würde unnütz seyn, solche Behauptungen widerlegen zu wollen. Sollte *briga* einmal ein Vaskisches Wort seyn, so wäre wohl das natürlichste, es bloss für eine Dialectveränderung von *uria* zu erklären, zu welcher fremde Verdrehung hinzugekommen seyn könnte. Dass *u* hier in *b* übergegangen sey, behaupten auch Larramendi und Astarloa, und zwischen die Endvocale *ia* schiebt auch jetzt der Vizcayische Dialect einen Consonanten ein. Dessen ungeachtet halte ich es für ausgemacht, dass dieses Wort weder selbst ein Vaskisches, noch aus einem Vaskischen verdreht ist. In keinem der Vaskischen Dialecte kommt eine Verwechslung des *b* und *u* vor, Larramendi und Astarloa berufen sich dabei auch nur auf andre Sprachen, und der zwischen die Endvocale eingeschobene Consonant in dem Vizcayischen *Uri-j-a* ist nur ein Zischlaut (ein sanftes *tsch*), wie er sich leicht zwischen zwei Vocale schiebt, um ihr Zusammenkommen zu verhindern. Die Verbindung von *b* mit *r* ist überdies im Vaskischen ein ungesetzmässiger Laut, und die Vaskischen Dialecte folgen, ihrer Verschiedenheiten ungeachtet, immer dem Lautsystem der ganzen Sprache. Was aber, meines Erachtens, die Frage entscheidet, ist die Vergleichung, die sich zwischen den Endungen *uris* und *briga*, diesem Wort und dem unbestritten Vaskischen *iria* und *uria*, mit dem es in der Bedeutung allerdings übereinzukommen scheint, anstellen lässt. Nirgend wird das eine mit dem andren verwechselt, Lac-uris, und Laco-briga sind zwei durchaus geschiedne Namen, nicht blosse Dialectveränderungen, oder Verdrehungen; beide Arten der Namen findet man bei denselben Völkerschaften neben einander, so im Gebiet der Callaiker Iria Flavia, und Coeliobriga nebst andren in *briga* ausgehenden. Ferner zeigen sich die rein und ächt Vaskischen Formen Calaguris, Graccuris, Lacuris, soviel mir bekannt ist, nirgend ausser der Iberischen Halbinsel, wenn auch sonst wohl einige wenige Namen, die mit *iria* und *uria* übereinzukommen scheinen. Dagegen trift man *briga* nicht, wie Astarloa behauptet, bloss in Samarobriva und Artobriga, sondern auch sonst in Gallien, in Britannien, in den südlichen Donau-

gegenden, und, wenn man *bria* für dasselbe Wort hält, bis in Thracien an. In der Halbinsel selbst aber nimmt *briga* nur ein bestimmtes Gebiet ein. Ich halte es daher entschieden für keinen einheimisch Iberischen Laut. Das einzige, was man mit einem Scheine des Rechts dafür angeführt hat, dass nemlich die Zusammensetzungen mit diesem Wort im Verhältniss des Raumes viel häufiger in Spanien, als anderwärts sind, kann, wie man weiter unten sehen wird, auch auf andre Weise erklärt werden. Aus der Beschaffenheit der mit der Endung *briga* verbundenen Wörter lässt sich kein Schluss ziehen, da ebensogut, als Römische Namen und Wörter mit derselben zusammengesetzt sind, es auch Vaskische seyn können, wie fremde Völker sehr oft vorgefundene Namen in den neuen, von ihnen herkommenden zum Theil beibehalten.

26.

Ortnamen Aquitaniens.

Ehe ich mich aber zu den Ableitungen von *briga* aus andren Sprachen wende, ist es der Ort, jetzt, wo die Untersuchung uns von selbst über die Gränzen der Halbinsel hinüberführt, die Ortnamen erst der angränzenden, dann entfernterer Länder mit den Spanischen zu vergleichen. Ich werde hierbei, wie im Vorigen, fürs erste bloss bei dem Eindrucke stehen bleiben, welchen die Gleichheit, oder entschiedene Aehnlichkeit der Laute macht, ohne mich von den Zeugnissen der Alten über die Wanderungen der Völker, oder den Meynungen der Neueren leiten zu lassen, da ich den letzteren vielmehr neue Thatsachen aus diesem Gebiet unterzulegen wünschte. Ich fange mit Aquitanien an. Dass dieser Theil Galliens nur eine Fortsetzung Iberischer Wohnsitze war, bestätigt sich auch durch die Vergleichung der Namen. Zu Belegen dieser Behauptung können folgende dienen:

Calagorris (*Itin. Ant. p.* 457.) bei Hieronymus, der es geradezu mit dem Spanischen zusammenstellt.

Die Vasates und Basabocates von *basoa,* Wald.

Iluro, wie die gleichnamige Stadt der Cosetaner. (15.)

Bigorra, von *bi,* zwei, und *gora,* hoch, die Garites,*) von

*) Von derselben Wurzel abstammend ist der Name der Garoceli, den man

gara, hoch, die Auscii mit ihrer Stadt Elimberrum und die Osquidates (18.) sind unläugbar Vaskische Namen.

Das Vorgebirge Curianum, neben welchem sich das Bassin d'Arcachon mit einer Krümmung ins Land zieht, die sich an der ganzen Küste auszeichnet, dem *litus Corense* (17.) vergleichbar, von der Stammsilbe *gur*, krumm, die Bercorcates, von demselben Stamm, wie Bigorra (20.) und die Bigerriones, dem Iberischen Bigerra gleich, lassen sich ebenfalls mit Wahrscheinlichkeit aus dem Vaskischen ableiten.

Dagegen kommt bei den ächt Aquitanischen Stämmen kein den Celten ganz eigenthümlicher Name vor, kein in *-dunum*, *-magus*, oder *-vices* ausgehender, ebensowenig einer in *-briga*. Die Rutener, deren Hauptstadt Segodunum hiess, werden schon von einigen zur Narbonensischen Provinz gerechnet, und gehörten wenigstens nicht zum eigentlichen Aquitanien. (Mannert. Th. 2. H. I. *p.* 133.) Lugdunum lag zwar in diesem, gehörte aber den *Convenae*, d. h. einem Gemisch von Menschen mehrerer Völkerschaften aus dem Heer des Sertorius. Eine wunderbare Erscheinung aber ist es, dass die einzige, im eigentlichen Aquitanien wohnende Völkerschaft, welche, nach Strabo's ausdrücklichem Zeugniss, Celtisch war, und daher auch nicht zum Aquitanischen Völkerverein gehörte (IV. 2, 1. *p.* 190.), die Bituriges, einen durchaus Vaskischen, und, mit Ausnahme der Endung, bei den Spanischen Vasconen selbst vorkommenden Namen trägt. Man vergl. Bituris. (15.) Wir werden zwar in der Folge sehen, dass die Namen, welche von dem Wort, welches Vaskisch und Celtisch Wasser bedeutet, abstammen, sich in Gallien und Spanien nur durch das hinzugefügte *d* unterscheiden, welches vielleicht auch, obgleich selten, wie im Fluss Aturis (Ptol. II. 7. *p.* 49.), in *t* übergieng.*) Soweit wäre daher der Name als der einer Celtischen Völkerschaft nicht sonderbar zu nennen. Allein die ganze Bildung ist unläugbar Vaskisch, und dennoch ist es nicht wahrscheinlich, wenn auch der Ort schon vor dem

---

in Caesar (*de bello Gall.* I. 10.) las, ehe er, bloss, wie es scheint, weil das Volk in den Grajischen Alpen wohnte, in Grajoceli umgeändert wurde. Doch hat auch Reichard auf seiner Karte von Gallien Grajoceli beibehalten.

*) Mannert sagt (Th. 2. H. I. *p.* 116.), dass bei Ausonius Adurus stehe. In den Ausgaben aber, die ich nachgeschlagen, finde ich diese Lesart nicht angemerkt, wohl aber (*Parent.* IV. 11. *Mosella.* 468.) des Sylbenmasses wegen Aturrus.

Einwandern der Völkerschaft so geheissen haben sollte, dass diese von ihm einen fremden Namen angenommen habe. Die Endsilben *riges* finden sich in den gleichfalls Celtischen Caturiges in den hohen Alpen zwischen Gallien und Italien wieder, die aber früher auch von Iberern besetzt waren.

27.

Ortnamen der Südküste Galliens.

In dem Narbonensischen Gallien an der Seeküste gab es, den Zeugnissen der Schriftsteller zufolge, noch Ueberreste Iberischer Völkerschaften, welche früher mit Ligurern vermischt daselbst wohnten. Von Namen mit entschieden Iberischem Laut finde ich jedoch nur Illiberis der Bebrycer, und Vasio der Vocontier. Dass Dea der Vocontier, wenn es wirklich in Deobriga wiederkehrt, ein Celtischer Name in Spanien, nicht aber ein Iberischer in Gallien ist, habe ich schon im Vorigen (23.) erwähnt. Die Bebryces erklärt Mannert (Th. 2. H. I. *p.* 57.) für ein Volk von Iberischer Abkunft, an einer andren Stelle (*p.* 60.) nennt er dies jedoch nur wahrscheinlich. Ausdrücklich wird es von keinem alten Schriftsteller, soviel mir bekannt ist, behauptet, und dem Laut nach zu urtheilen, sollte man eher glauben, dass dies Volk nur in Iberische Wohnsitze eingewandert sey. Die Bebrycer erinnern an die Briger, und mit ihnen verwandt kann die Endung des Namens Allo-broger (bei Stephanus Byzantinus Allobryger, und, wie er sagt, am häufigsten, nemlich bei Griechischen Schriftstellern, Allobriger) seyn. Von dieser aber heisst es bei dem Scholiasten des Juvenalis (*ad sat.* 8. *v.* 234.), dass sie Celtisch sey und Ackerland, Gegend bedeute.

28.

Ortnamen des übrigen Gallien.

In dem übrigen Gallien fühlt man, indem man die Namen durchgeht, dass man in eine andre Sprache eintritt. Diese werden uns daher behülflich seyn, auch in Spanien mehreres nunmehr als

wirklich fremdartig zu erkennen, was wir bisher nur Schwierigkeit fanden, aus dem Vaskischen abzuleiten. Zwar gebricht es auch nicht an Namen, welche in ihren Anfangslauten denen auf der Halbinsel ähnlich sehen. In den Endungen, wie in Gelduba, das man mit Corduba, Salduba u. a. m. vergleichen könnte, dessen Endung aber vermuthlich mit den Ubiern, zu welchen die Stadt gehörte, zusammenhängt, ist dies seltner. Es giebt Ardyes um die Rhone von ihrer Quelle bis zum Genfer See, Arialbinum in Germania superior, Arverner und Arvii (vgl. 19.), die Cadurci, wie das Spanische Ilurci (14.), die Caracates, Carasa, Carcaso, Carnutes, Carocotinum, Carpentoracte, Carsici, Corbilo (vgl. 20.), Turones (vgl. 16.) u. s. w. Es wäre aber ein durchaus unrichtiges Verfahren, diese Namen darum für Vaskisch, oder die ähnlichen in Spanien für Celtisch zu halten. Es liegt in der Natur der Sprachen, dass dieselben Silben, mehr oder weniger in allen, mit verschiedenen Bedeutungen wiederkehren. Als wirklich aus dem Vaskischen abstammend, konnten die Namen dieser Art nur in Spanien wegen des Umstandes betrachtet werden, dass dort wirklich noch heute Vaskisch gesprochen wird, und dass es unter den Altiberischen Namen eine bedeutende Anzahl, unläugbar und ihrem ganzen Bau, nicht einer einzelnen Silbe nach, aus dieser Sprache abzuleitender giebt. Wo dies letzte fehlt, kann die blosse Aehnlichkeit und selbst Gleichheit einer Anfangssilbe nicht einmal zu einer Vermuthung berechtigen, wenn nicht andre Beweise hinzutreten. Dies ist aber hier so wenig der Fall, dass man, Aquitanien und die Küste des Mittelländischen Meers ausgenommen, kaum einen einzigen Namen mit wahrhaft Vaskischem Gepräge in Gallien antrift. Die Bituriges habe ich ausnahmsweise oben angeführt.

29.

Ortnamen der von Celten bewohnten Länder. Endungen derselben.

Die Eigenthümlichkeit der Celtischen Namen, soweit Celten ihre Wohnsitze erstreckten, zeigt sich in den Endungen *-briga*, *-dunum*, *-magus* und *-vices*. Ohne hier auf eine Ableitung von

-briga einzugehen, nenne ich *-briga* nur insofern Celtisch, als Namen dieser Art in Gallien, Britannien, dem von Celten besetzten Striche Deutschlands und Spanien vorkommen. Gleich allgemein verbreitet sind die Namen Brigantium und Brigantes. In Spanien fanden wir (24.) ein Brigantium bei den Callaikern, und ein Brigaecium bei den Asturern. In Gallien ist gleichfalls ein Brigantium, und der Name des Hafens Brivates gehört wohl zu dem gleichen Stamm. In Britannien machten die Briganten, von welchen die Stadt Isubrigantum den Namen hat, nicht bloss die bedeutendste Völkerschaft aus, sondern derselbe Volksname findet sich auch in Irland. An der Ostspitze des Bodensees, also im Celtischen Deutschland, lag Brigantium, und an der Donau im heutigen Ungern Bregetium. Vielleicht haben nicht alle diese, von dem westlichen Ende Spaniens bis zum östlichen Pannonien zerstreute Namen einerlei Etymologie. Die Stadt Brigobanne an den Quellen der Donau scheint wirklich ihren Namen von dem Flusse Brig zu führen. Sie ist auch die einzige mir bekannte, wo in zusammengesetzten Namen *Brig-* vorangeht. Dennoch dringt sich die Ueberzeugung auf, dass ein Name, der überall erscheint, wo Celten gewohnt haben, ihnen angehört haben muss. Composita von *-briga* sind nun, wenn man *bria* und *briva* hinzurechnet, in Gallien:

an der Südküste der Name der Segobrigier.

in dem von den Römern zum eigentlichen Aquitanien hinzugeschlagenen Lande der der Nitiobrigier.

Samarobriva, das heutige Amiens.

Eburobrica (*Itin. Anton.* 361.) zwischen Auxerre und Troyes.

Baudobrica (*Itin. Anton. p.* 374.), Bontobrice, und *ad* Magetobria in der Rhein- und Moselgegend, wo schon Celtische und deutsche Völkerschaften neben einander wohnten, in der Schweitz der Name der Latobriger oder Latobrogier. (Caes. *de bello Gall.* I. 28. Orosius. VI. 7.)

In Britannien gab es ein doppeltes Durobrivae, und Durocobrivae.

Im Celtischen Deutschland findet man Artobriga, Regensburg.

Ich bin bei den Namen in *briga* ausführlicher gewesen, weil es darauf ankommt, zu entscheiden, ob Celtische Stämme sie in

Iberien ein-, oder Iberische in andre Länder ausgeführt, oder bei einem ehemaligen Durchzuge zurückgelassen haben.

Die Namen mit den Endungen *dunum, durum, magus, vici* und *vices* sind theils anerkannt Celtischen Ursprungs, theils wenigstens nie für Iberisch gehalten worden. Es würde daher unnütz seyn, dieselben einzeln aufzuführen, es kommt bloss auf ihre Beziehung auf die Altiberischen Ortnamen an. Im Ganzen finden sich dieselben, wie die in *briga*, und häufiger, in allen ehemals hauptsächlich von Celten besetzten Ländern, also in Gallien, Britannien, und dem südlichen Deutschland.

Die Endung *dunum* ist Spanien nicht ganz fremd, es giebt bei den Bracarischen Callaikern ein Caladunum (Ptol. II. 6. *p.* 44.), in Baetica Arialdunum (Plin. I. 137, 17.), bei den Castellanen Sebendunum.*) (Ptol. II. 6. *p.* 48.) Es würde aber voreilig seyn, diese Namen darum alle, oder auch nur zum Theil für Celtisch zu halten. Die Sache ist aufs mindeste sehr ungewiss. *Dun*, mit dem Artikel *dun-a*, ist eine sehr gewöhnliche Endung der Vaskischen Adjective, und zeigt Ueberfluss an; so ist *ar-dun-a* voll Würmer, von *arr-a*, Wurm, *elcar-dun-a* gegenseitig, von *elcar*, zugleich, *erstura-dun-a* angstvoll, von *erstura*, Angst, und viele andre. Auch Volksnamen werden so gebildet, *Eusc-ara*, die Art, Sprache der Eusken, Vasken, *Eusc-al-dun-ac* (mit Veränderung des *r* in *l*), die Eusken, oder Vasken. (18.) Dies letzte konnte vorzüglich leicht zu Ortnamen Anlass geben. Caladunum kann Vaskisch eine Gegend bedeuten, die an Binsen reich ist. (Man vergl. Calaguris. 14.)

Durum macht sowohl die Anfangs-, als die Endsilbe von Namen aus; so ist in Gallien Durocasis und Divodurum, in Britannien Durovernum, in Deutschland Bojodurum, in Nieder-Moesien Durostorum u. a. m. In Spanien und Portugall finde ich bloss den Fluss Durius, Octodurum (Ptol. II. 6. *p.* 45.) und Ocelloduri (17.), beides Städte der Vaccaeer. Auch könnte man noch Udura (Ptol. II. 6. *p.* 48.) bei den Lacetanern hierher rechnen. Doch gehört der letzte Name vermuthlich nicht hierher, und die ersten sind sämmtlich in dem Gebiet der Namen in *briga*.

*) Cellarius (I. *p.* 117.) macht hieraus Besen- oder Beseldunum und vergleicht den Ort mit dem heutigen Besalu, indem er dabei den Ptolemaeus anführt. In der Bertischen Ausgabe ist keine solche Variante angemerkt. Auf Münzen soll der Name, nach Sestini (*descr. delle med. Isp. nel Mus. Hederv. p.* 164.), jedoch in Celtiberischer Schrift, Subendunum heissen.

Die Namen, in welchen *tur* die Hauptsilbe ist, und die ich grossentheils von *iturria*, Quell, abgeleitet habe (16.), ziehe ich nicht hierher, weil in diesem *durum* der harte Laut nicht scheint mit dem weichen verwechselt worden zu seyn.*) Denn bei so vielen Namen dieser Art kommt doch, soviel ich gesehen, diese Veränderung nicht vor, und die in Hispanischen Ortnamen so häufige Silbe *tur* ist in den von Celten besetzten Ländern sogar verhältnissmässig selten. Es ist überhaupt sehr merkwürdig, mit welcher Beständigkeit einzelne Buchstaben sich durch viele Jahrhunderte unverändert selbst in Fällen erhalten, wo die Umänderung gewissermassen gleichgültig wäre, und dies beweist, wie fest verbunden mit den Organen, der Einbildungskraft, und der Denkart der Nationen die kleinsten und scheinbar unbedeutendsten Sprachelemente sind. Der D u r i u s, noch heute Duero, konnte seinen Anfangsconsonanten wegwerfen, oder ihn in den harten Laut umwandeln, und die Bedeutung des Namens, als der einer Wassermenge, blieb immer dieselbe. Dennoch erhielt sich das ursprüngliche *d* (das vermuthlich nicht einmal zum Wurzellaut gehört)**) mitten in einem Lande, wo die andern Formen vorherrschend waren. Astarloa (Apol. 250—252.) zeigt auf eine Weise, die keinen Verdacht einer willkührlichen Erklärung erregt, dass in vielen Vaskischen Namen das *d* bloss, ohne irgend eine Abänderung der Bedeutung, dem Vocal vorgesetzt wird. Dennoch scheint es mir nicht richtig, wenn er, weiter gehend, *durum* geradezu für Vaskisch (aus *ura*) erklärt. Das *dwr* oder *dour* der Celtischen Sprachen (Wasser) mag ursprünglich allerdings dasselbe Wort nicht nur mit dem Vaskischen *ura*, sondern auch mit dem Grundlaut von ὕδωρ seyn. Allein man würde in alle Sprachuntersuchungen nur Verwirrung bringen, wenn man nicht stufenweise rückwärts gienge, und zunächst den Zustand vor Augen behielte, in welchem sogar solche Sprachen, die gemeinschaftliche Abstammung haben, von einander bestimmt verschieden sind. Dass aber eine solche Verschiedenheit in dem Vaskischen *ura* und dem

---

*) Ob der A t u r i s hiervon eine Ausnahme macht (26.), ist noch sehr zweifelhaft.

**) Nach Lhuyd (*Archaeol. Brit. p.* 288. *col.* 3.) findet sich die alte Wurzelsilbe *ụy* noch in Flussnamen in Wales. Der Punkt unter dem *u* deutet an, dass das *u* lang ist, und vor dem *y* eine eigne Silbe macht. Owen (Lex. *h. v.*) leitet *dwr* von *wr* ab. Er folgt hierin dem oben (4.) erwähnten System der Wortherleitung aus Ursilben allgemeiner Bedeutung. *Wr* bezeichnet den Zustand des d a r a u f, d a r ü b e r oder d a b e i S e y n s (*of being* *o n*, *o v e r*, *or* *a t*.)

Celtischen *dwr* in der That vorhanden ist, beweist der Umstand, dass die Iberischen Namen sich (selbst wenn man Astarloas Meynung annimmt, bis auf wenige Ausnahmen) in jenem, die Celtischen durchaus in diesem gleich bleiben. Ich kann daher Durius, Ocelloduri, Octodurum nicht für zufällige Abänderungen Altiberischer Namen, sondern nur für Celtische, von eingewanderten Celten mitgebrachte, halten.

Mit *magus* verbundene Namen giebt es in der Iberischen Halbinsel nicht, und das Gleiche lässt sich von den in *vici* und *vices* endenden sagen. Ergavica (Ptol. II. 6. *p.* 46.) gehörte zwar zu den Celtiberern, allein es wird bei Livius (XL. 50.) bloss Ergavia genannt. Eben so kommt es auch, als Ort der Vaskonen, bei Ptolemaeus vor (*l. c. p.* 48.), welcher ebendaselbst eine andre gleichnamige Stadt in noch einfacherer Form, Erga, erwähnt. Der eigentlich einheimische Laut ist also wohl Erga und Ergavi, und *ca* nur die Römische Endung.

30.

Aufsuchung einzelner Celtischer Namen unter den Ortnamen Iberiens.

Auf demselben Wege, den wir hier mit Silben, welche ganze Classen von Namen bilden, eingeschlagen haben, lassen sich nun auch andre fremde Elemente unter den Altiberischen Namen entdecken.

Ich nenne hier zuerst Ebora, oder Ebura. Dieser Name kommt mehreremale in Spanien vor, an der Küste von Baetica (Mela. III. 1, 4.), bei den Turdulern tiefer im Lande*) (Ptol. II. 4. *p.* 39.), bei den Edetanern (Ptol. II. 6. *p.* 47.), bei den Carpetanern (Aebura geschrieben. Livius. XL. 30. und auf Reichards Karte.), bei den Lusitanern (Plin. I. 229, 10.), bei der Celtischen Völkerschaft der Praesamarker. (Mela. III. 1, 8.) Ausserdem gab es noch die schon oben erwähnten Oerter Ripepora (10.), gleichfalls in

*) Nach der französischen Uebersetzung des Strabo (Th. I. *p.* 396. *nt.* 1.) könnten diese beiden Städte eine und dieselbe seyn. Auf Reichards Karte aber liegt die eine am Meer, die andre im Gebiet der Turduler am Baetis.

Baetica, und Eburobritium (24.) bei den Lusitanern. Der Name war also häufig in Spanien, und nicht auf einen einzelnen Strich des Landes beschränkt. Wie die Namen in *briga* und *dunum* kann man ihn aber auch ausser Spanien in allen, hauptsächlich von Celten bewohnten Gegenden verfolgen. In Gallien finden sich Eburobrica (*Itin. Anton. p.* 361.), Eburodunum (*l. c. p.* 342.) an der Südküste gegen Italien hin, die Aulerci Eburovices (Plin. I. 225, 7.) in der heutigen Normandie; in Britannien das bekannte Eboracum, oder Eburacum; in Süddeutschland wieder ein Eburodunum (Mannert. III. 471.) in Oesterreich; in OberUngern Eburum. (*l. c. p.* 467.) Die Eburones sind zwar auch eine deutsche Völkerschaft (Caes. *de bello Gall.* II. 4.), dies kann aber nicht gegen den Celtischen Ursprung des Namens beweisen, da sie auf der linken Seite des Rheins, nahe bei den Trevirern, und also mitten unter Celten wohnten, dieser Name auch vielleicht nicht der war, den sie sich selbst gaben, sondern den ihnen die Gallier beilegten, von welchen ihn Caesar hörte. Auf jeden Fall aber ist durch das Gesagte klar, dass er kein Iberischer seyn kann. Ob die Eburini (Plin. I. 165, 17.) in Lucanien auch hierher gehören, bleibt zweifelhaft, da sie ganz ausser den Strichen liegen, in welchen wir Celtische Wanderungen historisch kennen. Auch eines Galliers, der den Namen Eporedirix führte, wird bei Caesar (*de bello Gall.* VII. 38.) erwähnt.*)

Der Name der Segobrigier, der nachherigen Commoner (Ptol. II. 10. *p.* 55. Mannert. II. Band 1. S. 81.) an der Südküste Galliens, ist derselbe, als der der Stadt Segobriga. (23.) Alles trift hier zusammen, nicht bloss den letzten, sondern auch den ersten Theil dieses Namens für Celtisch, und nicht für Iberisch zu halten. Die Stadt gehört den Celtiberern an, und wenn auch an der Gallischen Küste des Mittelländischen Meeres Iberische Völkerschaften wohnten, so hielt Justinus (XLIII. 4.) die Segobrigier offenbar für Gallier. Wir haben auch oben (20.) gesehen,

*) Davies (*Celtic researches. p.* 207.) erklärt die beiden ersten Silben von Ebodurum durch Koth (*mud*), so dass das Ganze: Ort des schmutzigen, sumpfigen Wassers hiesse. Auf Ebora würde diese Etymologie wohl nicht angewendet werden können. Ich finde nicht einmal bei Lhuyd die Irischen Worte *eban, eab*, auf die er sich beruft. Der Name der auf Münzen vorkommenden Stadt Bora von unbekannter Lage (Florez *Medallas.* III. 17.) scheint nicht mit Ebora zusammenzuhängen.

dass überhaupt die mit *Se-*, besonders aber mit *Seg-* anfangenden Namen wenig Verwandtschaft mit Vaskischen Wurzeln zu haben scheinen. Alle diese, oben einzeln zusammengestellten Namen kommen innerhalb des (23.) Gebietes der in *-briga* ausgehenden vor, die meisten bei den Celtiberern selbst. Unter den Celtischen Völkerschaften sind diese Namen sehr häufig; so findet sich Segodunum (ganz gleich mit Segobriga) in Gallien, zwar nahe am eigentlichen Aquitanien, aber nicht in demselben, und im südlichen Deutschland am Main, ferner mit blosser Umänderung des *o* in *e**) Segedunum in Britannien (Camden's *Britannia.* 858. *Cellarii not. orb. ant.* I. 346. bei Mannert. II. 2. *p.* 124. und Reichard unrichtig Sagedunum), Segontia in Britannien, durchaus wie das Spanische, und andre Oerter ebendaselbst, und in Gallien, die jeder leicht für sich auffinden wird. Ich gedenke nur noch der Stadt Segestica der Pannonier. Der ganz gleiche Name findet sich in Spanien. Die Pannonier waren zwar eine Illyrische Völkerschaft, vergleicht man aber alle übrigen ähnlichen Namen, so ist es doch natürlicher anzunehmen, dass die Pannonier den Ort, ehe sie dahin kamen, schon so benannt fanden, als die Analogie, die in allen dieser Art liegt, aufzugeben, und ihn nicht für Celtisch ansehen zu wollen.

Ich habe schon oben (20.) Zweifel gegen die von Astarloa versuchte Ableitung des Namens der Celtiberischen Stadt Mediolum von dem Vaskischen *mendia,* Berg, geäussert. Man kann in der That denselben kaum als einen Celtischen verkennen. In Gallien gab es ein doppeltes Mediolanum, bei den Santonen, und den Aulerci Eburovices; die schon früh nach Italien überwandernden Gallier gaben ihrer neuen dort errichteten Stadt denselben Namen. (Mannert. Th. 2. B. 1. *p.* 22.) Auch in Bri-

---

*) Camden setzt Segedunum an den Platz von Seghill (was aber Mannert. II. Heft. 2. *p.* 124. 126. für unrichtig zu halten scheint) und fügt hinzu, dass Segedunum Brittisch dasselbe heisse, als *seg* im Englischen. Aber dies veraltete Englische Wort für *sedge,* eine Wasserpflanze, Binsen, ist Sächsischen Ursprungs (Niedersächsisch Segge) und taugt auch wenig zu einer Wurzel für häufige Ortnamen. Löscher (*literator Celta. p.* 40.) bemerkt auch, dass die Namen dieser Oerter Celtischen Ursprungs sind. Aber seine Herleitung von dem Deutschen Sieg ist durchaus unstatthaft, da dies Wort nicht Celtischer, sondern Germanischer Abkunft ist. Ich bin weit entfernt, Etymologieen aus der Sprache von Wales, die mir nicht genug bekannt ist, zu wagen. Aber *seg* heisst in dieser unzugänglich, was sehr gut auf Ansiedelungen passt, bei welchen Befestigung der Hauptzweck war.

tannien, und in Deutschland, jedoch wahrscheinlich Gallischen Ursprungs (Mannert. III. 454.) war ein Mediolanum, oder Mediolanium, da der Name wechselt. Zu derselben Wurzel mit diesem muss man nun auch den Mons Medullius der Callaiker rechnen, welcher an die Medulli, eine Gallische Völkerschaft an der östlichen Südküste, erinnert, und wohl bemerken, dass der Berg und die Stadt in den Gegenden liegen, wo sich auch die in *-briga* ausgehenden Namen finden.

In denselben kennen wir Nemetobriga (23.) und die Nemetater. (Ptol. II. 6. *p.* 44.) Auch diese Namen scheinen Celtisch, wenn man die ganz ähnlichen in Gallien: Augustonemetum im heutigen Auvergne, Nemetacum und Nemetocenna (wenn dies nicht bloss ein andrer Name desselben Orts ist) damit vergleicht. Der Name der Nemeter in Germania superior kann wohl derselbe seyn, obgleich dies eine deutsche, nur nach Gallien übergewanderte Völkerschaft war. Bullet (I. 71.)[1]) elitet Augustonemetum von *nemet*, nach ihm: Tempel, geheiligter Ort, ab, und wirklich heisst *naomhtha* im Irländischen (Lhuyd. *h. v.*) heilig. Der alte Name von Nismes, Nemausus, scheint desselben Ursprungs.*)

---

*) Bullets wunderbares Unternehmen, verschiedene Sprachen in Ein Wörterbuch zusammenzuwerfen, ist schon von Schlözer (Allgem. Welthist. XXXI. 340. *nt.* N.) gehörig gewürdigt worden. Es musste aber Schlözern noch abentheuerlicher erscheinen, da er einen viel grösseren Unterschied zwischen dem Galischen und der von ihm kymrisch genannten Sprache voraussetzt, als in der That vorhanden ist. Ein noch grösserer Fehler Bullets, als dieser der ganzen Anlage seines Werks, ist seine Unzuverlässigkeit in den einzelnen Wörtern, die ich wenigstens im Vaskischen bemerkt habe. Sie wirkt natürlich auf seine Etymologieen zurück. So leitet er (I. 409.) Astura von einem Celtischen Wort *stur*, Fluss, ab, und zerschneidet daher den Namen ganz unrichtig. Von Stura wird in der Folge (32.) die Rede seyn. Allein wenn wirklich im Celtischen ein Fluss *stur* geheissen haben sollte, so hat dies Wort wenigstens mit dem Spanischen Namen Astures u. s. f. nichts zu thun. In andren Fällen drückt er sich wenigstens nicht genau genug aus. Bei einem Fluss der Pyrenaeen, la Cava, heisst es an der angeführten Stelle bei ihm: *Cav, nom appellatif de rivière, devenû propre de celle ci.* Hieraus sollte man schliessen, dass es noch jetzt im Vaskischen ein Wort *cav*, Fluss, gäbe, oder doch ein solches verloren gegangenes bekannt wäre. Dies ist aber nicht der Fall. Die Sache ist bloss die, dass mehrere Bäche der Französischen Pyrenaeen *gave* heissen, und nur nach den Orten unterschieden werden, an denen sie fliessen, und dass man hieraus allerdings sieht, dass ein Appellativum zu einem Nomen

---

[1]) *Bullets* „Mémoires sur la langue celtique" *waren Besançon 1754—70 erschienen.*

Der Name der Celtiberischen Völkerschaft der Beroner kann mit dem noch heute in Wales üblichen Worte *ber*, Speer, Spiess, (Owen) zusammenhängen, das auch in NiederBretagne gewöhnlich ist, wo es noch ein andres verwandtes *bir*, Pfeil, (Le Pelletier) giebt. Ich möchte daher das Wort *berones* bei Hirtius (*de bello Alexandr.* 53.) weder für den Volksnamen, noch, da alle Codices, nach Oudendorp, darin übereinstimmen, für eine falsche Lesart halten. Es war unstreitig ein Celtischer Ausdruck für Bewafnete, und der Ursprung des Namens der Völkerschaft.*)

Den Namen der Suessetaner für einen Celtischen zu erklären, dürfte der der Suessionen in Gallien allein nicht hinreichend seyn. Von Italien, wo derselbe Laut wiederkehrt, nachher.

Ueber Amba s. 21.

Wenn man mit Mannert (III. 655.) *-mina* für eine Celtische Endung halten darf, so muss hier auch die Stadt der Callaiker Talamina (Ptol. II. 6. *p.* 44.) erwähnt werden, deren Anfangssilben in einem andren Lusitanischen Stadtnamen Talabriga mit *-briga* verbunden sind.

Durch einen grossen Theil des Gebiets hin, in welchem die Celtischen Namen sich vorzugsweise finden, von den Callaikern bis zu den Cantabrern, zog sich die Gebirgskette des Vindius

---

proprium geworden ist. Dies Appellativum ist aber darum noch nicht nothwendig eines, welches Fluss bedeutet. Vergleicht man vielmehr die Stammsilbe *gav* mit *cavus*, *κοῖλος*, hohl, so sieht man, dass ihre ursprüngliche Bedeutung die der Hölung, Spalte, Lücke ist. Hiermit stimmen auch die davon metaphorisch abgeleiteten Vaskischen Wörter *gabenda*, Fehler, Unvollkommenheit, *gabe*, Praeposition ohne und Verneinung anzeigende Endung, und *gaua*, oder *gaba*, Nacht, überein. Erst auf diese Weise wird die Silbe auf das Flussbette, als eine Hölung, Spalte im Felsen, oder dem Erdboden, angewandt, und zwar, wie oben gesagt, auch nur in Namen, und nur im Französischen Basquenlande. Ich berufe mich daher auf Bullet nur da, wo ich ihn durch sichrere Gewährsmänner bestätigt finde. Aus diesem Grunde wird weiter unten seiner Herleitung einiger, mit *Vin-* und *Vind-* anfangenden Namen von einem Schottischen Wort *Bin* oder *Vin*, Hügel, nicht erwähnt.

*) Der Name der Celtiberischen Völkerschaft der Arevaci kann auch ein Celtischer scheinen, wenn man seine Endung mit der des Namens der Gallischen Bellovaci (Caes. *de bello Gall.* II. 4.) vergleicht, und hinzunimmt, dass die Anfangssilben des letzteren an einen andren Celtiberischen Stamm, die Belli, erinnern. Allein Erro (*Alf. prim.* 194—196.) zeigt sehr richtig, dass die ersten drei Silben des Namens (*areva*, oder *areba*), von den Vaskischen Wörtern *area* und *ba* herkommend, tiefe Ausdehnung, niedrige Ebne bedeuten, und diese Ableitung wird durch Plinius Zeugniss (I. 140, 28.) bestätigt, nach welchem die Völkerschaft ihren Namen von dem Flusse Areva erhielt.

(Ptol. II. 6. *p.* 43.) oder Vinnius, wie sie Florus (IV. 12, 49.) wohl fälschlich nennt. Unfern des östlichen Endes derselben lag die Stadt Vindeleja (*Itin. Anton. p.* 454.), Vendelia bei Ptolemaeus (II. 6. *p.* 45.). Ein ähnlicher dritter Name ist mir in der Halbinsel nicht bekannt. Dagegen giebt es in Gallien und Britannien zehn bis zwölf, welche *Vind-* zur Anfangssilbe haben, und nur in der Endung verschieden sind. Dies reicht, meines Erachtens, hin, diese Namen für Celtisch anzuerkennen, und ich weiss nicht, ob die etymologischen Gründe, die Vindelici für Wenden anzusehen, so erheblich seyn dürften, als Mannert (III. 526.) sie hält. Die Analogie der Gallischen und Britannischen Namen, verbunden mit den Wohnsitzen des Volkes, machen es vielmehr natürlicher, sie selbst und ihren Namen für Celtisch zu erklären. Auch der der Breones oder Briones, eines Zweiges von ihnen, hat einen Celtischen Laut, und ist mit Brigantium und Briga verwandt. Wenn die anderweitigen Gründe, in den Vindelici Wenden zu erkennen, in sich überwiegend wären, so würden allerdings die hier für das Gegentheil aus ihrem Namen hergenommenen nicht hinreichen, sie zu entkräften. Allein ein Anderes ist es, wenn, wie Mannert selbst zu meynen scheint, jene Gründe nur den etymologischen unterstützen sollen. Der Name Vindobona, oder Vindomina erscheint hiernach ganz Celtisch, und die Wegwerfung des *d* in Vianiomina, und dem heutigen Wien ist nicht auffallender, als die Abänderung des mons Vindius in Vinnius. (Mannert. *l. c. p.* 655.) Den jetzigen Namen hat die Stadt übrigens von dem kleinen Fluss Wien, wie sie auch in alten Ausfertigungen Stadt an der Wien genannt wird.*)

Sicor, den Gallischen Hafen, dem Spanischen Fluss Sicoris gleich, übergehe ich, weil sich aus einem einzelnen Namen nichts mit Sicherheit schliessen lässt.

31.

Aufsuchung einzelner Vaskischer Namen unter den Ortnamen der Celtischen Länder.

Ich glaube durch das Vorige überzeugend dargethan zu haben, dass es, ausser den Phoenicischen, Griechischen und Römischen,

*) Dieselbe Meynung über Vindobona, und dieselbe Vermuthung über die

unter den Spanischen Ortnamen andre unvaskische, und solche giebt, die unstreitig schon vor dem Eindringen jener gebildeten Nationen in der Halbinsel vorhanden waren. Auch scheint mir der Celtische Ursprung der angeführten ausser Zweifel gesetzt. Mehrere gleicher Art mag es noch unter den mit Stillschweigen übergangenen geben. Eine genaue Aussonderung im Einzelnen würde indess ein vergeblicher und trüglicher Versuch seyn. Es genügt, durch solche Reihen von Beispielen, als erforderlich sind, einen Beweis durch Induction hervorzubringen, die Sätze, auf die es ankommt, zu begründen. Jetzt aber muss dieselbe Vergleichung der fremden Namen auch die Frage beantworten, ob unter diesen unläugbar Vaskische gefunden werden? Von Gallien haben wir das Gegentheil schon im Vorigen (28.) gesehen. In Britannien und den südlichen Donaugegenden kommen einige solchen Spanischen, deren Iberischen Ursprung man nicht in Zweifel ziehen kann, ähnliche, oder gleiche Namen vor. Ich setze, zu ganz unpartheiischer Prüfung, alle her, die ich von dieser Art gefunden habe, und übergehe nur diejenigen, in welchen die Aehnlichkeit bloss in einzelnen Silben besteht, über die ich mich 28. ausführlich erklärt habe.

In Britannien ist der Fluss Ilas (Ptol. II. 3. *p.* 35., wo *Ἴλα* der Genitiv ist) mit Ula (14.) zu vergleichen, Isca mit Osca (18.), Isurium mit dem Spanischen Esuris (14.) und wegen der ganz gleichen Endung mit Verurium und Solurius mons (15.), das Vorgebirge Ocelum oder Ocellum mit dem Ocellum der Vettonen und dem Ocelum der Callaiker, und andren ähnlichen Namen (17.) in Spanien, die aber alle nur in Gegenden vorkommen, die sonst viel Celtische haben, und die ich hier nur darum mit erwähne, weil doch eine Vaskische Spur in ihrem Anfangs-*o* liegt.

In den Donaugegenden findet sich das ganz Vaskische Astura auf der Gränze zwischen Noricum und Pannonien, der Fluss Carpis (Mannert. III. 510.), des Volks der Carpi, über deren Abkunft Ungewissheit herrscht (*l. c.* 397.), nicht zu gedenken, und noch weiter östlich Urbate und der Fluss Urpanus.

Ich erwähne hier auch der Berunenses in Rhaetien. *Beruna* heisst im Vaskischen Blei. Man vergleiche das oben (23.) über Medobriga Gesagte. Ich bemerke hierbei, dass ich

---

Vindelici äussert auch Löscher (*literator Celta. p.* 36.), indem er hinzusetzt, dass *Vinde* einen wasserreichen Ort bedeute.

immer am wenigsten auf Herleitungen halten würde, wo der alte Name völlig mit einem heutigen Wort übereinkommt. Dies ist gewiss meistentheils nur Spiel des Zufalls. Das Natürliche ist, dass sich bloss die Wurzellaute erhalten. Nur solche Fälle können nicht hierher gerechnet werden, wo, wie in *iria, ura* u. a. m. das heutige Wort fast nur aus dem reinen Wurzellaut besteht.

Einige der hier angeführten Namensähnlichkeiten, wie z. B. die von Astura, sind allerdings sehr auffallend. Allein sie können, meines Erachtens, nicht berechtigen, anzunehmen, dass Vasken diese Gegenden besessen, oder durchwandert haben. Sie finden sich auch in viel entfernteren Ländern. So giebt es einen Ort Bituris in Assyrien, einen Fluss Deba in Mesopotamien, und andre Namen mehr, die mit Hispanischen übereinkommen. Ich erwähne dieser Aehnlichkeiten hier mit Fleiss, weil man aus ihnen eine Einwendung gegen jede Art der Untersuchung, wie die gegenwärtige ist, hernehmen, und meynen könnte, dass, da an so vielen Orten ähnlich lautende Namen vorkommen, sich daraus überhaupt nichts schliessen lasse, und jede Vergleichung von Ortnamen unfruchtbar und unnütz bleibe. Ein solches Raisonnement wäre offenbar unrichtig. Wenn man erst alle Hispanischen Ortnamen mit Aufmerksamkeit durchgeht, und dabei geographisch diejenigen Striche zusammennimmt, in welchen sich die einheimischen reiner, oder vermischter mit andren finden, hernach dasselbe mit den Gallischen versucht, so drängt sich das Gefühl auf, dass man die Wohnplätze verschiedner Völkerstämme vor sich hat. So entschieden Vaskische Laute, und so leicht und ungezwungen Vaskisch zu etymologisirende Namen, als ich 13—17. zusammengestellt habe, bietet weder Gallien, noch Britannien, noch der Strich an der südlichen Donau dar, um nur bei diesen Ländern stehen zu bleiben, und erst einen Unterschied zwischen Iberischen und Celtischen Namen festzuhalten. Besonders fühlbar wird dies durch die Prüfung der Namen des zwischen inne liegenden Aquitaniens, das man, obgleich es einen Theil Galliens ausmacht, ganz verschieden vom Ueberreste erkennt. Kommen nun auch in andren Ländern einzeln und zerstreut Namen vor, welche Iberischen, d. i. Vaskischen ähnlich sind, so dürfen uns diese nicht an jenem Totaleindruck irre machen. Sie können aus so mannigfaltigen Ursachen entstanden seyn, dass sich aus ihnen schlechterdings keine sichere Folgerung ziehen lässt. Oft ist ihre Aehnlichkeit nur scheinbar; auch vollkommen identische

Namen, wie Bergium in Deutschland (Bamberg) und Vergium oder Bergium der Ilergeten können verschiedne Wurzeln haben, und haben sie höchst wahrscheinlich. In weit von einander entfernten Sprachen finden sich gleiche Stammsilben, wie das Vaskische *gora*, das Polnische *gòra* (ausgesprochen *gura*), das Sanskritische *giri*, hoch, Berg. Die Aehnlichkeit der daher entspringenden Namen beweist mithin nichts für die Gleichheit der Nationen. Es können auch einzelne Umstände, ganz eigentliche Zufälligkeiten, ohne Wanderung, oder Vermischung der Völker selbst, einen einzelnen Namen in entfernte Gegenden versetzen. Man muss immer in der Geschichte dasjenige unterscheiden, was eine Folge der allgemeinen Natur des Menschen, seiner Bedürfnisse und Neigungen, und der gleich allgemeinen Ortverhältnisse ist, und dasjenige, was aus dem Entschluss, der Willkühr, und dem Geschick der Individualität hervorgeht. Nur nach diesem doppelten Grundstoff kann man das Gewebe der Weltgeschichte von Faden zu Faden verfolgen, und den Spuren der schaffenden Kräfte in ihr nachforschen. Man darf ferner hier nicht die besondre Natur der Namen vergessen, vorzüglich der Namen der Städte, oder wenn dies Wort zu vornehm klingt, der zu bleibendem und sichrem Wohnsitz bestimmten Ansiedelungen.*) Die Gründung, und die Benennung solcher Ansiedelungen war weder eine gleichgültige, noch leichte Sache, sie gehörte schon einem Grade der Cultur an, man folgte also dabei der Analogie, und wie man dabei das Bauen der Häuser, das Befestigen der Mauern von andren gelernt hatte, so machte man ihnen wohl auch die Namen nach. In diese war meistentheils ein allgemeines Wort, wie Wohnplatz, Stadt oder dergleichen verwebt, und in einem gewissen Bereich bediente man sich, da der Mensch immer der Analogie folgt, gern der nemlichen. Auch jetzt findet man meistentheils ähnliche Namen gruppenweise bei einander, bei uns z. B. in einer Gegend viele in -heim, in einer andren in -leben u. s. f. ausgehende. Einzeln verschlagene Völkerhaufen, Familien, ja Individuen benennen auch wohl den neuen Wohnsitz nach dem alten entfernten. Es lässt sich daher wohl erklären, wie einzelne

*) Man vergleiche die Beschreibung, welche Strabo (IV. 5, 2. *p.* 200.) von den Städten (πόλεις) der Britannen macht. Es waren blosse, mit Verhauen umgebene Waldplätze, in welchen sich Hütten und Ställe befanden. Die Gallischen und Iberischen Städte waren aber freilich anderer Art, und grösstentheils mit Mauern versehen.

Vaskische Namen wirklich hatten in entfernte Gegenden gelangen können. Dagegen sieht man auch ein, wie es möglich war, dass von den gleich Celtischen Endungen *-briga* und *-magus* die letzte gar nicht, die erste häufig und beinahe ausschliessend in Spanien gefunden wird. Man braucht darum nicht einmal, obgleich auch das denkbar wäre, diese Endungen für Dialectverschiedenheiten zu halten. Endlich muss man bedenken, dass die Wanderungen der Völker sehr verschiedene Epochen gehabt haben. Aus jeder können, auch in Ortnamen, Spuren übrig seyn. Aber der Geschichtforscher kann nur den deutlichen, den sich häufig zeigenden, nicht den ganz isolirt da stehenden folgen. Dass nun zu der Zeit, aus welcher die Altiberischen Ortnamen herstammen, welche die Griechen und Römer vorfanden, die Iberer mit Celten vermischt Spanien bewohnten, dass aber zu eben dieser Zeit oder kurz vorher nicht umgekehrt auch Iberer das nördliche Gallien und die Donaugegenden besassen, oder durchstrichen, ist, auch aus den Ortnamen, klar. Dies hindert aber nicht, dass die Iberer nicht frühere Wanderungen gemacht haben können, von welchen isolirte Merkmale geblieben sind. Auf ähnliche Weise findet man Spuren der lebenden Geschöpfe in verschiedenen Erdstraten, nur dass die Strata, welche die Geschichte durchsuchen kann, nicht so kennbar geschieden sind. Solange aber die Merkmale, wie hier, zu sehr vereinzelt da stehen, ist es weiser, sich der zu leicht irrigen Deutung zu enthalten.

32.

Vaskische Namen in Italien.

Ich habe von der bisherigen Untersuchung Italien abgesondert, weil dies Land eine andre Behandlung erfordert. Wenn auch Celtische Namen in demselben vorkommen, wie Mediolanum (30.), die beiden sich in den Po ergiessenden Ströme Duriae (Plin. I. 173, 8.), Segesta Tiguliorum (Plin. I. 150, 2.) in Ligurien u. a. m., so gehören sie fast ausschliesslich den Provinzen an, welche wirklich von Galliern besetzt worden waren, und von ihnen den Namen führten. Doch scheinen auch diesen die bekannten Celtischen Endungen *briga, dunum* und *vices* fremd zu seyn. *Magus* findet

sich in dem ehemaligen Namen der Ligurischen Stadt Industria, Bodincomagum. (Plin. I. 174, 5.) Er war dem Ort von seiner Lage am Padus gegeben, welchen die Ligurer, in ihrer Sprache, Bodincus (Polybius. II. 16, 12. *Βόδεγκος*), den bodenlosen, nannten. Plinius sondert in dieser Stelle die Ligurische Sprache von der Gallischen Sprache ab. Dieser gehörte der Name Padus an, der von den am Ufer wachsenden Fichten hergenommen seyn soll. Bodincus erinnert an das Deutsche Boden, und den Bodensee, so wie an die Wörter andrer Sprachen, die mit jenem Deutschen Worte zusammenhängen. Tiefe und Grund sind verwandte Begriffe, wie das Griechische *βυθὸς* und *πυθμὴν* zeigen, und so gehen die sie bezeichnenden Appellativa sehr gut in Benennungen von Flüssen und Seen über.

Man kann daher Italien nicht wie diejenigen Gegenden behandeln, worin gerade die Celtischen Namen die herrschenden seyn mussten. Es fehlt auch noch an allen sichren Kennzeichen, nach welchen die wahrhaft alt und einheimisch Italischen Namen, die ohne Zweifel unter den vorhandenen noch verborgen liegen, als Einem grossen Volk angehörig, zusammengefasst werden könnten. Keine der früheren einheimischen Sprachen ist mehr in lebendigem Gebrauch, und die schriftlichen Denkmale, schon mit Griechischem und Lateinischem vermischt, erwarten noch die Bearbeitung, die es möglich machte, sichere Resultate dieser Art aus ihnen zu ziehen. Die beiden Länder, welche im Alterthum die gebildetste Sprache, und die blühendste Literatur besassen, Griechenland und Italien, theilen das Schicksal, dass über ihre früheren Bewohner viel grössere Ungewissheit, als über die von Barbaren besetzten herrscht, und dies ist eine natürliche Folge ihrer gebildeten Sprachen selbst, die alles, was nicht mit ihnen zusammenfliessen konnte, verdunkelten und in Vergessenheit brachten. Da Italien auf diese Weise selbst keinen festen Anhaltungspunkt darbietet, so können dessen Ortnamen nicht, wie die Celtischen gebraucht werden, um durch sie die fremdartigen auf der Hispanischen Halbinsel zu erkennen. Wir werden uns vielmehr begnügen müssen, diejenigen auszusondern, welche mit den als wahrhaft Iberisch und Vaskisch anerkannten eine auffallende Aehnlichkeit haben. Ich beschränke mich dabei bloss auf die Angabe dieser Aehnlichkeit, ohne für jetzt an mögliche Folgerungen daraus zu denken, oder gar von vorausgesetzten Vermuthungen aus zu der Prüfung der Namen überzugehen.

Iria (Plin. I. 150, 6.) bei den Taurinern (Mannert. III. 487.) erinnert an das Vaskische Wort Stadt, und Iria Flavia der Callaiker. Da aber Ptolemaeus die Spanische Stadt (II. 6. *p.* 44.) *Ἴρια*, die Italische (III. 1. *p.* 71.) *Εἴρια* schreibt, so scheint der Anfangsvocal dieser die mit dem *e*-Laut vermischte Aussprache gehabt zu haben, welche Anlass gab, einige Silben im Lateinischen früher durch *ei* und nachher durch ein langes *i* auszudrücken. Dies macht daher die Abstammung zweifelhaft.

Die Ilienses in Sardinien. Sie sollen zwar Trojaner gewesen seyn, und ihr Name soll von Ilium abstammen; abgerechnet indess, dass alle Erzählungen dieser Art grossen Zweifeln ausgesetzt sind, so ist gewiss, dass zu Pausanias Zeit (X. 17, 4.) dies Volk das Gebirge bewohnte, und sich in Kleidung und Lebensart in nichts von denen unterschied, die Pausanias Libyer nennt. Bei ihnen selbst, die wie Barbaren lebten, konnte mithin keine Spur des Trojanischen Ursprungs zu finden seyn, und es ist vielmehr sehr wahrscheinlich, dass nur ihr Name auf diese Vermuthung führte, und dass man hernach das Mährchen hinzudichtete, dass ihre Vorfahren von Aeneas übrigen Begleitern durch widrige Winde abgekommen, und das Volk später vor den Libyern (deren Lebensart es doch angenommen haben soll) in die Gebirge geflüchtet sey, und sich hinter unwegsamen Klippen und Abgründen befestigt habe. Dass diese Ilienser auch der Gestalt nach (*τὰς μορφὰς*) den Libyern ähnlich gewesen wären, ist noch widersprechender, wenn man den Ausdruck nicht von dem durch Tracht, Waffen und Haltung hervorgebrachten Aeusseren versteht. Schon aus andren Gründen hat man Ilienses für eine Verdrehung aus Jolaenses gehalten. (*VV. DD. ad Melam.* II. 7, 19.) Es ist aber viel wahrscheinlicher, dass sich ein barbarisches, ursprünglich da wohnendes, oder sehr früh eingewandertes Gebirgsvolk mit diesem Namen dort fand. Auf diese Weise ist ihr hartnäckiger Widerstand noch erklärlicher, den sie den Römern in solchem Grade leisteten, dass Livius sie (XL. 34.) *gentem ne nunc quidem omni parte pacatam* nennt. Ist ihr Name Vaskisch, so hiess ihr befestigter Wohnort Iria oder Ilia, und sie selbst bei Griechen und Römern *Ἰλιεῖς* und Ilienses. Dass Iberer nach Sardinien einwanderten, sagt Pausanias ausdrücklich *(l. c.)*, so wie dass sie zuerst eine Stadt auf der Insel gründeten. Nur erinnert der Name derselben: Nora, und des Iberischen Anführers Norax mich an keinen Vaskischen Wurzellaut. (Ritter's Vorhalle. 356.)

Uria (Plin. I. 167, 4.) in Apulien kommt mit dem Vaskischen Worte *uria,* und der Stadt Urium der Turduler überein. (14.) Ptolemaeus hat zwar Hyrium, aber es ist zweifelhaft, ob es derselbe Ort ist.

Namen, die man als abgeleitet von dem ebenangeführten oder von *ura,* Wasser (15.), ansehen kann, sind folgende: Urba Salovia bei den Picenern (Ptol. III. 1. *p.* 72. die Lesart ist zweifelhaft, doch nicht in der Silbe, auf die es hier ankommt), Urbinum, Ort von zwei Gewässern (15.), Urcinium (Ptol. III. 2. *p.* 75.) auf Corsica, gleichlautend mit Urce der Bastetaner; die kleine Insel Urgo (Plin. I. 159, 23. doch bei Steph. Byz. Orgo) zwischen Corsica und Etrurien, übereinkommend mit Urgao in Baetica; die Ursentini (Plin. I. 166, 1.) in Lucanien, wie Urso, Ursao in Baetica; vielleicht Agurium (Ptol. III. 4. *p.* 79.) in Sicilien, doch giebt es keinen ganz ähnlichen Namen in Spanien. Denn Agiria im *Itin. Anton.* (*p.* 447.) ist zu ungewiss, da man auch Argiria liest, und der Ort sonst nicht genannt wird.

Astura (Plin. I. 152, 16.), Fluss und Insel bei Antium. Festus nennt den Fluss Stura, und setzt hinzu: *flumen quod quidam Asturam vocant.* Dies macht nun sehr zweifelhaft, ob das *a* ursprünglich zum Wort gehörte, und nur mit der Zeit verloren gieng, oder, wie so vielfältig, ein blosser Vorschlag der Aussprache war. In Spanien erlaubt die Analogie vieler andren, zum Theil heutiger und Vaskischer Orte, ebenso wie das Formationssystem der Sprache keine andre Etymologie, als die oben (13.) vorgetragene. In Italien kann dasselbe Wort auf andre Weise und aus einer andren Sprache gebildet seyn, und wirklich habe ich, als ich selbst an dem Ort war, keine Spur eines Felsen dort gefunden, nemlich bei dem Thurm, der jetzt Astura genannt wird. Das ganze Ufer von da bis Nettuno (Antium) ist flach und sandig.

Asta im inneren Ligurien (Plin. I. 150, 8.), wie das Vaskische Wort für Fels, und Asta der Turdetaner. Sonst finde ich keinen von dieser Wurzel abstammenden Namen, deren es mehrere (13.) im alten, und ungemein viele im heutigen Spanien giebt. Man muss indess bei diesem Namen nicht vergessen, dass er auch vom Griechischen ἄστυ, ἄστυρον (Astura) abstammen kann. Die Möglichkeit der Abstammung von ähnlich klingenden Griechischen Wörtern muss man bei allem Etymologisiren Italischer Namen gegenwärtig haben.

Die Osci kann man nicht mit dem Spanischen Osca und andren gleichnamigen Städten zusammenstellen, da sie eigentlich Opici hiessen, woraus Opsci wurde, und da mithin das *s* nicht zur Wurzel gehört. Noch weniger können die Volsci hierher gerechnet werden, deren Name vielmehr von einem ganz andren Wortstamm herzukommen scheint.*)

Die Ausones erinnern allerdings an das Spanische Ausa und die Ausetaner. Sollte aber ihr Name doch dem der Aurunci verwandt seyn, so müsste er andre Wurzeln haben.

Der Fluss Arsia (Plin. I. 175, 19.) in Istrien erinnert an Arsa in Baeturien.

Basta in Calabrien (Plin. I. 166, 14.) kommt mit Basti der Bastetaner überein. (18.)

Die Basterbini (Plin. I. 168, 7.), ein Zweig der Salentiner. Das Vaskische *er-bestatu* heisst auswandern, sein Land *(erria)* vertauschen; hiervon, und von dem oben erwähnten *basoa*, Wald, könnte man den Namen herleiten, und ihn so erklären, als zeigte er Ausgewanderte aus dem Volk des Waldgebirges an. Erbita kommt (Diod. XIX. 6.) in Sicilien vor.

Biturgia (Ptol. III. 1. *p.* 72.) in Etrurien, fast gleichlautend mit Bituris der Vasconen. (14.)

Campania. Stephanus Byzantinus (*v. Κάμπος. Etymol. magn. v. Καμπανοί. p.* 488, 39. *ed. Sylb.*) leitet den Namen von dem der Stadt Campus, und diesen von ihrem Gründer Campanus ab. Die wahre Etymologie ist aber von *campus*, Feld, und auch die Alten fühlten schon diesen Zusammenhang, wie aus dem *Etymol. magnum* (*l. c.* und *v. καμπή*) hervorgeht, wo nur die Ordnung der Ableitung umgekehrt, und das Wort aus dem Namen genommen wird. Eustathius zum Dionysius führt ausdrücklich auch diese Etymologie an. Man vergl. auch Vossius *Etymologicon h. v.* Im Lateini-

---

*) Ich trete hierin der in den Heidelberger Jahrbüchern (Jahrg. 9. S. 851.)[1]) geäusserten Meynung bei. Die Wurzeln beider Namen sind sichtbar verschieden, so wie auch die von Ausones und Aurunci. Lanzi (III. 617.) findet auch zwischen Volsci, Tusci und Etrusci eine grosse Verwandtschaft, worin ihm aber wohl niemand beistimmen wird. Nach Niebuhr (Röm. Gesch. I. 50.) war zwischen Opscus und Tuscus in der alten Sprache sicher ein Gegensatz, eine Behauptung, die sich, da keine Gründe angegeben sind, schwer prüfen lässt. So verschieden urtheilen Männer von anerkannter Gelehrsamkeit über dieselben Namen.

[1]) *Es handelt sich um eine Stelle in Schlegels Rezension von Niebuhrs Römischer Geschichte; vgl. Schlegels Sämmtliche Werke 12, 461.*

schen sowohl als im Griechischen, soweit das Wort zugleich Griechisch ist, scheint sein Ursprung in Sicilien zu liegen, wie Hesychius (*v. κάμπος*) bezeugt, dass die Rennbahn dort so genannt wurde. Die Benennung schrieb sich wohl nicht von der Beugung beim Wettrennen, sondern von der Ebne her, und der Sicilianische Ursprung des Worts ist deswegen merkwürdig, weil der wahre Sitz desselben im Vaskischen zu seyn scheint. Denn Vaskisch ist *campoan,* draussen, der Gegensatz von *barruan* (Larram. Gramm. 324.), drinnen. Von dieser Bedeutung kommen Verba her, die herausnehmen, herausgehen heissen; als Feld, Ebne wird das Wort viel weniger gebraucht. Der ursprünglichere Begriff des draussen Seyns, des Freien, Ofnen, ist also im Vaskischen. Doch scheint das Kretische *καμὰν,* Acker (Hesychius. *h. v.*), was wohl ganz unrichtig von *κάμνω* abgeleitet wird, auf eine noch einfachere Stammsilbe sowohl des Vaskischen, als lateinischen Worts hinzuführen. Es ist vermuthlich mit *γάω*, *γαία* verwandt. Iberische Ortnamen, die sich mit einiger Sicherheit hier anführen liessen, finde ich nicht.

Curenses (Plin. I. 169, 5.) der Sabiner, wie das *litus Corense* in Baetica, und fast gleichlautend Gurulis in Sardinien. (Ptol. III. 3. *p.* 77.) Vergl. 17. Der erste Name aber hat allerdings eine andre natürlichere, und mehr Italische Ableitung.*)

---

*) Es sey mir hier eine kurze Zusammenstellung einiger Wörter erlaubt, deren Aehnlichkeit mir zu auffallend scheint, um sie nicht für verwandt zu halten. *Curia* war, nach Servius, ein alt Italisches Wort. Es kam gewiss nicht von *cura* her. Ich erkenne darin dieselbe Wurzel, als in *urbs.* Das *c* streitet dagegen nicht. *Urvus* war dasselbe als *curvus,* und beide Wörter gehören gerade auch hierher. *Urvus* deutete die in sich zurückkehrende Krümmung an, woher *urvare,* umgeben, und so war der Hauptbegriff in *urbs* und *urvus* das Einschliessen, Absondern eines besondren Platzes vom allgemeinen. Derselbe scheint mir in *Curia* zu liegen. Für die ursprüngliche Bedeutung möchte ich den den Curien bestimmten Tempel halten. Es war natürlicher, die Volksabtheilung nach dem Gebäude, in dem sie opferte, als dieses nach ihr zu nennen. Sowohl hier bei der Curie, als bei der *urbs,* war der Begriff des Ziehens der Gränze nicht der gewöhnliche des Bezeichnens, sondern der heilige der Weihung, der Absonderung des geweihten vom ungeweihten Platz. Das Ziehen der Umkreislinie geschah mit dem *aratrum,* namentlich dem *urvum aratri.* In *arare* habe ich immer nur den Begriff des Ziehens der Furche, einer geraden Linie zu finden geglaubt. Es ist das, was den an Ackerbau noch nicht gewöhnten Menschen am meisten in Erstaunen setzen musste, eine gerade Linie, offenbares Werk der Menschenkunst, in der unregelmässigen, unsymmetrischen Natur. So rühmt sich Ulyss die Furche schnurgerade ziehen zu können. Es stimmten daher bei der Gründung der Städte auf Italische, wie es scheint, bei den Etruskern zuerst beginnende Weise das praktische Bedürfniss, die

Hispellum (18.) in Umbrien.

Der Fluss Lambrus (Plin. I. 173, 8.), der sich in den Po ergoss, kann mit Lambriaca und Flavia lambris der Callaiker (17.) verglichen werden.

Murgantia, eine Stadt der Siculer (Diodorus Sic. XIV. 78.), die mit mehreren Abänderungen ihres Namens bei den Schriftstellern vorkommt. Sie wurde, nach Strabos Vermuthung (VI. 2,4.), von einem barbarischen gleichnamigen Volke gegründet. Dies Volk sondert Strabo zwar von den Iberern ab, die, laut Ephorus Zeugniss, noch früher nach Sicilien kamen. Aber hierin lässt sich wohl der Nachricht nicht buchstäblich trauen, und wenn ein Volksstamm mit Vaskischem Namen da gefunden wird, wo es, der Erzählung nach, auch Iberer gab, so kann man wohl annehmen, dass dieser Stamm wirklich ein Iberischer war. Der gleichnamige Ort in Spanien ist Murgis, die Wurzel (17.) *murua,* und was für diesen Ursprung des Namens spricht, ist, dass die Form Morgetes, Morgentina nur bei den Griechen vorkommt, die alles Barbarische verdrehten, dagegen bei den Römern, deren Sprache Altitalische Laute beibehalten hatte,*) durchaus die in *u* die herrschende ist.

Suessa in Latium und Campanien (Plin. I. 154, 10. 383, 9.), wie die Suessetaner, ein Stamm der Ilergeten. (30.) Zu Suessa

---

religiöse Sitte, und die Sprache in ihren uralten Wurzellauten zusammen. Im Griechischen ist dieselbe Analogie in *ὅρος*, und *ἀρόω*, auch in *κυρτὸς*, nur dass eine Form des letzten, ohne Anfangsconsonanten, fehlt. Aber die heilige und politische Anwendung dieser Laute auf Tempel, Städtegründung und Volkseintheilung ist nicht vorhanden. Im Deutschen ist *aeren* pflügen, krumm, Reihe. Im Vaskischen ist *ara-tu* pflügen, aber der Grundbegriff von Linie, gerader Linie, Regel, in *ara* und *era* (s. S. 107. Anm. *), ebenso abwechselnd im Vocallaut, wie im Griechischen *ἄρω* und *ἔρω*; *gur* ist die Krümme andeutende Wurzelsilbe, und *uria* Stadt. Diese heisst zwar auch *iria*, allein es fragt sich, ob in allen diesen Wörtern nicht das *r* (der schneidende Buchstabe, auf dem sich lange in demselben Tone fortschnarren lässt), wie unser Reihe zu beweisen scheint, der wesentliche Laut ist. Auch das deutsche Wort Ort gehört zu dieser Familie; der Beweis würde mich nur hier zu weit führen. In dieser Zusammenstellung, in der mir nichts gezwungen scheint, und in welcher jeder einzelne Punkt sich aus bekannten Zeugnissen erweisen lässt, stehen den Römern die Vasken am nächsten, und der Uebergangspunkt sind die Etrusker. Die Sprache scheint Gleichheit in der Cultur durch Ackerbau, und in den politischen Instituten darzuthun. Ich bin indess weit entfernt, darum schon die Etrusker zu Stammvätern der Iberer, oder umgekehrt machen zu wollen.

*) Für ein solches Altitalisches Wort, dem Vaskischen verwandt, möchte ich *murus* halten. Vgl. S. 102. Anmerkung ***).

verhält sich Suessula (Plin. I. 155, 9), als Namensform, eben so, wie Deobrigula zu Deobriga, und mehrere andre, oben (14.) angeführte Spanische Städte zu einander.

33.

Vaskische Namen in Thracien.

Ehe ich diese kurze Musterung der Ortnamen eines Theiles des westlichen Europas beschliesse, muss ich noch mit wenigen Worten einiger Thracischen erwähnen. Denn wenn man sich die Völker von Osten nach Westen wandernd denkt, so ist Thracien ein Theil der grossen Heerstrasse dieser Wanderungen. Von den Celten dürfte ausserdem kaum zu läugnen seyn, dass sie diese Gegenden berührten, da sich Spuren ihrer Züge und Wohnsitze von Pannonien bis Lusitanien hin finden. Ganz speciell aber führt eine Familie von Namen die Forschung hierher, die in *-briga* und *-bria*, von welcher sogar der Ursprung hier gesucht wird. *Bria* soll nemlich auf Thracisch eine Stadt heissen. (Stephanus Byz. *v. Μεσημβρία.* Strabo. VII. 6, 1. *p.* 319.) Drei Städte, Mesembria (Herodotus. VI. 33.),*) Selymbria (Strabo. *l. c.*) und Poltyobria (Nicolaus Dam. *fragm. l.* 5.), führen diese Endung, und sind, dem Zeugniss der Griechischen Schriftsteller nach, aus fremden Namen der sie gründenden Pflanzer, und einem einheimischen Appellativum zusammengesetzt. Dasselbe ist bei vielen Städten des Alterthums, auch bei einigen Spanischen, der Fall, aber bei Mesembria, oder Mesambria, wird dieser Ursprung zweifelhaft, da es noch einen zweiten Ort dieses Namens in einer ganz andern Gegend, am Aegaeischen Meer (Herodotus. VII. 108.) gab. Das einfache Wort findet sich, nur mit verändertem Vocal, in der Thracischen Stadt Brea, nach welcher (Hesychius. *v. Βρέα*) die Athenienser eine Colonie schickten. Keine Stadt, sondern eine Gegend bezeichnet der Name Briantica, welchen der ganze dortige Strich um den Fluss Lissus herum trug, und merk-

*) In dieser Stelle billigt zwar Wesseling die Veränderung von *οἴκησαν* in *οἴκισαν*. Allein jenes ist offenbar richtiger, da die Stadt nicht neu gegründet wurde, sondern schon vorhanden war.

würdig ist es, dass dieser Name neu war, und an die Stelle des früheren Gallaica trat. Auch die bekannte Völkerschaft der Bryger oder vielmehr Briger (Ritters Vorhalle Europ. Völkergesch. 254.) kann hier nicht unerwähnt bleiben, so wenig ich es für gewiss halte, dass zwischen ihr, und jenen Namen in *-bria* und *-briga**) Zusammenhang ist.

Von Namen, die den Vaskischen entschieden ähnlich wären, bemerke ich nur folgende: Iliga (*Itin. Hierosolym. p.* 567.). Es soll eine Verdrehung von Helice (*Itin. Anton. p.* 136.) seyn, allein Helice selbst sieht vielmehr wie eine Umbeugung des wahren einheimischen Namens in Griechische Laute aus. Der Ort lag in einer rauhen Gegend, die, wenn man Vaskisch etymologisiren wollte, wohl deshalb, vor Erbauung des Fleckens, die städtelose geheissen haben könnte.

Des Flusses Arsia ist schon bei Italien (32.) gedacht worden.

Oescus Triballorum, ein alter einheimischer Ort- und Flussname, allenfalls mit Osca zu vergleichen.

Wären der Aehnlichkeiten auch mehrere und nähere, so würde ich nicht glauben, darauf achten zu dürfen. In einem so entfernten Lande, wo jeder sichre historische Grund, nach Namen-Aehnlichkeiten zu suchen, aufhört, können auch entschieden gleiche Laute allzu leicht von ganz verschiednen Wurzeln herstammen.

34.

Rückblick auf den Gang der Untersuchung; Aufstellung der zu beantwortenden Fragen.

Die Grundlage dieser, hauptsächlich auf die aus dem Alterthum her noch sichtbar gebliebenen Spuren der Vaskischen Sprache gerichteten Arbeit war die Prüfung der Ortnamen, als der fast einzigen übrigen Denkmale, in den Ländern, in welchen sie muthmasslich angetroffen werden konnten. Jetzt da diese vollendet ist, kommt es darauf an, auf dieselbe weiter fortzubauen,

*) Daraus dass Herodianus (Steph. Byz. *v. Βρίγες*) dies Volk *Βρίγαντας* nannte, lässt sich geographisch, oder historisch nichts folgern. Es ist eine bloss grammatische Bemerkung.

dabei aber vorzüglich die Zeugnisse der alten Schriftsteller zu Hülfe zu nehmen, da etymologischen Beweisgründen allein zu folgen immer ein missliches Unternehmen ist. Ob die Vorfahren der heutigen Vasken wirklich die alten Iberer waren? ob nur ihnen, und ihnen sprachverwandten Stämmen, oder zugleich auch anders redenden dieser Völkername zukam? ob diese Iberer, oder auch andre, und welche Nationen (ausser den bekannten Ansiedelungen der gebildeten Völker des Alterthums) die Spanische Halbinsel bewohnten? wie weit die Iberer ausserhalb derselben angetroffen werden? und ob sich über ihre Abkunft auch nur muthmasslich etwas bestimmen lässt? sind die hier zu beantwortenden Fragen.

35.

Unbestreitbare Sitze Vaskisch redender Iberer.

Die Ortnamen der Vasconen, wie Ptolemaeus (II. 6. *p.* 48.) sie zusammenstellt, enthalten nicht nur gerade die am meisten als Vaskisch zu erkennenden Laute, sondern sie sind auch von fremden, wie sie sich in andren Theilen Spaniens finden, rein. Gerade in ihren Wohnsitzen wird noch heute Vaskisch gesprochen, und wir können daher von keinem Punkt ausgehen, von dem es gewisser wäre, dass die heutige Sprache, natürlich mit den durch die Zeit hervorgebrachten Veränderungen, auch die der alten Iberer war. Gerade dies Volk litt auch am wenigsten von den Ereignissen, welche das übrige Spanien trafen. Die einzige verzweifelte Gegenwehr von Calaguris abgerechnet, waren sie nicht mit den Römern in Kriege verwickelt, und konnten sich in ihren Gebirgen leicht, wenn auch nicht von ihrer Herrschaft, doch von der Gemeinschaft mit ihnen frei erhalten. Dieselben Verhältnisse fanden bei ihren nächsten Nachbarn gegen das Mittelländische Meer, und bei den Völkern jenseits der Pyrenaeen Statt. Ebendaselbst aber bieten auch die Ortnamen (23. 26.) theils das wenigste Fremdartige, theils das Vaskisch Eigenthümlichste dar. Hier also in, und auf beiden Seiten der Pyrenaeen, wo, nach dem einstimmigen Zeugniss des Alterthums, Iberer wohnten, kann über die Einerleiheit dieser Iberer mit den Stammvätern der heutigen Vasken nicht einmal ein scheinbarer Zweifel entstehen. Aquitanien hatte

auch, wie die Vasconen selbst, von Heereszügen der Römer wenig zu erdulden. Dass aber bei Französischen und Spanischen Schriftstellern die Vasken gerade Cantabrer genannt werden, ist, wenn man vom Alterthum spricht, offenbar unrichtig. Denn wenn die Versetzung, die August veranstaltete, oder Einfälle, die sie selbst später zur GothenZeit vornahmen, die Cantabrer bis in das heutige Biscaya brachten, so gehört dies nicht hierher. Diese Voraussetzung selbst aber ist noch höchst zweifelhaft, und kann leicht nur daher entstanden seyn, dass die Nationaleitelkeit sich sträubte, die heutigen Biscayer als Nachkommen der in der Geschichte wenig berühmten und als unkriegerisch geachteten Caristier und Varduler anzusehen. (Oihenart. *Not. utriusque Vasc. c.* 6. *p.* 18.) An sich waren nicht nur die Wohnsitze der Cantabrer von den Vasconen noch durch jene beiden Völker und die Autrigonen getrennt, sondern bei den Cantabrern und ihren östlichen Nachbarn beginnt auch die Vermischung der Ortnamen mit Lauten, die ich nicht für Vaskisch erkennen kann.*) Selbst im Charakter beider Nationen, wie ihn die Alten schildern, ist ein Unterschied. Die Cantabrer waren so kriegerisch, dass dieser Charakterzug ihnen gleichsam zum beständigen Beiworte dient. Der Vascone wird, als nicht minder tapfer bezeichnet, er verachtete sogar, sich in der Schlacht mit einem Helm zu bedecken, und heisst daher der des Helms Ungewohnte. (Sil. Ital. III. 358. V. 197. IX. 232.) Diese Sitte mag mit seiner überhaupt leichten Bewafnung (Sil. Ital. X. 15.) zusammenhängen. Hätte aber der Krieg zu den gewohnten Beschäftigungen der Nation gehört, so würde daraus von selbst der Gebrauch sichrer schützender Waffen entstanden seyn. Der friedlichere Sinn der Vasconen geht auch sonst aus der Geschichte hervor, und war wohl eine Folge der Ruhe, deren sie in ihren Gebirgssitzen genossen.

---

*) Juvenal scheint sich (Sat. XV. *v.* 93—110.) der beiden Namen Vasconen und Cantabrer, als gleichbedeutend zu bedienen. Es kann aber aus dieser Stelle, wenn man sie genau betrachtet, nichts gegen ihre Verschiedenheit gefolgert werden. Da, wo er, vermuthlich nur des Verses wegen, *Cantaber* für *Vasco* setzt, kam es nicht darauf an, gerade dies Volk, sondern nur im Allgemeinen die Gegend zu bezeichnen, die es bewohnte.

36.

Zusammenstellung der Vaskischen Ortnamen Iberiens nach den Völkerschaften der Halbinsel.

Entschieden und unläugbar Vaskische Namen sind über die ganze Hispanische Halbinsel verbreitet. Dies beweist die oben (13—20.) vorgenommene Musterung ihrer Ortnamen. Da ich diese aber dort, ohne Rücksicht auf die geographische Lage, nach ihren Wurzeln durchgieng, so will ich sie hier nach den Völkerschaften zusammenstellen, doch nur die entschieden beweisenden, mit Auslassung aller, die sich, bloss dem Klange nach, an jene, als Reihen anschliessen, oder von denen die Etymologie gewagter scheinen könnte. Denn es kommt hier gar nicht darauf an, viel, sondern sicher zu beweisen.

1. Baetica.

a. die Iberischen Völkerschaften, die Turdetaner und Turduler.

Astigi, dreifach. Astapa. Asta. (13.) Esuris. Ulia. Ilipa. Ilipula, doppelt. Iliberi. (14.) Urbona. Urgia. Urgao. Urso. Ucubis. Illurco. Ilurgis. (15.) Iliturgis. (16.) Aranditani. Arsa. Artigi. Balda. Balsa. Litus Corense. Escua. Malaca. Munda. Murgis. Onuba. Salduba. Selambina. (17.) Vesci. Osca, doppelt. (18.) Menoba. (19.) Carissa. (20.)

b. die Celtischen Völkerschaften.

Laconimurgi. (14.) Turiga (16.) und Curgia (17.), die aber vielleicht Eins sind.

2. Lusitanien.

a. überhaupt, und die Lusitaner.

Langobriga. Langobriten. (14.) Verurium. (15.) Aravi. Moron. Fluss Munda. Mundobriga. Talabriga. Talori. (17.) Mendiculea. (20.)

b. die Vettonen.

Laconimurgum. (14.)

c. die Celtischen Völkerschaften.

Lancobrica. (14.)

3. Provincia Tarraconensis.

a. die Völkerschaften des Nordens.

aa. die Callaici, die dortigen Celtici mit eingeschlossen.

Iria Flavia. Ulla. (14.) Mearus. Navilubio. Lambriaca. Lapatia. Talamina. (17.)

bb. die Astures.

Ihr Name selbst. Asturica. (13.) Die Bedunesier. Flavionavia. Laberris. Maliaca. (17.)

cc. die Cantabri.

Aracillum. Murbogi. Octaviolca. Fluss Sanda. (17.)

dd. die Caristii.

Ihr eigner Name, vorzüglich in der Form: Carietes. (20.)

ee. die Varduli.

Alba. Morosgi. (17.) Menosca. (18.)

ff. die Vascones.

Graccuris. Calaguris. (14.) Bituris. (15.) Iturissa. (16.) Alavona. Balsio. Die Curgonii. Edulius mons. Tarraga. (17.) Bascontum. (18.) Menlascus. Oeaso. (20.)

b. die Völkerschaften des Mittellandes.

Solurius mons. Urbiaca. (15.) Albonica. (17.) Die Gebirge Orospeda, Idubeda. (20.)

aa. die Vaccaeer.

Albocella. (17.)

bb. die Carpetaner.

Ihr Name, vorzüglich in der Form Carpesii. (20.) Ilurbida. (15.) Ilarcuris. (14.) Arriaca. (17.)

cc. die Oretani.

Ihr eigner Name. Oria. (20.) Lacuris. (14.)

dd. die Ilergetes.

Calaguris. (14.) Ileosca. Vescitania. Osca. (18.)

ee. die Lacetani.

Ascerris. (13.)

ff. die Celtiberischen Völkerschaften.

Urcesa. (15.) Turiaso. (16.) Alaba. Bilbilis. Larna. Malia. (17.)

gg. die Castellaner.

Egosa. (17.) Basi. (18.)

c. die Südküste.
Ildum. (17.)

aa. die Bastetaner.
Ihr eigner Name. Basti. (18.) Urce. (15.) Abula. (17.)

bb. die Contestaner.
Lucentum. (17.)

cc. die Edetaner.
Hedeta. (19.) Uduba. (15.) Leonica. Salduba. (17.)

dd. die Ilercaoner.
Ihr eigner Name, vorzüglich in der Form Illurgavonenses. (15.) Biscargis. (18.)

ee. die Cosetaner.
Iluro. (15.)

ff. die Laletaner.
Fluss Larnum. (17.)

37.

Verbreitung der Vaskischen Sprache über die ganze Halbinsel.

Wenn man dieses Verzeichniss mit Aufmerksamkeit durchgeht, so kann man, wie es mir scheint, sich der Ueberzeugung nicht erwehren, dass es keinen ausgedehnten Strich der Halbinsel giebt, in welchem nicht Oerter, oder Gegenden durch Völker benannt worden sind, die eine dem heutigen Vaskischen in dem Lautsystem, den Wurzelwörtern, den Endungen und Zusammensetzungen gleiche Sprache redeten. Bei allen grösseren Stämmen finden sich solche, und wenn sie bei den Autrigonen, Lobetanern, Olcadern, Cerretanern, Ausetanern und Indigeten fehlen, so sind dies gerade die kleineren Völkerschaften, von denen überhaupt weniger Namen auf uns gekommen sind. Der Zufall kann sehr oft gemacht haben, dass die ächt Iberischen Namen nicht von den Schriftstellern erhalten wurden, und die Ursach kann theils in der Fremdheit der Laute, theils darin liegen, dass sie unbedeutende Flecken und Dörfer bezeichneten. Die bedeutenderen Städte bekamen oft ihre Benennungen von Fremden. Dass viele Ortnamen

auch Vaskisch seyn mögen, die sich nur von uns nicht mehr sicher etymologisiren lassen, muss ohnehin immer vorbehalten bleiben. Indess ist es gewiss, dass die Vaskischen Namen auf der Halbinsel ungleich vertheilt sind. Die meisten finden sich, dem Verhältnisse des Raumes nach, bei den Vasconen, nächst ihnen bei den Turdetanern und Turdulern in Baetica. Die Häufigkeit der ächtesten und ursprünglichsten Laute in den Namen dieser Provinz lässt kaum einen möglichen Zweifel übrig, dass die Turdetanische Mundart dieselbe, oder wenigstens eine ganz ähnliche mit der heutigen Vaskischen war.*) Auffallend wenig Vaskische Namen, nach der Grösse des Landes, sind in Lusitanien, obgleich einige gar nicht zu bezweifelnde. Der Grund kann aber darin liegen, dass gerade in Lusitanien die Endung *briga* die herrschende Form der Namen der grösseren Städte ist, und nun sind es doch nur diese, von welchen die Geographen und Geschichtschreiber gewöhnlich reden. Es blieb also wenig Gelegenheit übrig, wahrhaft einheimische Namen auf uns zu bringen. In dem ganzen, im Vorigen angedeuteten Gebiet der Namen, die mir fremd, uniberisch scheinen, sind die Vaskischen dünner gesäet. Ständen dieselben aber auch ganz vereinzelt da, gäbe es bloss in Baetica Astapa, Iliberis, Urgao, in Lusitanien Mendiculea, an der Nordküste Iria, Flavionavia, im Innern Oria, den Orospeda und Idubeda, an der Südküste Lucentum, Iluro u. s. f., so würden diese isolirten Namen immer zeigen, dass dort

*) In Niebuhrs Römischer Geschichte (I. 111.) wird gerade das Gegentheil, als eine ganz ausgemachte Sache behauptet. Aber, heisst es, gäbe selbst diese Untersuchung (nemlich die der Wörter der Bergsarden durch einen des Vaskischen Kundigen) ein anderes Resultat, so wäre die Hypothese dennoch nicht widerlegt, indem die Sprache der Turdetaner von derjenigen, wozu die baskische, als Dialect, gehört, ganz verschieden war, und für uns völlig verloren ist. Es ist sehr zu bedauern, dass diesem Ausspruche gar kein Beweis beigefügt ist. Meine Untersuchungen führen mich auf das entgegengesetzte Resultat. Ich sehe schlechterdings keinen Grund, warum die Turdetanische Sprache hätte eine andre seyn sollen: ich finde in den Ortnamen einen vollkommen genügenden Beweis der Einerleiheit derselben mit der Vaskischen, und ich wüsste, ohne diese anzunehmen, nicht einmal ein Mittel, die beträchtliche Anzahl ächt Vaskischer Namen in Baetica zu erklären. Den Celten in der Provinz kann man sie weder geographisch, noch linguistisch beimessen, und die Turduler, an die sich hier allenfalls denken liesse, waren, nach Strabo (III. 1. *p.* 139.), so innig mit den Turdetanern verbunden, dass nicht zwei verschiedene Sprachen bei beiden angenommen werden können. Carter (*Journey from Gibraltar to Malaga.* I. 83.) sagt, dass, nach Plinius, die Turdetanische Sprache ein Dialect der Celtiberischen war. Es ist nicht einzusehen, auf welche Stelle des Plinius er sich hierbei beziehen mag.

Vaskisch redende Iberer hingedrungen, oder von da verdrängt worden waren, und nothwendig würden sie auch die Zwischenländer, durch die man zu diesen Oertern gelangt, einmal haben durchziehen müssen. Ich glaube daher die auch sonst schon aufgestellte Behauptung, dass die alten Iberer Vasken waren, den heutigen in der Sprache gleich, oder ähnlich, und dass diese Iberer in allen Gegenden Spaniens wohnten, ohne auf einen einzelnen Theil des Landes beschränkt zu seyn, ausser allen Zweifel gesetzt zu haben.

Einen in der jetzigen Sprache selbst liegenden, und mir sehr wichtigen Beweis ihrer weiten ehemaligen Verbreitung, die ungemein grosse Vielfachheit ihrer Wort- und grammatischen Formen, habe ich schon in meiner früheren Schrift angeführt.*) Dass so zahlreiche Formen in beschränkten Wohnplätzen, und bei einem, oder wenigen Volksstämmen entständen, wäre durchaus unnatürlich. Dagegen begreift man dieselben vollkommen, wenn man annimmt, dass eine Menge in grosser Verbreitung lebender Stämme durch Zeit und Begebenheiten in wenige Gebirgsthäler zusammengedrängt wurden.

Endlich sey es mir vergönnt, hier eine merkwürdige Verwandtschaft von Begriffen in der Sprache zu erwähnen, die vielleicht nicht ganz unbeweisend ist. *Atzean* heisst zurück, hinter, und *atzea* der Fremde. Das Volk dachte sich also ursprünglich den Fremden nur hinter sich. Sollte dies nicht anzeigen, dass die Nation seit undenklichen Zeiten zwischen den Pyrenaeen, und dem Ocean, am Ende Europas sass, lange unvermischt blieb, und nur durch Ueberlieferung wusste, dass hinter ihr, in den von ihren Vätern einmal durchwanderten Gegenden, andre Völker wohnten?

38.

Die Iberer machten Ein grosses Volk aus.

Bildeten aber alle Iberer nur Ein Volk mit mehreren Mundarten, oder mehrere mit wahrhaft verschiedenen Sprachen? und

*) Zusätze zum Mithridates. S. 38.[1])

[1]) *Vgl. Band 3, 259.*

gab es auch vielleicht, ausser ihnen und den Celten, noch andre einheimische Völkerschaften auf der Halbinsel? Denn die Punischen, Griechischen und Römischen Ansiedelungen bleiben, wie schon oben bemerkt worden, ein für allemal von dieser Untersuchung ausgeschlossen. Die so eben aufgestellten Fragen sind nicht ganz leicht zu beantworten. Der Name der Iberer ist nicht bloss ein ethnographischer, sondern grossentheils ein geographischer. Nur die Bewohner der Nordküste des Mittelländischen Meeres vom Rhodanus an westlich wurden ursprünglich mit demselben belegt. Dem inneren Spanien wurde anfangs noch kein gemeinschaftlicher Name gegeben. Polybius (III. 37, 10.) sagt ausdrücklich, dass zu seiner Zeit der am Ocean liegende Theil der Halbinsel noch keinen solchen hatte. Herodots Iberien (I. 163.) war offenbar nur das Küstenland, und nur von der Küste, vermuthlich, da ihrer zugleich mit Ligyern gedacht wird, von der Gallischen waren wohl die Iberer, die er als Miethstruppen (VII. 165.) in Sicilien erwähnt. Erst viel später dehnte man den Namen Iberien auf das ganze Land aus, und es ist nicht anzunehmen, dass dieser Ausdehnung Forschungen zum Grunde lagen, durch die man sich wirklich von der Gleichartigkeit der nördlichen und südlichen Stämme überzeugt hätte. Mannert, der in allen seinen Urtheilen sehr vorsichtig ist, bemerkt mit Recht, dass sich (nemlich aus den Alten) nicht beweisen lasse, dass die nördlichen und westlichen Bewohner mit den eigentlichen Iberern im Südosten des Landes von einerlei Ursprung sind. (I. 238.) Dass sich die Alten auch diese gemeinschaftliche Abstammung nicht deutlich vorstellen mochten, scheinen mehrere Stellen, und unter diesen eine Diodors von Sicilien (V. 34.) über die Vaccaeer zu beweisen. Denn indem er dies Volk, als ein eignes von den Celtiberern absondert, sagt er nicht, dass es ein Iberisches war. Es scheint nach ihm ein Volk für sich auszumachen. Die Lusitaner rechnet er jedoch zu den Iberern. Appian dagegen nennt*) die Vaccaeer ausdrücklich einen Stamm der Celtiberer (VI. 51, 43. 54, 26.), so dass man sieht, wie unsicher die Kenntniss der Alten von diesen Völkerschaften war. Auf diese Weise wäre es daher gar nicht unmöglich, dass im Norden und

*) In der Stelle der Einleitung zu seiner Geschichte (c. 3.) *Ἰβηρία τε πᾶσα — τελευτῶντες* muss dies Participium, dem Sinn nach, auch auf *Ἰβηρία* bezogen werden. Es ist also daraus nichts über die besonderen Wohnsitze der Celtiberer zu ersehen. Sie werden nur erwähnt, weil sie mit den Iberern die ganze Bevölkerung des Landes ausmachten.

Westen Völkerschaften gewohnt hätten, die, ohne zu den Celten zu gehören, doch nicht Iberer, oder wenigstens Iberer mit ganz verschiedener Sprache gewesen wären. Mehr als diese blosse Möglichkeit dürfte gleichwohl nicht vorhanden seyn. Auch nach Mannerts Urtheil, steht der Voraussetzung der Gleichheit aller Bewohner Spaniens, ausser den Celten, nichts entgegen, und man kann weiter gehen, und sagen, dass, wenn man sich auch bloss auf die Schriftsteller beschränkt, gar kein Anlass ist, eine andre Meynung zu hegen. Zwei bestimmte und positive Gründe aber, der Name der Celtiberer, und die Resultate der Untersuchung aller Ortnamen, sprechen entschieden für die Annahme, dass nur Iberer und Celten (und kein drittes Volk mit ihnen) die Halbinsel bewohnten. Der Name der Celtiberer geht offenbar in sehr frühe Zeiten hinauf, und da die Vermischung der Celten mit Iberern nicht an der Küste, sondern gewiss nördlicher, wenigstens im Mittellande geschah, so musste man doch auch dort schon damals Iberer kennen. Wenn ich annehme, dass dieser Name zwar bei Fremden, aber doch durch die Erzählungen der Eingebohrnen entstand, so erhellt, dass diese im Stande waren, über ihre Nachbarn im Innern ein richtiges Urtheil zu fällen. Indess ist hier immer die Gränze ungewiss, wie tief hinein die Iberer sich erstreckten. Dagegen lässt der Beweis aus den Ortnamen keine Unbestimmtheit übrig. Wir haben gesehen, dass die Vaskischen über die ganze Halbinsel, ohne alle Ausnahme, verbreitet sind. Nun vorauszusetzen, dass demohngeachtet die Iberer der Nordküste und im Westen, ausser den Celten, noch mit einem andren Volke vermengt gelebt hätten, von dem weder die alten Schriftsteller, noch die Ortnamen irgend eine deutliche Spur enthalten, wäre eine grundlose und höchst unwahrscheinliche Vermuthung.*)

---

*) Der Meynung, dass die Ligurer, welche, mit Iberern untermischt, an der Südküste Galliens wohnten, Theile Spaniens innegehabt hätten (Riscos Fortsetzung der *España sagrada. T.* 32. *p.* 7—9.), habe ich nicht erwähnen zu dürfen geglaubt. Sie beruht bloss auf Thucydides (VI. 2.) Nachricht von der Vertreibung der Sicaner aus Iberien durch Ligyer, und Mannert hat (I. 447. 448.) sehr richtig gezeigt, dass diese Sicaner, welche Beschaffenheit es mit ihnen haben mag, nicht aus Iberien, sondern höchstens aus den Iberischen Wohnsitzen an der Südküste Galliens haben kommen können. Wäre dies nicht, so müsste der Ligurer in Spanien auch von andren Schriftstellern Erwähnung geschehen seyn. Risco bezieht sich auf Avienus *Ora maritima* (*v.* 129—139.). Aus dieser Stelle geht aber über die Ligurer nichts andres hervor, als was auch sonst über ihre Wohnsitze in Gallien bekannt ist. (Mannert. Th. 2. Band. 1. *p.* 2.)

39.

Die Iberer hatten nur Eine Sprache.

Die Iberer machten Ein Geschlecht (*γένος*) aus, das aber, nach seinen Stämmen (*φῦλα*), in verschiedene Namen abgesondert war. Dies bezeugt Herodorus (Vossius *de hist. graecis*. III. *p*. 374.) in einer bei Stephanus von Byzanz (*v*. *Ἰβηρίαι*) aufbehaltenen Stelle seines 10. Buchs der Geschichte des Hercules. Mit gleicher Bestimmtheit drückt sich, soviel mir bekannt ist, kein andrer alter Schriftsteller hierüber aus, allein keiner auch redet von einer solchen Verschiedenheit der Iberischen Stämme, dass sie auch Verschiedenheit der Sprache voraussetzte. Plinius, der den Unterschied zwischen den Iberern und Celtikern in Iberien so bestimmt und gleichsam schneidend angiebt, würde gewiss das nemliche in Absicht grosser Verschiedenheiten unter den Iberern selbst thun. Es kommt aber nirgends nur die mindeste Spur davon bei ihm vor. Man beruft sich dagegen auf Strabo (III. 1. *p*. 139.) und auf den ersten Anblick scheint der aus ihm hergenommene Beweis allerdings unwiderleglich. Indem er von den Turdetanern, ihren alten schriftlichen Denkmalen und Gedichten spricht, sagt er: „auch die andren Iberer bedienen sich der Schrift, nicht auf Eine Weise; denn auch nicht Einer Sprache.“*) Diejenigen, welche

*) *καὶ οἱ ἄλλοι δ' Ἴβηρες χρῶνται γραμματικῇ, οὐ μιᾷ ἰδέᾳ· οὐδὲ γὰρ γλώττῃ μιᾷ.* In der neuesten Pariser Uebersetzung heisst diese Stelle: *Les autres Ibères s'appliquent aussi aux belles lettres; mais leur litérature n'est pas partout la même, parcequ'ils ne parlent pas tous la même langue.* Den Worten Strabos diesen Sinn zu geben, hindert schon die Bildungsstufe, auf der jene Völker natürlich stehen mussten. Auch würde er schwerlich haben sagen wollen, dass ihre Literatur nicht überall dieselbe wäre, da dies die Literatur nirgend seyn kann. Der Epitomator Strabos (Hudson's *Geogr. min. Vol*. II. *p*. 25.) hat den Ausdruck Grammatik von der wahren und eigentlichen Sprachlehre genommen. *Ἀλλὰ καὶ ἄλλοι Ἴβηρες οὐχ ὁμόγλωσσοι ὄντες, γραμματικαῖς χρῶνται τέχναις ἕκαστοι κατὰ τὴν ἰδίαν γλῶσσαν.* Vermuthlich hat er dadurch ausdrücken wollen, dass sie in Regeln gebrachte Sprachlehren besässen. Aber der natürliche Sinn ist der oben von mir angegebene, und derselbe, in welchem Harpocration in der in Wolfs *Prolegomena* zum Homer. *p*. 63. *nt*. 29. angeführten Stelle das Wort braucht. *V*. *Ἀττικοῖς γράμμασι· τὴν γὰρ τῶν εἴκοσι τεσσάρων στοιχείων γραμματικὴν ὀψέ ποτε παρὰ τοῖς Ἴωσιν εὑρεθῆναι.* Ganz ähnlich ist das Lateinische *literatura, ut antiqui vocabant*, die Kunst, *per quam pueris elementa traduntur* (Sen. *epist*. 88. *Ed. Bip*. *p*. 344. 345.) Dieser Sinn wird im Strabo auch durch die un

die ausschliessliche Herrschaft des Vaskischen im alten Spanien vertheidigen, haben diese Worte gewöhnlich so ausgelegt, als redete Strabo nur von verschiedenen Mundarten. In der That verachteten die Griechen und Römer so sehr alle Bemühung, sich von dem, was die barbarischen Völker betraf, genau, und seiner Eigenthümlichkeit gemäss zu unterrichten, dass eine solche Verwechslung, die auch uns noch bei Sprachen andrer Welttheile oft genug begegnet, wohl möglich wäre. Sie wäre sogar um so verzeihlicher, als noch heute die Dialecte der so nah neben einander wohnenden Vasken dergestalt in Aussprache, und grammatischen Formen verschieden sind, dass immer einige Gewöhnung dazu gehört, wenn sie einander geläufig verstehen sollen. Zur Zeit der Verbreitung der Nation über einen ungleich grösseren Raum konnte es mehrere, und• noch weiter von einander abweichende Mundarten geben. Es liess sich aber dagegen erinnern, dass Strabo bei der Schilderung Galliens (IV. 1. *p.* 176.) wohl zeigt, dass er Mundart und Sprache nicht mit einander vermischt. Denn indem er auch von den Galliern sagt, dass sie nicht einerlei Sprache reden, bestimmt er dies näher dahin, dass einige ein wenig in ihren Mundarten abweichen, bezeugt dagegen an derselben Stelle die gänzliche Verschiedenheit der Aquitanischen und Gallischen Sprache. In Gallien stellt er den Unterschied eher zu klein dar, und setzt sich dadurch in Widerspruch mit Caesar, der (*de bello Gallico.* I. 1.) die drei Theile Galliens verschieden an Sprache, Einrichtungen und Gesetzen nennt.*) Wären die Sprachen,

---

mittelbar vorhergehende von den Turdetanern handelnde Stelle bestätigt. Sie bedienen sich, heisst es, der Schrift (*γραμματικῇ*) und besitzen die Schriften (*τὰ συγγράμματα*) ihrer alten Ueberlieferungen. Beide Worte beziehen sich hier offenbar auf einander. Ganz denselben Sinn hat die Stelle, welche in der Pariser Uebersetzung (*p.* 435. *nt.* 3.) nach Vossius citirt ist, und auch bei Stephanus vorkommt: *γραμματικῇ δὲ χρῶνται τῇ τῶν Ἰταλῶν οἱ παρὰ θάλατταν οἰκοῦντες τῶν Ἰβήρων.* Hier passt weder Literatur, noch Grammatik. Hätte das letztere ausgedrückt werden sollen, so war Sprache das rechte Wort. Aber Schrift und Schriftart geben den wahren Sinn, und die Schrift konnte ebensowohl zum Schreiben in der einheimischen, als der fremden Sprache gebraucht werden. Florez hat diese Stelle vollkommen richtig gefasst. (*Medallas.* II. 522.)

*) Schlözer. Allgem. Welthist. XXXI. 339. erklärt sich zwar hier sehr richtig für Caesars Meynung. Doch geht er auf der andren Seite zu weit, und hält Vasken, Galen und Kymren, wie er sie nennt, für gleich verschiedene Volksstämme, da ihre, noch heute bekannten Sprachen deutlich zeigen, dass sie nur zwei ausmachten, und Galen und Kymren zu demselben gehörten. Indess bleibt die angeführte ganz in dem eigenthümlichen Geiste des treflichen Mannes geschriebene Stelle immer die erste, welche Licht über diese damals noch sehr dunkle Materie verbreitete.

welche Strabo unter den Iberern annimmt, so verschieden, als diejenigen, deren Quellen wir im alten Gallien zu suchen haben, so wären sie wohl abgesonderte Sprachen, nicht aber Mundarten zu nennen. Denn das *Bas Breton*, und das Galische weichen bei weitem mehr, wie blosse Mundarten von einander ab. Die Stelle des Strabo muss aber, meines Erachtens von einer andren Seite richtiger gedeutet werden. Das Misverständniss liegt in dem Ausdruck Iberer. Wie schon im Vorigen gesagt ist, gieng dieser Name zwar von einem Volke aus, nachher aber auf ein Land über, und ist daher sehr oft mehr geographisch, als ethnographisch. Auf diese Weise nun nimmt ihn Strabo gewöhnlich,*) Iberer sind ihm Bewohner Iberiens, gleichbedeutend unsrem heutigen Spanier, wenn dieser Name für die ganze Halbinsel gälte. Die völlig in Römer verwandelten Iberer, sagt er (III. 2. *p.* 151.), heissen *togati*, und unter diesen sind auch die Celtiberer begriffen. In gleicher Allgemeinheit braucht er das Wort an vielen andren Stellen. (III. 1. *p.* 137. *c.* 2. *p.* 141. 146. *c.* 4. *p.* 163. 165.) Er scheint nicht einmal von den Iberern, als eignem Volke, unabhängig von ihren Wohnsitzen, einen richtigen Begriff zu haben. Denn da er von den Völkern des eigentlichen Aquitaniens spricht (IV. 1. *p.* 176. *c.* 2, 1. *p.* 189.), sagt er nicht, dass sie Iberer sind, sondern nur, dass sie den Iberern gleichen. Daraus ist sogar ein Misverständniss in einer Stelle seiner Beschreibung der Pyrenaeen entstanden. Die Thäler derselben, heisst es (III. 4. *p.* 162.), sind von den Cerretanern besetzt, die zum grössten Theil ein Iberisches Volk sind. Er meynt damit, dass die gerade auf der Gränzscheide ansässigen Cerretaner theils zu Iberien, theils zu Gallien gehören, man hat ihn aber meistentheils so verstanden, als hätten die Cerretaner, die ganz Iberer wären, nur einen Theil der Thäler innegehabt.**) In andren Stellen werden die Iberer zwar offenbar als ein abgesondertes Volk, im Gegensatz der eingewanderten Bewohner Spaniens, genannt (III. 3. *p.* 152. *c.* 4. *p.* 163. 164.), allein alsdann

---

*) Diodor von Sicilien in der merkwürdigen Stelle über die Celtiberer ist hierin genauer; er spricht von Iberern und Iberien nur als Nation, und Wohnsitz einer Nation, und sagt, als er von den Pyrenaeen redet (V. 35.), ausdrücklich, dass sie Gallien von Iberien, und auch von Celtiberien scheiden. Dagegen braucht Polybius (XI. 31. und *fr.* 14. *ed. Schweigh. T.* V. *p.* 57.) Iberer und Celtiberer als durchaus gleichbedeutend.

**) In der neuesten Pariser Uebersetzung wird zwar (I. 473. Anm. 1.) die richtige Erklärung, die schon Marca angab, angeführt, allein bloss mit dem Zusatz, dass die Stelle auch diesen Sinn haben könne.

ist der Gegensatz immer ausdrücklich hinzugefügt, oder durch den Zusammenhang angedeutet. In der Stelle nun, von der wir hier reden, ist es klar, dass der Ausdruck Iberer bloss in der allgemeinen geographischen Bedeutung genommen wird. Denn wenige Zeilen vorher sagt Strabo, dass die Turdetaner die verständigsten und gebildetsten unter den Iberern*) sind, und will ihnen doch unstreitig damit den Vorzug vor allen Bewohnern der Halbinsel einräumen. Versteht man die Stelle auf diese Weise, so dass nicht unter den Iberern, wohl aber in Iberien mehr als Eine Sprache geredet wurde, so bringt man Strabo mit Plinius, und den übrigen alten Schriftstellern in Einklang, und findet noch heute durch die übriggebliebenen Ortnamen diese Aussage bestätigt. Denn offenbar wurde von den Celten auf der Halbinsel Celtisch, und da vermuthlich nicht alle aus einer Gegend und zu Einer Zeit einwanderten, vielleicht Celtisch auf verschiedene Weise, wie in Gallien selbst gesprochen.**) Die gleiche Bestätigung in Absicht der Schrift ergiebt sich selbst aus den noch so sehr mangelhaften Untersuchungen über die Altspanischen Münzen und Inschriften. Man findet darin nur Ein Turdetanisches, d. i. Iberisches Alphabet, aber ein davon verschiednes Celtiberisches, und vielleicht noch ein zum Theil Phönicisches.***) Auch Erro (*Alfabeto de la lengua primitiva. p.* 98. 244.) giebt eine Verschiedenheit der Buchstaben auf den Celtiberischen und Turdetanischen Münzen zu.

40.

Vermischung der Iberischen Völkerschaften mit Celtischen Stämmen.

Zwei Sätze scheinen mir, nach dem Vorigen (35—39.), fest zu stehen. Die alten Iberer sind das Stammvolk der heutigen

*) *Σοφώτατοι ἐξετάζονται τῶν Ἰβήρων.*

**) Mannert scheint die Sache eben so zu nehmen, obgleich er sich auf die Frage nicht ausdrücklich einlässt. Die reinen Iberer haben, nach ihm, nur Eine Sprache (I. 238.), von den Turdetanern, die zu den vermengten gehören, schweigt er in dieser Hinsicht. Strabo erwähnt in der Stelle, wo er von der Gleichheit der Sitten und Lebensart aller Bewohner der Nordküste (III. 3. *p.* 155.) redet, der Sprache nicht besonders, sondern es lässt sich nur hinzuschliessen, dass die Gleichheit sich auch auf sie ausdehnte.

***) Velasquez (*Ensayo sobre los Alfabetos de las letras desconocidas p.* 40.)

Vasken, und diese Iberer machten, über die ganze Halbinsel verbreitet, Eine, dieselbe Sprache redende, nur in Völkerschaften mit verschiedenen Mundarten getheilte Nation aus. Die Vaskische Sprache war also die einzige desjenigen Volks in Hispanien, dessen Einwanderung, wenn es nicht autochthonisch dort sass, vor alle auf uns gekommene Ueberlieferung fällt. Wir müssen jetzt sehen, mit welchen fremden Nationen diese Iberer vermischt lebten, da die Untersuchung der Ortnamen uns auf fremde, neben den Vaskischen, geführt hat. An den Küsten siedelten sich, und sehr früh Phönicier, Griechen und Carthager an, und drangen mehr, oder weniger tief in das Land selbst ein. Plinius erwähnt (I. 137, 3.), nach M. Varro, auch Perser, von deren Zügen nach Spanien wohl sonst nichts vorkommt. Die Römer verwandelten einen grossen Theil der Halbinsel, mit Ausrottung der einheimischen Sitten und Sprache, in eine, Italien durchaus ähnliche Provinz. Alle diese Einwanderungen aber übergehe ich hier, und verweile nur bei denjenigen fremden Völkerschaften, die, auch Barbaren (in dem Sinn, den die Alten diesem Worte gaben) und dem westlichen Europa angehörend, sich in Spanien niedergelassen hatten. Dies sind bloss Celten, und sie kommen bei den alten Schriftstellern in doppelter Gestalt vor, rein Celtisch am Anas (Strabo. III. 1. *p.* 139.), und mit diesen verwandt (*l. c. c.* 3. *p.* 153.) in der äussersten Nordwestspitze des Landes, dem heutigen Gallicien, dann mit den Iberern zu Einem Volke verschmolzen, als Celtiberer. Jene werden bei Römischen und Griechischen Schriftstellern gewöhnlich nicht Celten, noch Gallier, oder Galater, sondern *Celtici* genannt, vermuthlich um sie dadurch, als einen abgesonderten, zu den Celten gehörenden, von ihnen hergekommenen, aber nicht sie selbst ausmachenden Zweig zu bezeichnen. Die Stadt Celti (Plin. I. 138, 8.) hat unstreitig von ihnen den Namen. Sie lag zwar nicht eigentlich im Gebiet der Celtiker, aber doch, zwischen Ecija und Merida, in einer Gegend, die von diesen Stämmen nicht unbesucht bleiben konnte. Sie bildete aber bei den Römern ihr Adjectivum nicht in *-cus,* sondern in *-tanus* (*Celtitanus*) (Florez. *Medallas.* I. 361.), nach Art der andren Spanischen in *i* endenden Städte. Die Ansiedelung im Nordwesten

---

nimmt ausdrücklich drei Alphabete, ein Turdetanisches, Celtiberisches und Bastulo-Phoenicisches an. Auch nach Bellermanns Untersuchungen (Ueber die Phönicischen Münzen. St. 3. *p.* 27.) sind die punischen Inschriften auf Spanischen Münzen nicht alle rein Punisch, sondern mit andern Charakteren vermischt.

war noch geschichtlich mit den Umständen, unter welchen sie sich zugetragen, bekannt, und war die jüngste. Sie geschah von der am Anas aus. Die an diesem Fluss Wohnenden stammten, nach Plinius, von den Celtiberern (I. 139, 14.) ab. Warum aus diesen beiden Stämmen, und ihren Nachbarn nicht auch ein Mischvolk wurde, ist jetzt wohl nicht mehr zu erklären. Ebensowenig lässt sich etwas über die Zeit der Einwanderung der zu Celtiberern Gewordenen bestimmen. Die bekannten Stellen der Alten über sie (die hauptsächlichste ist bei Diodorus Sic. V. 33.) enthalten nichts, was dazu führen könnte. Es bleibt sogar zweifelhaft, ob Sagen von ihrer Einwanderung, und ihrem Verschmelzen mit den Eingebohrnen vorhanden waren, oder ob beides nur als Erklärung der Thatsache, dass man Celten und Iberer vermischt fand, hinzuerfunden ward. Eins oder das Andre muss nothwendig der Fall seyn, und vermuthlich entstand der Name zuerst bei den fremden Pflanzvölkern Spaniens, aber nach Berichten, die sie von den Eingebohrnen erhielten. Auf jeden Fall ist er viel älter, als wir ihn zuerst in der Römischen Geschichte antreffen, und beweist dadurch, wie schon oben bemerkt worden, dass auch damals die Bewohner des Mittellandes, und nicht bloss die der Küste, Iberer hiessen. Dass er dem Volke von Fremden gegeben ist, bleibt sichtbar. Es kommen noch zwei ähnliche, nur nicht gleich berühmt gewordene Namen vor, der der Celtoscythen (Plut. Marius. 11.), mit dem man, aus Unkunde des wahren, die in Italien einbrechenden Cimbern und Teutonen benannte, und der der Celtoligyer (Strabo. IV. 6, 3. *p.* 202.), den man den Salyern, oder Salluviern beilegte. Von diesem wird ausdrücklich gesagt, dass er kein ursprünglicher, sondern ein erst später entstandener sey. Vermuthlich kannte man die Völkerschaft nicht gleich so genau, oder die Vermischung erfolgte auch vielleicht erst später. Nicht bloss bei den Celtiberern, sondern auch bei den Celtikern finden sich einige, jedoch bei den letzteren sehr wenige Vaskische Ortnamen. (36.) Plinius bezeugt ausdrücklich (I. 139, 14.), dass die Ortnamen der Celtiker ihren fremden Ursprung verriethen, und seine ganze Nachricht ihrer Abstammung von den Celtiberern gründet sich nur auf diese Verschiedenheit der Namen, der Sprache, und heiligen Gebräuche, nicht, wie es scheint, auf wirkliche Sage. Ihre Ortnamen kamen auch in Celtiberien vor, und auch in ihren neuen Wohnsitzen in Baetica führten ihre Städte eigne Beinamen. Diese Beinamen sind, bis auf den letzten der von Plinius ange-

gebenen, alle Lateinische. Der letzte: Emanici scheint es nicht, und könnte wohl ein Turdetanischer, also Vaskischer seyn. *Eman*, geben, ist ein Vaskisches Wort, doch soll dies hier nur für den Laut, nicht die Etymologie beweisen. Zu bedauern ist, dass in dem andren Beispiel dieser Art in dieser Stelle: *Ucultuniacum quae et Turiga nunc est* (Harduin *ad h. l.*) ein Schreibfehler zu seyn scheint,*) da der erstere Name, um nicht die ganz gleich fortlaufende Construction zu unterbrechen, ein Dativus seyn müsste. Auf jeden Fall ist Turiga ein Vaskischer Name, und durch das *nunc* scheint nur angedeutet, dass der neue Ort von seinen Iberischen Anwohnern damit belegt wurde. Beiläufig muss ich hier noch erwähnen, dass Astarloa (*Apologia. p.* 198.), alle Verschmelzung von Celten und Iberern verwerfend, Celtiberia für eine Verdrehung von Zaltiberia hält, und dies durch pferdereiches Ufer erklärt.

41.

Ausdehnung und Gränzen dieser Vermischung.

Ausser den Celtiberern, und den beiden rein Celtischen Stämmen, wohnten aber, meiner Ueberzeugung nach, auch noch in andren Theilen der Halbinsel Celten und Iberer mit einander vermischt. Mannert hat hierüber (I. 237—240.) ein andres System aufgestellt. Nach ihm ist die Südküste von Iberern bewohnt, zu welchen sich fremde Pflanzvölker gesellt haben. Im Mittellande waren die Iberer mit den Celten vermengt, diese Mischung trift vorzüglich die Vaccaeer, Carpetaner, Oretaner und andre dort befindliche Stämme, die er jedoch immer von den eigentlichen Celtiberern trennt. Sie geht aber nur dies Mittelland an, die

*) Das unmittelbar vorhergehende Beispiel Contributae Julia hat das Besondre, dass der aus Celtiberien kommende Name kein einheimischer ist. Sollte daher vielleicht Plinius dieser Stadt den Celtiberischen, welchen die Celtiberer ihr vermuthlich auch in ihrer Sprache gaben, hinzugefügt haben, und sollte dieser Name Ucultuniacum (als Apposition von Julia) seyn? Turiga wäre dann der Turdetanische Name, und die Stadt hätte vier, zwei Römische, einen in Celtiberien, den andren in Baetica, einen Celtiberischen, und einen Turdetanischen. Da neuere Ausgaben des Plinius hinter *Julia* bloss ein Comma setzen, so scheinen sie diese Construction wirklich andeuten zu wollen.

übrigen Iberer (also die der Nordküste, und, nach ihm, wohl auch der grössere Theil der Lusitaner) blieben unvermengt. Ich dagegen glaube, dass die Vermengung auch die Nordküste bis zu den Vardulern hin, und alle Bewohner Lusitaniens traf, und dass die ganz unvermischten Iberer nur von den Vardulern an um die Pyrenaeen bis gegen das Mittelländische Meer zu suchen sind, an diesem aber die Vermischung mit zur See gekommenen Pflanzvölkern, jedoch ohne Celtischen Zusatz anhebt. Der besondre Name des Landes und Volks der Celtiberer bleibt jedoch immer auf das ganz mittelländische Gebiet der sechs bekannten Völkerschaften beschränkt, so wie es Livius sehr richtig bestimmt: *Celtiberia quae media inter duo maria est.* (XXVIII. 1.) Keine mir bekannte Stelle eines alten Schriftstellers beschränkt die Ausdehnung der Celtiberer auf die von Mannert angegebene Weise. Vielmehr schreiben ihnen einige ausdrücklich eine unbestimmte Verbreitung zu. „Da ihre Macht angewachsen war," sagt Strabo (III. 2. *p.* 148.), „machten sie, dass auch das ganze um sie her gelegene Land nach ihnen benannt wurde." Plinius setzt sie bestimmt an den westlichen und nordwestlichen Ocean (I. 139, 14.) in der Stelle, wo er die Celtiker am Anas von ihnen aus Lusitanien herkommen lässt, und da, wo er sagt (I. 230, 6.), dass die Cassiterischen Inseln Celtiberien gegenüber liegen. Denn da er immer sorgfältig Celtiberer und Celtiker unterscheidet, so kann er hiermit nicht die Artabrer meynen.*) Auch neuere Schriftsteller haben schon dieselbe Meynung einer grösseren Verbreitung der Celtischen Stämme gehabt, wie man bei Harduin zu den angeführten Stellen des Plinius, und in den Anmerkungen zu der neuesten Pariser Uebersetzung des Strabo (I. 389. *nt.* 3.) nachsehen kann. Was aber diese Meynung zur Gewissheit erhebt, und zugleich die Gränze der Vermischung mit Celten angiebt, ist, dünkt mich, die oben

---

*) Risco (*España sagrada. T.* 32. *p.* 15.) bezieht sich, um zu beweisen, dass die ganze Nordküste von Celten besetzt war, auch auf Appianus. VI. 28., wo es heisst, dass Asdrubal, als er Soldaten an der Nordküste zusammen zu bringen suchte, mit den in Sold genommenen Celtiberern nach Gallien übergieng. Aber unter diesen verstand er nicht die Mannschaft, die er erst beschäftigt war, sich an der Nordküste zu verschaffen, sondern diejenige, welche er früher in Celtiberien gemiethet hatte. Dies ist aus *c.* 24. klar. Mehr würde die gleichfalls von Risco angeführte Stelle des Xiphilinus (*Exc. e Dionis libr.* 53. *ed. Leunclavii. p.* 71.) beweisen, worin derselbe die Asturer und Cantabrer *Κελτικὰ ἔθνη* nennt, wenn dieser späte Epitomator überhaupt da als eine Autoritaet gelten könnte, wo er offenbar etwas andres, als Dio selbst, sagt.

versuchte Ausscheidung der Celtischen Ortnamen, und die (23.) angegebene, ihr Gebiet umschliessende Linie. Zwischen dieser und dem Ocean ist wenigstens kein grosser Strich des Landes von Celtischer Beimischung frei geblieben; zwischen ihr, den Pyrenaeen, und dem Mittelländischen Meere dagegen hat wenigstens nie ein bedeutendes Eindringen statt gefunden, wenn auch einzelne Punkte mögen Celtisch geworden seyn, wie Ebura in Baetica und Edetanien (30.) anzudeuten scheint. Livius erzählt (XXXIX. 56.), dass die Römer mit den Celtiberern *in agro Ausetano,* also ziemlich entfernt von ihren Gränzen gegen die Pyrenaeen hin, fochten, und einige Städte eroberten, welche diese daselbst befestigt hatten. Es geht aus der Stelle auch nicht hervor, dass die Celtiberer dies bloss als Hülfsvölker der Ausetaner, oder gar als Miethstruppen, wie sie sonst wohl bei Spanischen Völkerschaften waren (Liv. XXXIV. 17.), gethan hätten. Indess mochte diese Besetzung eines ihnen fremden Gebiets nur zufällig und vorübergehend seyn. Allein die Fälle dieser Art beweisen immer, dass man die Vermischung der Iberer mit Celten wenigstens nicht mehr beschränken kann, als hier geschehen ist. Plinius Meynung über Lusitanien insbesondre wird durch diese Untersuchung auf das stärkste bestätigt, da ein grosser Theil aller Celtischen Namen sich in dieser Provinz befindet. Ich glaube (25. 29—31.) den Beweis der Fremdartigkeit, und des Celtischen Ursprungs gewisser Spanischer Namen dergestalt geführt zu haben, dass billigerweise kein Zweifel übrig bleiben kann. Die in *-briga* endenden Namen geben hierbei den Leitfaden an die Hand, und wenn Etymologieen, wie wahrscheinlich sie auch seyn mögen, doch oft noch Ungewissheit übriglassen, so bleibt gegen die von mir gewählte Art der Beweisführung, meines Erachtens, nichts Bedeutendes einzuwenden. Wenn es offenbar ist, dass diese Namen, ausser Spanien, überall da vorkommen, wo Celten Wohnsitze, oder Wanderungsstrassen gehabt haben, wenn dasselbe auch in Spanien da der Fall ist, wo der Aufenthalt Celtischer Völker historisch sicher ist, so lässt sich wohl mit Gewissheit zurückschliessen, dass auch da Celten gewohnt haben werden, wo sich diese Namen finden, ohne dass geschichtlich bekannt ist, dass der ursprüngliche Volksstamm dort mit Fremden vermischt gewesen sey. Wie mit den in *-briga* ausgehenden Namen, verhält es sich aber, wie ich gezeigt, mit einer Anzahl von andren, die immer hinreicht, einen Beweis durch Induction zu begründen.

42.

Etymologie der Endung *-briga.*

In Absicht der Etymologie glaube ich dargethan zu haben, dass *briga* kein Vaskischer Laut ist. Bei keinem alten Schriftsteller wird es ein Spanisches Wort genannt.*) Festus sagt (*v.* Lacobriga) nur, dass der Name Lacobriga aus *lacus* und der Spanischen Stadt Briga (also einem *nomen proprium*) zusammengesetzt sey. Dagegen giebt es zwei Ableitungen sehr nah verwandter Wörter bei den Alten, die eine aus dem Celtischen, die andre schon oben (33.) angeführte aus dem Thracischen. Nach dem Scholiasten des Juvenal (*ad Sat.* 8. *v.* 234.) heissen Allobroger aus einem andren Lande hergekommene Leute, von *brogae,* auf Celtisch, bei den Galliern Acker und *Alla,* ein andrer.**) In der That heisst noch jetzt in beiden Mundarten der Nieder-Bretagne und Wales *bro* nicht bloss ein bebautes Feld, sondern auch überhaupt eine Gegend, ein Land, und *all* ein andrer. (Owen's und Le Pelletiers Wörterbücher *hh. vv.*) Dasselbe Wort führten auch die Nachbarn der Allobroger, die Latobroger im Namen, die aber gewöhnlicher Latobriger genannt werden, und ein von Caesar (*de bello Gall.* II. 3.) erwähnter Remer Antebrogius. Des Thracischen Ursprungs von βρία ist oben (33.) gedacht worden. Es war aber, nach Hesychius, auch ein Griechisches Wort, jedoch vielleicht nur von den Thraciern zu den sich so häufig in Thracien ansiedelnden Griechen herübergekommen. Es bedeutete ein Dorf auf dem Lande, und seine Bedeutung hatte sich also schon erweitert, oder war noch nicht beschränkt worden. Denn das eine und das andre kann der Fall gewesen seyn, je nachdem man Stadt, oder Gegend als die ursprüngliche annimmt. Man könnte *briga* auch mit πύργος (wie man es mit Burg verglichen hat) für Ein Wort, mit versetztem Consonanten, was eine nicht ungewöhnliche Sprachform ist, halten, und Elibyrge (14.) in Tartessus bei Stephanus führt darauf. Allein alle solche Ableitungen von Wortformen gebildeter Sprachen, wozu vorzüglich

*) Bei neueren kommt es vor, jedoch ohne gültige Zeugnisse. So bei Resende *de antiquit. Lusitaniae. l.* 4. *p.* 196.

**) *Ideo autem dicti Allobrogae, quoniam brogae Galli agrum dicunt, alla autem aliud. Dicti igitur, quia ex alio loco fuerant translati.*

die Cluverische (*Germania antiqua. p.* 49—51.) von Brücke gehört, sind höchst unwahrscheinlich, und ich glaube nicht, dass man weiter gehen kann, als zu sagen, dass es eine alte Wurzelsilbe *bri,* oder *bro* gab, die Land, Ansiedelung, Stadt bedeutete, und von welcher alle diese Namen abstammen. Dass diese Silbe den Celten angehörte, scheint erwiesen. Sie mochte aber auch zugleich einer andren Sprache eigen seyn, wie es mehrere, den meisten Europaeischen Sprachen gemeinschaftliche Stammwörter giebt. Es ist mir sogar wahrscheinlich, dass die Vaskischen *iri* und *uri,* wenn man die Verwandtschaft in entfernteren Stufen aufsucht, damit zusammenhiengen. Auf diese Weise braucht man nicht mit Goropius Becanus (*Hispanica. p.* 24.) zu behaupten, dass die Iberer und Thracier dieselbe Sprache redeten, um doch das Thracische *bria* dem Celtischen *briga* in Spanien und Portugall nicht fremd zu halten. Mehr dem Laut, als der Bedeutung nach, verschieden von *briga* sind die Endungen *-britium* (Eburobritium. 24.) und *-briva* (Samarobriva. 29.), *-britium* scheint mit Celtischen Wörtern, die Gericht bedeuten, zusammenzuhängen. Vergobretus hiess (Caes. *de bello Gall.* I. 16.) die höchste Magistratsperson bei den Aeduern, und Oberlin (*ad l. c.*) erklärt dies sehr richtig aus dem Irländischen durch *fear go breith* (Schottl. *breath*), Mann zum Gericht. In Nieder-Bretagne heisst *breuta* Processe führen, und *Breut* Gericht (Le Pelletier. *v. Breugeou*), in Wales *brawd* Gericht, und *brawdwr* Richter. (Owen.) Da die Gerichte der Lehnsherren in NiederBretagne *breugeou, breujou* genannt werden, so könnte die Bedeutung von *briga,* als Stadt, selbst davon herkommen. Allein das oben Gesagte scheint mir richtiger. *-briva* erklärt man durch Brücke. Dies ist einzig aus Samaro-briva, Brücke der Somme, hergenommen, obgleich Mannert (Th. 2. B. 1. S. 196.) mit Recht erinnert, dass man für den Namen des Flusses, da er nie besonders bei den Alten vorkommt, auch keinen andren Beweis, als den Namen der Stadt hat. Indess ist auf der andren Seite richtig, dass die einzigen Orte, in welchen die Endung sich sonst findet, solche sind, in welchen der Ueberrest des Namens Wasser anzeigt. Es sind dies nemlich in Britannien Durocobrivae und zwei Durobrivae. Wenig entfernt von dem einen von diesen lag der Ort Durolipons, der eine Uebersetzung desselben scheint. Indess ist es immer auffallend, dass sich für diese Bedeutung in den noch übrigen Celtischen Sprachen gar kein ähnliches Wort aufweisen lässt, welches Brücke hiesse.

43.

Verhältniss der Iberischen Celten zu den Iberern und Galliern. Sitten, Charakter und gottesdienstliche Gebräuche dieser Stämme.

Auf welche Weise aber die Verschmelzung der beiden Völker zu Stande kam, ob beide sich zu Einer Verfassung verbanden, oder ob die Eingebohrnen von den Einwandernden theilweise verdrängt, und unterjocht wurden, welchen Einfluss die Vereinigung auf die Sitten ausübte? über alle diese wichtigen Fragen lassen uns die alten Schriftsteller durchaus im Dunkel. Ihre Schilderungen gewähren uns nur im Ganzen den Eindruck, dass die Celtischen Völkerschaften in Iberien in Charakter und Sitten bedeutend verschieden waren von den Galliern, und dass sich unter den Völkern der Halbinsel selbst kein so grosser und auffallender Unterschied zeigt, als man bei zwei selbstständigen Nationen von verschiedener Abkunft hätte vermuthen sollen. Die Vereinigung muss viele Jahrhunderte bestanden haben, und auch nicht auf sehr gewaltsamem Wege geschehen seyn, um dem Eingebohrnen genug Kraft und Selbstständigkeit zu lassen, seine Eigenthümlichkeit zu der vorwaltenden zu machen. Denn es ist nicht zu läugnen, dass die Celten der Halbinsel mehr zu Iberern, als umgekehrt diese zu jenen geworden waren, und dass der Totaleindruck, den ihre Bewohner in allen Schilderungen und Erzählungen hervorbringen, fast ein ebenso verschiedener von dem der Gallischen Völker ist, als wir das Nemliche oben (31.) von den Ortnamen behaupteten. Beide Erscheinungen sind einander beinahe vollkommen gleich. Dennoch waren die Celtischen Stämme sehr bedeutend an Zahl, und von überwiegendem politischen Einfluss. Denn die Celten waren das bei weitem mächtigste und am schwersten zu bekriegende Volk auf der Halbinsel, und verbreiteten sich, wenn wir auch alle Beweise aus blossen Namen aufgeben, über das ganze Mittelland und einen grossen Theil der Westküste. Es fragt sich indess auch sehr, ob man die Iberischen Celten so geradezu mit den Galliern vergleichen kann. Die Alten gehen hierbei mit vieler Vorsicht zu Werke. Sie bedienen sich nicht einmal desselben Namens, nennen jene ausschliessend *Celtici*, und brauchen wiederum diesen Namen nicht, wenn von den Celten

überhaupt, oder den Galliern die Rede ist.*) (Strabo: *Κελτοί.* III. 4. *p.* 164.) Dass nach und aus Gallien Wanderungen vorfielen, wissen wir, die Gallier, welche wir zu Caesars Zeit und überhaupt, auch früher, durch die Römer kennen, mögen daher von noch früheren, und gewissermassen ursprünglicheren sehr verschieden gewesen seyn. Selbst ohne Wanderungen können sie im Laufe der Zeit Einrichtungen und Sitten angenommen haben, die ihnen vorher fremd waren. Es scheint sogar weder nothwendig, noch richtig, sich die Iberischen Celten gerade als Colonien, abgerissene Volkshaufen der in Gallien wohnenden zu denken. Mannert (Th. 2. B. 1. S. 23.) bemerkt sehr richtig, dass sie sich wahrscheinlich schon beim ersten Zug der Celten nach Gallien bis nach Iberien vorgedrängt haben. Hat es mehr als Einen solchen Zug gegeben, so können die Stämme, welche nachher in Iberien erscheinen, in Gallien, als ältere Bewohner, neuen Einwanderungen Platz gemacht haben. Es wäre sogar nicht unmöglich, dass sie mit den Iberern autochthonisch in der Halbinsel selbst gesessen hätten und erst mehr zusammengedrängt worden wären, als die Südküste von Fremdlingen besetzt wurde. Denn dass Celten einen Theil von Gallien, den östlichen, soweit als unsre Geschichte reicht, bewohnten, leidet keinen Zweifel, und es ist durchaus ungewiss, wie weit sich diese Wohnsitze erstreckt haben, und ob sie nicht so weit gegangen sind, als es die der Iberer und Ligurer erlaubten. Auf die Nachricht bei Diodor von Sicilien

---

*) Eine Ausnahme machen die Excerpte aus Diodorus 25. Buch (*Ecl.* 2.), wo Istolatios, der gegen den Hamilcar focht, *στρατηγὸς τῶν Κελτῶν* genannt wird, und wo doch nur von Celtischen Stämmen in Spanien die Rede seyn kann. Der Name steht hier ebenso, wie bei Herodot, und man muss die oben bemerkte genauere Unterscheidung als der späteren Zeit, wo das Land mehr bekannt war, angehörend ansehen. Eratosthenes setzte an einer Stelle seines Werks sogar Galater (Gallier) bis Gades hin, erwähnte derselben aber hernach bei seiner Beschreibung Iberiens gar nicht. Polybius rügt (XXXIV. 7. aus Strabo II. *p.* 107.) diesen Widerspruch. In einem Treffen des Cn. Scipio gegen Mago und Hasdrubal kommen bei Livius (XXIV. 42.) *Gallica spolia,* und *duo reguli Gallorum, Moenicaptus et Civismarus* vor. Dies ist aber nicht von Celtikern, oder Celtiberern, sondern von Hülfstruppen aus Gallien zu verstehen. Der Ausdruck *Galli* wird nie von Spanischen Celten gebraucht, und die Endung des Namens Civismarus findet sich mehreremale in Gallien, nie aber in Spanien. Indess wüsste ich nicht, dass sonst irgendwo Gallische Hülfstruppen im Carthagischen Heer in Spanien genannt würden. Die Worte derselben Stelle: *sed gens nata instaurandis reparandisque bellis,* die man, des Folgenden wegen, auf Gallien beziehen könnte, gehen aber auf Spanien, wie die Vergleichung von XXIII. 49. und XXVIII. 12. zeigt.

und Appian (VI. 2.) von ihrem Eindringen, dem Kriege gegen die Iberer, und ihrer Versöhnung mit ihnen ist nicht wie auf etwas historisch Ausgemachtes zu fussen, obgleich auch Strabo allerdings (III, 4. *p.* 158.) die Sache so ansah. Das einzige, wahrhaft historische Factum war das Zusammenwohnen der beiden Nationen, und um dies zu erklären, bildete man, ohne Zweifel, jene Sage aus. Es ist nicht wahrscheinlich, dass sich durch unabhängige Ueberlieferung eine solche aus so frühen Zeiten, und so wenig bekannten Gegenden her sollte erhalten haben. Indess gestehe ich, dass ich mich immer für die Meynung der Einwanderung erklären würde. Hätten Iberer und Celten vor allem Menschengedenken zugleich, und nicht so, dass die einen in die Ansiedelungen der andren zogen, Spanien besetzt gehalten, so fänden wir sie höchst wahrscheinlich auch in geschiedenen Wohnplätzen. Die Vermengung, wie sie, nach dem Zeugniss der Schriftsteller und der Ortnamen, vorhanden war, ist bei dieser Hypothese nicht zu erklären. Dass übrigens in dem Theile von Iberien, welcher schon wirkliche einheimische Bildung besass, die noch rauheren Celten auch mehr und schneller von dieser Bildung annahmen, ist natürlich, und wird von den Celtikern am Anas von Strabo, nach Polybius Zeugniss, (III. 2. *p.* 151.) ausdrücklich gesagt. Man sieht aus derselben Stelle, dass auch da, wo nicht die innigere Vermischung Statt gefunden hatte, welche den vereinten Namen hervorbrachte, doch Iberer und Celten Heirathen unter einander schlossen. Denn die aus solchen Verbindungen entspringende Gemeinschaft der Abkunft hatte wohl Strabo im Sinn, wenn er in der angeführten Stelle sagt, dass die Celtiker durch die Nachbarschaft und die Verwandtschaft (*συγγένειαν*) mit den Turdetanern mildere Sitten und politische Einrichtungen erhielten. An eine wahre Bluts- und Stammverwandtschaft, wie Strabo dieselbe, indem er sich desselben Worts bedient (III. 3. *p.* 153.), zwischen den Celtikern am Anas und an der Nordwestküste annimmt, kann hier nicht gedacht werden, da einer solchen zwischen Iberern und Celten sonst nirgend erwähnt wird, und diese Stelle auch offenbar nur die Folgen des Zusammenwohnens dieser Celtiker mit den Turdetanern zu schildern bestimmt ist.*)

---

*) Indem ich hier annehme, dass sich die Celten auch über die Nordküste Spaniens verbreiteten, und dass sie nicht nothwendig von den Galliern, wie wir diese kennen, abzustammen brauchen, kann ich nicht unerwähnt lassen, dass Risco (*España sagrada.*

Dass Celten und Iberer durchaus verschiedne Völkerstämme sind, jeder mit eigenthümlicher Sprache, bezeugen die Alten deutlich und bestimmt. (Strabo IV. 1. *p.* 176. *c.* 2, 1. *p.* 189.) Auch die bewährtesten neueren Schriftsteller kommen darin überein.*) Nur diejenigen suchen es in Zweifel zu ziehen, welche, wie Bullet, Vallancey und andre das ganze westliche Europa ausschliesslich den Celten zutheilen möchten. Die Iberer waren im Ganzen mehr ein friedliches, und ruhiges Volk. Statt dass sie selbst auswärtige Züge versucht haben sollten, wurden sie nach und nach mehr von der Rhone nach Westen weggedrängt. Es möge nun dies in ihrem Charakter gelegen haben, oder darin, dass sie, wie Strabo (III. 4. *p.* 158.) sagt, aus trotzigem Selbstvertrauen Verbindungen mit andern scheuten, und daher, ohne zu grossen Unternehmungen**) zu kommen, nur zu kleinen Räubereien aufgelegt waren, so bleibt die Erscheinung immer dieselbe, und unterscheidet sie bestimmt von den Galliern. In den Kriegen gegen die Römer waren sie

---

T. 32. *p.* 1—33.) diese Behauptungen gleichfalls aufstellt. Allein er thut dies im Gefolge eines ganz andren, und, meines Erachtens, durchaus unrichtigen Systems. Nach ihm ist Spanien und Portugall die eigentliche Heimath, und der ursprüngliche Sitz der Celten, sie sind es, die von dort die Iberer und Ligurer vertreiben, über die Pyrenaeen ziehn, und Gallien erst mit Celten bevölkern. Die Mischung mit Iberern findet nur in kleinen Massen, und auf diesem Zuge Statt, Lusitanien ist ihr anfänglicher und hauptsächlichster Wohnsitz, von da aber verbreiten sie sich über die ganze Nord- und Westseite, so dass die Cantabrer, Vasconen, und die Bewohner Aquitaniens reine Celten sind. Diese Meynung gründet er auf die bekannten, von ihm offenbar falsch gedeuteten Stellen Herodots, auf das Zeugniss des Plinius von den Sitzen der Celten in Lusitanien, die Aussage Strabos von der Gleichheit der Sitten aller Bewohner der Nordküste, und die weiter oben gedachte, auch misverstandene Stelle des Avienus von der Vertreibung der Ligurer durch die Celten. Die Widerlegung dieser Ansicht liegt von selbst in der ganzen gegenwärtigen Untersuchung. Risco begeht den wesentlichen Fehler gar keinen bestimmten Begriff der verschiednen Völkernamen zum Grunde zu legen, und um das Einzige, woran sich die Stämme unterscheiden lassen, die Sprachen, ganz unbekümmert zu bleiben. Seinem System nach, müssten Gallien und Iberien dieselben Sprachen gehabt haben, oder wenigstens, wenn auch mit Nuancen, bloss Celtische. Den Völkerstamm der Iberer übersieht er fast ganz, und nirgend ist aus seiner Abhandlung zu erkennen, welche Meynung er eigentlich über die Turdetaner, und die übrige Südküste hegt. Er begünstigt daher auch durchaus die von mir, als unwahrscheinlich vorgestellte Hypothese, dass die Celten Spanien autochthonisch inne hatten. Indess geht immer deutlich hervor, dass er gefühlt hat, dass man die Celtischen Stämme in Iberien nicht auf einen zu kleinen Raum beschränken darf, und dass zwischen ihnen und den nachher bekannten Galliern bestimmte Unterschiede obwalteten.

*) Niebuhr. Röm. Gesch. I. 113.

**) Florus. II. 17, 3.

hartnäckig und ausdauernd, aber auch vorzüglich nur die mit Celten vermischten. Auch darf man nicht vergessen, dass sie meistentheils erst von den Römern aufgereizt wurden, dass viele Kriege durch die Raubsucht der Praetoren, mehrere ohne, einige gegen den Willen des Römischen Volkes entstanden. Einmal gereizt war ihre Vaterlandsliebe, ihre Anhänglichkeit an ihre Freiheit, und ihre Freunde, ihre Todesverachtung, und ihre aus diesem Allem entspringende Wildheit ohne Gränzen. Räubereien nahmen vorzüglich die Bergbewohner und Lusitaner allerdings regelmässig vor. Aber sie wurden durch die Noth, und durch die immer wachsende Volksmenge dazu gedrängt. Die ordentlich verfassungsmässig gewordene Gewohnheit des jährlichen Ausziehens eines Theils der waffenfähigen Mannschaft erklärt dies zur Gnüge. Der Kriegszustand, welcher durch die Römer in Spanien fast bleibend wurde, musste auch die Verwilderung, und dadurch das Uebel selbst vermehren, das er vertilgen sollte. Hierin konnte erst die völlige Unterjochung eine Aenderung bewirken. Diese aber gelang nur allmählich, und wie Mannert sehr scharfsinnig gezeigt hat, erst seitdem Sertorius die verschiedenen Völkerschaften vereinigt, und Römischen Sitten und Einrichtungen näher gebracht hatte. Wenn man erwägt, dass die Iberer früher den grössten Theil der Gallischen Südküste inne hatten, und sich, wie wir weiterhin sehen werden, auf allen grösseren Inseln des Mittelländischen Meeres fanden, so scheint es, dass wir sie nur in der Zeit kennen lernten, wo ihre Verbreitung und Grösse im Abnehmen waren, und dass sie gegen die uns bekannt gewordenen Bewohner Galliens, da solche Bestimmungen immer nur relativ seyn können, zu einem früheren Völkergeschlechte gehörten. Darauf deutet auch der Bau ihrer Sprache, verglichen mit dem der Altbrittischen hin. Nun aber scheint es mir nicht bloss ein dichterischer Wahn, dass diese früheren Menschengeschlechter ihre Wohnsitze friedlicher inne hatten und wechselten. Nimmt man allmählige Bevölkerung des Erdbodens an, so kann das Drängen und Streiten um die ernährende Spanne des Raums nur einer späteren Epoche angehören. Wir besitzen kaum Bruchstücke über die Verfassung der einzelnen Völker. Aber das von der jährlichen Ackervertheilung, und der Gemeinschaft der geernteten Früchte bei den Vaccaeern Erzählte (Diodorus Sic. V. 34.) erinnert an einen durchaus ursprünglichen Zustand der Gesellschaft. Die Iberer flössten, auch seit ihrer Vereinigung mit Celten, nie ihren Nachbarn ausserhalb Spanien Be-

sorgnisse feindlicher Heereszüge ein. Schon hierin liegt ein bedeutender Unterschied gegen Gallien. Entscheidender aber und wichtiger ist es, dass einige, den Galliern eigenthümliche Einrichtungen und Charakterzüge den Iberischen Celten gänzlich fremd gewesen zu seyn scheinen. Von den ersteren fehlte ihnen das Druiden- und Bardeninstitut, und das Priesterregiment. Denn gewiss würden die alten Schriftsteller nicht davon geschwiegen haben, wenn auch die Hispanischen Celten diese Einrichtungen gekannt hätten. Es ist merkwürdig, dass die Druiden, nach Caesar (*de bello Gall.* VI. 13.), aus Britannien nach Gallien gekommen waren. Sollte diese Sage auch unrichtig seyn, oder anders erklärt werden müssen, so beweist sie wenigstens, dass man das Druideninstitut nicht, als allen Celtischen Stämmen ursprünglich eigen ansah. Es muss auch den Iberern unbekannt gewesen seyn, da nirgend desselben Erwähnung geschieht, und da dasselbe, wenn es im alten Spanien, wie in Gallien geherrscht hätte, eine Vereinigung der einzelnen Völkerschaften bewirkt haben würde, die man dort schlechterdings nicht antrift. Denn alle Druiden, unter deren Einfluss die einzelnen Nationen standen, hatten bekanntlich Ein Oberhaupt, und gemeinschaftliche Versammlungen.

Vielleicht hängt es hiermit zusammen, dass, wie oben (5.) bemerkt worden, der Vaskischen Sprache der regelmässige Uebergang der Buchstaben in einander, nach den Stellungen, die sie in der Rede annehmen, und die gleich feste Zurückführung der Wörter auf Wurzellaute nicht, wie z. B. der von Wales eigen ist. Denn es dürfte wohl keine ganz unrichtige Voraussetzung seyn, dass eine so künstliche Ausbildung des grammatischen Sprachbaues vorzüglich der Sorgfalt der Priester- und Sängerinstitute zuzuschreiben ist, die sich allein im Besitz aller gelehrten Kenntnisse befanden.

In den Sitten und dem Charakter der Celten diesseits und jenseits der Pyrenaeen findet sich auch manche Verschiedenheit. Die Gallier werden, sey es mit Recht, oder Unrecht, eines grossen Hanges zur Knabenliebe beschuldigt. (Athenaeus. XIII. 79. Diodorus Sic. V. 32.) Von den Celtiberern wird nichts erwähnt, was auf diese unnatürliche Gewohnheit schliessen liesse. Sie scheinen in diesem Punkt den Iberern ähnlich gewesen zu seyn, die lieber ihr Leben, als ihre Keuschheit aufopferten. (Strabo. III. 4. *p.* 164.) Auch von der lärmenden Wildheit, der leeren Prahlsucht, und den Uebertreibungen, welche den Galliern (Diodorus Sic. V. 31.)

vorgeworfen werden, scheinen ihre Stammverwandten in Iberien frei geblieben zu seyn.

Werden aber auch einige der hauptsächlichsten Züge Gallischer Sitten und Einrichtungen bei den Iberischen Celten nicht gefunden, so unterscheiden sie sich darum doch immer von den unvermengten Iberern. Plinius Zeugniss lässt hierüber keinen Zweifel übrig. Dass die Celtiker, sagt er, von den Celtiberern aus Lusitanien gekommen sind, ist sichtbar an ihrem Gottesdienst, ihrer Sprache und ihren Ortnamen. Hiernach war also bei den Celtiberern Sprache und Gottesdienst rein Celtisch geblieben, und hatte sich nicht mit Iberischer Weise vermischt, wenn man nicht etwas von dem Schneidenden in dieser Behauptung auf die Eigenthümlichkeit dieses Schriftstellers schieben darf, der gern seinem Stil grelle und auffallende Farben giebt. Bei keinem andren alten Schriftsteller ist wenigstens der Contrast so stark gezeichnet, und es ist auf jeden Fall zu bedauern, dass dem im Ganzen so scharf angedeuteten Gemählde die Auszeichnung der einzelnen Züge fehlt. Strabo hat bei seiner Sittenschilderung Iberiens offenbar einen andren, als den ethnographischen Zweck. Er will zeigen, wie die Verschiedenheit der Sitten Folge des Klimas, des Bodens, und der gesellschaftlichen Lage ist. Er beschreibt zuerst die zu einem hohen Grade der Bildung schon durch sich selbst gelangten Turdetaner (III. 1. *p.* 139.), dann die Lusitaner, oder genauer genommen die Bewohner des Striches zwischen dem Tagus, und den Celtikern in Nordwesten (3. *p.* 154.), und nach ihnen die Bergbewohner*) (*p.* 155.), zu welchen er alle Völker der Nordküste von den Callaikern bis zu den Vasconen und zu den Pyrenaeen zählt; endlich fügt er (4. *p.* 163—165.) einige allgemeine Züge über alle Iberer hinzu. Der Celtiberer erwähnt er nur, insoweit ihn jene Schilderungen gelegentlich darauf führen, absichtlich und abgesondert beschreibt er sie nicht, und noch weniger so, dass er ihre Verschiedenheit von den Iberern angäbe. Nicht einmal, dass sie ihre

---

*) Die neueste Pariser Uebersetzung (I. 447.) bezieht diese ganze Stelle der Bergbewohner noch auf die Lusitaner. Sie übersetzt daher: *Ἅπαντες δὲ οἱ ὄρειοι* *tous ces montagnards* und *Τραγοφαγοῦσι κ. τ. λ.* *Les Lusitans préfèrent cet.* Dies scheint nicht richtig. Nur insofern die Lusitaner Bergbewohner sind, passt auch auf sie das Gesagte. Das Land zwischen dem Tagus und der oberen Küste hatte aber auch Ebenen, und der Zusammenhang zeigt offenbar, dass Strabo bis zu den Worten: *ἅ. δ. οἱ ὄ.* ausschliessend von den Lusitanern reden wollte, von da an aber nicht mehr von einem Volksstamm, sondern von Bewohnern einer gleichen Gegend.

eigne Sprache reden, kommt vor, was um so mehr beweist, dass er dies schon an einer anderen Stelle angedeutet zu haben glaubte. Diodor von Sicilien aber schildert in der oft angeführten Stelle die Celtiberer besonders, und vergleicht sie auch mit den Lusitanern. Der Hauptunterschied liegt nun hier in der Art Krieg zu führen, und den Charakterseiten, die diese bestimmen, und durch sie entwickelt werden. Mannert (I. 393.) hat ihn sehr treffend gezeichnet. Die Lusitaner kämpften mehr mit List, Schnelligkeit und Gewandtheit, da diese die angestammten Charakterzüge der Iberer waren (Strabo. III. 4. *p.* 158. 163.), den Celtiberern fehlte es ebensowenig an Gewandtheit und Schnelligkeit, aber sie waren gewaltiger und muthiger im ofnen Angriff, und stehenden Kampfe, als jene. Auch in den Waffen war Unterschied, doch der bedeutendste nur in der Grösse der Schilde. Die Celtiberer hatten den langen Gallischen*) beibehalten, indess der Lusitaner, seiner Art zu kämpfen nach, einen kleinen vorzog, den er leicht nach allen Seiten dem Stosse entgegenwandte. Der freie Angriff der Celtiberer forderte überhaupt besser schützende Waffen, sie sahen daher auch mehr auf Sicherung durch Helm und Panzer. Die Lusitanische Schildbewafnung wurde als die eigenthümliche des ganzen jenseitigen Spanien, die Celtiberische als die des diesseitigen angesehen (*scutatae citerioris provinciae, et cetratae ulterioris Hispaniae cohortes.* Caes. *de bello civ.* I. 39.) Da aber zur vollständigen Kriegführung beide, die leichte und schwere, verbunden werden mussten, so kommen auch kleine Schilde und *milites cetrati* bei den Celtiberern (Diodorus Sic. V. 33.), den Carpetanern (Liv. XXIII. 26.) und überhaupt im diesseitigen Spanien (*cetrati citerioris Hispaniae.* Caes. *de bello civ.* I. 48.) vor. Nur dass die Lusitaner sich je zu den langen und schweren Schilden bequemt hätten, findet man nirgend.**) In den Reutertreffen

*) Wenn die Iberischen und Gallischen Schilde als gleich, oder wenigstens ähnlich (Polybius. III. 114. Livius. XXII. 46.) beschrieben werden, so kann dies nur von den Celtiberischen, wenigstens nicht von den Lusitanischen gelten. Dass zwar auch der Gallische Schild den Körper nicht vollkommen deckte, geht aus Polybius (II. 30, 3.) und Livius (XXXVIII. 21.) hervor. Es war aber nicht, weil es ihm an Länge, sondern an Breite und Wölbung fehlte. Wesseling (*ad Diod.* V. 30.) hat dies zur Genüge aufgeklärt, und mit den Beweisstellen belegt. Es ist daher unrichtig, wenn es in den Schweighäuserschen Noten zu Polybius (*Vol.* V. *p.* 699.) von den Gallischen Schilden heisst: *scilicet brevia erant.*

**) Eine nach den Münzen gemachte ausführliche Beschreibung der Spanischen Bewafnung findet sich in Florez. (*Medallas.* I. 111. u. f.) Nach Diodor von Sicilien

scheint kein Unterschied gewesen zu seyn. Das abwechselnde Fechten zu Fuss und zu Pferde war beiden gemein. Dagegen war die gewöhnliche Lebensweise nicht dieselbe. Die Iberer waren mässiger, auch die Wohlhabenderen assen nur sparsam, und zwar, wie sie beschuldigt werden, aus Geiz. (Athen. II. 21.) Die Bergbewohner nährten sich zwei Drittheile des Jahres hindurch von Brodt, das sie aus zerriebenen Eicheln*) verfertigten. Die Celtiberer dagegen lebten reichlicher, assen viel Fleisch allerlei Art, und die Gastfreiheit war bei ihnen Tugend und Ehrenpunkt. Der Butter wird nur bei den Bergbewohnern des Nordens, nicht bei den Celtiberern insbesondre erwähnt.**) Auch in den Getränken beider Nationen findet sich ein Unterschied. Die Iberer der Gebirge tranken ausser dem Wasser Zythus, einen aus Gerste bereiteten Trank, die Celtiberer eine Art Meth, da es in ihren Waldgebirgen viel Bienen gab. Doch kommt auch bei ihnen jener, unter dem einheimischen Namen *Celia* vor***) (Florus. II. 18, 12.),

---

wanden die Celtiberer aus Haaren gemachte Bedeckungen um die Beine, *καὶ περὶ τὰς κνήμας τριχίνας εἱλοῦσι κνημῖδας.* Dies ist noch heutiges Tages Sitte im eigentlichen Vizcaya, nur dass die Bedeckung, welche *Chapinua* heisst, nicht aus Haaren und Filz, sondern aus Wolle besteht. Statt der Strümpfe werden nemlich Streifen von wollenem Zeuge von der Fussspitze aus um das Bein gewunden, und mit Bindfaden fest umwickelt und gebunden, der an der *Abarca,* einer Sohle, die sich nur ein wenig um den Fuss in die Höhe krempt, befestigt ist. Der Landmann verfertigt sich diese Sohlen aus Rindsleder selbst. So hat sich also eine Celtiberische Sitte bei den heutigen Vasken erhalten. Die Beschuhung, an welcher Seneca noch in seiner Zeit (*Consolatio ad Helviam.* 8.) die Abkömmlinge der Cantabrer erkannte, war vermuthlich die nemliche.

*) *Artea* ist eine Eichenart. Wenn auch diejenige diesen Namen trägt, welche die essbare Eichel giebt, und die auch im nördlichen Spanien wächst, so kommt das Vaskische *artoa,* Brodt, vermuthlich davon, und von der Gewohnheit des alten Eichelbrodts, dessen auch in Juvenals (VI. 10.) *glandem ructante marito* gedacht wird. Diese Ableitung ist wenigstens näher, als die von *aratu,* ackern, und wahrscheinlicher, als die vom Griechischen *ἄρτος.*

**) Man vergleiche, was über den Ursprung der Butterbereitung, die von den Barbaren zu den Griechen kam, und eine auszeichnende Sitte der Nordischen und Germanischen Völker blieb, sehr treffend und scharfsinnig in Ritters Vorhalle Europaeischer Völkergesch. (*p.* 357.) bemerkt ist. Dass sie auch den Iberern eigen war, deutet auf den Ursprung des Volkes hin.

***) Orosius beschreibt (V. 7. *ed. Havercampi p.* 302.) die Bereitung, und leitet das Wort *a calefaciendo* ab. Da er wohl nicht leicht *celia* von *calidus* ableiten konnte, und ein geborner Spanier war, so deutete er vermuthlich bei dieser Etymologie auf ein Spanisches Wort hin, das diesen Begriff ausdrückte. Im heutigen Vaskischen kenne ich nur *quea,* Rauch (auch *guea* und im Labort. Dialect *kea*), und *quedarra,* Russ (im Labort. Dialect *kelderra*), die allenfalls Veranlassung zu solcher Ableitung geben

so wie sie, ebensowohl, als die Iberer, Ackerbau trieben.*) Man muss sich überhaupt hüten, die Völker, welche die Alten Barbaren nennen, mit den Wilden, wie wir sie heut zu Tage in Amerika und der Südsee finden, zu verwechslen. Sie standen durchaus auf einer andren Bildungsstufe, und es ist überhaupt sehr die Frage, ob jener Zustand der Wildheit, der aber auch in America vielerlei Modificationen erleidet, der einer werdenden, oder vielmehr der einer durch grosse Umwälzungen und Unglücksfälle zerschlagenen, aus einander gerissenen, und untergehenden Gesellschaft ist. Ich halte das letztere bei weitem für wahrscheinlicher. Ausser den hier genannten finde ich kaum andre irgend bedeutende Verschiedenheiten zwischen den Iberern und Iberischen Celten bemerkt. Dagegen hatten beide Mehreres mit einander gemein. Zum grossen Theil lässt sich zwar hieraus keine Folgerung ziehen. Viele Züge in den Schilderungen der Berg-Iberer, ihr Wassertrinken, ihr Liegen auf dem Boden,**) die Einfachheit ihrer Lebensweise, die Sorglosigkeit um jede Verbesserung derselben, die Verachtung aller häuslichen Geschäfte, die gänzlich den Weibern anheimfielen, die Stärke***) und Abhärtung dieser letzteren, der Muth, und die fast gleichgültige Todesverachtung, sind allgemeiner Natur, und verrathen nicht einen bestimmten Nationalcharakter, sondern den gesellschaftlichen Zustand überhaupt, und die Bildungsstufe des

---

könnten. Obgleich aber das Spanische *quemar* von ihnen herkommt, so finde ich doch kein Vaskisches abgeleitetes Wort dieser Stammsilben, welches brennen, kochen oder dörren hiesse.

*) Mannert (I. 394.) spricht ihnen denselben ab. Allein mehrere Stellen der Alten beweisen das Gegentheil. Ich führe nur aus Appian an, dass der aus dem Müssigliegen ihrer Aecker entstehende Mangel die Numantiner (VI. 79, 29.) zu Friedensvorschlägen bewog, dass Scipio bei Numantia das Getreide grün abmähen liess (VI. 87, 16.), dass Gracchus den Dürftigen unter den Einwohnern von Complega (einer Celtiberischen Stadt) Ländereien anwies, u. s. f. (VI. 43, 83.)

**) Hom. Ilias. XVI. 233—235.[1])

***) Die Abhärtung des weiblichen Geschlechts hat sich in Biscaya und den angränzenden nördlichen Provinzen Spaniens erhalten, nirgend verrichten die Weiber beschwerlichere Arbeiten, und tragen so grosse Lasten. Dass dies wirklich noch Stammeigenthümlichkeit ist, lässt sich daraus schliessen, dass dieselbe nur dort, in den Provinzen, wo sich die Nachkommen der Urbewohner unvermischter erhalten haben, nicht im übrigen Spanien angetroffen wird.

[1]) *„Ζεῦ ἄνα, Δωδωναῖε, Πελασγικέ, τηλόθι ναίων,*
Δωδώνης μεδέων δυσχειμέρου· ἀμφὶ δὲ Σελλοί
σοὶ ναίουσ' ὑποφῆται ἀνιπτόποδες χαμαιεῦναι."

Volkes. Doch zeichnet sich Einiges auch hierin wieder besonders aus. So war die Todesverachtung bei den Iberern durchaus nur auf edle Beweggründe gebaut, und man findet kein Beispiel, dass sie, wie von den Galliern (Athen. IV. 40.) erzählt wird, ihr Leben für Geld, oder für eine Anzahl Becher Wein feilboten, ein Wahnsinn, der an das Unglaubliche gränzt. Einige Gewohnheiten und Charakterseiten, die weniger allgemeiner Natur sind, hatten die Iberer mit den Galliern gemein. Hierhin gehört vor allem die Sitte sich und ihr Leben einem geachteten Manne zu weihen. Sertorius hatte, nach Plutarchs (*c.* 14.) vielleicht vergrössernder Erzählung, Myriaden solcher Krieger um sich. Diese überlebten niemals im Kampfe denjenigen, welchem sie sich weihten, und kam er entfernt von ihnen um, so hiengen sie seinem Namen auch nach seinem Tode an, wie die Calaguritaner*) durch ein furchtbares Beispiel, und die grässlichste Aufopferung aller ihrer Weiber und Kinder (Val. Max. VII. 6. *Ext.* 3.) bewiesen. Ob es aber auch bei ihnen als Pflicht galt zu sterben, wenn er das Leben durch Krankheit, oder einen Zufall verlor, wie bei den Galliern (Athen. VI. 54.), wird nicht gesagt, und scheint mir zweifelhaft. Bei Sertorius Tode würde es erwähnt worden seyn. Diese Uebertreibung einer natürlich edeln Gesinnung mochte von dem Aberglauben, oder der Ruhmsucht herstammen, deren die Römischen und Griechischen Schriftsteller die Gallier beschuldigen. Dass diese Weihungen auch den Celtiberern eigen waren, sagt Valerius Maximus (II. 6, 11.) ausdrücklich. Iberer und Celten nahmen ferner ihr Mahl sitzend ein, nicht liegend, wie Griechen und Römer, jedoch die Gallier auf der Erde, die Iberer auf Sitzen, die an den Wänden des Hauses angebracht waren. Beide beobachteten auch einen Rangunterschied in den Plätzen, und dem Vertheilen der herumgetragenen Speisen. (Athen. IV. 36.) Den Cantabrern und Celten war die Gewohnheit gemein, dass Männer und Weiber sich mit Urin wuschen, und die Zähne damit rieben, eine Sitte, die aus Gesundheitsgründen auch von den sonst ausdrücklich als reinlich beschriebenen Celtiberern beibehalten wurde. Dass sie auch in andren Theilen Iberiens üblich war, wird nicht

*) Die Inschrift, welche Swinburne aus den Catalonischen Annalen entnommen hat (Pariser Uebers. d. Strabo. I, 487.) und die von der Weihung vieler Schaaren an die Manen des Sertorius handelt, kann wohl nicht als ächt angesehen werden. Schon die Erwähnung der *terrae mortalium omnium parentis* macht sie, dünkt mich, verdächtig.

gesagt. In der Farbe der Kleidung unterschieden sich die Iberer von den Galliern bestimmt, und hierin hatten die Celtiberer die vaterländische Sitte mit der fremden vertauscht. Die Männer trugen alle schwarze Kleider von grober, haarähnlicher Wolle, und die Weiber wenigstens zum Theil solche Schleier; die Gallier schmückten sich farbig und bunt. Die schwarze Farbe galt wohl aber nur von der häuslichen Bekleidung der Spanier im Frieden. In der Schlacht bei Cannae (Pol. III. 114. Liv. XXII. 46.) zeichneten sich gerade die Spanier durch die glänzende Weisse ihrer linnenen, mit Purpurstreifen geschmückten Gewänder aus. Auf diese Weise wechslen die Nuancen der Aehnlichkeit und Verschiedenheit zwischen den Iberern und Iberischen Celten dergestalt ab, dass auch die sorgfältigste Vergleichung bei weitem nicht soviel Aufschlüsse über ihre gegenseitige Eigenthümlichkeit liefert, als nöthig wäre, um den Grad der Verschmelzung beider Nationen mit einiger Sicherheit beurtheilen zu können.

Da Plinius ausdrücklich als Beweis der verschiedenen Abkunft der Celtiker ihren Gottesdienst anführt, so ist sehr zu beklagen, dass die Geographen und Geschichtschreiber der Alten uns hierüber so dürftige Nachrichten hinterlassen haben. Aus der Erwähnung der Opfer aller Art, des Schlachtens eines Bocks zu Ehren des Mars, des Opferns gefangener Menschen und Pferde, des Wahrsagens nach den, im Leibe des Opfers bleibenden Eingeweiden, und nach dem Fall und dem Todeskampf der Gefangenen lässt sich, obgleich auch hier kleine Verschiedenheiten vorkommen, wenig folgern, da diese Gewohnheiten mehreren Völkern, und namentlich auch den Galliern mehr oder weniger angehörten. Dass aber die Religion der Iberer, und Celtiberer von demjenigen abwich, was Griechen und Römer bei sich, und vermuthlich auch in Gallien zu sehen gewohnt waren, geht aus kurzen, sich bei ihnen findenden Andeutungen hervor. Einige, heisst es (III. 4. *p.* 164.) bei Strabo, sprechen den Callaikern allen Glauben an die Götter ab, und sagen, dass die Celtiberer und ihre nördlichen Nachbarn in den Vollmondsnächten vor den Thüren mit ihren ganzen Familien einem namenlosen Gott zu Ehren die Nacht in Tänzen und Feier zubringen.*) Beider Ausdrücke, des

*) In der neuesten Pariser Uebersetzung wird zu dieser Stelle *θύειν* (I. 481. *nt.* 3.) hinzugesetzt, und Corai hat in seiner Ausgabe des Strabo dies Wort, jedoch zwischen Klammern, in den Text aufgenommen. Obgleich die Construction durch diesen Zusatz

Abläugnens aller Religion, und des namenlosen Gottes, bedienen sich die Alten (Strabo. XVII. 2, 3. *p.* 822.) auch bei andren Nationen, und es lässt sich wohl einzig daraus schliessen, dass sie der wahren Gottesverehrung dieser Völker unkundig waren, zugleich aber doch auch, dass bei denselben gar nicht, oder nicht auffallend Vielgötterei statt fand. Auf diese Mondsfeiern bezieht Erro (*Alfab.* 129—144.) einen halbmondförmigen Kreis, oft mit einem Punkt, oder Häkchen in der Mitte, welcher sehr häufig auf Alt-Spanischen Münzen vorkommt, und es spricht für diese Auslegung, dass dies Zeichen auch nicht selten von einem Sterne begleitet ist. Ein Vollmond aber findet sich niemals, soviel ich weiss. In Bellermanns Bemerkungen über die Phönicischen und Punischen Münzen (St. 3. *p.* 25.) wird diese Linie für ein Jod die Zahl 10. bedeutend, und das Werthzeichen der Münze angebend erklärt. Wenn man aber bei Florez (*Medallas.* I. 154. und Taf. 3. *nr.* 10. 13. und in andren Beispielen) die Münzen mit deutlicher Abbildung des Mondviertels, und eines, oder mehrerer Sterne sieht, so kann man nicht zweifelhaft bleiben, dass die Spanischen Münzen Gestirne in ihr Gepräge aufnahmen. In einer, wie es scheint, sehr alten Münze von Asido ist der Stern bloss durch ein Kreuz (*l. c.* Taf. 4. *nr.* 5.) angedeutet. Wichtig ist Florez Bemerkung, dass auf den älteren Münzen Baetica's der Stier immer von einem Halbmonde begleitet ist, den er auf den Münzen andrer Provinzen nicht führt. Florez hält ihn auf diesen für ein blosses Symbol des Ackerbaues, allein auf jenen, in Verbindung mit dem Monde, für eine religiöse, aus dem Orient kommende Vorstellung. (I. 164.) Welche Beschaffenheit es aber auch hiermit, und mit der Religion der Celtiberer überhaupt habe, so ist aus der obigen Stelle klar, dass sie ihnen nicht ausschliesslich angehörte, sondern auch einem Theile der an sie stossenden Nordküste. Dass auch die gottesdienstlichen Gebräuche einander so ähnlich waren, zeigt, dass entweder die Celtiberer sich, wie es die Ortnamen angeben, über die ihnen namentlich zugeschriebenen Wohnsitze hinaus verbreiteten, oder dass beide Nationen sich in Sitten und Gewohnheiten dergestalt genähert hatten, dass diese auch in den unvermengten Stämmen mit einander übereinkamen. Von Tempeln findet sich in den

---

allerdings leichter und fliessender wird, so ist er doch keineswegs nothwendig, und da hier von einem ganz eignen Dienst eines namenlosen Gottes die Rede ist, so ist es noch sehr zweifelhaft, ob bei diesen Nachtfeiern wirklich geopfert wurde.

Theilen der Halbinsel, die nicht mit südlichen Pflanzvölkern in Verbindung standen, keine Erwähnung, obgleich wohl, wie es scheint, Spur in Celtischen Ortnamen, wie Nemetobriga. (30.) In der sehr dunkeln Stelle Strabo's (III. 1. *p.* 138.), wo er Artemidorus und Ephorus Meynungen über den angeblichen Tempel des Hercules auf dem Vorgebirge Cuneus einander entgegenstellt, ist von gewissen Steinen die Rede, von denen an mehreren Stellen immer drei, oder viere zusammen lagen, und welche mit gottesdienstlichen Gebräuchen in Verbindung zu stehen schienen. (Pariser Uebers. I. 385. *nt.* 4. 5.) Man sieht aber nicht, ob sich auch in dem übrigen Spanien*) solche Steinhaufen fanden, und in dieser Stelle ist ausserdem von fremden Ankömmlingen die Rede, obgleich die Steine wohl der Landessitte, und nur die hinzugefügten Mährchen Fremdlingen angehören könnten.**) Einer eignen Sitte

---

*) Ich erinnere mich, in einem der Englischen Reisebeschreiber Spaniens gelesen zu haben, dass man an der Gränze von Gallicien grosse Steinhaufen antrift, die davon herrühren, dass jeder Gallicier, welcher auswandert, um, nach der dort herrschenden Gewohnheit, im übrigen Spanien Arbeit zu suchen, entweder beim Weggehen, oder beim Wiederkommen, einen Stein auf diese Haufen wirft. Sollte hierin vielleicht ein Ueberrest einer ehemaligen, jetzt nur anders gedeuteten und angewendeten Sitte verborgen seyn?

**) Diese allerdings sehr schwierige Stelle scheint mir durch die Veränderungen und Zusätze der Ausleger noch nicht auf eine befriedigende Weise hergestellt. Der hauptsächlichste Fehler liegt in dem Wort *ψευδοποιησαμένων*. Corai's *σπονδοποιησαμένων* empfiehlt sich, wenn man bloss auf den Zusammenhang der Construction sieht, als eine glückliche Verbesserung. Allein es scheint mir doch sehr bedenklich, in einer Stelle, die gerade von heiligen Gebräuchen handelt, einen neuen durch blosse Muthmassung hinzuzufügen. Denn die Andeutung der Libationen, welche Corai in dem nachfolgenden *θύειν* findet, dürfte doch wohl zu schwach seyn. Da schon das Bewegen und Forttragen der Steine eine gottesdienstliche Sitte scheint, so findet das Opfern hieran einen hinlänglichen Gegensatz. Soll noch ein andrer gesucht werden, so bleibt die Wahl immer willkührlich, wie denn andre Ausleger auch auf Gebete (*εὐχάς*) gekommen sind. In einer Anmerkung Xylanders findet sich die Lesart *ψευδοποιεῖσθαι*, welche er verwirft, indem er sagt, dass er nicht begreife, was sie bedeuten solle. Würde aber die Construction nicht ungemein hart durch die Stellung dieses Infinitivs, unmittelbar nach *μεταφέρεσθαι*, so gäbe diese Lesart den einfachsten und natürlichsten Sinn. Die Stelle hiesse alsdann bloss: es lägen dort Steine, von welchen gefabelt werde, dass sie von Ankömmlingen nach einer vaterländischen Sitte umgedreht, und von einem Orte zum andren getragen würden. Zu opfern sey nicht gestattet, noch u. s. w. *Στρέφεσθαι* und *μεταφέρεσθαι* stehen in natürlicher Beziehung auf die vorhergehenden Worte *κατὰ πολλοὺς τόπους*. Was vom Bekränzen der Steine, von ihren eignen Ortbewegungen, von Gebeten, im Gegensatz der Opfer, bei den Auslegern vorkommt, scheint mir willkührlich in die Stelle hineingetragen. Ephorus hatte von einem Tempel

der Iberer erwähnt Aristoteles (*Polit.* VII. 2, 6.), dass sie nemlich soviel Spiesse (ὀβελίσκους) um das Grabmal eines Kriegers steckten, als er Feinde umgebracht hatte. (Zoëga *de obeliscis. p.* 349.) Kein Schriftsteller gedenkt bei den Iberern der Gallischen Sitte, den Göttern kostbare Geschenke, vorzüglich ungemünztes Gold zu weihen, und es entweder in heilige Teiche zu versenken, oder auch in Tempel, oder auf ofne geweihte Plätze zu legen, wo es gegen den Raub nur durch die Scheu vor den Göttern geschützt war.*) (Strabo. IV. 1, 13. *p.* 188. Diodorus Sic. V. 27.) Nur Justin hat uns eine Sitte aufbewahrt, die damit in Beziehung stehen könnte, und zugleich die Callaiker gegen den ihnen gemachten Vorwurf der Götterverachtung rechtfertigt. Das Land, sagt er (XLIV. 3.), ist so goldreich, dass sie oft mit dem Pflug Goldschollen herausreissen. Innerhalb der Gränzen desselben ist ein heiliger Berg, den es frevelhaft gehalten wird, mit dem Eisen zu verletzen. Wird aber einmal die Erde vom Blitze getroffen, was in diesen Gegenden häufig geschieht, so ist es erlaubt, das aufgedeckte Gold, wie ein Geschenk der Gottheit, zu sammeln. Es bleibt zweifelhaft, ob die Heiligung des Berges hier in irgend einem Bezuge auf das Gold, als ein Lieblingseigenthum der Gottheit, geschehen war. Bestand sie in blosser Weihung der Erde, so haben wir hier ein Beispiel eines Weiheplatzes, wie sie in Gallien vorhanden waren. Heiligkeit der Bäume, wie bei den Germanen, scheint hier gar nicht gemeynt zu seyn. Das in der Stelle erwähnte Eisen ist offenbar nur das des Pfluges.[1])

---

des Hercules erzählt. Er oder andre hatten das von dem Umwenden der Steine hinzugesetzt. Artemidorus läugnet beides. — Erro (*Alfab. de la lengua primit.* 132.) deutet diese Stelle ganz unrichtig, wenn er darin finden will, dass es überhaupt in Baetica keine Tempel und Opfer gab; Strabo redet bloss von einer einzelnen Gegend. Erro legt auch, indem er doch den Strabo citirt, dem Ephorus gerade die entgegengesetzte Meynung von der bei, welche Strabo von ihm erzählt.

*) Im Tempel des Hercules in Gades gab es jedoch Weihgeschenke, die Caesar, nach der Besiegung der Söhne des Pompejus, nicht unangegriffen liess. (Dio Cassius. 43, 39.) Der Gottesdienst in diesem Tempel war aber noch zu Appians Zeit (VI. 2, 35.) Phönicisch.

[1]) *Nach „Pfluges" gestrichen: „Auch für heilig Achten der Blitze lässt sich aus ihr wohl nichts Besondres schliessen."*

44.

Ueber den Aufenthalt Iberischer Völkerschaften ausserhalb Iberien; in den von Celten bewohnten Ländern.

Ich habe bis hierher zu zeigen versucht, welche Sprache redend, mit welchen Völkern, in welchen Gränzen, und auf welche Weise vermischt, die Iberer die Spanische Halbinsel bewohnten; es bleibt jetzt noch übrig, zu sehen, ob und wo sie ausserhalb derselben gefunden werden? Ueber Gallien ist in dieser Beziehung schon im Vorigen geredet worden. Sie hatten einen Theil der Südküste und Aquitaniens inne, und diese Gegenden gehörten eben so wohl, als Spanien selbst, zu ihren ursprünglichen, d. h. zu den Wohnsitzen, worin die Geschichte sie zuerst kennt. In den übrigen Theilen Galliens aber kann ich keine irgend sichre Spur ihres Daseyns finden, und daher auf keine Weise annehmen, dass sie auch in diesen ehemals gewohnt hätten, und nur in jene nach und nach zurückgedrängt worden wären.

Das Gleiche gilt, meines Erachtens, von Britannien. Indess ist doch die Meynung von nach Irland und England übergegangenen Iberern seit den Zeiten der Römer vielfältig gehegt worden, und Tacitus (Agricola. 11.) findet sie durch die braunere Gesichtsfarbe der Silurer, ihr gekräuseltes Haar, und die Lage ihres Landes bestätigt. Man sieht indess, wie schwach diese Gründe sind. In den mit Städten besetzten, von den Römern oft durchzogenen Theilen der Britischen Inseln findet sich keine Spur Vaskischer Abkunft, dagegen die deutlichsten der Uebereinstimmung mit dem gegenüber liegenden Gallien. Bloss über die, den Alten nur durch einzelne Kriegszüge, und selbst dadurch nur wenig bekannten Caledonier im Norden von Schottland kann man zweifelhaft bleiben. Mannert (Th. 2. H. 2. S. 93.) hält es für sehr wahrscheinlich, dass sie mit den Iberern zu einerlei Stamm gehörten. Für Celten glaubt er sie auf keinen Fall, schon wegen ihrer Feindseligkeiten gegen diese, erklären zu können. Da sie aber dies nicht waren, so sieht er sie für die, seiner Annahme nach, vor der Einwanderung der Celten in WestEuropa vorhandene Nation an, die nun entweder wirklich die von den Celten zugleich nach Spanien und

NordSchottland zurückgedrängte Iberische war, oder eine andre, von allen Völkern Europens abgesondert da stehende. Er erwartet die Entscheidung hierüber von einer genauen Vergleichung der Vaskischen mit der Galischen*) Sprache. Es ist gewiss sehr richtig gesehen, dass diese Streitfrage nur aus den Sprachüberbleibseln, nicht aber aus den geographischen und geschichtlichen Nachrichten bei den Alten entschieden werden kann. Diese wussten offenbar zu wenig von diesen Gegenden, und nicht einmal Ortnamen bieten einen Anhalt dar, da keine Oerter mit Namen, die der Römer gekannt hätte, darin vorhanden waren. Wenn aber Mannerts Behauptung mehr, als blosse Muthmassung seyn soll, so müsste nicht nur eine nahe Verwandtschaft zwischen dem Vaskischen und Galischen, sondern auch eine Verschiedenheit beider von den alten Sprachen Galliens erwiesen werden. Denn sonst würde das Vaskische und Galische bloss zu Celtischem gemacht. Nun aber widersetzt sich, meines Erachtens, gerade das Studium aller dieser Sprachen, so wie sie noch heute vorhanden sind, durchaus einer solchen Annahme, da auf der einen Seite das Vaskische sich sehr bestimmt vom Galischen absondert, und auf der andren die nahe Verwandtschaft, und sogar die Identität Altgallischer Mundarten mit dem Galischen höchst wahrscheinlich ist. Eine genaue und ausführliche Vergleichung der vier hier in Rede stehenden Sprachen (der Vaskischen, Galischen, Irländischen, und NiederBretagnischen) ist zwar noch nicht vorgenommen worden, und es ist auch, bei der Ungleichheit der Hülfsmittel, sehr schwierig, gleich gründliche Kenntniss aller zu besitzen. Aber dass die drei letzten zu Einem und demselben Stamme gehören, ist von bewährten Sprachforschern anerkannt.**) Von der Vaskischen hat man bis

---

*) Ich schreibe Galische, nicht Gaelische Sprache nach Stewarts Vorgang. Ausgesprochen muss das Wort aber immer nach der Englischen Aussprache werden, die sich allerdings der Deutschen von *Gaelic* nähert. Sieht man jedoch *Gaelic*, als die richtige Orthographie in der Sprache selbst an, so bemerkt Stewart in seiner Grammatik. *p.* 5. *nt.* e., dass zwischen *Gaelic* und *Gailic* erst nach der, noch nicht vollkommen ausgemachten Etymologie des Worts entschieden werden könne.

**) Dass diese drei Sprachen wirklich verschiedene Sprachen, und nicht bloss verschiedene Mundarten Einer Sprache sind, ist gewiss. Auch leidet es keinen Zweifel, dass die Galische und Irländische viel näher unter einander, als mit der von Nieder-Bretagne und Wales verwandt sind. Nur die Grade dieser Verwandtschaft bedürfen einer genaueren Bestimmung. Es wäre daher doppelt wünschenswerth, dass Ahlwardt, der diese Sprachen genauer kennt, als dies je der Fall bei einem Ausländer gewesen

jetzt nur Gleichheit einzelner Wörter, und auch diese zum Theil sehr unsicher nachgewiesen. Von diesem Verhältniss dieser Sprachen zu einander kann sich auch jeder überzeugen, der nur ihre Grammatik mit einiger Sorgfalt durchgeht. Bei dem Vaskischen befindet man sich durchaus auf einem andren Gebiet, und schon der erste Anblick lehrt, dass, wenn überhaupt zwischen der Vaskischen und den Britischen Sprachen eine andre, als ganz allgemeine Aehnlichkeit und Verwandtschaft vorhanden seyn sollte, es in viel entfernteren Graden der Fall ist. Dass die Uebereinstimmung zwischen der Vaskischen und den Britischen Sprachen nicht so gross ist, als zwischen diesen letzteren selbst, ist offenbar, und leidet keinen Zweifel. Die Frage, welche ich noch nicht mit Sicherheit zu beantworten wagen möchte, kann bloss die seyn: ob sich zwischen der Vaskischen und den Britischen Sprachen überhaupt gar keine Verwandtschaft findet? oder ob die etwa vorhandene wenigstens nur eine solche ist, wie man auch zwischen dem Vaskischen und dem Lateinischen, Griechischen und Deutschen antrift? Was dagegen die Sprachen des alten Galliens betrift, so beschränkt sich die Gleichheit der Sprache von Gallien und Britannien, so weit sie sich durch das Zeugniss der Schriftsteller und die Gemeinschaft der Sängerinstitute beweisen lässt, zwar nur auf die den Römern genau bekannten Gegenden, nemlich England und einen Theil von Irland. Allein die Altgallischen Sprachen können unmöglich von dem Galischen und der Sprache von Wales verschieden gewesen seyn. Dies beweisen die Namen der Personen und Oerter, die sich grossentheils aus beiden Sprachen ableiten lassen, mehrere noch übrige Wörter, und der Umstand, dass auch nicht die mindeste Spur die Annahme einer dritten gänzlich untergegangenen Sprache unterstützt. Wäre indess auch die von NiederBretagne allein die herrschende gewesen, so wäre ebendamit doch zugleich bewiesen, dass auch die ihr verwandte Galische zu den Celtischen gehörte. Nimmt man nun noch hinzu, dass die letztere, solange wir geschichtliche Nachrichten besitzen, die Landessprache Schottlands war, so scheint mir dem Beweise der Celtischen Abkunft der Caledonier nichts weiter zu mangeln. Mit dieser Voraussetzung stimmt es auch überein, dass Tacitus

---

ist, und sie vorurtheilsfreier, und aus allgemeineren Gesichtspunkten betrachtet, als Eingebohrne es zu thun pflegen, Veranlassung fände, die Resultate seiner Untersuchungen hierüber bekannt zu machen.

(Agricola. 11.) den Caledoniern röthliches Haar zuschreibt, weshalb er ihnen einen Germanischen Ursprung anweist. Ihre Feindseligkeiten gegen die Celten können hiergegen keinen Beweis abgeben. Nationalfeindschaft ist oft zufälliger und politischer Natur und gerade am heftigsten unter verwandten Stämmen, wenn einmal Eifersucht unter ihnen Wurzel fasst.

Wie nun diese beiden Hauptzweige der Britischen Sprachen (die von Wales, und die Galische nebst der Irländischen) neben einander in Gallien bestanden, wo doch, nach Strabos Urtheil, die Mundarten nicht so weit von einander abwichen, oder ob sie wirklich beide dort zugleich und dauernd vorhanden waren, ob sie ehemals schon an sich mehr übereinstimmten, oder doch durch den gemeinschaftlichen Wohnsitz in Gallien sich einander mehr näherten, ob gerade die Absonderung der Caledonier dazu beitrug, ihre Verschiedenheit zu bilden, und zu erhalten? alles dies sind Fragen, die nicht in den Kreis der gegenwärtigen Untersuchung gehören. Mir genügt es zu zeigen, dass Iberer an der Bevölkerung Nord- und MittelGalliens und Britanniens keinen Antheil hatten, soviel wenigstens die Geschichte, auch nur nach dem Zeugniss der Ortnamen, davon urtheilen kann.

45.

Iberer auf den drei grossen Inseln des Mittelländischen Meeres.

Da wir die Iberer ausserhalb Spanien nicht im Norden verbreitet finden, so müssen wir uns gegen Süden wenden. Dass sie nun hier die drei grossen Inseln des Mittelmeeres, Corsica, Sardinien, und Sicilien, zum Theil inne hatten, ist in hohem Grade wahrscheinlich. Die Alten behaupten es, und es giebt, wie es mir scheint, keinen Grund es zu bezweifeln. Die Iberer mochten nach Spanien und Gallien eingewandert, oder dort autochthonisch im Besitze des Landes gewesen seyn, so war ihre Verbreitung auf so wenig entfernte Inseln leicht und natürlich. Einige wenige, aber zuverlässig scheinende Sprachspuren in den Ortnamen (32.) bestätigen die Vermuthung.

Ueber Corsica ist die Hauptstelle die bekannte des Seneca.

(*Consolatio ad Helviam.* 8.) Indem er über den häufigen Wechsel der Einwohner der Länder Betrachtungen anstellt, geht er die verschiedenen, nach Corsica gekommenen Colonieen durch; erst Phocaeer, dann Ligurer, und auch Spanier. Die letzten erkennt er an der Aehnlichkeit der Gebräuche; gleiche Kopfbedeckung, gleiche Beschuhung mit den Cantabrern, auch einige Wörter. Denn die ganze Sprache war in dem Umgang mit den Griechen und Ligurern von der vaterländischen abgewichen. Gegen dies Zeugniss Senecas, der selbst ein Spanier war, scheint sich nichts einwenden zu lassen. Da er aber Spanier und Cantabrer, die auch schon mit Celten vermischt waren, erwähnt, so geht nicht klar hervor, dass die Ansiedler gerade Iberer waren, und noch weniger, ob sie einen bedeutenden Theil der Insel einnahmen. Niebuhr (Röm. Gesch. I. 110.) nennt, indem er sich auf diese Stelle bezieht, die Iberer ältere Bewohner, als die Ligurer. Dies scheint aber nicht in Senecas Worten zu liegen. Es giengen, sagt er, darauf Ligurer über, auch Spanier. Die Gewohnheit der Muttersprache konnten sie durch den Umgang mit den Völkern verloren haben, die sie vorfanden, und an die sie sich anschliessen mussten. Wenn Diodor von Sicilien (V. 14.) den Bewohnern von Corsica eine verdrehte und schwer zu verstehende Mundart beilegt, so meynt er damit nicht eine eigenthümliche Landessprache, welche Fremde gar nicht verstanden hätten, sondern nur verdorbenes und ausgeartetes Griechisch.

Pausanias Erzählung von der Gründung der ersten Sardischen Stadt durch Iberer habe ich schon oben (32.) angeführt. Es ist sonderbar, dass weder in Niebuhrs Römischer Geschichte, noch in der Beurtheilung derselben in den Heidelberger Jahrbüchern (Jahrg. 9. S. 862.),[1]) wo die Bevölkerung Sardiniens durch Iberer bestritten wird, dieser Stelle Erwähnung geschieht. Ganz zu verachten scheint doch die Sage nicht zu seyn. Dass sich aber noch Vaskische Wörter im heutigen Sardischen Dialect finden sollten, ist auch mir sehr unwahrscheinlich. Wenigstens sind mir in den Büchern, die ich von diesem Dialect besitze, keine solche aufgefallen.

Soviel auch über Sicilien, und die Abkunft der Sicaner gestritten worden ist, so bleibt es doch immer gewiss, dass diese Insel in den frühesten Zeiten, dem Zeugniss der alten Schriftsteller

---

[1]) *Vgl. Schlegels Sämmtliche Werke 12, 472.*

nach, Iberische Bewohner hatte.*) Die Sicaner mögen aus Spanien gekommen seyn, oder man mag die Gallische Südküste, von der sie eigentlich herstammten, mit dem ausschliesslich Iberien genannten Lande verwechselt haben, so steht jene Thatsache immer fest. Es kommt hierbei nicht einmal darauf an, ob die Sicaner Iberer gewesen sind, denn auch ausser den Sicanern werden Iberer auf der Insel genannt. Für die gegenwärtige Untersuchung, welche diese Fragen nur aus dem beschränkteren Gesichtspunkt der in den Ortnamen noch übrigen Sprachspuren in ihren Kreis zieht, genügt es an das oben (32.) über die Morgeten und Murgantia Gesagte zu erinnern, und den Zeugnissen der Alten diese Bestätigung hinzuzufügen.

Auf allen diesen Inseln werden jedoch andre ursprüngliche Bewohner, als die Iberer, angegeben, ja auf Corsica und Sardinien diese gänzlich und einzig als Einwanderer angesehen. In Sicilien dagegen sind die Meynungen getheilt, und einige Schriftsteller zählen die Iberer ebensowohl, als die Cyclopen und Laestrygonen den Urbewohnern bei. Sicilien also, oder wenigstens ein Theil dieser Insel wird ebenso geschildert, als Iberien und die Gallische Südküste, wo vor den Iberern die Geschichte auch kein anderes Volk kennt, wenigstens, wenn sie auch die Kyneten nennt, keines als von den Iberern oder Celten verschieden mit Bestimmtheit bezeichnet.

46.

Iberer in Italien.

Ehe es aber möglich ist eine Vermuthung über die Art zu wagen, wie die Iberer diese Inseln inne gehabt haben mögen, ist es nothwendig, einen Blick auf Italien, als das ihnen zunächst gelegene Land zu werfen. Die Prüfung der Ortnamen (32.) führt zu dem Resultat, dass sich nicht hinlängliche Spuren des Vaskischen in ihnen finden, um das Daseyn von Iberern in Italien danach allein mit irgend einem Grade der Gewissheit, ja selbst

*) Man vergl. Niebuhrs Römische Geschichte I. 110. Heidelberger Jahrb. Jahrg. 9. S. 862. Mannert. I. 447. 448. und ausser den dort angeführten Stellen Strabo. IV. 2, 4. *p.* 270.

nur mit hoher Wahrscheinlichkeit anzunehmen. Indess sind doch einige solche Spuren unläugbar vorhanden, und mehr, als in den Ländern, die wir, ausser Hispanien selbst, von Celten besetzt kennen. Eine aus andren Gründen entspringende Muthmassung kann sich daher auch dieses Anhaltspunktes bedienen. Es wird also immer auf anderweitige Untersuchungen über die früheste Bevölkerung Italiens ankommen. Dass diese durch Lanzi's Bemühungen, so verdienstvoll dieselben an sich sind, bereits abgeschlossen und vollendet wären, hat mir nie einleuchten wollen. Bei wiederholtem und aufmerksamem Lesen seines Buchs hat es mir immer geschienen, als überzeugte es nicht, risse aber allerdings den Leser von Schritt zu Schritt in einem Systeme fort, wo man sich am Ende die gewaltsamsten Erklärungen gefallen lässt, weil man stufenweise von Gewaltsamkeit zu Gewaltsamkeit geführt worden ist.*) Da diese Forschungen jetzt von einem Manne angestellt worden sind, der ausschliesslich durch die Kenntniss der alten Sprachen, und der aus ihnen hervorgegangenen neueren gebildet war, so müssten sie, wenn man klar sehen wollte, nunmehr von einem andren wiederholt werden, der sich zugleich vorzugsweise im Besitz der Ursprachen des westlichen Europa befände. Ich gestehe indess, dass ich zweifle, dass auch ein solches Unternehmen eine belohnende Ausbeute liefern würde. Ich wenigstens habe durchaus nicht hinlängliche Spuren Vaskischer Wurzelwörter in den von Lanzi erklärten Inschriften gefunden, um irgend ein bedeutendes Resultat daraus zu ziehen. Es hat mir immer geschienen, dass diese Inschriften überhaupt nicht gemacht sind, um einer Untersuchung über die Bewohner Italiens vor aller Einwanderung Griechischer Stämme zum Grunde gelegt zu werden. Alle, die wir kennen, sind aus einer Zeit, in welcher, wie sie selbst offenbar beweisen, schon eine grosse Vermischung der Ursprache statt fand, wenn auch, wie ich gewiss glaube, eine solche in ihnen zugleich verborgen ist. Es ist mir nicht unwahrscheinlich, dass die Fragen über die frühesten Bewohner Italiens in der That zu den nicht mehr aufzulösenden gehören. Können aber noch Aufklärungen darüber erhalten werden, so scheint es mir nur durch die Untersuchung, nicht der inschriftlichen Denkmäler

---

*) Auch Niebuhr (Römische Geschichte. I. 65.) hat, und wie es mir scheint, mit vollem Rechte, Zweifel gegen die Art erhoben, wie die Italienischen Gelehrten die Sprachen der Urvölker Italiens behandeln.

zunächst, obgleich sie hernach zu Hülfe genommen werden müssen, sondern durch die der Sprachen selbst möglich. Die Vaskische, die Britischen und Germanischen Sprachen müssen zugleich genau und behutsam, und vorzüglich mit Absonderung einer regellos Alles verbindenden und jede Aehnlichkeit aufhaschenden Etymologie, an der leitenden Hand strenger und gesetzmässiger Analogie mit den Sprachen des Alterthums und unter einander verglichen werden. Auf diesem Wege wird es sich ergeben, ob eine dieser Sprachen, und welche vorzugsweise der Lateinischen in ihrer, sie von der Griechischen unterscheidenden Eigenthümlichkeit verwandt ist, und hieraus werden sich alsdann weitere Folgerungen ziehen lassen.*) Wenn ich dasjenige, was mir bis jetzt hierüber bekannt ist, mit den hier angestellten Untersuchungen zusammennehme, so würde ich die Muthmassung wagen, dass die Iberer in der frühesten Zeit auch über Italien und die Inseln des Mittelmeeres, als Autochthonen verbreitet gewesen sind, und dass, wenn man einmal alle Völker von Osten nach Westen wandern lässt, die Iberer sich von der grossen Völkerstrasse Thraciens südwärts, die Celten nordwärts geschlagen haben. Iberische Colonieen mögen wohl auch von der Nordküste des Mittelmeeres nach den Inseln einzeln gegangen seyn, allein wenn die Besetzung dieser durch Iberer als Urvölker bedeutend war, so konnte sie nicht auf diesem Wege geschehen. Alsdann waren jene Nordküsten natürlicher die späteren Wohnsitze. Denn bedeutende Länderbesetzungen können nur durch grosse und entschiedene Völkerwanderungen gedacht werden, und diese konnten, dem Charakter der Iberer und der Lage Spaniens nach, nur nach diesem Lande hin, nicht von ihm aus gehen.

---

*) In einer 1816. erschienenen kleinen Schrift: *de latinae linguae accentibus libellum primum in publico proposuit Fridericus Lindemann* verspricht der Verfasser ein ausführliches Werk über die alten Sprachen der Italischen Völkerschaften. Es ist mir aber nicht bekannt, dass bis jetzt etwas davon erschienen sey.[1]) Die eben genannte Schrift enthält schon die Herleitung einer beträchtlichen Anzahl lateinischer Wörter, die nicht Griechischen Ursprungs sind. Es wäre aber zu wünschen, dass sich der Verfasser bestimmter über dasjenige erklärte, was er unter Celtischen Sprachen versteht. Nach mehreren Beispielen zu urtheilen, scheint er dieselben nicht so scharf von den Germanischen abzusondern, als es von den besten Sprachforschern neuerer Zeit, und meinem Urtheile nach, mit Recht, geschehen ist.

[1]) *Dieses Werk ist niemals erschienen.*

47.

Ueber die Verwandtschaft der Iberer mit den Celten.

Wenn ich im Laufe dieser Untersuchung bisweilen von Autochthonen rede, so ist es nicht meine Absicht, dadurch etwas Objectives zu entscheiden, sondern nur die zufällige Gränze unsrer Kenntniss zu bezeichnen. Ureinwohner sind mir nur diejenigen, welche uns die Geschichte weder nöthigt, noch veranlasst, als eingewandert anzusehen. Nur in diesem Verstande habe ich auch die Iberer in Spanien, Gallien und den Inseln des Mittelmeeres mit diesem Namen belegen, nicht die Frage, woher nun diese Iberer gekommen seyn mögen? abschneiden wollen. Hier indess, wo es nicht der Ort ist, die zur Entscheidung derselben nöthigen Sprachuntersuchungen anzustellen, berühre ich sie nur, um einem möglichen Misverständnisse vorzubeugen. Ich habe weiter oben (43.) die Iberer als in Stamm, Sprache und Charakter von den Celten verschieden dargestellt, und halte dies auch für die richtige ethnographische Ansicht. Ich habe indess dadurch nicht ausschliessen wollen, dass nicht vielleicht doch früher beide Nationen zu Einem Völkergeschlecht hätten gehören, ja die Iberer sogar ein Zweig des grossen Celtischen seyn können. Was Mannert*) von den Ligurern scharfsinnig geäussert hat, dass sie zwar nicht von denjenigen Celten abstammen, die man in Gallien kennen lernte, aber doch wohl mit ihnen gemeinschaftliche Zweige eines älteren östlichen Stammes gewesen seyn mögen, kann auch von den Iberern gelten. Allein solange tiefere Sprachuntersuchungen nicht darüber ein helleres Licht verbreiten, bleiben alle Meynungen dieser Art allein im Felde der Muthmassungen.

48.

Ueber die Meynung der nahen Verwandtschaft des Vaskischen mit Amerikanischen Sprachen.

Um nunmehr zu der Vaskischen Sprache zurückzukehren, deren Anwendung auf die geschichtlichen Denkmäler und Zeug-

*) Th. 2. B. 1. S. 17. Ritters Vorhalle. S. 373.

nisse von den frühesten Bewohnern Spaniens den Zweck dieser Untersuchung ausmacht, so gehet, dünkt mich, aus allem Bisherigen deutlich hervor, dass dieselbe eine rein Europaeische, und zwar eine der ältesten, und wenn man sich des Ausdrucks bedienen darf, der ursprünglichen unsres Welttheils ist. Sie gehört keinem vereinzelten, vielleicht aus fernen Welttheilen verschlagenen Völkerhaufen, sondern einem alten, weit verbreiteten, in die frühesten Schicksale WestEuropas eng verwebten Völkerstamme an. Man hat, und mit Recht auf die Sonderbarkeit ihres grammatischen Baues, namentlich ihrer Conjugation aufmerksam gemacht, und ihre Aehnlichkeit hierin mit den Americanischen Sprachen bemerkt. Zuerst und auf eine in den allgemeinen Bau der Sprachen eindringende Weise, hat dies Vater gethan (Untersuchungen über Amerika's Bevölkerung. S. 210.), dem die Sprachkunde in der Vollendung des Adelungischen Mithridates, welcher in seiner Bearbeitung eine durchaus andre und ungleich befriedigendere Gestalt erhalten hat, eine Grundlage verdankt, ohne die es keinem Einzelnen leicht werden würde, in ihr neue Fortschritte zu machen. Diese Vergleichung ist in sich treffend, und im höchsten Grade merkwürdig. Sie kann auch weiter ausgedehnt werden, als auf die Conjugation, und trift sogar in mehr zufällig scheinenden Dingen zu. So mangelt z. B. der *f*-Laut den meisten Americanischen Sprachen, wie der Vaskischen, und so herrscht in jenen, wie in dieser, eine Abneigung gegen alle unmittelbare Verbindung stummer und flüssiger Consonanten, bei welcher die flüssigen in der nemlichen Silbe folgen sollen. Dagegen gehen die letzteren in den Americanischen Sprachen eher voran. In der Othomi Sprache z. B. giebt es Verbindungen von *n* mit fast allen andren, demselben unmittelbar folgenden Consonanten. Allein keine dieser grammatischen Aehnlichkeiten kann dazu berechtigen, unmittelbare Abstammung, oder Verwandtschaft anzunehmen. Ob die Wurzelwörter gleichfalls Aehnlichkeit bewähren, lässt sich noch nicht hinlänglich entscheiden, da es hierin noch an der gehörigen Bearbeitung der Amerikanischen Sprachen fehlt. Das bis jetzt davon Angemerkte ist, soviel ich es kenne, sehr unbedeutend. Besteht man daher doch darauf, Verwandtschaft zu finden, so kann es nur die entfernte, sich in die äusserste Dunkelheit der Vorwelt, wo die Forschung aller Geschichte und Ueberlieferung entrathen muss, zurückziehende seyn, wo entweder die Völker noch auf einem kleinen Raum beisammen lebten, von dem aus

sie sich erst später verbreiteten, oder wo Meer und Land noch anders vertheilt, verbunden und geschieden war,*) und wo der Einbildungskraft freier Spielraum bleibt. Meines Erachtens aber muss über diese Aehnlichkeiten ein ganz andres Urtheil gefällt werden. Zuerst ist zu bemerken, dass sie bei genauer Untersuchung theils nicht so gross, theils nicht so sonderbar erscheinen. Die Vaskische Conjugation bietet in ihrem Zusammenhange eine Form dar, die ich in keiner Amerikanischen Sprache auf diese Weise angetroffen habe. Ein höchst wichtiger Unterschied liegt schon darin, dass die regelmässige Conjugation immer mit einem Hülfsverbum zusammengesetzt ist, in den Amerikanischen Sprachen dagegen die Conjugation mit einem Hülfsverbum, meiner Erfahrung nach, sogar selten angetroffen wird. Dagegen finden sich Spuren von der Eigenthümlichkeit der Vaskischen Conjugation, namentlich von der Andeutung des Objects in der Flexion der Conjugation, auch in andren Europaeischen Sprachen. Die grammatischen Eigenthümlichkeiten dieser Art haben mir aber immer mehr Zeichen der Bildungsstufen, als der Verwandtschaft der Sprachen geschienen, und viel genauere Untersuchungen, als man bisher angestellt hat, müssen erst ausweisen, ob sich mit einiger Zuverlässigkeit bestimmen lässt, was darin nur hierauf, und was wirklich auf gleiche Abstammung zu schliessen berechtigt. Die meisten Eigenthümlichkeiten der Sprachen noch ganz uncultivirter Nationen in dem Declinations- und Conjugationssystem lassen sich daraus erklären, dass der Wilde, um grammatische Formen zu bilden, bedeutsame und dem Sinn nach zusammengehörende Silben so eng als möglich verbindet. Dies leidet besonders auf die Verbindung des Objects mit dem Verbum Anwendung. Die vielfachen dadurch

---

*) Eine solche Hypothese ist in einer in America herausgekommenen, in Europa vielleicht noch wenig bekannten Schrift aufgestellt: *Researches on America being an attempt to settle some points relative to the Aborigines of America, by James H. M'Culloh, jun. M. D. Baltimore by Jos. Robinson.* 1817. 8. Der Verfasser führt darin aus (*p.* 35.), dass es keine zu gewagte, oder voreilige Behauptung sey, dass es ehemals Continente von grossem Umfange in dem Stillen, Indischen und Atlantischen Meere gab, ohne Zweifel seit der Sündflut schon sehr zerrissen und zerstückt, doch noch nicht in dem Grade, um Menschen und Thiere zu verhindern, in ihren weiten Gegenden hin und her zu streifen, dass während dieser Wanderungen dies Land untergieng, allein die davon übrigen Trümmer eine Anzahl von Thieren und Menschen erhielten, welche nun abgesondert und vereinzelt blieben, bis die Schiffarth sie wieder mit einander vereinigte. Diese Zerstörung soll sich 2323. Jahre vor Christi Geburt zugetragen haben, 846. Jahre nach der Sündflut, und 15. nach der Babylonischen Sprachverwirrung. (*p.* 84.)

entstehenden Formen können alle aus jenem Verfahren abgeleitet werden, ohne dass es nöthig wäre anzunehmen, dass die Nationen besondre Vorliebe dafür besässen, oder besondren Scharfsinn gerade auf diesen Theil der Grammatik gewandt hätten. Die Sache liegt sogar oft weit mehr in der Abtheilung des Ganzen der Rede in Worte, als in einer Verschiedenheit der logischen Ansicht. Man geräth in der That bei diesen Sprachen sehr oft in grosse Verlegenheit, ob man Silben und Wörter als zu Einem Wort verbunden ansehen soll, oder nicht? Denn, genau genommen, wird die Einheit des Worts nur durch den Accent bestimmt, dieser aber ist meistentheils unbekannt.*) Es kommt dabei ferner die Zurückziehung des Tons von enclitischen Silben,[1]) und die Frage in Betrachtung, ob es Zusammenziehung in Ein Wort anzeigt, wenn der Anfangsbuchstabe des einen der auf einander folgenden durch den Endbuchstaben des andren Veränderungen erleidet. Daher wird die Entscheidung manchmal sehr schwierig. Ein Beispiel giebt die Mixteca Sprache, bei der man ungewiss bleibt, ob sie das regierte Substantivum dem Verbum, wie die Mexicanische, einverleibt, oder demselben nur, wie unsre Sprachen, folgen lässt. Die feste Wortabtheilung, aus welcher nachher die Abschleifung mancher Wortelemente und verschiedener Laut entsteht, gehört erst den Fortschritten der Bildung an, und daher steht auch die eben erwähnte Conjugationsart, insofern sie auf der Wortabtheilung beruht, mit jenen Fortschritten in Verbindung. Wenn sich aber der eigenthümliche Bau der Vaskischen Sprache wirklich so ansehen lässt, dass er die Bildungsstufe, und das Alter derselben bezeichnet, so möchte ich, so schwer es auch ist, in diesem Ge-

---

*) Es ist merkwürdig, dass auch aus der späteren und jetzigen wissenschaftlichen Bearbeitung des Sanskrits die Accentlehre gänzlich ausgeschlossen scheint, da doch die Handschriften der Vedas die Zeichen drei verschiedener, den Griechischen ganz ähnlicher Accente enthalten sollen.

[1]) *Nach „Silben" gestrichen: „dabei in Betrachtung, da man ja nicht wähnen muss, dass diese Zurückziehung nur sehr ausgebildeten Sprachen eigen sey. Sie liegt ursprünglich im Dialecte des Volks, und wird in unsren neueren Sprachen im Gegentheil in dem gebildeten Gebrauch eher vernachlässigt, worin jedoch die Englische eine Ausnahme macht. Da die starke Ausbildung des Accents eine ihrer charakteristischen Eigenthümlichkeiten ist, so liegt auch in dem richtigen Gebrauch der Pronomina, als enclitischer, oder selbstbetonter Silben eine Feinheit und Schönheit ihrer Aussprache, in welcher z. B. auf der Bühne selbst der gebildetste Redner über gewisse Punkte zweifelhaft seyn kann."*

biet Behauptungen von solcher Allgemeinheit zu wagen, sie ohne Ausnahme für diejenige unter den Europaeischen Sprachen halten, welche sich am wenigsten verändert hat, und demjenigen Baue, welcher für den ursprünglichen gelten kann, am nächsten geblieben ist. Dass hierin eine neue Bestätigung der auch aus andren Gründen wahrscheinlichen Vermuthung liegt, dass die Iberer zu den frühesten und ältesten uns bekannt gewordenen Europaeischen Völkern gehören, ist schon oben (43.) bemerkt worden. Sie reichen sichtlich über diejenigen, deren Sprachen uns bekannt geworden sind, namentlich über die Römer und Griechen hinaus, und können, wenn man einen Vergleichungspunkt sucht, nur mit den Vorhellenischen Pelasgern in Eine Linie gestellt werden.

49.

Resultate der bisherigen Untersuchungen.

1. Die Vergleichung der alten Ortnamen der Iberischen Halbinsel mit der Vaskischen Sprache beweist, dass die letztere die Sprache der Iberer war, und da dies Volk nur Eine Sprache gehabt zu haben scheint, so sind Iberische Völker und Vaskisch redende gleichbedeutende Ausdrücke.

2. Die Vaskischen Ortnamen finden sich, ohne Ausnahme, auf der ganzen Halbinsel, und die Iberer waren daher auf derselben in allen ihren Theilen verbreitet.

3. Es giebt aber unter den Ortnamen der Halbinsel andre, von welchen die Vergleichung mit den Ortnamen der von Celten bewohnten Länder zeigt, dass sie Celtischen Ursprungs sind, und an diesen lassen sich die Wohnsitze der mit den Iberern vermischten Celten auch da auffinden, wo uns die geschichtlichen Zeugnisse verlassen.

4. Hiernach wohnten nun die mit Celten unvermengten Iberer nur um die Pyrenaeen herum, und an der Südküste. Die Vermischung beider Nationen nahm die Mittelländer, Lusitanien und den grössten Theil der Nordküste ein.

5. Die Iberischen Celten waren zwar den Celten, von welchen die Gallischen und Britischen alten Ortnamen, nebst den noch

in Grossbrittanien und Frankreich lebenden einheimischen Sprachen herstammen, in der Sprache gleich; allein sie waren vermuthlich keine blossen Pflanzvölker Gallischer Stämme (aus einem zurückbleibenden Stamm einzeln auswandernde Mannschaft), wie die Verschiedenheit des Charakters und der Einrichtungen zeigt. Sie mochten in Gallien vor Menschen Gedenken sitzende, oder früher eingewanderte Volkshaufen seyn. Auf jeden Fall war in ihrer Vermischung mit den Iberern nicht der uns von den Römern her bekannte Gallische Charakter, sondern der Iberische vorwaltend.

6. Ausserhalb Spaniens gegen Norden findet sich, wenn man das Iberische Aquitanien, und einen Theil der Küste des Mittelmeers ausnimmt, keine Spur von Iberern. Namentlich gehörten die Caledonier nicht zu dem Iberischen, sondern zu dem Celtischen Stamm.

7. Gegen Süden aber sassen die Iberer auf den drei grossen Inseln des Mittelmeers, wie geschichtliche Zeugnisse und Vaskische Ortnamen zugleich beweisen. Doch waren sie vermuthlich wenigstens nicht alle aus Iberien, oder Gallien dort eingewandert, sondern hielten diese Wohnsitze vor Menschen Gedenken inne, oder kamen aus dem Osten her.

8. Ob sie auch zu den Urvölkern des festen Landes von Italien gehörten, ist zweifelhaft. Doch finden sich mehrere Vaskische Ortnamen daselbst, die eine solche Vermuthung begründen können.

9. Die Iberer sind von den Celten, wie wir diese durch Griechen und Römer, und in den Ueberresten ihrer Sprachen kennen, in Charakter und Sprache verschieden. Es giebt indess keinen Grund, alle Verwandtschaft zwischen beiden Nationen abzuläugnen, die Iberer können vielmehr sehr wohl selbst ein zu den Celten gehöriger, nur früher von ihnen abgezweigter Stamm seyn.

Alle diese Sätze hat die gegenwärtige Untersuchung aber nur insoweit feststellen können, als dies durch die Vergleichung der Ortnamen, als einer Reihe durch sich selbst sprechender Geschichtsdenkmäler, mit dem Vaskischen möglich war. Es war ihr Zweck sich hierauf zu beschränken, und auf diese Weise die bisherigen Untersuchungen, welche grösstentheils die einheimische Sprache Iberiens aus ihrem Kreise ausgeschlossen hatten, zu prüfen, zu bestätigen, und zu erweitern. Um aber die Untersuchungen über die Urbewohner der Halbinsel vollkommen abzuschliessen, müsste man noch, unabhängig von geschichtlichen Zeugnissen und Ortverhältnissen, das Vaskische, als Sprache, mit den übrigen West-

europaeischen Sprachen vergleichen, wodurch namentlich der letzte der hier aufgestellten Punkte allein gehörig aufgehellt werden kann. Dies aber ist ein viel schwierigeres, ganz andre Vorarbeiten forderndes Unternehmen.

50.

Iberische Denkmäler mit einheimischer Schrift.

Es wird vielleicht befremdend scheinen, dass ich mich in dieser Abhandlung nicht zugleich über die Inschriften auf Steinen, Metallplatten, irdenen Gefässen und Münzen erklärt habe, die man in schwer zu entziffernder Schrift in Spanien gefunden hat. Es lässt sich, wenn man auch noch keine der bisherigen Entzifferungen für befriedigend annehmen will, mit Grunde voraussetzen, dass ein grosser Theil dieser Inschriften in der Landessprache abgefasst ist, und sie gehören daher allerdings in eine Arbeit, die bestimmt ist, jede Aufklärung zu benutzen, welche die Vaskische Sprache über die Urgeschichte Spaniens zu liefern vermag. Ich habe auch schon seit Jahren nicht vernachlässigt, mich mit diesen Gegenständen zu beschäftigen. Ich habe mich aber überzeugt, dass dies ganze Studium sich noch selbst in solcher Dunkelheit und Verwirrung befindet, dass man vergebens hoffen würde, andere Fragen durch dasselbe aufzuhellen. Es ist bis jetzt nur von Personen behandelt worden, welche entweder des Vaskischen unkundig, oder partheiisch für dasselbe eingenommen waren. Beide sind meistentheils nur ihren Einfällen gefolgt, und selbst die erste und wesentlichste Vorarbeit, die Aufsuchung der Zeichen und ihrer Bedeutung, ist noch von keinem nach einem regelmässigen Plane angelegt und vollständig ausgeführt worden. Soll dies Studium je zu sichren Resultaten führen, so muss man anfangen, von neuem die Denkmäler, meistentheils Münzen, in den Sammlungen aufzusuchen, da man sich auf die Abbildungen bei Velasquez, Lastanosa,[1]) Florez, Erro u. a. m. wohl schwerlich überall verlassen kann, die Inschriften dann nach den Orten, zu denen sie gehören, ordnen, und nun

[1]) *Sein* „Museo de las medallas desconocidas españolas" *war Huesca 1645 erschienen.*

ein genaues und vollständiges Verzeichniss der auf ihnen vorkommenden Buchstaben und Zeichen anlegen. Nach diesem allein kann ein vollständiges Alphabet festgestellt werden, und erst, wenn dies geschehen, lässt sich an eine Erklärung denken. Bei dem einen und dem andren darf man aber nicht vergessen, dass man höchst wahrscheinlich Inschriften ganz verschiedner Sprachen, Vaskische, Punische und Celtische vor sich hat. Den jetzigen Erklärungen fehlt es noch durchaus an einer solchen sichren Grundlage, und ebenso ist auch schon in Spanien selbst geurtheilt worden. D. Antonio Valcarcel versprach in einer kleinen, 1773. in Valencia erschienenen Abhandlung,*) durch hundert bisher nicht herausgegebene Münzen zu zeigen, wie weit man noch entfernt sey die wahre Art der Lesung dieser unbekannten Schrift zu verstehen, und es ist nicht zu glauben, dass die seit seiner Zeit gemachten Versuche ihn bewegen würden, diese Behauptung zurückzunehmen. Denn auch seitdem sind diese Inschriften von jedem, der sich damit beschäftigt hat, verschieden, und immer auf eine zu einseitige Weise behandelt worden. Sestini nimmt in seiner Erklärung der Spanischen Münzen des Hedervarischen Cabinets das Griechische Alphabet zur Grundlage der Entzifferung an. Erro hat sich zwar selbst ein Alphabet zusammengestellt; er bezeichnet aber bald denselben Buchstaben mit drei, vier und fünf verschiedenen Zeichen, bald verschiedene mit demselben; er liest bald vorwärts, bald rückwärts, nimmt Auslassungen von Vocalen, Zusammenziehungen von Buchstaben und Abkürzungen von Wörtern an; und man sieht nicht, dass diese Annahmen sich auf eine hinlängliche Menge von Beispielen gründen, um die Besorgniss aufzuheben, dass sie nur gebraucht werden, irgend eine Erklärung herauszubringen. Bei dieser Verschiedenheit der Meynungen und dieser Unvollständigkeit des Verfahrens habe ich Bedenken getragen, mehrere bisher ganz unbekannte Ortnamen anzuführen, welche Erro und Sestini auf Münzen mit einheimischer Schrift entdeckt haben wollen. Den, besonders bei den Römischen Schriftstellern vorkommenden doppelten einheimischen und Lateinischen Ortnamen entsprechend ist es, dass eine grosse Menge von Münzen Inschriften in zwei Sprachen, der Lateinischen, und einer andren enthalten, und dass diese Inschriften (soviel sie jetzt erklärt sind) zwar manchmal, bei

---

*) *Medallas de las Colonias, municipios y pueblos antiguos de España por D. Antonio Valcarcel Pio de Saboya i Spinola. p.* 21.

weitem aber nicht immer Uebersetzungen von einander ausmachen. Dasselbe haben wir auch bei den Namen gefunden.[1])

Unter diesen Umständen schien es mir nicht rathsam, durch die Einmischung dieser, noch gar nicht gehörig erklärten Inschriften noch mehr Ungewissheit in eine Untersuchung zu bringen, die schon an sich mit grosser Behutsamkeit und Vorsicht geführt werden muss.[2])

---

[1]) *Nach „gefunden" gestrichen: „Wer den neuesten Zustand der Erklärung dieser Inschriften kurz und ohne grosse Mühe zu übersehen wünscht, wird mit belehrendem Vergnügen die Recensionen einiger Theile der* Mémoires de l'Académie Celtique *in den Göttingischen gelehrten Anzeigen (1810. B. 3. S. 1737. u. f.) nachlesen."*

[2]) *Hier sei noch aus der Handschrift eine oben S. 187 übersehene Stelle nachgetragen, die dann durch den Satz „Denn — befanden" ersetzt wurde: „Es kann gewagt scheinen, hierin eine Verbindung suchen zu wollen. Allein eine gewisse künstliche, und vorzüglich künstlende Behandlung der Sprache, wie sie namentlich das Sanskrit, Welsh und Galische (Owen's* dict. p. *13—25. Shaw's* analysis of the Galic language. p. *33.) in der Buchstabenveränderung und der Wurzelaufsuchung haben, scheint mir im hohen Alterthum fast nur das Werk einer Priestercaste seyn zu können. Diese Caste machte den Stand der Gelehrten aus, und hatte noch nebenher das Interesse, sich durch eine, dem Volk schwer zu erreichende Reinheit der Sprache auszuzeichnen. Von ihr gieng auch gewiss oft die Bildung des Schriftalphabets aus, obgleich die Druiden, nach Caesar, sich bloss des Griechischen bedienten, und ihre heiligen Verse niemals aufschrieben. Dazu kam, dass die Form der Sprache, welche dem Scharfsinn und selbst der Spitzfindigkeit soviel Raum sich zu üben gewährt, Menschen reizen musste, welche ihr Stand einmal an abstracteres Nachdenken gewöhnt hatte. Indem nun der Stand der Priester sich der Sprache bemächtigte, musste aus ihrer Bearbeitung derselben hervorgehen, was wir im Vorigen gesehen haben. Die Sprache erhielt Regelmässigkeit und Festigkeit, aber es wurde ihr auch, da man alle Abweichungen unter Regeln zwingen, und jede Lücke ausfüllen wollte, manches aufgedrungen, was nicht ursprünglich in ihr lag. Eine zwar nur gelegentliche, aber fast unvermeidliche Folge hiervon war, dass, wenn man einmal auf den materiellen Theil der Sprache vorzügliche Aufmerksamkeit verwandte, eine grössere Verschiedenheit von Tönen erhalten wurde, als sonst geblieben seyn dürfte. Denn es ist an allen Volksdialecten sichtbar, dass die Volkssprache eine Menge von Modificationen der Aussprache der Buchstaben, vorzüglich der Vocale, kennt, welche hernach in dem edleren Gebrauche der Sprache sich auf wenigere bestimmte festsetzen. Ihre Mannigfaltigkeit könnte aber auch, wenn man derselben früh eine kunstgemässe Behandlung verliehe, erhalten werden, und würde alsdann von selbst zu mehr Verbindungen, Uebergängen und Verwandlungen führen. Eine Vollständigkeit und Regelmässigkeit, wie die des Sanskrit-Alphabets scheint wirklich eine sehr kunstreiche Bearbeitung reicher und mannigfaltiger Volksdialecte zu beweisen. Im Vaskischen hat es ursprünglich (Zusätze zum Mithridates. S. 41.)*

auch mehrere aspirirte und gebrochne Laute gegeben, allein in die gebildete und Schriftsprache ist davon nichts übergegangen. Die Veränderungen der Buchstaben aber nach ihrer Stellung beschränken sich auf die der Endvocale vor dem angehängten Artikel im Vizcayischen Dialect. (l. c. *S. 10.*) *Diese Abschweifung schien mir nicht unpassend in einer Schrift, welche vorzüglich auf die Sprache Rücksicht nimmt. Sollte aber das in ihr Gesagte auch nicht allgemeine Anwendung finden, so dürfte es doch gewiss von der Indischen und Celtischen Sprache gelten, da bei beiden Nationen die gelehrte Bearbeitung der Sprache in den Händen der Priesterinstitute war, und aus diesem Grunde schien es mir gut, hier darauf aufmerksam zu machen, dass den Iberern zugleich diese Institute und die von ihnen ausgehenden Wirkungen auf die Sprache gefehlt zu haben scheinen." — Vgl. Band 3, 253. 226.*

Register.

(Die Zahlen zeigen die Seitenzahl an.)

I.

Namenregister.

A.

B.

D.

E.

F.

G.

H.

I. J.

L.

M.

N.

O.

P.

R.

S.

T.

U.

V.

II.

Wortregister.

A.

B.

C.

H.

I. J.

K.

L.

M.

U.

V.

W.

X.

Z.

Gedruckt bei Johann Friedrich Starcke.

Inhaltsanzeige.

4.

Versuch einer Analyse der Mexicanischen Sprache.

Es ist ein Vorzug des Sprachforschers, dass er sich, wie Neigung, Hülfsmittel, oder zufällige Veranlassungen die Richtung geben, mit gleichem Interesse zu den Sprachen roher und wilder, und gebildeter und hochverfeinerter Nationen wenden kann. Er muss sogar, wenn er sein weites Gebiet gründlich kennen lernen, und vollkommen durchmessen will, diese beiden äussersten Gränzen desselben immer abwechselnd besuchen, und was noch mehr ist, in dem Zustande der Verfeinerung einer Sprache ihren ursprünglichen nie aus dem Auge verlieren. Denn die Sprache überhaupt ist das Eigenthum, und das von ihnen selbst nicht verstandene Werk der beginnenden Nationen; die von zahlreichen Völkerschaaren durchzogene Wildniss ist die Werkstatt der Töne, die Jahrhunderte später als Rede und Dichtung an unser Ohr schlagen, und das Erhabene, Uebermenschliche, wahrhaft Göttliche der Sprache empfängt sie in diesen dunkeln Uranfängen von dem Geist, der die durch Liebe und Abneigung sich immer zugleich verbindende und abstossende, und dadurch zu einzelnen Völkerhaufen gestaltende Menschheit durchweht; was das Individuum, auch in den hervorragendsten Köpfen, in unsterblichen Meistern der Rede und des Gesanges hinzufügt, abschneidet und modelt, ist gegen jenen Urschatz immer nur wenig und unbedeutend, und auch sie werden nur durch ihn begeistert, gehoben, und getragen.

Man ist daher von dem Vorurtheil zurückgekommen, dass nur die Sprachen, die eine Literatur besitzen, das Studium be-

---

Handschrift (57 halbbeschriebene Folioseiten) im Archiv in Tegel.

lohnten, und fängt dagegen an zu fühlen, dass die Literatur, um Frische und Kraft zu bewahren, selbst auf jenen roheren und ungeregelten, aber reichen Naturvorrath zurückgehen muss. Es giebt zwar eine grosse Anzahl von Sprachen, welche nie einen Grad der Veredlung erreicht haben, und man kann sogar annehmen, dass der Bau mehrerer ihn gar nicht zulassen würde. Denn da sie an dem Schicksale der Nationen hängen, so müssen unvollständig bleibende, verkrüppelte und verstümmelte unter ihnen vorkommen. Allein da auch diese doch immer das Gepräge an sich tragen, welches ihnen der Mensch in seiner inneren Ursprünglichkeit aufdrückt, und nur unvollkommner bleiben, weil die Menschenrasse, zu der sie gehören, in ihrem Wachsthum und Gedeihen Hemmungen erfährt, so gewährt auch ihr Studium reiche Aufschlüsse über die Natur und die Entstehung der Sprachen, und über das Sprachvermögen überhaupt.

Verdienen aber auf diese Weise die Sprachen der Wilden oder solcher Nationen, die, trotz einer gewissen Halbcultur, doch barbarisch geblieben sind, ein aufmerksames und anhaltendes Studium, so sind die Amerikanischen dessen in doppeltem Grade würdig.

Die Völker der neuen Welt bieten dem Sprachstudium ein weites Feld zur Bearbeitung dar. Eine grosse Anzahl von Stämmen und Geschlechten, von welchen die meisten ein herumirrendes Leben führen, oder doch zu häufigen Wanderungen veranlasst werden, haben natürlich eine grössere Menge wesentlich verschiedener Sprachen hervorbringen müssen, als man in Europa und in Asien antrift, wo die Civilisation, welche immer nach Vereinigung der Völker strebt, ihr Werk schon vollendet, oder aufgegeben hat. Selbst die Gestalt des Welttheils trägt zu der Vielfachheit der Nationen und Sprachen bei. Denn kein andrer setzt der Verbindung der verschiedenen Stämme unter einander soviel seenähnliche Flüsse, unersteigliche Gebirge, nur mit dem Beil in der Hand durchdringbare Wälder entgegen, ohne noch der regelmässig wiederkehrenden Ueberschwemmungen, der Ungesundheit vieler Gegenden, und des ungeheuern Misverhältnisses zwischen der Bevölkerung, und dem Länderumfang zu gedenken. Das heutige Europa ist gewiss in Vergleichung mit Amerika eben so einförmig in seinen Sprachen, als in seiner Vegetation. Von der Schweitz bis an die Gränzen von Liefland redet man Deutsch; durch den ganzen östlichen Theil Europas, in Russland, Polen,

Böhmen, vielen Provinzen Deutschlands und Ungerns, und einem grossen Theil der Europaeischen Türkei verständigt man sich leicht mit Hülfe einer der zahlreichen Slavischen Mundarten; in dem westlichen Theil erkennt man ohne Mühe Sprachen, die, von einer gemeinschaftlichen Mutter abstammend, einander noch ähnlicher seyn würden, wenn Wissenschaft und Kunst, und eine glänzende Literatur ihnen nicht einen bestimmten Charakter, und eine eigenthümliche Farbe gegeben hätten. Kaum giebt es ausser diesen noch acht bis zehn andre Sprachen, welche, das einzige Ungrische ausgenommen, in Winkel Europas zurückgedrängt, und den niedrigsten Classen der Gesellschaft anheimgefallen sind, und sich von Jahr zu Jahr mehr ihrem Untergange nähern. Das nördliche Asien (denn das mittägliche ist unsrem Welttheil ähnlicher) gleicht auch hierin, wie in so vielen andren Punkten, Amerika. Wie hier, so sind auch dort, und aus ähnlichen Ursachen, vormals eine grössere Menge von Nationen und Sprachen entstanden. Die einzige Stadt Dioscorias in Colchis vereinigte nach den Nachrichten, die uns Plinius aufbewahrt hat, in den Zeiten ihres grössesten Glanzes Fremde aus 300. Völkerschaften, welche 130. Römischer Dollmetscher bedurften; eine Erscheinung, die immer noch in Staunen setzt, wenn die Rechnung auch übertrieben seyn mag, wenn sich auch annehmen lässt, dass viele dieser Sprachen in der That nur verschiedene Mundarten waren, und wenn eine am Ende des Schwarzen Meeres gelegene den Handel des innern Asiens mit Griechenland und Italien vermittelnde Stadt allerdings auch von sehr entfernten Nationen besucht werden musste. Es kommt hierzu noch die auch zu unsern Tagen gemachte Beobachtung, dass auf der Landenge zwischen dem Schwarzen und Caspischen Meer sehr viele verschiedene Nationen und Sprachen mit einander vermischt sind.

Man hat versucht, die Zahl der Amerikanischen Sprachen zu bestimmen, allein bei der geringen Kenntniss, die man noch von diesem Welttheil besitzt, ist es natürlich, dass man hat zwischen 500. und 2000. schwanken müssen. Mit grösserer Gewissheit lässt sich von einzelnen Theilen sprechen, und so redet man, nach den geringsten Angaben, in dem Königreich Mexico 20. verschiedene einheimische Sprachen.*) Nimmt man nun die Bevölkerung etwa

---

*) A. v. Humboldts *essai politique sur la nouvelle Espagne*. *p*. 81. Clavigero nimmt 35. an. Mithridates. 3. Th. 3. Abth. *p*. 30.

zu 6 Millionen*) an, so kämen 300,000. Menschen auf eine Sprache. Einige darunter sind aber auf eine viel geringere Zahl beschränkt, da die Mexicanische oder Aztequische einen sehr grossen Theil des Landes allein für sich einnimmt. Da es Fälle giebt, dass in America zwei, drei, ja auch einzelne Familien in der Wildniss umherstreifen, so kann es selbst kommen, dass einige Sprachen auf so unbedeutende Menschenhaufen beschränkt sind, wenn diese gerade nie zu einem grösseren Stamme gehört, oder das Andenken daran verloren haben, und auch in ihrem jetzigen Zustande nicht mit andren verkehren.

Mehrere noch, dem Namen nach, bekannte Amerikanische Sprachen (wie auch einige Europaeische, die indess wohl nur Mundarten waren) sind untergegangen; viele, uns unbekannt gebliebene, können dasselbe Loos gehabt haben, allen in Gegenden, wo Europaeer hingedrungen sind, steht es in kürzerer, oder längerer Zeit bevor. Von den Atures sind nur noch ihre Gräber übriggeblieben;**) mehrere Caribischen Stämme sind mit ihren Sprachen verschwunden; die Pericu Sprache in Californien wurde am Anfange des vorigen Jahrhunderts noch von 3000. Menschen gesprochen. Zur Zeit der Vertreibung der Jesuiten waren diese auf 300. geschmolzen, die schon sämmtlich Spanisch konnten, und so lässt sich auch diese Sprache als erloschen ansehn. Aehnliche Beispiele finden sich häufig in den Berichten der Missionarien. Allein auch ohne die Verfolgung, welche die Europaeer gegen die einheimischen Sprachen ausüben, muss das Leben der Americanischen beweglicher und ephemerischer seyn. Die grossen Naturrevolutionen, und die inneren Zwistigkeiten und Kriege der wilden, vorzüglich der menschenfressenden Stämme vernichten ganze Völkerschaften auf einmal, oder zwingen sie, ihre Wohnsitze zu verlassen, und sich in der Wüste zu zerstreuen. Das Nomadenleben selbst vereinzelt die Familien, und sogar Individuen, und für Menschen, bei denen noch alle Bande der Gesellschaft locker sind, ist ein Ort, der mühelose Nahrung, guten Fischfang oder reichliche Jagd[1]) darbietet, ein hinlänglicher Reiz, den Stamm zu verlassen, und sich zu vereinzeln. So entstehen nicht allein in America

---

*) *ib. p.* 65.

**) A. v. Humboldts Ansichten der Natur. I. *p.* 327. 328.

[1]) *Statt „Jagd" hat die Handschrift „Nahrung", was ich nach Band 3, 303 verbessert habe.*

schwerer grosse Völkerhaufen, sondern die vorhandenen gehen auch leichter aus einander.

America bringt vermuthlich noch in unsern Tagen jene merkwürdigen Erscheinungen hervor, welche über die wichtigsten Punkte der Urgeschichte der Menschheit Licht und Gewissheit verbreiten würden, wenn es uns erlaubt wäre, sie in der Nähe zu beobachten. Das Innere dieses noch so wenig durchsuchten Welttheils ist höchst wahrscheinlich noch jetzt eine Werkstatt neugeschaffener, oder neugebildeter Sprachen, und gerade der Mangel an geschichtlichen Beispielen entstehender Sprachen ist dasjenige, was uns in unsrem Sprachstudium am meisten aufhält, und uns so oft zwingt, uns Muthmassungen zu überlassen, wo wir auf geschichtlichen Grund fussen möchten. Selbst den Uebergang des Griechischen zum Lateinischen, und dieses zu den abendländischen Sprachen Europas kennen wir nur äusserst mangelhaft. Es wäre daher ungemein wichtig, in den Wildnissen eines sich erst bevölkernden Erdstrichs dasjenige zu beobachten, wovon wir in dem unsrigen kaum einige unbedeutenden Spuren antreffen. Allein diese Hofnung wird immer chimärisch bleiben. Auch die unerschrockensten Reisenden kommen gewöhnlich nur zu Nationen, welche schon eine lange Zeit von ihrem Ursprunge trennt, und es fehlt ihnen überdiess meistentheils an Zeit, und Mitteln den Charakter, und die Denkungsweise der Völker kennen zu lernen. Die Sprachen aber heften sich an alle Ideen und Empfindungen, und ihre Eigenthümlichkeit springt nur dann in die Augen, wenn man sie in ihrem vollen Umfange, und als Ganze betrachtet. Um von denen der Wilden auf eine Weise Rechenschaft zu geben, welche zugleich den Geschichtschreiber und den Philosophen befriedigte, müsste man sein Leben in der Wüste zugebracht haben.

Dies thaten die Missionarien, und man muss bekennen, dass wir ihnen allein alles schuldig sind, was wir von den Sprachen der neuen Welt bis jetzt wissen. Allein diese sonst so ehrwürdigen Männer waren doch wenig geeignet Sprachen zu ergründen, deren kühner Bau ihnen durchaus neu war. Es ist traurig zu sehen, welche Gewalt sie sich, und den Sprachen anthun, um sie in die engen Regeln der lateinischen Grammatik Antonios von Nebrixa, oder irgend eines andren Spanischen Schulpedanten zu zwängen. Ganze Seiten füllen sie mit Untersuchungen an, ob diese oder jene wilde Sprache ein Participium, oder Supinum, oder Gerundium hat. Noch verkehrter und mangelhafter ist der an sich schwierigere

lexicalische Theil ihrer Arbeiten behandelt. Sie beschränken sich meistentheils nur auf dürftige Vocabeln-Register, und wenn sie wahre Wörterbücher abfassen, so halten sie sich unnützerweise bei einer zahllosen Menge von abgeleiteten Wörtern auf, und übergehen offenbar eine grosse Menge von Sprachwurzeln, welche allein wahrhaft interessant seyn würden. Wenn man darin auf moralische und intellectuelle Ideen stösst, so muss man sich wohl vor bloss erdichteten Wörtern hüten, welche die Väter der Missionen, immer nur ihren Zweck, christliche Ideen in die fremde Sprache überzutragen, und zu predigen, im Auge habend, sich zu bilden erlauben. Da sie überhaupt nur mit der Bekehrung der Wilden beschäftigt waren, so war ihre erste Sorge, mit den alten Gebräuchen alles auszurotten, was mit Tradition und Nationalerinnerung zusammenhieng, und auf diese Weise die ganze Denkungs- und Empfindungsweise der Völker umzuändern. Sie zerstörten daher zum Theil selbst den Gegenstand, den man durch sie ergründet, entwickelt, und dargestellt wünschte.

Das grosse Geschäft der Bildung und Bekehrung wilder Nationen, so wichtig es auch schon aus dem Gesichtspunkte der Liebe betrachtet erscheint, welche alle Menschen vereinigen sollte, hat noch sehr wenig eine wahrhaft philosophische Prüfung erfahren, deren es doch vollkommen fähig ist, da auch die Religion nur nach den allgemeinen Grundsätzen des Unterrichts, und der Erziehung in den Verstand, und das Herz gepflanzt werden kann. Die catholischen und protestantischen Missionarien haben, fast ohne Ausnahme, den alten Cultus ganz ausrotten zu müssen geglaubt, und geben den neuen ohne gehörige Vorbereitung hin; oder sie lassen wohl gar eine Aehnlichkeit der alten, und neuen Dogmen durchblicken, und gewissermassen die alten Irrthümer unter dem Namen der Wahrheit bestehen. Das letzte kann nur eine Scheinbekehrung zur Folge haben; allein auch das erste ist schädlich. Es zwingt zu einem plötzlichen Uebergange von einem Aeussersten zum andren, hemmt dadurch die, zur Befestigung der religiösen Ideen so nothwendige, natürliche Entwicklung der sittlichen Fähigkeiten, und zerstört den eigenthümlichen Charakter der Nationen. Alle Wilden haben einen Begriff von einem höchsten Wesen, und auch in den rohesten Sprachen finden sich Spuren von der Bezeichnung der Liebe, welche das Wesen der Gottheit ausmacht. Der natürliche Gang wäre daher diese ursprüngliche Religion der Wilden allmählig zu läutern, ohne sie durch Gewalt,

oder Ueberredung zur Untreue und Undankbarkeit gegen den Glauben ihrer Väter zu bringen, an den sich ihre edelsten Empfindungen, und ihre zartesten Neigungen anschliessen müssen, ihnen allmählig zu zeigen, dass die göttliche Güte überall Funken der Wahrheit ausgestreut hat, dass es aber eine Religion giebt, in der ihr Quell unversiegbar, und nicht durch Irrthum getrübt, fliesst, und dass Menschen, ohne alles andre Interesse, als das an der Wahrheit, und ihrem Glück, über weite Meere gesetzt sind, und unzähligen Gefahren getrutzt haben, um sie in dieser Religion zu unterrichten.

Dieser Mängel der Missionararbeiten ungeachtet wären wir noch sehr glücklich, wenn man den Missionaren mehr Freiheit verstattet, und sie mehr unterstützt hätte, in das Innere des Landes eindringen zu können, und wenn der Jesuiterorden nur eine wohlthätige Umformung erhalten hätte, statt dass man mit Erbitterung bis in jene entfernten Erdstriche hin seine Werke zerstört hat, die noch lange das Staunen der weniger partheiischen und undankbaren Nachwelt erregen werden. Zu wünschen wäre auch, dass die Missionarien selbst mehr Sorgfalt auf die Aufbewahrung ihrer Arbeiten über die Sprachen der Amerikanischen Völker gewendet hätten, und dass es nur noch möglich seyn möchte, alles zusammenzubringen, was noch wirklich theils gedruckt, theils handschriftlich vorhanden ist.

Es war daher ein glücklicher Einfall des 1809. in Rom verstorbenen Abate Laurentius Hervas die aus Spanien vertriebenen Exjesuiten, welche in Italien von ihren Pensionen lebten, und von denen viele in America gewesen waren, über die Americanischen Sprachen zu befragen, sich ihre Arbeiten mittheilen zu lassen, und sie selbst zu neuen aufzufordern. Dieser arbeitsame Mann hätte nur mehr Ordnung und Methode haben, und sich in seinen eignen zahlreichen Werken mehr vor Ungenauigkeit hüten sollen. Ich habe durch ihn Abschriften aller dieser Arbeiten erhalten, welche hernach Herr Professor Vater bei der Bearbeitung des Mithridates benutzt hat. Gedruckte Sprachlehren und Wörterbücher sind mir auf andren Wegen zugekommen, allein die bedeutendsten an Zahl und Seltenheit hat mein Bruder aus America mitgebracht.

Mit diesen Hülfsmitteln, nach den umfassenden, genauen, und scharfsinnigen Arbeiten Vaters,[1]) und den wichtigen Untersuchungen,

---

[1]) *Im dritten Bande des Mithridates (Berlin 1812—16) hatte Vater die*

welche die Werke meines Bruders, vorzüglich die Schilderung NeuSpaniens, die erläuternden Abhandlungen zu den Denkmalen der Americanischen Völker,[1]) und die eigentliche Reisebeschreibung enthalten, die ein ganz neues Licht über die Völker- und Sprachenkunde, so wie die Bevölkerung Americas verbreitet haben, und durch die man diesen ganzen Gegenstand, den rein linguistischen Theil abgerechnet, der nicht meines Bruders Zweck war, wirklich erschöpft nennen kann, wird es jetzt allerdings möglich, etwas Vollständigeres über die Sprachen der neuen Welt zu leisten. Demungeachtet dürfen wir uns aber nicht verhehlen, dass unser Studium derselben doch immer noch sehr mangelhaft bleibt, theils wegen der geringen Anzahl von Sprachen, von welchen wir ausführlichere Darstellungen besitzen, theils wegen der Unzulänglichkeit dieser Darstellungen selbst. Diese Betrachtung, verbunden mit der Natur der Sprachen selbst, muss daher auch den Gesichtspunkt bei ihrer Bearbeitung bestimmen.

Wir dürfen uns nie schmeicheln zur Vollständigkeit und Genauigkeit über die Zahl, Verwandtschaft und Verzweigung der Americanischen Sprachen zu gelangen. Nicht einmal bei den bevölkertsten, und der Hauptstadt am nächsten gelegenen Provinzen Neu-Spaniens ist dies mit völliger Gewissheit möglich. Eine der berühmtesten Sprachen, ausgezeichnet durch ihren Wohlklang und ihren Reichthum an Vocalen, war die Taraskische in Mechoacan, von welchem die heutige *Intendancia* von Valladolid einen Theil ausmacht. Gerade von dieser aber fehlt uns Grammatik und Wörterbuch, obgleich beides vorhanden war,*) und einige Exjesuiten in Italien sich noch wenigstens des Vater-Unser's und der Zahlwörter erinnerten, die Hervas hat abdrucken lassen.**) Unter allen Sprachen NeuSpaniens besitzen wir nur von sieben Grammatiken, und ein brauchbares Wörterbuch nur von einer einzigen. Wir stossen gewiss hierbei auf Töchtersprachen, deren Muttersprachen uns unbekannt sind, und man urtheile nun, was

---

amerikanischen Sprachen behandelt und schon früher (Leipzig 1810) seine „Untersuchungen über Amerikas Bevölkerung aus dem alten Kontinente“ veröffentlicht.

*) Mithridates. III. c. 125.

**) *Aritmetica delle nazioni. p.* 107.

[1]) „Essai politique sur le royaume de la nouvelle Espagne“, *Paris 1811;* „Vues des Cordillères et monuments des peuples indigènes de l'Amérique“, *Paris 1810. Beide Werke erschienen fast gleichzeitig auch in deutscher Übersetzung; vgl. die Inhaltsübersichten bei Bruhns, Alexander von Humboldt 2, 510. 502.*

das Studium des Italienischen ohne das Lateinische wäre, selbst das des Lateinischen ohne das Griechische. Gewiss reicht das, was wir besitzen, noch hin, um Verwandtschaften zwischen den Americanern, und den Völkern der alten Welt zu entdecken, allein wir werden nur selten negative Behauptungen und Schlüsse aufstellen können. Denn wenn wir Spuren, nach denen wir forschen, vermissen, so kann dies sehr leicht nur an der Mangelhaftigkeit unsrer Kenntnisse liegen. Ohne neue, und ausgedehntere Untersuchungen an Ort und Stelle werden daher sehr viele Fragen über die Entstehung und Classification der Völker und Sprachen ewig unbeantwortet bleiben. Allein einen andren, höchst wichtigen Nutzen, den unsre Begriffe über die Sprachen überhaupt, und ihre Entstehung zu erweitern, und zu berichtigen, kann uns das Studium der Americanischen Sprachen, auch in seiner heutigen Gestalt, gewähren, da hierzu einzelne, als Beispiele und Beweise hinreichen. Die Americanischen Sprachen zeigen uns dasjenige im Grossen, wovon unsre gebildeten nur noch schwache Spuren an sich tragen; wir entdecken durch ihre Vergleichung mit den unausgebildeten Volksmundarten Europas, dass gewisse grammaticalische Eigenheiten nicht gerade brauchen, von einer Nation der andern überliefert zu seyn, nicht sowohl den Geburtsort, als die Bildungsepoche der Sprachen anzeigen, daher nicht geographisch, sondern chronologisch sind; sie liefern uns endlich die schätzbarsten Materialien zur Erforschung der Ursachen, und der Natur der Verschiedenheit der Nationen und Sprachen. Auf diesen Zweck vorzüglich werde ich daher auch die gegenwärtige Untersuchung gründen.

Ich werde aber für jetzt allein bei der Mexicanischen Sprache stehen bleiben, und eine Monographie dieser versuchen. Zu dieser Wahl bestimmt mich, ausser der Wichtigkeit, und der weiten Verbreitung dieser Sprache, die man als die herrschende in Mittel-America ansehen kann, die Reichhaltigkeit der Materialien zu ihrem Studium. Denn nur auf solche lässt sich eine tiefe, und ins Detail gehende Untersuchung, wie ich sie beabsichte, gründen. Nur solche Untersuchungen der merkwürdigsten einzelnen Americanischen Sprachen aber können, nach der Vaterschen Bearbeitung des Adelungischen Mithridates, den Gegenstand noch wirklich weiter führen. In der Vollständigkeit der Aufzählung der Sprachen, der Bestimmung ihrer Verwandtschaft, soweit sie sich jetzt wenigstens muthmasslich bestimmen lässt, der Darstellung des

grammatikalischen Baues, so weit es der Zweck erforderte, und der Raum erlaubte, der Mittheilung interessanter Sprachproben, und ihrer Zergliederung, der Angabe der Quellen endlich leistet dies trefliche Werk, dessen keine andre Nation sich rühmen kann, alles, was sich nur immer fordern lässt. Da ich bei meiner Arbeit, um Wiederholungen zu vermeiden, dasselbe zum Grunde legen werde, so wird mich vorzüglich der lexicalische Theil des Mexicanischen beschäftigen, den Vater mehr zur Seite liegen lassen musste. Doch werde ich allerdings nicht umhin können, auch den grammatikalischen vollständiger und detaillirter darzustellen, als es die Absicht seines Werkes gestattete. Die meinige wird auch darin verschieden seyn, dass ich, weniger auf die Abstammung der Mexicaner, und ihre Verwandtschaft mit andern Americanischen, oder ausländischen Stämmen hinsehend, vorzüglich nach fruchtbaren Resultaten für die Kenntniss des Baues der Sprachen überhaupt, und die Vergleichung mehrerer unter einander suchen werde.

Ueber den Zweck dieser Vergleichung, und die Vortheile, welche sich daraus ziehen lassen, sey es mir erlaubt, noch einige Betrachtungen hinzuzufügen, um die Art festzustellen, wie ich glaube, dass das Sprachstudium überhaupt, und das jeder einzelnen Sprache behandelt werden müsste.

Wiewohl alle Sprachen im Ganzen ungefähr denselben Bau haben, und gleichen Gesetzen folgen, so giebt es doch schwerlich eine, die sich nicht noch durch irgend eine besondre Eigenthümlichkeit von den anderen unterschiede. Alle diese Verschiedenheiten in Einer allgemeinen Sprache vereinigen, und auf diese Weise alle zerstreuten Vorzüge verbinden zu wollen, würde ein durchaus chimärisches Unternehmen seyn. Eine solche allgemeine Sprache würde widersprechend in sich, wenn sie alle distinctiven Charaktere der einzelnen aufnehmen, leer, wenn sie dieselben gegen einander ausgleichen wollte. Allein alle einzelne Sprachen finden sich zusammen, alle noch so entgegengesetzte Eigenthümlichkeiten vereinigen sich in dem Sprachvermögen des Menschen. Dieses Vermögen ist der Mittelpunkt des Sprachstudiums, auf dem alles in demselben hingehen, der alle Theile, und alle Operationen desselben leiten muss.

Das Menschengeschlecht hat ungefähr überall dieselben Bedürfnisse, und dieselben körperlichen und geistigen Kräfte, aber es bleibt doch in Mass und Beschaffenheit etwas Unbestimmbares

übrig, worin sie sich von einander unterscheiden, einander voreilen, oder zurückbleiben. Wir haben daher darin ein Gebiet, das, neben der allgemeinen Gleichförmigkeit, innerhalb seiner Gränzen eine ganz unbestimmbare, und ewig unerschöpfliche Mannigfaltigkeit bewahrt. Doch auch dies Gebiet ist scharf begränzt einmal durch die Natur der Sprachen, als Werkzeuge, die aus einer bestimmten Zahl von Lauten bestehen, und nur eine bestimmte Anzahl von Verbindungen dieser zulassen; dann durch die Natur des Menschen, die Beschaffenheit seiner Organe, und den möglichen Umfang seiner Fähigkeit wahrzunehmen, zu denken, und zu empfinden; ferner durch die unabänderlichen Gesetze der allgemeinen Ideen, welchen alle besondre Anwendungen untergeordnet bleiben müssen; endlich durch die äusseren, uns umgebenden Gegenstände.

Dieses Gebiet, der Raum gleichsam, der frei bleibt nach unten und oben zwischen dem niedrigsten, unausbleiblichen Bedürfniss, und der höchsten Ausbildung, nach den Seiten hin für die mannigfaltigste Erreichung derselben Stufen durch verschiedene Mittel, ist das Feld, welches durch das allgemeine Sprachstudium erforscht, bearbeitet, und befruchtet werden muss. Alle Untersuchungen besonderer Sprachen können folglich, und sollten billigerweise immer den doppelten Zweck haben, die besondre Sprache durch die Allgemeinheit aller bekannten, und diese, die Sprachen überhaupt, durch die besondere aufzuklären, von dem Standpunkte dieser aus unsre Kenntniss des Umfanges, und der Vertheilung des eben beschriebenen Gebiets zu berichtigen, und zu erweitern, und den Charakter und Bau der besondren Sprache durch die Natur des redenden Menschen überhaupt zu erläutern.

Die Kenntniss einer Sprache wird sichtlich durch die einer andren erleichtert, und es ist kaum möglich, irgend eine auf wahrhaft genügende Weise in ihren Gründen zu erklären, ohne dabei die Vergleichung so vieler andren, als immer möglich, zu Hülfe zu nehmen. Jede einzelne Sprache ist in mehr als einer Hinsicht ein Fragment; einmal in Beziehung auf das, was sie durch alle Wechsel ihrer Dauer hindurch gewesen ist; dann in Beziehung auf den Stamm, von dem sie herkommt; endlich in Beziehung auf das Ganze aller noch, oder ehemals vorhandenen Sprachen des Erdbodens. In dieser letzten Hinsicht aber würde sie uneigentlich ein Fragment heissen. Das Ganze, von dem wir hierbei sprechen, ist nicht aus mehreren mit einander zu einem

Zweck wirkenden Theilen zusammengesetzt; es besteht vielmehr aus mehreren Methoden, dieselben Verrichtungen immer ganz, aber verschieden zu vollbringen. In dieser Rücksicht sind die Sprachen, wenn man nicht ihre Verwandtschaft in Betrachtung zieht, mehr Complemente eine der andren.

Einige Beispiele werden diese Erklärung der Eigenthümlichkeiten einer Sprache durch die andre besser ins Licht setzen. Es ist nicht unnatürlich, bei der Erwähnung einer Handlung zugleich den Gegenstand hinzuzufügen, auf welchen sie sich bezieht. Es ist daher nicht zu verwundern, dass es Sprachen giebt, welche die Pronomina, die vom Verbo regiert werden, so nah an dieses heften, dass sie Theile der Conjugation desselben werden. Alle Semitischen Sprachen, die Türkische und Persische, die Finnische und Ungrische haben diese Gewohnheit, allein alle thun dies nur in einigen Fällen, und die Ungrische namentlich hat bloss eine schwache Spur davon übrig behalten. Sie bezeichnet nemlich bloss den einzigen Fall, wo die 1. Person des Singulars das Pronomen der zweiten Singularis im Accusativ regiert, und auch da heftet sie nicht das gewöhnliche Pronomen an, sondern ändert die Endigung; doch liegt in dieser vermuthlich ein verloren gegangenes Pronomen zum Grunde. So sagt man nicht *latom tegedit*, ich sehe dich, sondern mit einem Wort *latlak*. Die einzige Vaskische Sprache*) hat diese Einverleibung des regierten Pronomens in ein so vollständiges und regelmässiges System gebracht, dass fast alle möglichen Fälle darin vereinigt sind. Nur in ihr kann man sich daher einen durchaus klaren Begriff dieser Eigenthümlichkeit machen, die zwar in einzelnen Fällen der Rede mehr Klarheit und Bestimmtheit giebt, aber im Ganzen dadurch bei weitem nicht soviel Vortheil bringt, als die Sprache schleppend und schwerfällig macht. Inwiefern diese Eigenheit auf Gleichheit des Ursprungs dieser Sprachen schliessen lässt, wird an einem andren Ort untersucht werden müssen. Merkwürdig ist es indess, dass diejenigen Morgenländischen Sprachen, welche sich den abendländischen am meisten nähern, wie z. B. die Persische am sparsamsten von derselben Gebrauch machen.

Was die Vaskische Sprache für diesen Fall, das ist die Mexicanische für einen andren, nemlich anzuzeigen, ob ein Verbum

---

*) Zusätze zum Mithridates. Th. 4. S. 318. folg.[1])

[1]) *Vgl. Band 3, 258.*

ein *neutrum*, oder ein reflectirtes, oder ein transitives ist, und ob es im letzten Fall sich auf einen bestimmten, oder unbestimmten Gegenstand, eine Person, oder Sache, oder auf beides zugleich bezieht? In allen Sprachen müssen diese Fälle sorgfältig unterschieden werden, und mehrere drücken diese Modalitaeten unmittelbar am Verbo selbst aus. Im Deutschen wird der Wurzelvocal durch den Umlaut (fallen und fällen)[1]) verändert, eine feine, und zarte Bildungsform, die, wie mehrere Bestimmungen dieser Art, wohl aber erst in späterer Zeit fest geworden seyn mag.[2]) Im Vaskischen wird eine Silbe in die Mitte des Worts eingeschoben; die Griechische Sprache hat ihr Medium; die Ungrische besitzt zwei durchaus verschiedene Conjugationsformen für die Verba mit bestimmtem Gegenstand, und mit unbestimmtem. Allein nur die Mexicanische erschöpft alle hierbei vorkommende Fälle, und geht in die feinsten Nuancen dieser Unterschiede ein. So wird in der Verbalform *ni-no-machtia* durch die blosse Zwischenschiebung von *ne* in *ni-no-ne-machtia* angedeutet, dass ich selbst mein eigner Lehrmeister bin, und ebenso ist *te-machtilli* die Lehre, *ne-machtilli* die eigne Lehre jedes für sich selbst, das Studium, so dass der Begriff des Mediums auch auf Substantiva übergeht.

Dass bei der Wortbildung, ausser den zusammengesetzten Wörtern, und den durch Bestimmungssilben geformten, noch andre aus den Stammwörtern durch Hinzufügung, oder Veränderung von Buchstaben entstehen, und auf diese Weise Wortfamilien nachgewiesen werden können, findet sich in jeder Sprache, allein die Griechische allein unter den Europaeischen besitzt darin systematische und vollständige Regelmässigkeit.

Diese Beispiele zeigen schon zur Genüge, wieviel das vergleichende Studium der Sprachen zur besseren Ergründung jeder einzelnen beiträgt. Allein das philosophische und geschichtliche Studium der Sprachen verdient auch noch anders aufgefasst, zu einem besondren, von dem täglichen Gebrauche der Sprachen abgesonderten erhoben, und dann gleich jeder andren eignen Wissenschaft behandelt zu werden, und alsdann muss man natürlich das ganze Gebiet desselben umfassen, auf der einen Seite die Reihe der Aufgaben durchgehen, welche jede Sprache zu lösen hat, um

---

[1]) *„fallen und fällen" verbessert aus „hangen und hängen".*

[2]) *„die — mag" verbessert aus „die beweist, wie unrichtig man oft die ersten Spracherfinder der Rohheit beschuldigt".*

diejenigen aufzufinden, welche dabei dieselbe Methode befolgen, auf der andren die Reihe der Sprachen, um zu erforschen, wie jede aus den verschiedenen, von ihr angewandten Methoden ein Ganzes bildet. Auf diesem Wege gelangt man zur Absonderung bestimmter Classen, die in so verschiedener Hinsicht abgetheilt werden können, dass dieselbe Sprache mehreren zugleich angehören kann. Ist durch die Vollendung dieses Geschäfts geschichtlich, so weit es sich thun lässt, ausgemittelt, wie das menschliche Sprachvermögen in der Wirklichkeit verfährt, und zu welchen Resultaten dasselbe es bis jetzt in verschiedenen Zeiten und Erdstrichen gebracht hat; so kann man nachher noch einen Schritt weiter gehen, sich über die Masse der vorhandenen Thatsachen erheben, und sehen, worin dieselbe noch mangelhaft und unvollständig ist. Dadurch erst wird das Sprachstudium wahrhaft zur Wissenschaft gestaltet, und die Möglichkeit gegeben, jede einzelne Sprache leicht zu ergründen, und zu beurtheilen. Die hiervon zu erwartenden Vortheile sind kaum zu berechnen, aber das Ziel kann nur erreicht werden, wenn man alles Einzelne immer an jene allgemeinen Ansichten anschliesst, und keine Sprache, welche sie sey, anders wissenschaftlich behandelt, als wie einen Theil jenes grossen und unermesslichen Ganzen.

Durch ein so nach Vollständigkeit und Methode strebendes Zusammenfassen der Sprachen würde man auch in demjenigen, was das Ziel aller philosophischen Untersuchungen ist, in der Kenntniss des Umfangs, und der Entwicklung des menschlichen Geistes bedeutendere Fortschritte machen. Die Begriffe und die Sprache halten, enge zusammen verbunden, ungefähr immer den gleichen Gang, und üben einen wechselseitigen Einfluss auf einander aus. Zwar lässt die grammaticalische und lexicalische Form, und die ganze Wörtermasse einer Sprache, wenn sie auch gewisse Regeln und Bildungen fest bestimmt, doch in der Anwendung eine unendliche Menge von Modificationen zu, und gewährt dem Geiste immer noch eine grosse Freiheit. Die wunderbare Natur der Sprachen besteht gerade darin, dass, indem sie von Menschen verstanden werden können, die in den grössesten Zwischenräumen des Raums, oder der Zeit leben, sie doch wiederum jedem erlauben, seine Eigenthümlichkeit darin auszuprägen, ja sogar noch dazu beitragen, eine entschiednere, und beständigere in ihm zu bilden. Jedes Alter, jeder Stand der Gesellschaft, jeder berühmte Schriftsteller, ja, wenn man auf die feinsten Nuancen merkt, jeder geist-

volle Mensch bildet sich mitten im Schooss seiner Nation, und allen verständlich seine eigne Sprache, verbindet mit denselben Wörtern anders modificirte Begriffe, und zieht nach und nach die gemeinschaftliche Sprache in diesen engeren Kreis, in die feinsten Falten des Gedankens, und der Empfindung hinein. Die Sprachen schmiegen sich allen diesen verschiedenen Nuancen an, sie sind sogar in dem Grade vollkommener, in welchem sie eine grössere Verschiedenheit mit Klarheit und Kraft auszudrücken vermögen. Allein diese Biegsamkeit, und dieser Umfang haben doch eine gewisse Gränze, und es giebt ganz unbezweifelter Weise Arten zu denken, und zu empfinden, die man nicht erwerben kann, wenn man sich von Kindheit an dieser, oder jener Sprache bedient. Denn wenn auch allenfalls jede Jedes auszudrücken vermag, so begeistert nicht jede zu Jedem, und in dieser erweckenden, begeisternden, und befruchtenden Kraft der Sprachen liegt ihr schönster und wichtigster Einfluss. Obschon also grösstentheils das Werk der Nationen, beherrschen die Sprachen sie dennoch, halten sie in einem gewissen Kreise befangen, und sind es, die ganz vorzüglich den Nationalcharakter bilden, oder bezeichnen.

Ebenso ist es nun auch mit dem Menschengeschlecht, und dem Menschen überhaupt. Die Entwicklung seiner Fähigkeiten ist nicht bloss an die allgemeinen Bedingungen der Sprache gebunden, auch der wirkliche, durch weit mehr untergeordnete aber gleich mächtige Ursachen bestimmte Gang der Sprachen wirkt wesentlich auf dieselbe ein, und lassen sich, durch die Prüfung dieses Ganges, auch nicht die Gränzen bestimmen, bei welchen der menschliche Geist wird stehen bleiben müssen, so ist es doch möglich, in enger Vergleichung der Sprache von dem schon durch ihn zurückgelegten Wege, und den Revolutionen, die seine Entwicklung erfahren hat, Rechenschaft zu geben. Man erwäge hierbei nur, welche Riesenschritte der menschliche Geist unter der Leitung der Griechischen Sprache gemacht, wie sich ihr, in einem entschieden andren Charakter, die Römische gegenübergestellt, wie diese und jene verschieden auf die Neueren gewirkt hat; wie endlich etwas ganz Neues, und bis dahin unbekanntes entstanden ist, als sich die Deutsche Sprache in ihrer sicheren Ausbildung mit der Vertrautheit mit der Griechischen vereinigte.

Jede Sprache stellt den menschlichen Geist ganz dar, allein da jede von einer bestimmten Nation gesprochen wird, und einen

bestimmten Charakter besitzt, nur von Einer Seite. Die Ansicht erweitert sich schon, wenn man nur einige mit einander vergleicht; allein vollendet wird das Werk erst, wenn man alle bekannten zusammenfasst. Erst alsdann besitzt man alles, was die Geschichte der Philosophie zu überliefern vermag, um ihre Betrachtungen über das geistige Fortschreiten der Menschheit zu berichtigen, oder denselben zur Stütze, und zur Grundlage zu dienen.

Das Gebiet der Vorstellungen wird ganz anders durch den trocknen, zergliedernden Verstand, als durch die schaffende Phantasie der Spracherfinder abgetheilt. Aus der Masse des un bestimmten, gleichsam formlosen Denkens reisst ein Wort eine gewisse Anzahl von Merkmalen heraus, verbindet sie, giebt ihnen durch die Wahl der Laute, die Verbindung mit andern verwandten Wörtern, die Hinzufügung zufälliger Nebenbestimmungen Gestalt und Farbe, und individualisirt sie dadurch. Auf diese Weise entstehen in verschiedenen Sprachen Begriffe, auf welche der Verstand in Einer, ohne diese Hülfe, für sich nie gekommen wäre. Um sich dies anschaulich zu machen, darf man nur die Begriffe, auf welche die bloss logische Zergliederung der Geistes und Empfindungsvermögen führt, mit den mannigfaltigen Bezeichnungen derselben in den hauptsächlichsten Europaeischen Sprachen vergleichen. Jede enthält Merkmale, und Nuancen, die keine Definition zu erschöpfen vermag, jede ist neuer Verbindungen fähig, jede fruchtbar zur Erzeugung neuer Begriffe. Diese Methode, das Feld des Denkens durch die Verschiedenheit der Sprachen auszumessen, ist noch wenig versucht worden, allein sie ist darum nicht weniger möglich und wichtig. Es giebt in keiner Sprache für unkörperliche Gegenstände vollkommen gleichsinnige, nur sinnverwandte Wörter. Man kann sich alle, durch welche mehrere Sprachen denselben Begriff zu bezeichnen meynen, wie Begränzungen desselben Raumes im Gebiete des Denkens vorstellen, die aber einander nirgend vollkommen decken, die zum Theil auch über den Raum in einen andern überschiessen, und wieder vielleicht alle einen Theil desselben, um von einer andren Sprache mit eingegränzt zu werden, frei lassen. Dies liesse sich auf eine interessante Weise an den Wörtern: ψυχὴ, *anima, âme, alma,* Seele, *soul* u. s. w. und an vielen andern dieser Art im Einzelnen darthun. Diese Vergleichungen lassen sich aber fast nur bei Sprachen anstellen, welche eine Literatur besitzen, sie

erfordern ein tiefes Eindringen in jede einzelne, und so reich und fruchtbar ist die ewig junge, und ewig bewegliche Sprache, es lässt sich nie der wahre Sinn, das Ganze aller verbundenen Merkmale eines solchen Worts als eine bestimmte, und vollendete Grösse angeben. Die Zeit nimmt davon ab, ändert, setzt hinzu, die Wörter werden ärmer und reicher an Gehalt, schärfer oder loser bestimmt. Bei der Sprache sind die schaffenden Urkräfte des Menschen thätig, das tief liegende Vermögen, dessen Daseyn und Natur nicht begriffen, aber nicht abgeläugnet werden kann. So ist es bei ihrer ersten Gestaltung, so auch bei ihrem genievollen Gebrauch, da, nach dem sehr glücklichen Ausdruck einer vor einigen Jahren hier gelesenen Abhandlung, nur die Rede bleiben darf, die einen neuen Moment im Leben der Sprache selbst bildet.*) Der Geist, mit dem wir begreifen, vergleichen, ordnen, betrachten, durchwandert die inneren Schöpfungen der Sprache, gleich der ihn umgebenden äussern, wie eine fremde, und sie, die im Grunde die Form seines Denkens ist, wird ihm wieder zum Stoff, den er aufs neue zu Ideen verarbeitet, der ihn zu Erzeugung neuer weckt und befruchtet. Man müsste in der Sprache die Göttlichkeit ihres Wesens, und ihr trauliches Anschmiegen an die menschliche Bedürftigkeit verkennen, wenn man nicht in ihr eigentlich die Organisation des geistigen Menschen finden wollte. Sie stammt aus ihm, und kann doch nicht von ihm erfunden seyn. Sie ist mehr als ein Instinct der Intellectualitaet, da nicht eine Verrichtung des geistigen Lebens, sondern dies Leben selbst in ihr besteht, ihr Typus, und ihre Functionen sind der Organismus des Geistes, wie die Bildung der Muskelfasern, der Kreislauf des Bluts, die Verzweigung der Nerven der Organismus des Körpers. Indem wir nun durch die Vergleichung mehrerer Sprachen auf die Beziehungen der sinnverwandten Ausdrücke in denselben aufmerksam werden, zeichnet sich uns die Bedeutung, und der Umriss der Wörter der unsrigen bestimmter und schärfer.

Von einer andren Seite her führt dieselbe Vergleichung einen eigenthümlichen Sinn zu, der sie von bloss verabredeten Begriffszeichen unterscheidet, als wofür sie zu nehmen der Alltagsgebrauch zu sehr verleitet. Die Benennungen der meisten Gegenstände sind von gewissen Eigenschaften, oder Aehnlichkeiten hergenommene

*) Schleiermachers Abhandlung über die verschiedenen Methoden des Uebersetzens. S. 6.

Metaphern. Dies macht die etymologisirende Vergleichung ausländischer Sprachen so ungewiss, da, wenn auch die eigentlichen Bedeutungen verschieden sind, die ursprünglichen, von welchen jene hergeleitet wurden, sehr nahe verwandt seyn können. Um diese letzteren aber zu ergründen, muss man eine Sprache tief kennen, und selbst in unsrer eignen sind sie oft gar nicht mehr aufzufinden, indem die Zeit ihre Spuren verwischt. In sehr vielen Fällen aber sind diese Urbedeutungen sehr gut zu erkennen, und da wirft nun ihr vergleichendes Studium in mehreren Sprachen ein bewundernswürdiges Licht auf die Ideenverbindungen der Menschen überhaupt, und dieser oder jener Nation insbesondre. Was aber noch wichtiger ist, so gewöhnt dies Studium den Geist, in den Wörtern mehr als zufällige Laute, verabredete Zeichen zu sehen. Gelänge es nun durch ein solches auf das Ganze der Sprachen gerichtetes Studium jene Urerinnerungen wieder zu wecken, die Wörter gleichsam zu Hieroglyphen zu machen, über das heutige Geschlecht einen Theil des Geistes der Spracherfinder auszugiessen, der natürlich neuer, reiner, dem Ursprung der Dinge näher, einfacher und kühner in seinen Verknüpfungen war, so würde sich ein ganz andres Leben, und eine ganz andre Frische über die Rede, und durch ihre Zurückwirkung über das Denken verbreiten.

Diese Beispiele, an welche sich viele andre anreihen liessen, sind hinlänglich zu zeigen, wie durch das hier geschilderte vergleichende Studium das unbedeutendste Element der Sprache der armseligsten Wilden zu einem wichtigen Material in der Geschichte und der Philosophie der Menschheit werden kann, und wie, wieder vom Allgemeinen zurück, die einzelne, welche jeder spricht, sich vor seinem Geiste überhaupt sinniger und gehaltvoller, in den Begriffen bestimmter, in der Erscheinung lebendiger entwickelt. Es kommt nur auf die Gewöhnung an, die Elemente und Formen aller Sprachen als verwandt, und als Ausflüsse des allgemeinen, sie alle umfassenden Sprachvermögens der Menschheit anzusehen.

Allein dieser Hinblick auf ein Ganzes, diese Bedingung der Totalitaet muss nie vernachlässigt werden. Ohne sie ist die Mannigfaltigkeit nur verwirrend, und es giebt nichts Trostloseres, als das absichtliche, oder zufällige Aneinanderreihen des Verschiednen, Entfernten, und Unähnlichen, das zu nichts anderem führt, als eine Anzahl sonderbarer Erscheinungen neben einander zu stellen. An Vollständigkeit des geschichtlichen Stoffes ist nicht zu denken,

obgleich alles, wozu nur irgend Material vorhanden ist, durch die Bearbeitung erschöpft werden muss. Auch alles Bekannte ist, und bleibt ewig nur Bruchstück. Jene Bedingung der Totalitaet aber wird erfüllt, wenn die Behandlung systematisch ist, das Verwandte zu verbinden, das sich Fremde zu trennen strebt, und wenn der Geist ununterbrochen thätig ist, nach den Datis der Erfahrung immer den ganzen möglichen Raum zu überschlagen, die unausgefüllt bleibenden Fächer anzudeuten, das Vorhandene nie als zufällig abgerissenes Bruchstück, sondern als integrirenden Theil des Ganzen zu betrachten. Auf diese Weise lässt sich die philosophische Geschichte desjenigen zusammensetzen, was der Mensch in allen Erdstrichen, und alle Zeiten hindurch in Rücksicht auf Sprache versucht und erreicht, was vermittelst ihrer in Wissenschaft und Kunst, Denken und Empfinden an Gebiet erobert, bearbeitet, und befruchtet hat. Die Resultate dieses Studiums lassen sich dann wieder nach den Ursachen zusammenstellen, die auf dieselben, sey es climatisch, oder chronologisch, oder politisch gewirkt haben; kurz wenn einmal durch die wahre Richtung des Studiums die Bahnen vom Einzelnen zum Ganzen, und von diesem zurück wirklich geöfnet sind, so gehet die Anzahl der möglichen und nützlichen Verknüpfungen wahrhaft ins Unermessliche.

Dass diese Art des Sprachstudiums einen grossen Einfluss auf die Behandlung der Muttersprache ausüben muss, ist natürlich, es ist dies aber hier nicht der Ort auszuführen. Von dem ausschliesslichen Schreiben in dieser sollte man, soviel möglich, nie abweichen. Aber die Verbindung der Uebung sich in mehreren Sprachen auch wissenschaftlich auszudrücken damit bringt eine grössere Unabhängigkeit von den Zufälligkeiten in Bedeutung und Wortform hervor, und macht, dass man den Ausdruck gehaltvoller und vielseitiger dem Begriff anschmiegt.

Es giebt daher zwei durchaus verschiedene Arten, die Sprachen zu studiren, eine besondre für den Gebrauch des Verstehens, Redens und Schreibens, und eine allgemeine für die Einsicht in die Sprachen, ihren Zusammenhang, und ihren Einfluss auf den menschlichen Geist überhaupt. Man darf auch nicht glauben, dass das letztere nur die verfolgen können, welche sich ausschliesslich, oder hauptsächlich der Sprachkunde widmen. Wenn der Stoff einmal geläutert, die Vorarbeiten einmal gemacht sind, fordert das allgemeine Sprachstudium nicht mehr Zeit, oder Anstrengung, als ein andrer philosophischer, oder geschichtlicher Lehrcursus.

Das Zeitraubende und Mühevolle bei der Spracherlernung liegt in den Einzelheiten, der Menge der Wörter, Beugungen, Formen, dem ganzen Gedächtnisskram. Alles des aber kann man beim allgemeinen Sprachstudium entrathen, oder bedarf desselben höchstens nur beispielsweise. Wesentlich kommt es nur auf den allgemeinen Typus, das System, die Grundsätze an, die doch nur in Worten gelehrt werden können und müssen, und so kann man einen genaueren und vollständigeren Begriff vom Arabischen haben, als die meisten, die es genau kennen, ohne selbst nur ein Wort davon zu wissen oder zu verstehen. Das Studium lässt ferner Grade zu, und es hängt also von jedem ab, wie weit er in dasselbe eingehen will. Es gewährt dabei endlich noch den Vortheil, dass mit demselben die oberflächlichste Kenntniss einer Sprache interessanter wird, als sonst eine selbst ziemlich geläufige einer andren, deren praktischer Gebrauch nicht gerade nah liegt.

Allerdings aber fordert dies Studium auf diese Weise anstellen zu können, Vorarbeiten, welche jetzt nicht vorhanden sind, und ihre methodische Verknüpfung in Ein System, das alsdann als eine Encyclopaedie der gesammten Sprachkunde gelten könnte. Den Grund dazu muss eine genaue Untersuchung jeder einzelnen unter den bekannten Sprachen legen, eine vollständige, regelmässige und gleichförmige Zergliederung derselben. Erst wenn diese vollendet ist, lässt sich das Ganze zusammenfügen.

Wie nun in diesem das Allgemeine und Besondre in ununterbrochner Wechselwirkung stehen muss, so würde auch zuerst das Sprachvermögen mit seinen Functionen im Allgemeinen, demnächst die Masse der einzelnen Sprachen zu betrachten seyn. Philosophisch müsste erörtert werden, worin eigentlich der Organismus der Sprache besteht, und darauf geschichtlich, wie vielerlei Arten desselben die Sprachkunde aufzuzählen weiss. In diesem ersten allgemeinen Theile würden nicht, wie im zweiten die Sprachen durch alle Theile ihres Baues, sondern diese Theile durch alle Sprachen verfolgt. Man erhielte daher hier die Aufzählung aller menschlichen Sprachlaute, die Beschreibung und Geschichte der Declination, des Verbi durch alle Zeiten und Völker. An den grammaticalischen Theil schlösse sich der lexicalische, eine Zusammenstellung aller Wurzellaute, eine raisonnirende Musterung derselben mit ihren Familien, Verwandtschaften und Verzweigungen. Die Beziehung der Töne und ihrer Verbindungen auf die Welt, als das zu Bezeichnende, die Art, wie sich das allgemeine Sprach-

vermögen ihrer bemeistert, sie darstellt, bearbeitet, vollendete die allgemeine Untersuchung. Auf dies Zusammennehmen aller Sprachen folgte die Absonderung der einzelnen. Hier würden sie ihren Verwandtschaften nach classenweise aufgestellt, alle ihre Elemente, Formeln, Regeln in ihnen zu einem Ganzen vereinigt, und der individuelle Charakter, die individuelle Weltvorstellung daraus hergeleitet. Ich habe diesen Abriss mit Fleiss in so wenige Worte, als möglich gefasst, weil es ein undankbares Geschäft ist, von möglichen literarischen Arbeiten zu reden, von denen sich wohl der Plan ohne grosse Mühe entwirft, aber die Ausführung mit den grössesten Schwierigkeiten verbunden ist.

Von diesem hier geschilderten Standpunkt des allgemeinen Sprachstudiums aus will ich eine Analyse der Mexicanischen Sprache, als einen Theil desselben versuchen. Ich halte mich dazu gewissermassen verpflichtet, da nicht leicht ein andrer Sprachliebhaber in Deutschland sich im Besitz der gleichen Hülfsmittel befinden dürfte. Ich unternehme diese Arbeit auch mit grösserer Zuversicht, als ich sonst bei einer literarischen haben würde, weil die Aufgabe: was sich aus der Mexicanischen Sprache, als einer der vorzüglichsten unter den Americanischen, für Resultate über die Abstammung, Verwandtschaft, und den innern Zusammenhang der Sprachen ergeben? was dieselbe von dem schon bisher über Sprachen Beobachteten bestätigt, oder widerlegt, oder was sie zu diesem schon gesammelten Vorrath hinzufügt? doch gelöst werden muss, wenn der Sprachkunde nicht eine wesentliche Lücke bleiben soll. Ich schmeichle mir auch, auf jeden Fall etwas Nützliches dadurch zu bewirken, weil, wenn meine eigenen Bemerkungen weniger Werth haben sollten, meine Arbeit immer Kundigeren einen Stoff zur Benutzung darbieten, und sie, bei der unsystematischen Anordnung der Grammatiken, und der in dem Lexicon herrschenden Verwirrung, der Mühe überheben wird, diesen erst selbst zu sammeln, und zu sichten.

Die Geschichte, und die äusseren Verhältnisse und Schicksale der mexicanischen Sprache, so viel sich darüber auffinden lässt, ist im Mithridates*) bereits genügend auseinandergesetzt. Ich gehe daher sogleich zu dem Baue der Sprache selbst über.

Die gewöhnlichen Hülfsmittel zur Kenntniss desselben sind Grammatik und Wörterbuch, und zur Erlernung einer Sprache

*) III. c. *p.* 85—93.

zum Behuf des Verstehens, und des Gebrauches sind dieselben auch hinreichend, und bei weitem die zweckmässigsten. Eine Zergliederung aber, welche die Sprachkunde überhaupt aufhellen, und also tiefer, und ohne alle praktische Absicht, in die Natur der Sprache dringen soll, fordert weniger und mehr. Sie kann mancher Einzelheiten entrathen, allein sie muss weit vollständiger jede Spur der Analogie, und alles, was sich nur einigermassen auf Regeln bringen lässt, jede leiseste Spur wirklichen Zusammenhanges verfolgen, da die blosse Erlernung hiervon nur das aufnimmt, was dem Gedächtniss Erleichterung verschaft. Die Zergliederung in linguistischer Hinsicht verschmäht auch blosse Muthmassungen nicht, und lässt sich auf die Lösung vieler Fragen ein, die, ohne den Gebrauch anzugehen, nur die geschichtliche und philosophische Beurtheilung der Sprache angehen. Sie strebt eigentlich nach der Lösung der zwiefachen Aufgabe: aus welchen Urlauten, und auf welche Weise die Sprache erst ihren Wörtervorrath, dann die verbundene Rede zusammensetzt? und in welchem Grade der Zweckmässigkeit, oder Vorzüglichkeit, und auf welche Art sie der Nation, die sie redet, zum Organ wird, die Welt in sich aufzufassen, Ideen zu bearbeiten und hervorzubringen, das geistige Wirken der Menschheit zu theilen, oder zu fördern?

Immer aber bleibt es nothwendig, den lexicalischen und grammaticalischen Theil zu trennen. Ich fange mit dem ersten an, und zwar so, dass ich ihn zuerst an und für sich in der Zusammensetzung und Natur seiner Elemente, dann im Verhältniss zu dem durch ihn zu bezeichnenden Stoff betrachte. Der grammaticalische Theil wird leichter verständlich seyn, wenn man bereits mit dem ganzen Material der Sprache bekannt ist, und allgemeine Betrachtungen werden, als aus dem Ganzen gezogene Endresultate den Schluss machen können.

I.

Lexicalischer Theil.

Zerlegung desselben in seine Elemente. System der Zusammensetzung derselben.

Den grössesten und unangenehmsten Kampf hat der Sprachforscher mit dem Aufsuchen der wahren Laute einer fremden Sprache aus der oft so mangelhaften und unbestimmten Bezeich-

nung derselben zu bestehen. Es fehlt noch bis jetzt an einer irgend vollständigen Tonleiter der Buchstabenlaute, und an einer sichren Anweisung, jedem fremden darin seine Stelle anzuweisen. Wäre aber auch beides vorhanden, so verlangte der Gebrauch ein geübteres Ohr, und mehr Sorgfalt, als sich gewöhnlich voraussetzen lässt. Die Mexicanische Sprache ist indess von dieser Seite nicht schwierig, alle ihre Buchstaben scheinen wie bei uns ausgesprochen zu werden. Nur das *tz*, das für einen einfachen Buchstaben gilt, scheint schwierig zu treffen zu seyn. Tapia Zenteno[1]) beschreibt es als einen Zischlaut, der mit geschlossenen Zähnen hervorgebracht wird. Vetancourt[1]) lässt die Zunge nicht an die Zähne, sondern mit voller Kraft an den Gaumen schlagen.

Es fehlen in der Sprache *b, d, f, j, r, ll* (das doppelte Spanische), *ñ (n con tilde)*. Gewöhnlich fügt man den fehlenden noch *g, s* und *v* hinzu. Allein *g* wird in einigen Fällen durch *h* ersetzt. *Cihuatl*[2]) lautet, wie *ciguatl.*[3]) *Z* hat denselben Ton etwa, wie *s*, und die Silbe *ua* wird von den Weibern gewöhnlich *va* ausgesprochen. Von dieser Eigenthümlichkeit besondrer Aussprache, oder eignen Sprachgebrauchs beider Geschlechter, der häufiger bei den Americanischen Sprachen vorkommt, wird bei Gelegenheit andrer, wo es wichtiger ist, näher zu reden seyn.

Den meisten uns bekannten Americanischen Sprachen fehlen mehrere Buchstaben, den einen diese, den andern jene. Am constantesten ist der Mangel von *d* und *f*. Allein im Ganzen sind diese fehlenden Laute solche, die durch andre ersetzt, und leicht mit ihnen verwechselt werden, *b* und *p*, *d* und *t*, *l* und *r*, *g* und *h*, *s* und *z*, *u* und *v*. Der Unterschied liegt also oft nur in der beständig weicheren, oder härteren Aussprache. Indess ist es nicht immer so. Denn einigen, der Othomitischen, und zum Teil der Mixteca, fehlen beide solcher Buchstaben zugleich, z. B. *l* und *r*. Wo zu einer Nation, wie zu den Coras, welchen das *l* fehlt, ein Mexicanisches Wort mit diesem Buchstaben übergeht, setzen sie kein *r* an seine Stelle, sondern lassen nur das *l* aus. Eben die Coras, deren Sprache sonst der Mexicanischen sehr gleicht, scheinen auch zu beweisen, dass verwandte Stämme solche Verschiedenheiten haben können. Bei den Naticks unterscheiden sich

---

[1]) *Über beide Grammatiken vgl. Adelung und Vater, Mithridates 3, 3, 91.*

[2]) „Cihuatl" *verbessert aus* „Huahua".

[3]) „ciguatl" *verbessert aus* „guagua".

drei Dialecte dadurch, dass sie an denselben Stellen, nach ihrer Verschiedenheit, *l*, *n* und *r* haben. Viel mag auch an der Bezeichnung liegen, und so ist dies Fehlen von Buchstaben nicht charakteristisch zu nennen. Auch in andren Sprachen findet es sich. Das eigentliche *f* war auch dem Griechischen fremd, oder bloss in der Aspiration, dem Digamma, vorhanden.*) Es kommt gleichfalls wenigstens nicht ursprünglich, sondern bei fremden, angenommenen Wörtern, oder durch Verwechslung mit andren Consonanten vor in der Vaskischen, den Slavischen,**) Esthnischen und Lettischen Sprache, dagegen findet es sich in allen Töchtersprachen des Lateinischen, allen Deutschen, dem Gaelischen, Kymrischen und Ungrischen. Unter den Orientalischen Sprachen hat dasselbe die Arabische, und Persische, die Hebraeische und Chaldaeische nicht. Das Sanskrit ermangelt desselben; denn *pha* ist nur das aspirirte *pa*.***) Diese flüchtige, und bei weitem nicht vollständige Uebersicht scheint zu beweisen, dass an sich allerdings verwandte Sprachen, wie die Slavischen, sich hierin ähnlich sind, allein auch solche, deren Verwandtschaft sich nicht abläugnen lässt, wie Sanskrit, Persisch (was seinerseits zum Arabischen zurückführt), Griechisch, Lateinisch, Deutsch, ihn haben und entbehren. Die Aussprache mag wohl eher, als alles andre, climatisch seyn, und es scheint, als wenn der Westen Europas, seinen südlichsten Theil, da das Vaskische auch hier Ausnahme macht, abgerechnet, den härteren Hauchlaut entweder, wenn er von Asien

*) Dass das Griechische φ nicht wie unser *f* gesprochen wurde, ist sichrer, als dass das lateinische *f* genau unsern Laut hatte. Wenn man aber, was man noch davon kennt, zusammennimmt, so scheint mir das letztere wahrscheinlich, dagegen muss man wohl unterscheiden, wie es ursprünglich ausgesprochen, und wie den Griechischen Buchstaben später nachgemodelt wurde. Das Verdammungsurtheil, das Quinctilian darüber ausspricht, und die Thatsache, dass der Grieche den Namen Fundanius nicht aussprechen konnte, scheinen hier entscheidend. Es entsprach daher wohl auch nicht ganz dem Digamma, gewiss aber nicht dem φ, wie denn überhaupt bei Hauchen (und ein Hauchbuchstabe ist *f* immer nur), wo der Grad entscheidend ist, Identitaet der Laute nicht einmal verlangt werden muss. Dass der *f*Laut dem Griechischen fremd war, und die Römer ihn also auf ganz verschiedene Griechische Wörter übertrugen, zeigt die etymologische Untersuchung der Wörter, in welchen ein *f* vorkommt. Die griechischen Stammwörter haben da entweder den Spiritus asper: *felis*, *αἴλουρος*, *frigeo*, *ῥιγέω*; *β*: *fluo*, *βλύω*, *fremo*, *βρέμω*; *π*: *figo*, *πήγω*; *φ*: *fero*, *φέρω*. Vgl. Schneiders Elementarlehre der lat. Sprache. I. S. 262—267.

**) Dobrowsky's Entwurf zu einem allgemeinen Etymologicon der Slawischen Sprachen. S. 3.

***) Wilkins Grammatik. *p.* 9.

mit herkam (wie die Vergleichung des Persischen vermuthen lässt), nicht abgelegt, oder angenommen habe. Kymrisch und Gaelisch sind wahrhaft WestEuropaeische Ursprachen, und die Lateinische Sprache hat mir immer eine doppelte Natur zu haben geschienen, einen in leicht darstellbarer Formation aus dem Griechischen stammenden Theil, und einen, an dem alle graecisirende Etymologie verunglückt, der aus WestEuropa kommen mag, wenn auch er wieder in vielen Wörtern mit demjenigen, namentlich Deutschen Wörtervorrath gleich seyn mag, der mit dem Griechischen denselben Ursprung hat. Gemeinschaftlicher Mangel, oder Besitz einzelner Buchstaben giebt also keinen sichren Abstammungscharakter ab.

Ch klingt wie im Französischen.

Das End*h* bekommt eine Aspiration, so dass hierin auch der *j*Ton der Sprache nicht fehlt.

Q vor *ui* ist wie *k*; vor *ua*, und *ue* wie *cua*.

X hat den Griechischen Laut. (Tapia Zenteno *p.* 3.)

O und *U* wird häufig verwechselt, so dass es ungewiss ist, ob Gott *teotl* (was jedoch für das richtigere gilt) oder *teutl* auszusprechen ist. Das *u* nähert sich mehr dem *o*, als umgekehrt.

Z und *ç* scheinen durchaus gleichlautend, *tlazotla* und *tlaçotla*, ebenso *j*, *i* und *y*. Ich habe aber doch lieber mich strenge an die Orthographie meiner Quellen, ob sie gleich wechselt, gehalten, als eine Gleichförmigkeit einführen mögen.

Diphthongen, obgleich die Grammatiken darüber schweigen, finde ich gar keine, es müssten denn *quauitl*, und ähnliche Wörter, wie nicht scheint, in zwei Silben, statt dreier, ausgesprochen werden.

Die Silben sind sehr einfach, meistentheils nur von zwei, höchstens drei Buchstaben. Die von vieren sind nur in Verbindungen mit *tl* häufig, und kommen sonst bloss mit *ct* vor. Trotz des häufigen *l* kennt das Mexicanische keine andre Verbindung dieses Buchstabens, als mit *t*, weder mit *p*, noch *c*, und in allen Americanischen Sprachen sind die Verbindungen von *mutis* mit *liquidis* selten. Doch hat die Mixteca Sprache die sehr ungewöhnliche von *tn*. Es möchte wohl seyn, dass Sprachen, die ihrem Ursprung noch nahe sind, überall diese Silben wenig kannten, die vielleicht erst später aus Zusammenziehungen entstanden sind. Bei mehreren Worten mehrerer Sprachen ist dies deutlich nachzuweisen. Allein vieles ist auch sicherlich radical, wie eben das *tl* im Mexicanischen; in diesen Fällen werden beide Buchstaben

zu einem Laut. *St* könnte nur in *st* vorkommen. Aber dies scheint nie in derselben Silbe zu stehen. Die in den Europaeischen Sprachen so häufige Bezeichnung der Stätigkeit durch diesen Laut fällt also hier hinweg.

Ueber die Gestalt der Wörter lässt sich nicht mit Bestimmtheit urtheilen, da die Art der Verbindung der Silben im Schreiben zu unsicher ist. Ob die Silben, Pronomina und Praepositionen, welche die Sprache immer unmittelbar an das Verbum anschliesst, Ein Wort ausmachen, oder mehrere, liesse sich nur ausmachen, wenn man Kenntniss des Accentes besässe. Denn wo nicht unzertrennlich mit einander zusammenhängende Wörter doch Eine Wortform bilden sollen, muss der Accent sie beherrschend zusammenhalten. Ohne dieses Hülfsmittel bleiben die verschiedenen verknüpften Wörter nur im *Statu constructo* neben einander, allein immer einzeln stehen. Es ist auf keine Weise gleichgültig, ob auch für sich allein bestehen könnende Ideen in Ein Wort verbunden werden, oder nicht, nicht für den Begriff, in welchem die logische Form immer der der Sprache folgt, und dieser gemäss enger, oder loser verknüpft, unterordnet, oder neben einander stellt, und noch weniger für den Wohllaut der Rede, da in der gebundenen und ungebundenen die Worteinschnitte eine wichtige Rolle spielen. Es ist aber auch nicht immer leicht zu bestimmen, was Ein Wort ausmacht. Die innere Unzertrennlichkeit der Elemente, und der Accent leiten allerdings dabei. Allein wie soll es mit der Enclisis gehalten werden, die nicht bloss im Griechischen, sondern im Englischen, Deutschen, im Grunde, der Natur der Sache nach, in allen Sprachen gefunden wird? Machen die unter derselben liegenden Wörter nicht wahre Theile des Hauptworts aus? Im Griechischen scheint dies kaum zu bezweiflen, obgleich vielleicht noch immer eine Art von Pause beobachtet worden seyn mag, um eine Nuance der Begriffsbestimmung und des Silbeneinschnitts in einer so über alles sinnigen und wohllautenden Sprache mehr zu besitzen. Würde es auch nur auffallend scheinen, wenn im Deutschen diejenigen accentlosen Pronomina, deren Buchstabenbau es gut zulässt, unmittelbar an das Verbum geheftet würden, und man willstu statt willst du schriebe? Wenn ferner im Griechischen, ein in keiner mir sonst bekannten Sprache vorkommender Fall, die Enclisis zwei Accente in demselben Worte hervorbringt, wie verhält es sich dann? Dass die enclitischen Sylben wirklich zum Worte gehören, scheint

diese Stellung mehr als etwas andres zu beweisen, indem die Endsilbe des Worts den *acutus* empfängt, und da die Rede doch noch fortläuft, ihren Ton also den folgenden Silben mittheilt. Aber hatte alsdann das Wort wirklich zwei gleiche Accente, oder ordnete die Aussprache den einen dem andren unter, wie wir sehr häufig z. B. in Nothwendigkeit, lorbeerumkränzt u. s. f. thun? Denn dass die Endsilbe wäre bei dieser Betonung abgerissen, und mit den Encliticis zu einem neuen Wort gestempelt worden, ist weniger glaublich, obwohl der Apostroph eine solche Trennung, oder eigentlicher Halbverbindung zweier Wörter allerdings hervorbringt. Einen andren Fall, in welchem die Worttheilung nur für das Auge vorhanden ist, liefert der Artikel, den man höchstens als einen tonlosen Vorschlag des Worts ansehen kann, und also immer mit in sein Gebiet hineinziehen muss.

Von den Accenten des Mexicanischen kommt bloss ein sehr kurzes, und ganz unzulängliches Kapitel in Figueroa's Grammatik vor, aus dem man aber doch lernt, dass die Vocale vor der Endigung *tl* theils kurz, wie in *tetl,* theils lang, wie in *atl* sind, eine Notiz, die man wohl weiter ausgeführt wünschen möchte. Er führt an dieser Stelle an, dass gewisse Vocale, wie *a* in *tatli* sich mit einem Sprunge, *saltillo*, den er hernach durch ein Schluchzen, einen Aufenthalt erklärt, aussprächen. Tapia Zenteno nennt die Lehre von diesem *saltillo* eine unnütze Belästigung der Anfänger, und sagt, dass er sich auf keine Regel bringen lasse. Es geht aber nichts desto weniger daraus hervor, dass die Vocale Verschiedenheiten in der Aussprache annehmen, von denen unsre Hülfsmittel uns gar keine Rechenschaft geben. Diese Aussprache der Vocale mit einem Sprung, oder Aufenthalt dazwischen ist auch in der Othomi Sprache, welche die schwierigste für die Aussprache scheint. In dieser aber unterscheidet man diese Aussprache mit dem Sprung von der mit Schluchzen, die andre Vocale haben, und die viel härter seyn soll.

Auf diese Weise besteht die Mexicanische Sprache aus sehr langen, oder doch sehr enge verbundenen Wörtern, die aus vielen und ganz kleinen Silben, meistentheils nur von zwei Buchstaben zusammengesetzt sind, einer grossen Menge von *l* und unglaublich vielen Verbindungen dieses Buchstabens mit *t*. Neben dem *tl* herrschte vorzüglich *ch* und das zischende *tz*. Es ist in ihr endlich ein Ueberfluss an verdoppelten Silben, vorzüglich im Anfange der Wörter. Sie kann daher weder einen vollen, noch würdigen Ton

haben, sondern mehr einen abgebrochenen, klingelnden, lallenden. Wenn, wie es mir ausgemacht scheint, diese ursprüngliche Naturmusik einer Sprache von dem wesentlichsten Einfluss auf die nachherige künstlerische und wissenschaftliche Ausbildung der Sprachen, und der Nation selbst ist, da auch im Dichten der unbestimmte Ton oft der Erfindung der Gedanken vorausgeht, so lässt sich aus der Mexicanischen allerdings wenig Günstiges schliessen. Freilich ist aber auch unsre Bekanntschaft mit ihr, vorzüglich von dieser Seite, zu gering.

Kein Wort fängt mit *l* an.

Um nun gleich auf die einfachsten Grundlaute der Sprache zu kommen, scheint es am besten, nach alphabetischer Ordnung alle diejenigen Wörter herzusetzen, die unbezweifelt Wurzelwörter sind. Ich habe nemlich zuerst aus dem grossen gedruckten Wörterbuche die Wörter ausgezogen, welche nicht sichtlich abgeleitete, oder zusammengesetzte sind, und dadurch ein zweites Wörterbuch von etwa 2,000. Wörtern gebildet. Von zusammengesetzten habe ich darin nur die aufgenommen, die in einfacher Form nicht vorhandene Primitiua enthalten. Es versteht sich aber von selbst, dass darunter gewiss eine beträchtliche Anzahl sind, die von einfacheren abgeleitet sind, und die ich nur nicht als solche habe erkennen können. Aus diesen werde ich jetzt hier wieder die aussondern, welche die aller einfachsten, und daher nicht leicht zu bezweiflen sind. Ich werde daher in diesem Register nicht über zweisilbige Wörter hinausgehen. Wirklich alle Wurzeln rein und vollständig auszuscheiden, dazu möchte wohl unsre Sprachkunde noch bei keiner Sprache hinreichen. Ich lasse die einsilbigen Wurzeln den zweisilbigen vorausgehen, und ein vorzüglicher Zweck bei dieser Zusammenstellung ist der, die Vergleichung mit andren Sprachen zu erleichtern, die allemal schwer und unsicher bleibt, solange eine solche scheidende Sichtung nicht vorgenommen ist.

Einsilbige Wurzellaute.

A — die verneinende Partikel bei Zusammensetzungen theils mit Nominibus, theils mit Verbis. Die volle, allein stehende Negation ist *amo*. Hiervon ist nun entweder *a* die Abkürzung, oder für sich die volle Verneinung. Ich glaube das letztere, und halte *mo* für einen Zusatz. *Mo* ist in einigen Fällen das Pronomen der 2. Person, in andern der 3., bei der 2. auch ein Zusatz von *ti* in *timo*. — Die Aehn-

lichkeit mit dem *α privatiuo* bleibt auffallend, und ich halte es für sehr zweifelhaft, dass das *α* eine Abkürzung von *ἄνευ*, *ἅμα* und *ἄγαν* sey. Es scheint mir weit natürlicher, dass derselbe Vocal (in der zweiten Bedeutung auch mit *ο* verwechselt in *ὁμῶς*) mit verschiednem Ton und Geberde die Hauptbedeutung enthalten habe, und die andren Silben nur Zusätze sind.

Ac — Wer, welcher; davon *aca*, einer . . . .

Ich habe in dem Vorigen versucht, die einfachsten Wortelemente der Mexicanischen Sprache zu geben, zu welchen die vorhandenen Hülfsmittel aufzusteigen erlauben. Ich werde nun zeigen, wie aus denselben die Wörter, deren sich die Rede bedient, sie mögen einfache, oder zusammengesetzte seyn, gebildet, hernach wie die so gebildeten Wörter zu der zusammenhängenden Rede verbunden werden. Das letztere ist das bestimmte und eigentliche Geschäft der Grammatik, obgleich man auch das erste, die Bildung von Substantiven aus Verbis, von Adjectiuen aus beiden u. s. f. wohl mit in die Grammatik aufnimmt, und Alles in ihr zusammenfasst, was sich auf Regeln zurückbringen lässt.

Man kann bei der Entwicklung des Systems einer Sprache einen doppelten Weg wählen, einen analytischen, oder synthetischen. Mir hat es am besten geschienen, vor dem Leser den ersten, für mich den letzten zu nehmen. Durch die Nothwendigkeit, beide durchzumachen, wird das Gebiet der Sprache besser durchforscht; und die analytische Methode würde auch den Leser, wenigstens den der Sprache noch unkundigen, verwirren, da die synthetische das System derselben vor seinen Augen gleichsam aufbaut.

Kein Nomen, Substantiuum oder Adjectiuum, endigt, soviel ich habe beobachten können, wenn es für sich steht, in seinen Wurzellaut, oder besteht allein aus demselben. Allen kommt eine Endigung, welche sie als *nomina* bezeichnet, hinzu. *A, te, naca* sind nur die Wurzellaute von Wasser, Stein, Fleisch, zu diesen Substantiven selbst werden sie erst durch *tl* in *atl, tetl, nacatl.* Eben so der Wurzellaut *izta* erst in *iztac* zum Adjectiue weiss. Von einem Fall, wo zwar auch der Wurzellaut nicht allein steht, aber doch zwischen dem Substantiuum und Verbum, in seinem unconjugirten Zustande, kein Unterschied ist, werde ich nachher reden.

Dagegen verlieren sich, wie die Grammatik lehren wird, einige dieser Endigungen wieder in einigen Fällen, wenn das Wort durch eine grammatische Zusammensetzung vorn anwächst. So wird aus: Mutter, *nantli* in der Zusammensetzung: meine Mutter, *nonan*. Bei der Pluralform bleibt bei einigen Wörtern die Endigung *tl* auch ohne Anwachs im Anfang weg, so dass dann die Wurzel wirklich allein übrigbleibt, welches aber auch der einzige Fall ist. *Tlacatl*, Person, pl. *tlaca*. Doch bleibt der Ton auch dann nicht ganz derselbe, indem der Endvocal dann aspirirt wird. Durch die blosse Verdopplung der Anfangssilbe verliert sich die Endigung manchmal, aber nicht immer. *Teteo*, Götter, *tetetl*, Steine.

Das erste deutet auf der einen Seite ein Streben in der Sprache an, nichts Formloses in sich zurückzulassen; aber es ist auf der andren ein Beweis der Aengstlichkeit roher Nationen jede Nebenbestimmung an einem Wort durch eigne angehängte Laute zu unterscheiden.

Das letzte verdient Aufmerksamkeit, ob es sich in andren Sprachen auch findet.

Die Endsilben des Nomens sind: *a(ya), c, ca, can, co, e, hua, yan, in, yotl, li, litztli, n, ni, o, pil, po, pol, qui, tic, tl, tla(llo), tlan(llan), tli(lli), ton, tontli, tzin, tzintli, zolli.*

Von diesen trägt an sich:

I., das Substantiuum:

1., ueberhaupt, und ohne dass die Endigung eine bestimmte Classe bezeichnet: *tl, tli, in*. In diese Laute endigt der bei weitem grösste Theil der Mexicanischen Substantiuen. *Tli* verbindet sich wieder mit andern Endigungen, woraus entstehen *litztli*, da, wenn bei diesen Wörtern die Endigung verloren geht, *litz* bleibt, *tontli, tzintli*, wo man die einfachen Endungen *ton*, und *tzin* auch hat. Eine ähnliche Verbindung von *yo* und *tl* mag auch in *yotl* zum Grunde liegen.

Von *tli* kommt *li*, was die Grammatiken, als eine eigne Endung aufführen. Aber es findet sich nur da, wo ein *l* vorhergeht, und ist bloss die Endigung *tli*, aus welcher nur in der Aussprache die beiden *l* das *t* in ihrer Mitte ausgestossen haben. Eben so sind die Endungen *tlan* und *lan* dieselben, wie Vetancourt in seiner Grammatik ausdrücklich *fol.* 30. bemerkt. Die so gebildete Endung *lli* zeigt häufig Verbalia, oder wenn man will, Participien, da diese beiden Formen in der Sprache nicht bestimmt geschieden sind, an.

Das erste *l* kommt alsdann von der Endigung des Passivs *lo*. *Mati*, lehren, *machtilo*, gelehrt werden, *tlamachtilli*, die gelehrete Sache, die Lehre, Doctrin, oder der in einer Sache Unterrichtete, der Schüler. Der Vorschlag *tla* gehört nicht sowohl zur Substantivformation, als er den Unterschied der Bedeutung angiebt. In *tla* liegt der Begriff einer Sache, so wie in *te* einer Person. Daher *temachtilli*, der Unterricht, die Lehre, als gegen eine Person gerichtet; *nemachtilli*, der SelbstUnterricht, das Studium. Ob nun alle in *lli* endigende Wörter von Passiuis stammen? ist, wo die Wurzel unbekannt ist, schwer zu sagen. Manchmal lässt es sich allerdings da aufweisen, wo die Bedeutung ganz verschieden ist. So heisst *qualli* gut, und *qua* kauen, essen. Daher *tlaqualli*, die Speise, und in dem Sinne des rohen Menschen, hernach *qualli* alles Gute überhaupt. Die Verwandtschaft beider Ausdrücke zeigt das Verbum *qualtia*, das zugleich heisst machen, dass einer gut werde, und machen, dass einer esse. Im letzten Fall wird nur gewöhnlich *tla*, etwas, vorgesetzt. *Calli*, das Haus, ist ungezweifelt desselben Ursprungs, es mag nun von *ca*, stehen, sich befinden, oder von einem Wort herkommen, das ich wohl in Compositis, aber nicht als einfaches Wort finde, was verbinden, zusammenfügen bedeutet. Allein in *tlalli*, die Erde, und andren dürfte es für jetzt unmöglich seyn, die Entstehung aus einer Passivform nachzuweisen, und daher musste der Endung *li* auch hier, nicht bloss bei den Verbalien erwähnt werden.

2., als von einem Verbo herkommend *a(ya)*, *ca*, *liztli*, *ni*, *qui*, *yotl*.[1])

Es bedarf kaum der Bemerkung, dass auch Endungen, die hier nicht genannt sind, dem Verbo zur Umbildung in Nomina angehängt werden können; so wie hinwiederum mehrere der hier aufgeführten auch andre Redetheile, als Verba, in neue Nomina verwandeln. Ich erwähne hier nur derjenigen Endungen, welche hauptsächlich den Verbis dienen, und gewisse Classen von Substantiven hervorbringen, so wie auch um hier dasjenige mit-

---

[1]) *Hier ist folgender Absatz gestrichen: „Es werden hier nur diejenigen Endungen erwähnt, durch welche Verba so gewöhnlich und regelmässig in Nomina verwandelt werden, dass man sie mit Participien gewissermassen verwechslen kann. Sonst versteht es sich, dass auch andre Endungen, in Verbindung mit Verbis, Substantive bilden. So von* tlaçotla, *lieben,* tlaçotli, *eine geliebte kostbare Sache, von* micqui, *sterben,* miccoyan, *Ort wo gestorben wird, Sterblichkeit.“*

zunehmen, was von den Participien des Mexicanischen gesagt werden kann. Ich werde daher hier auch nicht bloss von Substantiven reden, und alle Adjectivformen ausschliessen können. So ängstliche Theilungen sind bei Sprachen, in welchen eine so genaue Absonderung der Redeformen nicht vorhanden ist, nicht anwendbar, und Sprachen dieser Art werden durch das Hineinzwängen in unsre grammatische Form wirklich entstellt. Alles was man sich erlauben kann, ist von dieser Form soviel beizubehalten, als zum logischen Ordnen des Stoffs, und zur Vergleichung mit andren Sprachen nothwendig ist.

Auch bei der noch unvollkommensten Behandlung der Sprache musste sich das Bedürfniss zeigen, die in einem Zeitworte ausgedrückte Handlung, mit ihren Nebenbestimmungen, als bleibend, mithin als Zustand, Person, oder Eigenschaft zu bezeichnen. Dies geschieht entweder durch eine Umschreibung mit einem *pronomine relatiuo*: der, welcher schreibt, oder einem Verbale: der Schreiber, oder einem Participio: der Schreibende. Das Participium ist ein feiner, in seinem Unterschiede von dem Verbale nicht leicht festzuhaltender Begriff. Die wahre Natur des Verbi muss so vollständig, als möglich in ihm bleiben, allein da sie in einem (nemlich formalen, da man bei grammatischen Untersuchungen immer nur von der Geltung des Redetheils in der Rede, nicht an sich reden muss) Fortschreiten besteht, für den Augenblick, zum Behuf der Rede, gefesselt, angehalten erscheinen. Das verbale Substantiuum, oder Adjectiuum kümmert sich dagegen nicht um die grammatische Natur des Verbi, von dem es herstammt, es legt dieselbe ab, und behält nur den Begriff. Im Participium liegen gewöhnlich nur wirkliche Nebenbestimmungen des Verbi, vorzüglich die der Zeit, obgleich es auch den vollkommensten Sprachen darin an Vollständigkeit fehlt, und da dasselbe hierdurch genau an das Verbum gebunden ist, so pflegen auch die Bildungsregeln eben so beständig, und unveränderlich zu seyn, als für die Zeiten und Personen selbst. Aus diesem Grunde wird das Participium mit Recht zum Verbo gezählt. Seine eigentliche Participialnatur aber, die immer darin besteht, in der Form eines Nomens, doch noch, so viel als möglich, die Function des Verbi zu verrichten, äussert sich auch durch seine Stellung in der Construction. Nur wo es sich recht nah an das Verbum des Satzes anschliesst, und selbst ganz als Verbum gedacht werden muss, erscheint sie wahrhaft; in den übrigen Fällen tritt das Participium geradezu in die Classe der Verbalien.

Jenes nun geschieht recht eigentlich nur da, wo das Participium Praesentis, oder Futuri, wie sonst ein Aduerbium an das Verbum angeschlossen, daher nicht in das Substantiuum, als dessen Eigenschaft eingeschachtelt, sondern erst das Substantiuum allein, dann in Verbindung mit dem Verbo des Satzes, und endlich so verbunden mit der im Participio enthaltenen Bestimmung gedacht wird. Dies giebt den Unterschied zwischen den beiden Ausdrücken: der kämpfende Held siegt, und der Held siegt kämpfend.[1]) Bei der Sprache, und dem Vortrag kommt es nicht bloss auf das, was man sich vorstellt, sondern auf die Art des Vorstellens an. Nun ist diese bei diesem Participialgebrauch lebendiger, da die Handlung, die Bewegung vorherrscht, und die Nomen-Natur des Participii doch das Ganze in Ein Bild (da die Auflösung in Verba mehrere an einander reihen würde) und ohne Einschiebsel (wie es durch Auflösung in Constructionen mit Conjunctionen geschieht) zusammendrängt. Vermöge dieser Verbum-Natur construirt auch das Participium den Theil der Rede, der von ihm regiert wird, anders, als das Nomen: der ihn liebende, von ihm geliebte Mann. Die Participien Passiui verstatten indess den zwiefachen hier geschilderten Gebrauch nicht in dem gleichen Mass, und nähern sich mehr wahren Adjectiuen.[2]) Nur die absoluten Participialconstructionen der Alten Sprachen machen hier eine völlige Ausnahme. Sie könnten gar nicht mit Adjectiuen gemacht werden, da sie nur durch die Verbum-Natur der Participien verständlich sind, wenn gleich die wirkliche Auflösung in das Verbum nur ein Hülfsmittel der Schule ist, und, wie alle solche Hülfsmittel, die Construction eigentlich zerstört. Die grosse Freiheit in diesen Constructionen ist einer der edelsten Vorzüge der Griechischen Sprache.

Es entsteht nun die Frage, wie die Sprache die Participien als solche bezeichnet, und hierüber klarer zu werden, kann die genaue Untersuchung jeder einzelnen allerdings beitragen.

Die Mexicanische hat zuerst den einfachen Weg, jeder dritten Person jeder Zeit des Verbi die Silbe *in* vorzusetzen. *Te-mictia,*

---

[1]) *Nach „kämpfend" gestrichen: „Den festen Zusammenhang dieser Participien mit dem Verbo sieht man daraus, dass sie sich viel natürlicher in Verba, welche mit jenem durch eine Copula verbunden werden (der Held kämpft und siegt), als in Umschreibungen mit dem Relatiuo . . . ."*

[2]) *„nähern — Adjektiven" verbessert aus „sind insofern wahre Adjectiua, Participia nur in Rücksicht auf ihre Bildung, und die Bezeichnung der Zeit".*

er tödtet jemanden, *in-temictia*, tödtend. Allein dies *in* ist ein eigenes Wort, eine Art von indeclinablem Relatiuum, die Beziehung eines Worts in der Construction auf das andre anzuzeigen, und die Grammatik ist so unvollkommen, dass dasselbe für ganz verschiedne Beziehungen gebraucht wird. Jene Form ist also einer Umschreibung mit dem Relatiuo: der, welcher tödtet gleich zu achten. Dies *in* wird selbst mit dem Substantiuo: Mörder verbunden: *in-temictia-ni*, und heisst dann bloss: der, welcher der Mörder ist. Denn: Seyn, als blosse Copula, wird immer ausgelassen.

Die zweite Bezeichnungsart ist die Hinzufügung mehrerer Endungen zum Verbo. Allein diese Endungen bilden im Grunde nur Verbal-Substantiua und Adjectiua. *Tlazotlani*, der Liebhaber; *tlazotlaloni*, liebenswürdig. Vom Verbo bleibt dabei weder Person, noch Zeitbestimmung. Nur Passiv- und Activform lässt sich mehrentheils unterscheiden. Dunkel sieht man auch, dass die Sprache nach einem Unterschiede, dessen Bezeichnung ihr nur nicht gelungen ist, gesucht hat. So kann man von *tlacuiloa*, etwas mahlen oder schreiben, die beiden Verbalformen *tlacuilo*, und *tlacuiloani* machen. Allein die erste bezeichnet mehr den Mahler überhaupt, die letzte den eben mahlenden. Die erste ist vom Praeterito, die andre vom Praesenti gebildet. Vetancourts Gr. *fol.* 13. Doch geht dieser Unterschied, soviel man sehen kann, gar nicht durch die ganze Sprache.

Eine dritte Art, das Verbum in ein Nomen zu verwandeln, hängt an dasselbe die Postposition *yan*, welche Ort und Zeit, worin etwas geschieht, anzeigt, und somit der Praeposition: in entspricht. Soviel man sieht, wird sie nur bei dem Praesens des Verbi angewandt, und man braucht immer die dritte Person dazu. Da man aber die Pronomina vorsetzen kann, welche sich mit Substantiven, und in gewissen Fällen, wie sich weiter unten zeigen wird, auch mit Verben verbinden, so lässt sich diese Methode auch auf die andren Personen anwenden. *No-tla-qua-yan*, der Ort, wo ich etwas esse. Eigentlich: ich, etwas, essen, Ort. Da also sehr wesentliche Bestimmungen des Verbi hierbei beibehalten werden, so nähert sich diese Wortbildung der Participialform. In der Bedeutung geht sie allerdings ab, doch eigentlich wenig; denn im Grunde sagt jedes Participium, dass man im Zustande dieser, oder jener Handlung ist, und Zustand, Zeit und Ort sind sehr verwandte Begriffe. Ich erwähne dies hier ausführlicher,

weil der Ursprung der Participien in vielen Sprachen wohl eine solche Verbindung der Verbalformen mit einer Postposition gewesen seyn möchte. Im Mexicanischen wird die letzte bis zu *an* abgekürzt,[1]) wenn das Verbum in *i* endigt. So *to-nemi-an,* unsere Lebenszeit. Die Grammatiker sagen sogar bis zum blossen *n*; allein ich finde keine andre Fälle, als die genannten. Im Vaskischen verwandelt die blosse Hinzusetzung eines *n* jede Person des Verbi in ein Participium.*) Die Aehnlichkeit hiervon mit dieser Mexicanischen Wortformation fällt in die Augen.

Die Endungen, welche Verbal-*nomina* bilden, sind nun theils solche, die sich den Participien mehr nähern, theils andre.

Die Endung *ni* macht Verbalia aus *actiuis* und *passiuis*. Die Grammatiken setzen zwar für letztere *oni*. Allein das *o* kommt von der Passivendung *lo,* oder *co,* so dass das Verbale sich in *loni,* oder *coni* endigt. In der actiuen Bedeutung entspricht das Verbal-*nomen* dem Participium im Praesens, und den lateinischen Substantiven in *or*; in der passiven dem Participio in *dus,* und den Adjectiven in *bilis*. *Tlazotla-ni,* der Liebende, *Tlazotla-lo-ni,* liebenswürdig. Diese zuletzt genannte Form in *oni* drückt auch Instrumental-Substantiven aus, doch alsdann muss vorn das Object angedeutet werden, auf welches sich das Verbum bezieht. *Huiteco,* gegeisselt werden, *huiteco-ni,* der zu Geisselnde, *te-huiteco-ni,* die Menschengeissel (da *te* Zeichen der Person ist), *tla-huiteco-ni,* die Peitsche für das Vieh (da *tla* Sachen andeutet, wozu das Vieh gerechnet wird). Beide Ausdrücke sind nur wie das Allgemeine vom Besondren verschieden, der Begriff Instrument muss hinzugedacht werden. Bei *verbis neutris* drückt man ihn auch so aus, dass man das *ni* bloss an ihre Impersonalien heftet, die denn den Zusatz vorn, als *neutra*, nicht haben können. *Micqui*, sterben, *micoa,* man stirbt, *micoani patli,* Trank, durch den man stirbt, Gift. Man kann auch der actiuen Form mit *ni* das handelnde Pronomen vorsetzen, oder was einerlei ist, der Person des Verbi das *ni* anhängen, allein dies giebt keine eigne Form, sondern ist nur ein Satz mit ausgelassner Copula. *Ni-tlazotla,* ich liebe, *ni-tlazotla-ni,* ich (bin) ein Liebender. Nach Tapias (S. 37.) ausdrücklicher Bemerkung bleibt der Sinn auch ohne *ni* derselbe. Was heisst dies

---

*) Meine Zusätze zum Mithridates. S. 61.[2])

[1]) *Nach „abgekürzt" gestrichen: „und wird also zur wahren Endung".*

[2]) *Vgl. Band 3, 266.*

anders, als dass, was hier 1. Person des Verbi, Participium u. s. f. genannt wird, gar keine grammatischen Formen sind, sondern dass man bloss verschiedene Wörter so an einander hängt, dass ihre Stellung die Verbindung, und mithin den Sinn bestimmt. Nur weil nicht jedes dieser Elemente mehr für sich verständlich ist, und daher jetzt bloss als grammatische Inflexion Geltung erhält, ist von Grammatik zu sprechen. Allein die Aufgabe, die schwerlich je gelöst werden dürfte, ist nur, ob es in allen Sprachen einst eben so, und ob es nur in einer einzigen, z. B. der Mexicanischen durchgängig so ist, dass alle Inflexion nur Anhängung einst mit eignem Sinn selbstständiger Elemente ist? Damit hängt zusammen, dass man dies actiue *ni* auch bei der Wurzel des Verbi auslassen, oder hinzusetzen kann, wenn nur der Gegenstand vorn angedeutet ist: *te-namaca*, an einen verkaufen, und davon der Verkäufer entweder eben so, oder *te-namaca-ni*.

Bloss in actiuer Bedeutung gebräuchlich ist *qui*. Nur wenn es mit Neutris verbunden wird, kann es auch passiue Bedeutung erhalten. So *palanqui*, eine verfaulende, verfaulte Sache. Dies *qui* wird nicht an die Wurzel des Verbi, sondern an die 3. Pers. sing. des Praeteriti gehängt, der einzigen gewissermassen künstlich geformten Zeitform. *Pia*, bewahren, im Praet. *pix;* daher *tla-pix-qui*, der Etwas-Bewahrer, der Priester.

Dem *qui* entspricht beim Passiuo *tli*, oder, wie schon bemerkt, wenn ein *l* vorhergeht, *lli*. *Teçi*, mahlen, *tez-qui*, die mahlt, da das Mahlen des Mais gewöhnlich auf Handmühlen von den Weibern verrichtet wird, *tez-tli*, auch durch eine nicht ungewöhnliche Buchstabenverwechslung (Tapia. S. 20.) *tex-tli*, Mehl, Teig. Diese passiue Bedeutung bleibt dieser Endung, auch wenn sie von dem Praet. *actiui* abgeleitet wird, wie manchmal geschieht. Haben dann dieselben Verba ein Passivum in *lo*, so kann man zwei Passivverbalien von ihnen machen: in *lli*, und *tli*. So von *chihua*, machen, *tla-chihua-l-li* und *tla-chihu-tli*, etwas Gemachtes. Aus dieser Bezeichnungsart entstehen aber Zweideutigkeiten, wie schon oben erwähnt ist, dass *tla-machtil-li* sowohl den Schüler, als die Doctrin bedeutet. Denn da *machtil-li* nur anzeigt, dass gelehrt, und *tla*, dass etwas gelehrt wird, so bleibt das Subject unbestimmt, und kann ebensowohl die Sache, als die Person seyn. Vetancourt. 17.

Ganz verschieden von Participiis, und abstracte Substantiue bildend sind die Endungen *a (ya), litztli, ca, yotl, cayotl*.

Die Endung *a*, oder wenn das Verbum schon in *a* endigt,

ya, so wie die passiue in *ca*, hat die Eigenthümlichkeit, dass sie nur da gebraucht wird, wo dem Worte vorn die Bezeichnung der Person vorgesetzt wird, von welcher die Rede ist, und zwar finde ich nur Beispiele von den ersten zwei Personen, die durch eigne Pronomina bezeichnet werden. Diesen Wörtern mangelt daher nur deshalb die eigentliche Substantivendung. *Tla-nequi*, etwas wollen,[1]) *no-tla-nequi-a*, mein Wille. *Tlachia*, sehen, *no-tlachia-ya*, mein Gesicht, meine Sehkraft.[2])

Liz ist, wie die Nomina in *io* des Lateinischen, und hat actiue Bedeutung, so wie *ca* (bei den Grammatikern, von der immer vorhergehenden Passivendung *o*, immer *oca* genannt) passiue. *Tlazotlaliztli* ist die Liebe, die ich hege, *tlazotla-lo-ca* die, welche zu mir gehegt wird. Daher wird auch *ca* nur mit dem Passiuum verbunden. Dies *ca* scheint nichts anders, als das Verbum seyn, was ebenso heisst. Soll *liztli* einem Verbo angehängt werden, dessen Wurzelendung *ca* ist, so wird aus dem letzten *qui*, alsdann aber auch manchmal nur *ztli* angehängt. *Choca*, weinen, *Choquiliztli*, *choquiztli*, das Weinen. Daher kommt es wohl, dass die handschriftliche Grammatik[3]) vorschreibt, diese Endung immer an das Futurum zu hängen, wo denn die Charakteristik des *futurum z* bleibt, wenn bloss *tli*, dagegen wegfällt, wenn *liztli* angehängt wird.

Die Endung *cayotl*, die auch bloss als *yotl*, und wenn ein vor das *y* kommendes *l* das *y* verwandelt (was, im Vorbeigehn gesagt, doch beweist, dass das *y* wie ein Halbconsonant ausgesprochen wird), als *lotl**) erscheint, wird allemal, wenn sie Wörter aus Verbis bildet, an die Passivform gehängt, und bezeichnet Abstracta. *Tlazotla-lo-cayotl*, die zu mir getragene Liebe. Sie verbindet sich aber auch häufig mit Substantiven, und erlaubt fast aus jedem ein Abstractum zu machen. Dann aber fehlt gewöhnlich, doch nicht immer die Silbe *ca*. So *teo-tl*, Gott, *teo-yo-tl*, Gottheit, *yamanqui*, sanft, das Substantiuum *yaman-cayotl*. Denn dass auch *yotl* wieder aus zwei Elementen besteht, zeigt sich dadurch, dass, wenn ein vorn

*) So von *tlil-tic*, schwarz, *tlillotl*, die Tinte,[4]) *qual-li*, gut, *quallotl*, Güte. *Qualyotl* bei Vetancourt. 32. ist wohl ein Irrthum.

[1]) *Nach „wollen“ gestrichen:* „tla-nequi-litz-tli, *der Wille*“.

[2]) *Nach „Sehkraft“ gestrichen: „In andren Fällen ist die Vorsetzung dieses Pronomens nicht mit dieser Endung verbunden.“*

[3]) *„die handschriftliche Grammatik“ verbessert aus „Vetancourt“.*

[4]) *Nach „Tinte“ gestrichen: „Doch geschieht diese Verwandlung nicht immer.“*

hinzugefügtes Pronomen die Endung wegnimmt, bloss *tl* wegfällt, und *yo* bleibt. Wenn das Wort in *huitl* endigt, wird, um ein Abstractum zu bilden, nach Wegnahme des *itl*, *hu* in *uh* verwandelt (eine Versetzung, die auch in andern Fällen vorkommt) und dann *yotl* angehängt. Ein merkwürdiger Gebrauch dieser Endung in einem einzelnen Fall ist folgender. Wenn von Theilen des Körpers die Rede ist, so unterscheidet die Sprache, ob ich von dem meines eignen Körpers, oder von einem fremden,[1]) mir aber zugehörenden rede, vermittelst dieser Wortbildung. *Nonacayo* ist das Fleisch meines, *yomiyo* der Knochen seines eignen Leibes; dagegen *nonacauh* das Fleisch, *yomiuh* der Knochen, die mir und ihm zum Gebrauch des Essens, oder sonst gehören. Die beiden letzten Worte kommen von *nacatl* und *omitl*, die ersten von den durch die Silbe *yotl* gebildeten Deriuativen. Dies ist wohl nur das reine *factum*. Die Missionarien nennen nun auch diese Wörter Abstracta, und brauchen *nacayotl* im moralischen und religiösen Sinn für Fleischlichkeit.

3. als Wörter der Verkleinerung, Vergrösserung, Zärtlichkeit, und Verachtung: *pil, tontli; pol; zolli.*

Die ersten drei sind Verkleinerungswörter, das zweite mit einer Beimischung von Geringschätzung. *Pil*, die Wurzel des Worts Knabe, von der das Verkleinerungswort selbst hergenommen ist; *piltontli, pilton*, ein Knäblein; *Cihuatontli, muliercula.* Dagegen ist *Cihuapil*, Weibchen, bloss Ausdruck der Zärtlichkeit. In *tontli* ist nur *ton* die Verkleinerungssilbe. Das *tli* ist das grammatische Zeichen des Nomens.

Pol ist bei den Mexicanern dem Spanischen verachtenden *-azo*, und Italiaenischen *-accio* ähnlich. Es hat aber, wenn es auch häufig da gebraucht wird, wo die Grösse zur Beschimpfung dient, nicht in diesem Begriff seinen Ursprung. *Poloa* heisst sich verderben, ins Unglück stürzen, und ursprünglich wohl versenken, im Wasser verderben. Daher: *tlacoani-pol*, ein grosser Sünder.

Pol und *ton* werden auch, um den Ausdruck zu verstärken, verdoppelt, wobei aber, wie bei allen Verdoppelungen von Silben von drei Buchstaben der letzte wegfällt. *tlacoani-po-pol, cihua-to-ton-tli*, ein sehr grosser Sünder, sehr unbedeutendes Weibchen.

Zolli ist ein eignes Adjectiuum, und bedeutet: alt, verdorben. Es wird aber als Anhängsilbe zu grober Beschimpfung gebraucht,

---

[1]) *„fremden" verbessert aus „thierischen".*

und dann auch oft verdoppelt. *Tlaca-zo-zolli*, ein elender, verlorner Mensch, von *tlacatl*, Person.

Die Endungen *tl*, und *tli* fallen bei dem Uebergang in diese Wörter hinweg, und *qui* wird in *ca* verwandelt. *Ichtequi*, Dieb, *Ichtecapol*, grosser Dieb.

Zu diesen Wörtern kann man eigentlich noch die Formen rechnen, welche die Grammatiker *Reverenciales* nennen, und die aus jedem Redetheil gebildet werden können. Da sie aber meistentheils in Rücksicht auf die Person gebraucht werden, zu der man spricht, so gehören sie mehr zur Bildung der Rede, und mithin in die Grammatik.

4. als Wörter des Besitzes und Eigenthums: *hua, e, o.* Diese beiden letzten Buchstaben haben die schon oben erwähnte Endaspiration.

Die Endung des Worts bestimmt, welches dieser Affixen genommen wird, doch giebt es soviel Ausnahmen, dass die Regeln aufhören, lehrreich zu seyn. Die Endung *qui* wird dabei bisweilen, wie oben, in *ca* verwandelt. *Teopiaqui*, *teopixcahua*, der Herr der Priester, so wie *c* vor dem *e* in *qu* übergeht. *Tlac-tli*, der Leib, *tlaqu-e*, der Besitzer des Leibes. Wo ein *i* vor der Endigung des Wurzelworts ist, wird es manchmal beibehalten, manchmal nicht: *mai-tl*, die Hand, *ixi-tl*, der Fuss, *may-e*, *ix-e*, der Besitzer der Hand, des Fusses. *Motocayo*, der Besitzer deines Namens, von dem Pronomen der 2ten Person, und *tocaitl*, der Name.*)

Diese Bildungsart dient auch, Adjective zu machen. *Ixtlamatiliztli*, die Weisheit, *ixtlamatilize*, weise; *mahuizotl*, Ehre, *mahuizo*, geehrt; *tenyotl*, Ruhm, *tenyo*, berühmt.[1])

Es lassen sich auch aus diesen Worten des Besitzes neue gleicher Art machen, indem man zwischen die beiden zugleich angehängten Affixa *e* und *hua* die Verbindungssilbe *ca* (die in der Grammatik mehr vorkommen wird) setzt, oder *hua* allein verdoppelt. *Calli*, Haus, *Cale*, Hausbesitzer, *Calecahua*, Herr des Haus-

---

*) Davon ist der in Spanien gebräuchliche Ausdruck *Tocayo*, mit welchem sich diejenigen nennen, die einen gleichen Vornamen führen, hergenommen. Es wird dort auch, ganz gegen die Mexicanische Ableitung, daraus das *fem. tocaya* gemacht.

[1]) *Nach „berühmt" gestrichen: „Von der Endung* o *finde ich bloss diese und ähnliche Beispiele. Wenn alle diese Adjectiue von Substantiven in* yotl *abstammen, so scheint es eine blosse Bildung eines Adjectiuums durch Weglassung der Substantivendung, wovon mehr weiter unten."*

besitzers. *Michin,* Fisch, *Michua,* der Fischer (statt *hua* setzt man häufig bloss *ua*; Molina in seinem Lexicon[1]) thut es beständig), *Michuahua,* der Herr des Fischers.

Hierher scheinen noch drei für ihre Bedeutung merkwürdige Wörter zu gehören. Von den beiden Praepositionen *tloc* und *nahuac,* bei, neben, kommen *tloque,* und *nahuaque,* mit welchen die Mexicaner, schon vor der Ankunft der Spanier, Gott bezeichneten. Die Sprachlehrer erklären sie als den, der bei allem ist, bei dem das Seyn aller Dinge steht. Von Wort zu Wort bezeichnen sie aber den Herrn alles Bei, und Nebenseyns.*) Von *yuhqui* (in Molina's Wörterbuch *v. igual* : *uhqui*), wie, gleichwie, wird *yuhque,* der Besitzer der Gleichheit, gleich.[2])

5. als Ortsnamen: *c, co, can, yan, tla (lla), tlan (llan).*[3])

Eigentlich sind alle diese Endungen Praepositionen, welche man nur im Mexicanischen hinten anhängt. Der Bedeutung nach bilden sie aber allerdings eigne Substantiua.

Mizquitl, Gummibaum, *mizquic,* Ort, wo viel derselben wachsen; *Mexitli,* der Mexicanische Kriegsgott, *Mexico,* dessen Aufenthalt; *tlaxcalchihua,* Brodt backen, *tlaxcalchihuacan,* die Bäckerei; *temachtilo,* es wird jemand unterrichtet, *temachtiloyan,* die Schule; *tetl,* Stein, *tetla,* Ort der Steine; *acalli,* (Wasserhaus) Boot, *acalla,* Ort der Boote;[4]) *huehue,* der Greis, *huehuetlan,* Ort der Greise. An dergestalt mit Praepositionen gebildete Wörter werden bisweilen wieder die eigentlichen Substantivendungen angesetzt: *micqui,* sterben, *mic-tlan,* unter den Todten, Ort der Todten, *mic-tlan-tli,* Hölle. Dies, so wie dass man, wenn ein solches Substantiuum dieselbe Praeposition in der Rede annehmen soll, sie nicht noch einmal hinzufügt, sondern bloss wieder die Endung weglässt (*mictlan,* in der Hölle), zeigt hinlänglich, dass, solange nicht die eigne Substantivendung hinzutritt, diese Formen immer, als blosse Verbindungen von Substantiven mit Praepositionen angesehen werden.

Aus dieser Bildungsform lassen sich eine Menge von Mexicanischen Namen von Städten und Provinzen erklären. So *Tepoztlan,*

---

*) Vgl. auch A. v. H. *Mon.* 94.

[1]) *Vgl. Adelung und Vater, Mithridates 3, 3, 93.*

[2]) *Nach „gleich" gestrichen: „Gramm. Mscpt. 17."*

[3]) *Hier ist folgender Absatz gestrichen:* „Te-tl-a, *Ort, wo viel Steine sind (die Grammatiken geben nicht* a, *sondern* la *als Endung an. Aber hier . . . .*"

[4]) *Nach „Boote" gestrichen:* „cihuatl, *Weib*".

Ort des Eisens, *Mechoacan*, richtiger *Michuacan* (A. v. H. Neu-Spanien. 248.), Ort der Fische.

Aus den Namen der Oerter werden die Namen ihrer Bewohner hergeleitet. Dies geschieht durch Hinzufügung von *catl*, dem HauptElement von *tlacatl*, Person.[1]) Nach Verschiedenheit der Endung des Ortnamens aber wird bloss *catl* angehängt, *Tollocan* (jetzt Toluca), *Tollocatl*; oder dem *catl* vorgesetzt *te*, *Tepoztlan*, *Tepoztecatl*, oder *me*, *Xaltocan*, *Xaltomecatl*. Manchmal begnügt man sich auch bei der Weglassung der Endung des Namens, woraus erst recht deutlich wird, dass diese bloss ein den Ort anzeigendes Affixum ist. *Tollocan*, *Tollo*, ein Bewohner dieses Orts.

6. als Wörter, die eine Gleichheit anzeigen: *po*.

Auch diese Wörter sind nicht sowohl eigen gebildete Substantiua, als vielmehr mit dieser Praeposition zu Einem Wort verbundne Begriffe.

Die Vergleichung geschieht, soviel ich sehe, nur mit den Pronomina der drei Personen, nicht mit eigen ausgedruckten Substantiven in demselben Wort. Das Pronomen wird dann vor, und die Silbe *po*, nach weggelassener Endung des Wortes, diesem nachgesetzt. *N-oquich-po*, Mann wie ich. Manchmal kommt die Verbindungssilbe *ca* vor die Endung. *Mo-te-machti-ca-po*, Lehrer wie du. Soll der Gegenstand der Vergleichung ausgedrückt werden, so steht er besonders mit der Silbe *in*.[2]) *Aquin huel i-po-tzin in Teotl?* Wer kann seyn (dem) gleich Gott? Dann tritt vor die Gleichheitspartikel das Pronomen der dritten Person, von dem das nachfolgende Substantiuum die Erklärung giebt.[3])

II. das Adjectiuum: *c*, *tic*. Es hat sich schon im Vorigen gezeigt, dass das Adjectiuum viele Endungen mit dem Substantiuum, von dem es nicht immer so scharf geschieden ist, gemein hat. Ich führe hier nur seine eigenthümlichen an, welchen, als eigenthümliche Substantivendungen *tl*, *tli* und *in* entsprechen.[4])

---

[1]) *Nach „Person" gestrichen:* „(Ca, *seyn*, catli, *wer? daher* tlacatl, *einer, eigentlich der etwas ist, der da ist*)".

[2]) *Nach* „in" *gestrichen: „die als die allgemeine Bezeichnungsart von andern regierter Worte angesehen werden kann".*

[3]) *Hier ist folgende Anmerkung gestrichen:* „Tzin *ist die Ehrerbietungspartikel, da vom höchsten Wesen die Rede ist.*"

[4]) *Nach „entsprechen" gestrichen: „Die gewöhnlichste, und dem Adjectiuum am meisten eigenthümliche Endung ist* tic."

Iztac, weiss, *citlalli*, der Stern, *citlaltic*, gestirnt, *nextli*, die Asche, *nextic*, aschig. Einige der Sprachlehren geben als Endung bloss *c* an, und leiten die Adjectiua in *tic* sämmtlich von Verben in *ti* her. Andre (Vetancourt. 29.) verwerfen dies. Es ist aber wohl richtig, wenn auch *ti* oft nur, als blosse Bildungssilbe, des Wohlklanges wegen stehen muss. *C* ist eine den Ort anzeigende Postposition. Aus dieser unbestimmten, ein Drin- und Dran-Seyn bezeichnenden Idee scheint die des Adjectiuums gebildet.[1])

Die andren Endungen, durch welche Adjectiue, als Verbalien, als Bezeichnungen des Besitzes, Ortes, der Gleichheit u. s. f. entstehen, sind bei dem Substantiv erwähnt worden.

In Molina's Wörterbuch kommt *ixtlamati*, weise, ohne alle Adjectivendung vor. Ich zweifle, dass dies richtig ist. In andern ähnlichen Formen hängt Molina selbst *ni* an: *tlamatini*. Es ist gleich im Anfang bemerkt worden, dass es in dem Geist der Mexicanischen Sprache zu liegen scheint, das Nomen allemal erst aus dem Wurzellaut eigen dazu zu stempeln.

Von der Verbindung der Adjectiven mit *na* wird weiter unten die Rede seyn.

Die Wurzel der Verben ist die dritte Person des Singularis im Praesens. Dies ist bei allen Sprachen natürlich, welche die Personen durch angehängte Pronomina bezeichnen. Ich und du werden natürlich ausgedrückt, bei dem blossen Verbum denkt man sich von selbst das unbestimmte er, sie, oder es.

Das Verbum steht sehr häufig im Mexicanischen ohne alle Anbildungssilbe im blossen Wurzellaut, und kündigt sich dadurch als das Primitiuum des Nomens an. *Nemi*, leben, *qua*, essen, *tlacoa*, schaden. Denn *a* gehört hier zur Wurzel, wie man aus dem nah verwandten *coa-tl*, die Schlange, sieht.

Einige wenige irregulaire Verba ausgenommen, endigt die Wurzel des Verbi allemal in *a*, *i*, oder *o*, nie in *e*, *u*, oder einen Consonanten.

Die eigenthümlichste Bildungssilbe des Verbi ist *ti*.

Es entstehen vermittelst derselben Verba aus Substantiven: *pilli*, Kind, *pilti*, zum Kinde werden; Adjectiven: *qualli*, gut, *qualti*; aus Adverbien: *nen*, vergebens, *nenti*, vereiteln.

---

[1]) *Nach „gebildet" gestrichen: „So ist von* ilhuicatl, *der Himmel,* ilhuicac, *vom, oder im Himmel,* ilhuicac chane, *Himmelsbewohner, eigentlich Besitzer des himmlischen Hauses."*

An das *ti* wird auch noch bisweilen ein *a* angehängt,[1]) ohne dass die Bedeutung darum sich ändert: *chantia*, wohnen, sich aufhalten.

Ausser diesen Fällen aber bildet *tia*, bald allein, bald mit vorgesetztem *c*, oder *l*, *ctia*, *ltia*, eine eigne Art Verben mit der Bedeutung, dass man einen andern nöthigt, bewegt die Sache, die das Verbum ausdrückt, zu thun. *Nemi*, leben, *nemitia*, beleben; *tlaxtlahua*,*) bezahlen, *tlaxtlahualtia*, machen, dass ein andrer zahle; die Verba, die in *ca*, oder *qui* endigen, nehmen die dreifache Endung an. *Micqui*, sterben, *micquitia*, *mictia*, und *miquiltia*, tödten.

Eine zweite gewöhnliche Endung des Verbi ist *ihui*: *tlilihui*, sich schwarz machen, von *tlilli*, Tinte. Es ist nicht zu verkennen, dass dieselbe von *yauh*, gehen, einem unregelmässigen Zeitworte, herstammt. Die Versetzung des *h* in dieser Buchstabenverbindung ist schon oben vorgekommen; *hui* ist die 3. pers. plur. praes. von *yauh*, und das *i* scheint nur des Wohllauts wegen da zu stehen, da die Wurzel aller Wörter, die ich so gebildet finde, mit einem Consonanten beschliesst. Es verwandelt sich in *a (ahui)* nach vorhergehendem *o*. Das Zeitwort wird also gebildet, indem man dem Wurzelbegriff den der concret gedachten Bewegung hinzufügt, eine der Spracherfindung viel mehr angemessene Methode, als wenn man das Verbum: Seyn als Grundbestandtheil der Zeitwörter ansieht. Ueberhaupt muss man sich wohl hüten den Begriff des Verbums bloss auf den logischen der Copula, der Verbindung des Subjects mit dem Praedicat zu beschränken. Die Auflösung des Begriffs jedes Verbums in den eines modificirten Seyns zerstört ganz eigentlich dessen Natur. Alles in der Sprache ist zugleich Bild und Phantasie, und das Verbum der eigentlich bewegende und lebendige Theil in ihr.

Einige wenige Verba endigen in *cihui*, und bezeichnen, dass man die Natur von etwas annimmt, etwas nachbildet. *Coacihui*, sich wie eine Schlange machen, von *coatl*. In dem *ci*, oder *c* steckt unstreitig eine eigne Wurzel, vielleicht *cia*, wollen, genehmigen.

---

*) Um Verwechslungen vorzubeugen bemerke ich hier, dass die Wörter, die in den Sprachlehren in *hua* endigen, in Molinas Wörterbuch meist mit der Endung *uia* geschrieben werden. Ueberhaupt lässt Molina gewöhnlich das *h* aus; so *chiua*, statt *chihua*, machen.

[1]) *Nach „angehängt“ gestrichen:* „Qualtia *ist gleichbedeutend mit* qualti.“

Viele Verba endigen in *hua*; *chihua*, machen, *amapohua*, lesen, von *amatl*, Papier, und *poa*, zählen, zusammenlesen.

Vielleicht ist es nur eine Abkürzung davon, wenn mehrere Verba in *a* endigen. *Teuhtli*, Staub, *teuhyo*, staubig, *teuhyoa*, staubig machen, *tenyo*, berühmt, *tenyoa*, berühmt machen.

Dagegen ist die Endung auch oft verlängert in *huia*. *Cuitlahuia*, für etwas Sorge tragen. Merkwürdig ist es, dass diese Endung (eben so wie die in *tia*) auch gebraucht wird, um die vorhin erwähnten nöthigenden Verba zu bilden. *Temo*, hinabsteigen, *temohuia*, machen, dass ein andrer hinabsteigt. Von beiden Hauptbildungsarten des Zeitworts kommt also diese Form her, die sie andeutende Endung gehört aber in keiner ihr ausschliessend an. Dies beweist wohl, dass sie keine eigne Form genannt werden kann, sondern dass, nach Gelegenheit der Bedeutung, der Begriff des Verbums durch Machen, dass ein andrer handle, verstärkt wird. Dasselbe *huia* dient auch, wenn das Wort sich in *oa* endigt, zur Bildung der folgenden Gattung von Zeitwörtern.

Die Mexicanische Sprache drückt häufig unmittelbar am Verbo aus, dass eine Handlung sich indirect, durch Nutzen, oder Schaden auf einen dritten bezieht. Dies geschieht nicht bloss in der Conjugation vermittelst der Anfügung des Pronomens, sondern das Verbum selbst nimmt die eigne Endung *lia* an. *Ni-c-chihua ce calli*, ich mache (baue) ein Haus. *Ni-c-chihui-lia in no-piltzin ce calli*, ich baue meinem Sohne ein Haus. Die Endung des Wurzelworts leidet bei dieser Anfügung verschiedne Veränderungen; *a*, wenn ein *i* vorhergeht, fällt weg; jeder andre Vocal, wenn ein Consonans vorhergeht, oder ein *u*, wird in *i* verwandelt; *ya* fällt weg; *ç* wird in *x*, *tla* und *tza* in *chi* verwandelt. Doch giebt es mehrere Ausnahmen.

Die Bezeichnung dieser Art von Zeitwörtern durch eine eigne Endung macht, dass man (was im Vaskischen, welches sonst dieselben auch unterscheidet, unmöglich ist) durch das Wort selbst andeuten kann, ob darin von einer eignen, oder fremden Sache die Rede ist. *Ni-tla-mictia*, ich tödte etwas; *ni-tla-mictia-lia*, ich tödte etwas, das mir nicht gehört, einem andren Schaden bringt.

Dieselben Wörter in *lia* (so wie auch die in *tia*) dienen bisweilen auch als Ehrerbietigkeitsformeln.

Manchmal verändert diese Endung wesentlich den ursprünglichen Begriff des Worts: *nemi*, leben, *nemi-lia*, denken, überlegen. Ob dieselbe dann noch das Mindeste ihrer eigentlichen Bedeutung,

und in welcher Ideenverbindung behält, dürfte schwer zu bestimmen seyn.

Die Frequentatiua werden in der Regel durch Verdopplung, ja manchmal durch Verdreifachung der ersten Silbe bezeichnet; wenn sie von Verbalformen in *ni* stammen, verwandeln sie aber diese Endung in *ca* und *tza*, jene in neutraler, diese in activer Bedeutung. Die Verdoppelung wird oft nicht am Verbo selbst, sondern an der Vorschlagssilbe *tla*, die: etwas bedeutet, angebracht. *Choca*, weinen, *chochoca; nentinemi*, ein unnützes Leben führen, *nenenentinemi; cotoni*, schneiden, *cocotoca*, sich schneiden, *cocototza*, etwas schneiden; *tla-paca*, etwas waschen, *tlatla-paca*.

Das Zeitwort *poloa*, das dem Nomen einen verächtlichen Nebenbegriff anhängt, thut dasselbe auch dem Verbum, und verliert dabei bloss seine Endung. *Xiauh-polo*, Geh! mit dem Ausdruck der Verachtung gesagt.

Um auszudrücken, dass die Handlung eines Zeitworts ganz und gar, durch und durch, und von allen Seiten geschieht, setzt man demselben die Silbe *nal* vor, die ich sonst nur in dem einzigen Wort *anal*, und *analco*, jenseits des Wassers, wozu *analli*, das Ufer, gehört, gebraucht finde. *Quiza*, durch etwas gehen, *nalquiza*, etwas gänzlich durchdringen; *tona*, sonnig seyn, *naltona*, von allen Seiten sonnig seyn. Von da geht dieselbe Silbe zu Adjectiven über: *naltonac*, durchsichtig. Es scheint jedoch nicht, dass nach Willkühr, und über die Zahl der einmal gewöhnlichen hinaus Wörter auf diese Weise gebildet werden können.

Adverbia werden gebildet durch Anhängung von *tica* an das Substantivum, wenn dies die Endungen verloren hat, welche bei der Zusammensetzung desselben mit dem Pronomen auch wegfallen. *Mahuizotl*, Ehre, *mahuizotica*, ehrenvoller Weise, *tlapalli*, Fleiss, *tlapaltica*, fleissig. Diese Bildung ist nichts, als eine Zusammensetzung des Substantivs mit der Postposition *ca* und dazwischengefügter Verbindungssilbe *ti*. Denn *te-ti-ca* heisst geradezu: mit einem Stein, oder mit Steinen, und man kann die Postposition auch getrennt vorsetzen, indem man aber, da sie nicht allein stehen kann, das Pronomen 3. pers. vorsetzt, *yca tetl*, mit ihm, nemlich dem Stein. Nach der handschriftlichen Grammatik lässt sich den Adjectiven auch *ic* getrennt nachsetzen, *qualli ic*, um ihnen Adverbialbedeutung zu geben. Ja, sie sollen dieselbe schon unverändert haben, wenn sie ohne Substantiv stehen.

Die Bildung zusammengesetzter Wörter geht im Mexicanischen beinahe ins Unendliche.

Die grammatische Regel dabei ist, dass die in die Zusammensetzung tretenden Wörter ihre Endbildungssilben verlieren, welche nur das letzte behält. *a*[1]-*cal*[2]-*li*, das Boot (Wasser[1]-haus[2]). *No*[1]-*tla*[2]-*mahuiz*[3]-*teo*[5]-*pia*[6]-*ca*-*ta*[4]-*tzin*-*e*, Benennung, mit der man ganz gewöhnlich den Beichtvater anredet, Mein[1] geliebter[2], geehrter[3] Vater[4] Priester (Gottes[5] Bewahrer[6]). *Ca* ist die blosse Umänderung der Endung, die bei der Endung *qui* in diesen Fällen regelmässig vor sich geht, *tzin* die Ehrerbietigkeitssilbe und *e* die Charakteristik des Vocativs. Merkwürdig ist, dass in diesem Beispiel von dem Verbo *tlaçotla* bloss die erste Silbe beibehalten wird, die wohl nicht radical, sondern nur die unbestimmte Andeutung der geliebten Sache ist. In einem andren Beispiel bleibt gerade diese Silbe weg, und Vetancourt bemerkt dabei, dass das zusammengesetzte Wort nur selten seine erste Silbe verliere.

Die Ordnung der Zusammensetzung ist immer so, dass das Subject der Phrase die andern Wörter zu sich aufnimmt, und also selbst zuletzt steht. *te*[2]-*cal*[1]-*li*, das Haus[1] von Stein[2].

Die Zusammensetzung ist das Hauptmittel der Construction, die bei dem Mangel von Casus, und gehörig verbindenden Partikeln kaum eine andre Hülfe kennt, allein eben deshalb auch höchst schwerfällig, und dunkel ist. Das Verbum actiuum führt gewöhnlich seinen Accusativ in der Zusammensetzung mit sich; allein auch *neutra* und *passiua*, und das *actiuum* selbst, wenn der Accusativ allein steht, nehmen die Substantiua in sich auf, welche in indirecter Beziehung auf das Hauptwort stehen, und die, da sie sehr mannigfaltig seyn kann, nur errathen werden muss. So *mecahuiteco in ichtequi*, (mit einem) Strick-gegeisselt-wird der Dieb, *quechpilolo in ichtequi*, (beim) Hals-aufgehängt wird *cet.*, *xochipepeno in cuicatl*, (wie) Blumen-ausgesucht-werden die Gesänge. Auch in andern Sprachen giebt es viele solche Beispiele: Eisenkette, *οἰκοδομέω*, *καταπετροκοπέω*, allein der Unterschied ist der, dass es hier nicht sowohl auf eine Bildung zusammengesetzter, und nun in der Sprache bleibender Wörter, als auf eine Methode durch immer wechselnde Aneinanderreihung von Wörtern nach Gelegen-

heit und Umständen Redensarten zu bilden hinausläuft. Die Genitivbildung des Hebräischen kommt damit genau überein, da in beiden Sprachen die in die Zusammensetzung tretenden Wörter eine Veränderung erleiden.

Die in andren Sprachen so sehr häufige Zusammensetzung von Verbis mit Praepositionen scheint im Mexicanischen vielmehr selten. In der gleichen Art wie in andern Sprachen habe ich sie eigentlich gar nicht gefunden.

Was man dahin rechnen kann, ist die Zusammensetzung sehr vieler Wörter mit dem verneinenden *a*.

Ehe ich von der lexicalischen Wortbildung zur grammaticalischen Zusammenfügung der Rede übergehe, muss ich auf eine, schon im Vorigen gelegentlich bemerkte Eigenheit aufmerksam machen, die gleichsam den Uebergang von der Wortzergliederung zur Grammatik bildet, ich meyne die Wandelbarkeit der Substantivendungen *tl, tli(lli), in.* Die Sprachlehrer gedenken derselben nur im Allgemeinen, zugleich mit den übrigen, und nur gelegentlich bei Bildung des Plurals u. s. f. Sie behaupten ferner, dass das Mexicanische keinen Artikel habe, oder nehmen dafür *in,* allein nur wenn es für sich steht, und ein andres Substantiuum regiert.

Sie fallen weg, wenn ein *pronomen possessiuum* dem Substantivum vorgesetzt, wenn eine Postposition oder eine andre, einen bestimmten Begriff anzeigende Substantivendung demselben angehängt wird, wenn das Substantiuum mit einem andren, oder einem Verbo zu einem zusammengesetzten Wort in Verbindung tritt, und bei der Bildung des Plurals. Bei der Composition bleiben sie allemal bei dem letzten, das Compositum beschliessenden Wort, sonst treten sie manchmal, jedoch nicht immer wieder hinter die Postposition, oder die neue Endung. *Namictli*, der Ehemann, *monamic,* dein Mann; *yectli,* etwas Gutes, *yec-can,* guter Ort, *calli,* Haus, *cal-e,* Besitzer desselben,[1]) *miztli,* der Löwe, *mizconetl,* der junge Löwe; *tlacatl*, die Person, im Plural *tlacame.* Von dem Unterschied von *mictlan,* unter den Todten, und *mictlantli,* die Hölle, ist schon oben gesprochen worden.

Eine Silbe, die so regelmässig angefügt und weggelassen wird, kann nicht anders, als eine grammaticalische Bedeutung haben. Auf den ersten Anblick könnte man zwar glauben, dass

---

[1]) *Nach „desselben" gestrichen:* „cal-techtli, *die Wand*".

das Wort nur die Endung mit dem Pronomen possessiuum verliere, weil es vorn einen Zuwachs erhält, und dass in die Zusammensetzung nur Worttheile treten, ist auch in andren Sprachen nicht ungewöhnlich. Aber auch die grössesten Verlängerungen des Wortes von vorn durch Reduplication, oder Vorsetzung eines andern nehmen niemals im Mexicanischen die Endsilbe weg, und wenn man dies, und Alles andre dabei in Betrachtung kommende erwägt, so kann man sich die Ueberzeugung nicht nehmen, dass die gedachten Silben den Zweck haben, anzuzeigen, dass das mit ihnen verbundene Wort in der Zusammenfügung der Rede als eine für sich bestehende, und auf keine andre unmittelbar bezogene Sache gedacht werden soll. Sie stehen daher allemal, wo dies der Fall ist, werden aber ausgelassen, wenn das Wort unmittelbar auf ein andres durch ein Pronomen bezogen, oder mit einem andren dergestalt verbunden wird, dass der Begriff desselben nicht mehr für sich bestehender Hauptbegriff ist, sondern als Nebenbegriff zu dem andern Worte gehört.

In dem ersten Fall, wo das Wort ein unabhängiges Substantiuum anzeigt, fehlen die genannten Endungen nie. Tapia tadelt ausdrücklich, dass andre Sprachlehrer zu bemerken vergessen, dass *nomina* mit Ehrerbietigkeitsanhängen augenblicklich das *tli* annehmen, sobald sie absolut, und von keinem Pronomen begleitet erscheinen: *mocaltzin*, dein geehrtes Haus, aber *caltzintli*, das geehrte Haus. Steht, statt des bestimmten Pronomens, das unbestimmte: *te*, jemand, so bleiben auch jene Endungen weg, da nicht dann die Abhängigkeit, sondern nur die Art derselben ändert: *nantli*, Mutter, *tenan*, von jemand. Wo also ein mit *te* beginnendes Wort *tl* zur Endung hat, ist das *te* radical, und nicht Pronomen. So in *te-nami-tl*, Steinverbindung, Mauer. Auch die Pronomina, wenn sie für sich stehen, führen diese Endung. *Ne-hua-tl*, ich, *Te-hua-tl*, du, *ye-hua-tl*, er. Zwar haben die Sprachlehren auch die Formen *ne-hua* u. s. f. Allein Tapia setzt ausdrücklich hinzu, dies möge vielleicht ehemals gewesen seyn, zu seiner Zeit habe er es nur von den Bergbewohnern gehört. Ob es aber bei diesen Abkürzung roher Aussprache war? ob dieselbe Auslassung auch bei Substantiven vorkam? sieht man nicht. Offenbar sind in den 3. Pronomina nur die Laute *n, t, ye* wahrhaft radical. Schon *hua* ist ein Zusatz, und vielleicht derselbe, den die Grammatiker unter dem abstracten Begriff des Besitzes, den

sich aber das Volk ursprünglich vermuthlich sinnlicher dachte. Da nun der Hauptbegriff der Ichheit gleichsam zum Nebenbegriff von *hua* wurde, so konnte die Substantivendung wegfallen; sie wurde aber vielleicht (denn ich finde freilich keine andren klaren und erwiesenen Beispiele dieser Art) wieder angesetzt, um das Ganze (wie bei den Zusammensetzungen mit Postpositionen geschieht) enger in Einen Begriff zusammenzuziehen. So konnte die Endung fehlen und da stehen.

Unter den Fällen, wo sie regelmässig wegbleibt, sind die der Composita, der Verbindung mit einem Pronomen, und mit Postpositionen leicht zu begreifen. Wenn ich etwas mein nenne, kann es nicht mehr für sich bestehen, und dass von einer Sache, keiner blossen Eigenschaft, die Rede sey, wird auch von selbst klar. *Quauh-ti-tlan* heisst eigentlich nur: unter den Bäumen. Nicht die Bäume sind die Hauptsache, sondern der Ort, dem sie nur zur Bezeichnung dienen. Dem Sinn nach ist allerdings ein Substantiuum da, allein grammaticalisch eine umschreibende Redensart, die erst des grammaticalischen Zeichens *tli* bedarf, um auch so als ein Substantiuum, strenge genommen, gelten zu können.

Warum jedoch viele Substantive, namentlich mehrere Verbalia, die Besitz anzeigenden, viele Diminutiua, und endlich alle im Plural jene Endungen verlieren? ist schwerer einzusehen. Es geschieht aber vermuthlich deshalb, weil man sich die Substantiua in allen diesen Fällen als Adjectiua, oder als zu solchen gehörig dachte. Von den Verbalien fehlen auch nur denen in *ni* und *qui* diese Endungen, und diese können als Participien gelten, und sind daher grammaticalisch nur dann Substantiua, wann sie ausdrücklich dazu gestempelt werden. *Teo-pix-qui*, Priester, heisst, seiner ursprünglichen und eigentlichen Zusammensetzung nach, nur: ein den Gott bewahrender. Die aber, welche Abstracta bilden, und daher nicht füglich in adjective Form gegossen werden können, haben ausdrücklich *liz-tli*, und *cayo-tl*. Die passiven obenberührten Abstracta in *oca* scheinen eine Ausnahme zu machen. Es ist indess bloss, weil, nach Vetancourts 16. ausdrücklicher Bemerkung, diese immer ein Pronomen possessiuum, als Vorschlag, mit sich führen. Die Diminutive und dahin gehörigen Wörter werden es durch die Verbindung mit Adjectiven, oder Zeitwörtern. Dies ist ganz offenbar, wie wir gesehen, bei *zolli*, *pil*, *poloa*. *Zolli* heisst auch sonst alt, *te-pil-tzin*, Sohn, Kind, offenbar nur der Kleine von jemand (*te*, *tzin* ist hier Zärtlichkeitspartikel), *poloa* sich ver-

derben. Da nun Adjectiuen und Verben diese Endungen nicht eigen sind, so kam es nur auf die Art an, wie man sich die Diminutiua dachte, und welcher Begriff, der der Eigenschaft, oder der Sache vorherrschend war. Sehr häufig aber haben die Diminutiua auch die Endung *tli* in der Verbindung von *tontli.* Die Anhängssilben der Substantiven des Eigenthums *hua, e, o* sind so dunkle, und ursprüngliche Laute, dass sich nicht füglich entziffern lässt, ob sie auch von Verben und Adjectiven kommen. Von *hua,* das *hui* (von dem oben ein Mehreres) so nah verwandt ist, möchte das Erste wohl angenommen werden können. Der Begriff aber kann sehr füglich in den eines Participium oder Adjectiuum ausgelöst werden, und besser, als bei den Diminutiven. Daher mag es auch wohl kommen, dass, soviel ich auffinden kann, kein einziges solches Besitz anzeigendes Nomen wieder jene Endungen annimmt. Ihre Auslassung beim Plural liegt ohne Zweifel darin, dass in dem Begriff einer unbestimmten Vielheit der einer für sich bestehenden, und bestimmt so gedachten Sache untergeht. Die blosse Weglassung dieser Endungen, und Aspiration des dann überbleibenden Endvocals ist schon eine Art den Plural, ohne weitere Bezeichnung, zu bilden, und wie sich nicht läugnen lässt, eine dem Naturausdruck sehr angemessene; erst die Weglassung des aufs Einzelne beschränkenden Worts, dann durch den starken und unbestimmten Hauch eine bildliche Andeutung der unbestimmten Menge. Unbestimmt aber ist der Plural des Naturmenschen immer. Bei der bestimmten, gezählten Menge bedarf er des Plurals nicht am Wort, da er hinlänglich in der Zahl liegt, und der Begriff der Allheit ist für ihn zu abstract.

Dass *tli* auch Endung des *participium* im Passiv, also eines Adjectivs, und auch mancher Adjectiven, die sich nicht als Verbalien erweisen lassen, wird, ist oben vorgekommen. Aber das Participium im Passiv kommt an sich selbst dem Substantiuum nahe, indem man es absolut als eine Sache, die das, oder jenes erlitten hat, ansehen kann. Dies ist im Mexicanischen so sehr der Fall, dass, sobald ein solches Participium, oder Adjectiuum einem Substantiuum, als Eigenschaft, beigelegt werden soll, es mit ihm in dasselbe Wort zusammentritt, und mithin seine Endung verliert. *Yec-tli, tlil-li* heissen wirklich eine gute, eine schwarze Sache, wie auch Molina sie immer erklärt; gut und schwarz heisst bloss *yec* und *tlil.*

Ungebildete Sprachen haben gewöhnlich wenige Ausnahmen. Von allem hier Gesagten finde ich nur Eine, wo die Endung *tli* bei der Verbindung mit einer Praeposition doch stehen bleibt: *o-tli-ca*, im Wege. Vetancourt. 14.

Von der Etymologie der Laute *tl, tli, in* wird weiter unten die Rede seyn. Hier nur soviel, dass *in* auch die in der Construction Beziehungen der Worte bezeichnende Partikel ist, und *tla* da den Wörtern unter dem Begriff von e t w a s einverleibt wird, wo kein bestimmtes Nomen gesetzt werden soll, *ni-tla-qua*, ich esse etwas.

Hiernach sind nun die genannten Endungen nicht mit den mehr zufälligen Substantivendungen andrer Sprachen zu vergleichen. Man kann sie auch in dem von ihnen gemachten Gebrauche, da sie gar nicht dazu dienen, zu bezeichnen, wie man sich den Gegenstand, ob bestimmt, oder unbestimmt zu denken hat, nicht eigentlich Artikel nennen.[1]) Sie haben aber doch im Ganzen als Substantivzeichen die Natur der Artikel, und sind grammaticalische Bezeichnungen anzudeuten, dass das ihnen beigefügte Wort substantivisch, und als eine einzelne für sich bestehende Sache, ohne unmittelbare Abhängigkeit von andren gedacht werden soll. Ich erinnere mich nicht in einer andren Sprache eine ähnliche Eigenthümlichkeit gefunden zu haben. Die Entstehung denke ich mir aber bloss so, dass, da fast alles in der Mexicanischen Sprache durch Agglutination bewirkt wird, die Sprechenden da, wo ein Wort auf die gesagte Weise gefasst werden sollte, eine Verwirrung in den Begriffen, oder die Zusammenziehung dieses Worts mit nachfolgenden zu vermeiden, ein neues Wort anhiengen, das entweder so viel als Sache, Ding, Etwas hiess, oder auch dem demonstrativen Pronomen gleichkam. Wo eine solche Verwirrung nicht zu besorgen stand, oder das Wort wirklich zusammengehängt werden sollte, fiel dann natürlich der Zusatz hinweg. Da er aber bei jedem absolut stehenden Substantiv vorkommen musste, sahen ihn die Sprachlehrer, bei denen ich auch nicht die mindeste Spur einer andren Erklärung finde, bloss als Endung an, und nicht ganz mit Unrecht. Denn in

---

[1]) Nach „nennen" gestrichen: „da sie gar nicht das Verhältniss des durch das Wort gemeynten bestimmten Gegenstandes zur Masse aller gleichartigen anzeigen".

der That sind *ma*, *te*, *cal*, *o* (Hand, Stein, Haus, Weg), Mexicanisch zu reden, keine Wörter, und können auf diese Weise nie gebraucht werden, sondern nur mit jenen Endungen, oder in andren Zusammensetzungen als *maitl*, *tetl*, *calli*, *otli*, *noma*, *tetica*, *calzolli*, *ochpantli* *cet.*, die Hand *cet.*, meine Hand, mit Steinen, altes Haus, weiter Weg u. s. f.

5.

Ueber das Entstehen der grammatischen Formen, und ihren Einfluss auf die Ideenentwicklung.

[Gelesen in der Academie der Wissenschaften am 17. Januar 1822.]

Indem ich versuchen werde, den Ursprung der grammatischen Formen, und ihren Einfluss auf die Ideenentwicklung zu schildern, ist es nicht meine Absicht, die einzelnen Gattungen derselben durchzugehen. Ich werde mich vielmehr nur auf ihren Begriff überhaupt beschränken, um die doppelte Frage zu beantworten:

wie in einer Sprache diejenige Bezeichnungsart grammatischer Verhältnisse entsteht, welche eine Form zu heissen verdient? und

inwiefern es für das Denken und die Ideenentwicklung wichtig ist, ob diese Verhältnisse durch wirkliche Formen, oder durch andre Mittel bezeichnet werden?

Da hier von dem allmählichen Werden der Grammatik die Rede ist, so bieten sich die Verschiedenheiten der Sprachen, von dieser Seite aus betrachtet, als Stufen in ihrem Fortschreiten dar.

Nur muss man sich wohl hüten, einen allgemeinen Typus allmählich fortschreitender Sprachformung entwerfen, und alle einzelnen Erscheinungen nach diesem beurtheilen zu wollen. Ueberall ist in den Sprachen das Wirken der Zeit mit dem Wirken der Nationaleigenthümlichkeit gepaart, und was die Sprachen der rohen Horden Amerikas und Nordasiens charakterisirt, braucht darum nicht auch den Urstämmen Indiens und

---

Erster Druck: Abhandlungen der historisch-philologischen Klasse der königlichen Akademie der Wissenschaften zu Berlin aus den Jahren 1822 und 1823 S. 401—430 (1825).

Griechenlands angehört zu haben. Weder der Sprache einer einzelnen Nation, noch solchen, welche durch mehrere gegangen sind, lässt sich ein vollkommen gleichmässiger, und gewissermassen von der Natur vorgeschriebener Weg der Entwicklung anweisen.

Die Sprache, in ihrer grössesten Ausdehnung genommen, kennt aber einen letzten Mittelpunkt im Menschengeschlecht überhaupt, und wenn man von der Frage ausgeht: in welchem Grad der Vollendung der Mensch bisher die Sprache zur Wirklichkeit gebracht hat? so giebt es alsdann einen festen Punkt, nach welchem sich wieder andre, gleich feste bestimmen lassen. Auf diese Weise nun ist eine fortschreitende Entwicklung des Sprachvermögens, und zwar an sichren Zeichen, erkennbar, und in diesem Sinn kann man mit Fug und Recht von stufenartiger Verschiedenheit unter den Sprachen reden.

Da hier nur von dem Begriffe grammatischer Verhältnisse überhaupt, und ihrem Ausdruck in der Sprache die Rede seyn soll, so haben wir uns nur mit der Auseinandersetzung des ersten Erfordernisses zur Ideenentwicklung, und der Bestimmung der untersten Stufen der Sprachvollkommenheit zu beschäftigen.

Es wird aber zunächst sonderbar scheinen, dass nur der Zweifel erregt wird, als besässe nicht jede Sprache, auch die unvollkommenste und ungebildetste, grammatische Formen im wahren und eigentlichen Verstande. Nur in der Zweckmässigkeit, Vollständigkeit, Klarheit und Kürze dieser Formen wird man Verschiedenheiten unter den Sprachen aufsuchen. Man wird sich noch ausserdem darauf berufen, dass gerade die Sprachen der Wilden, namentlich die Amerikanischen, vorzüglich zahlreiche, planmässig und künstlich gebildete aufweisen. Alles dies ist vollkommen wahr; es fragt sich nur, ob diese Formen auch wahrhaft, als Formen anzusehen sind, und es kommt daher auf den Begriff an, den man mit diesem Worte verbindet. Um dies vollkommen deutlich zu machen, muss man zuvörderst zwei Misverständnisse aus dem Wege räumen, die hier sehr leicht entstehen können.

Wenn man von den Vorzügen und Mängeln einer Sprache redet, so darf man nicht das zum Massstabe nehmen, was irgend ein, nicht ausschliessend durch sie gebildeter Kopf in ihr auszudrücken im Stande wäre. Jede Sprache ist, trotz ihres mächtigen und lebendigen Einflusses auf den Geist, doch auch zugleich ein

todtes und leidendes Werkzeug, und alle tragen eine Anlage nicht bloss zum richtigen, sondern selbst zum vollendetsten Gebrauche in sich. Wenn nun derjenige, welcher seine Bildung in andren Sprachen erlangt hat, irgend eine minder vollkommene studirt, und sich ihrer bemeistert, so kann er, vermittelst derselben, eine ihr an und für sich fremde Wirkung hervorbringen, und es wird dadurch in sie eine ganz andre Ansicht hinübergetragen, als welche die allein unter ihrem Einflusse stehende Nation von ihr hegt. Auf der einen Seite wird die Sprache ein wenig aus ihrem Kreise herausgerissen; auf der andren wird, da alles Verstehen aus Objectivem und Subjectivem zusammengesetzt ist, etwas andres in sie hineingelegt; und so ist kaum zu sagen, was nicht in ihr, und durch sie erzeugt werden könnte.

Sieht man bloss auf dasjenige, was sich in einer Sprache ausdrücken lässt, so wäre es nicht zu verwundern, wenn man dahin geriethe, alle Sprachen im Wesentlichen ungefähr gleich an Vorzügen und Mängeln zu erklären. Die grammatischen Verhältnisse insbesondre hängen durchaus von der Absicht ab, die man damit verbindet. Sie kleben weniger den Worten an, als sie von dem Hörenden und Sprechenden hineingedacht werden. Da, ohne ihre Bezeichnung, keine Rede, und kein Verstehen denkbar sind, so muss jede noch so rohe Sprache gewisse Bezeichnungsarten für sie besitzen, und diese mögen nun noch so dürftig, noch so seltsam, vorzüglich aber noch so stoffartig seyn, als sie wollen, so wird der einmal durch vollkommnere Sprachen gebildete Verstand sich ihrer immer mit Erfolg zu bedienen, und alle Beziehungen der Ideen mit denselben genügend anzudeuten verstehen. Die Grammatik lässt sich in eine Sprache viel leichter hineindenken, als eine grosse Erweiterung und Verfeinerung der Wortbedeutungen; und so muss man nicht überrascht werden, wenn man in den Darstellungen ganz roher und ungebildeter Sprachen die Namen aller Formen der höchstgebildeten antrift. Die Andeutungen zu allen sind wirklich vorhanden, da die Sprache dem Menschen immer ganz, nie stückweise beiwohnt, und der feinere Unterschied, ob und inwiefern diese Bezeichnungsarten grammatischer Verhältnisse nun wirkliche Formen sind, und als solche auf die Ideenentwicklung der Eingebohrnen einwirken, wird leicht übersehen.

Dennoch ist dies gerade der Punkt, auf den es ankommt. Nicht, was in einer Sprache ausgedrückt zu werden vermag, sondern das, wozu sie aus eigner, innerer Kraft anfeuert und be-

geistert, entscheidet über ihre Vorzüge, oder Mängel. Ihr Massstab ist die Klarheit, Bestimmtheit und Regsamkeit der Ideen, die sie in der Nation weckt, welcher sie angehört, durch deren Geist sie gebildet ist, und auf die sie wiederum bildend zurückgewirkt hat. Verlässt man aber diesen ihren Einfluss auf die Entwicklung der Ideen und die Erregung der Empfindungen, will man prüfen, was sie als Werkzeug überhaupt hervorzubringen und zu leisten vermöchte; so geräth man auf einen Boden, der keiner Begränzung mehr fähig ist, da der bestimmte Begriff des Geistes fehlt, der sich ihrer bedienen soll, alles durch Rede Gewirkte aber immer ein zusammengesetztes Erzeugniss des Geistes und der Sprache ist. Jede Sprache muss in dem Sinne aufgefasst werden, in dem sie durch die Nation gebildet ist, nicht in einem ihr fremden.

Auch wenn die Sprache keine ächten grammatischen Formen besitzt, kann, da es ihr doch niemals an andren Bezeichnungsarten der grammatischen Verhältnisse mangelt, nicht nur die Rede, als materielles Erzeugniss, recht gut bestehen, sondern es kann auch vielleicht jede Gattung der Rede in solche Sprachen übergetragen, und in ihnen gebildet werden. Dies letztere ist aber nur die Frucht einer fremden Kraft, die sich einer unvollkommneren Sprache in dem Sinn einer vollkommneren bedient.

Darum, dass sich mit den Bezeichnungen fast jeder Sprache alle grammatischen Verhältnisse andeuten lassen, besitzt noch nicht auch jede grammatische Formen in demjenigen Sinne, in dem sie die hochgebildeten Sprachen kennen. Der zwar feine, aber doch sehr fühlbare Unterschied liegt in dem materiellen Erzeugniss und der formalen Einwirkung. Dies wird die Folge dieser Untersuchung deutlicher darstellen. Hier war es genug, abzusondern, was eine beliebig angenommene Kraft mit einer Sprache hervorzubringen, und was sie selbst durch stetigen und habituellen Einfluss auf die Ideen und ihre Entwicklung zu wirken vermag, um dadurch das erste hier zu befürchtende Misverständniss zu heben.

Das zweite entsteht aus der Verwechslung einer Form mit der andren. Da man nemlich gewöhnlich zu dem Studium einer unbekannten Sprache von dem Gesichtspunkt einer bekannteren, der Muttersprache, oder der Lateinischen, hinzugeht, so sucht man auf, wie die grammatischen Verhältnisse dieser in der fremden bezeichnet zu werden pflegen, und benennt nun die dazu ge-

brauchten Wortbeugungen oder Stellungen geradezu mit dem Namen der grammatischen Form, die in jener Sprache, oder auch nach allgemeinen Sprachgesetzen dazu dient. Sehr häufig sind diese Formen aber gar nicht in der Sprache vorhanden, sondern werden durch andre ersetzt und umschrieben. Man muss daher, um diesen Fehler zu vermeiden, jede Sprache dergestalt in ihrer Eigenthümlichkeit studiren, dass man durch genaue Zergliederung ihrer Theile erkennt, durch welche bestimmte Form sie, ihrem Baue nach, jedes grammatische Verhältniss bezeichnet.

Die Americanischen Sprachen liefern häufige Beispiele solcher irrigen Vorstellungen, und das Wichtigste, was man bei Umarbeitungen der Spanischen und Portugiesischen Sprachlehren derselben zu thun hat, ist, die schiefen Ansichten dieser Art wegzuräumen, und den ursprünglichen Bau dieser Sprachen sich rein vor Augen zu stellen.

Einige Beispiele werden dies besser ins Licht setzen. In der KaraibenSprache wird *aveiridaco* als die 2. pers. sing. imperf. conjunct. wenn du wärest angegeben. Zergliedert man aber das Wort genauer, so ist *veiri* seyn, *a* das Pronomen 2. pers. sing., das sich auch mit Substantiven verbindet, und *daco* eine Partikel, welche Zeit anzeigt. Es mag sogar, obgleich ich es in den Wörterbüchern nicht so aufgeführt finde, einen bestimmten Zeittheil bedeuten. Denn *oruacono daco* heisst am dritten Tage. Die wörtliche Uebersetzung jener Beugung ist also: am Tag deines Seyns, und durch diese Umschreibung wird die in dem Conjunctiv liegende hypothetische Annahme ausgedrückt. Was hier Conjunctiv genannt wird, ist also ein Verbalnomen mit einer Praeposition verbunden, oder wenn man es einer Verbalform annähernd ausdrücken will, ein Ablativ des Infinitivs, oder das lateinische Gerundium in *do*. Auf dieselbe Weise wird der Conjunctiv in mehreren Americanischen Sprachen angedeutet.

In der Lule Sprache wird ein part. pass. angegeben, z. B. *a-le-ti-pan*, aus Erde gemacht. Wörtlich aber heisst diese Silbenverbindung: Erde aus sie machen (3. pers. plur. praes. von *tic*, ich mache).

Auch der Begriff des Infinitivs, wie ihn die Griechen und Römer kannten, wird den meisten, wenn nicht allen Americanischen Sprachen nur durch Verwechslung mit andren Formen zugeschrieben. Der Infinitivus der Brasilianischen Sprache ist ein vollkommenes Substantivum; *iuca* ist morden und Mord, *caru*

essen und Speise. Ich will essen heisst entweder *che caru ai-pota,* wörtlich: mein Essen ich will, oder mit dem Verbum einverleibtem Accusativ *ai-caru-pota.* Nur darin behält diese Wortstellung die Verbalnatur bei, dass sie andre Substantiva im Accusativ regiert. Im Mexicanischen ist dieselbe Einverleibung des Infinitivs, als eines Accusativs, in das ihn regierende Verbum. Allein der Infinitivus wird durch diejenige Person des Futurum vertreten, von der die Rede ist, *ni-tlaçotlaz-nequia,* ich wollte lieben, wörtlich: ich, ich werde lieben, wollte. *Ninequia* heisst ich wollte, und indem dies die 1. pers. sing. fut. *tlaçotlaz,* ich werde lieben, in sich aufnimmt, wird aus der ganzen Phrase Ein Wort. Dasselbe Futurum kann aber auch dem regierenden Verbum, als ein eignes Wort, nachstehen, und wird dann nur, wie im Mexicanischen überhaupt geschieht, im Verbum durch ein eingeschobenes Pronomen, *c,* angedeutet; *ni-c-nequia tlaçotlaz,* ich das wollte, nemlich: ich werde lieben. Die gleiche doppelte Stellung zum Verbum ist auch den Substantiven eigen. Die Mexicanische Sprache verbindet also im Infinitivus den Begriff des Futurum mit dem des Substantivs, und giebt jenen durch die Beugung, diesen durch die Construction an. In der Lule Sprache lässt man die beiden Verba, von denen das eine den Infinitivus regiert, bloss als zwei *verba finita* unmittelbar auf einander folgen; *caic tucuec,* ich zu essen pflege, aber wörtlich: ich esse, ich pflege. Selbst im Alt-Indischen ist, wie Herr Professor Bopp scharfsinnig gezeigt hat, der Infinitivus ein im Accusativ stehendes Verbalnomen, in der Form vollkommen dem Lateinischen Supinum ähnlich.*) Er kann daher nicht so frei gebraucht werden, als der Griechische und Lateinische, welche der Natur des Verbum näher bleiben. Er hat auch keine passive Form. Wo diese erforderlich ist, nimmt sie, statt seiner, das ihn regierende Verbum an. Man sagt demnach: es wird essen gekonnt, statt es kann gegessen werden.

Aus diesen Beispielen folgt, dass man in allen diesen Sprachen den Infinitiv nicht als eine eigne Form aufführen, sondern vielmehr die Arten, durch welche er ersetzt wird, in ihrer wahren Natur darstellen, und bemerken sollte, welche Bedingungen des Infinitivs durch jede derselben erfüllt werden, da keine allen ein Genüge leistet.

Sind nun die Fälle, wo die Bezeichnung eines grammatischen

*) Ausgabe des Nalus. *p.* 202. *nt.* 77. *p.* 204. *nt.* 83.

Verhältnisses dem Begriff der wahren grammatischen Form nicht genau entspricht, häufig, machen sie die Eigenthümlichkeit und den Charakter der Sprache aus, so ist eine solche, wenn man auch im Stande wäre, Alles in ihr auszudrücken, noch weit von der Angemessenheit zur Ideenentwicklung entfernt. Denn der Punkt, auf dem diese besser zu gelingen beginnt, ist der, wo dem Menschen, ausser dem materiellen Endzweck der Rede, ihre formale Beschaffenheit nicht länger gleichgültig bleibt, und dieser Punkt kann nicht ohne die Ein oder Rückwirkung der Sprache erreicht werden.

Die Wörter, und ihre grammatischen Verhältnisse sind zwei in der Vorstellung durchaus verschiedne Dinge. Jene sind die eigentlichen Gegenstände in der Sprache, diese bloss die Verknüpfungen, aber die Rede ist nur durch beide zusammengenommen möglich. Die grammatischen Verhältnisse können, ohne selbst in der Sprache überall Zeichen zu haben, hinzugedacht werden, und der Bau der Sprache kann von der Art seyn, dass Undeutlichkeit und Misverstand dabei dennoch, wenigstens bis auf einen gewissen Grad, vermieden werden. Insofern alsdann den grammatischen Verhältnissen doch ein bestimmter Ausdruck eigen ist, besitzt eine solche Sprache für den Gebrauch eine Grammatik ohne eigentlich grammatische Formen. Wenn eine Sprache z. B. die Casus durch Praepositionen bildet, die an das immer unverändert bleibende Wort gefügt werden, so ist keine grammatische Form vorhanden, sondern nur zwei Wörter, deren grammatisches Verhältniss hinzugedacht wird; *e-tiboa* in der Mbaya Sprache heisst nicht, wie man es übersetzt, durch mich, sondern ich durch. Die Verbindung ist nur im Kopf des Vorstellenden, nicht als Zeichen in der Sprache. *L-emani* in derselben Sprache ist nicht er wünscht, sondern er und Wunsch oder wünschen, ohne etwas dem Verbum Eigenthümliches, verbunden, um so ähnlicher dem Ausdruck: sein Wunsch, als das Praefixum *l* eigentlich ein Besitzpronomen ist. Auch hier wird also die Verbalbeschaffenheit hinzugedacht. Dennoch drücken jene und diese Form hinlänglich bequem den Casus des Nomen und die Person des Verbum aus.

Soll aber die Ideenentwicklung mit wahrer Bestimmtheit, und zugleich mit Schnelligkeit und Fruchtbarkeit vor sich gehen, so muss der Verstand dieses reinen Hinzudenkens überhoben werden, und das grammatische Verhältniss ebensowohl durch die Sprache

bezeichnet werden, als es die Wörter sind. Denn in der Darstellung der Verstandeshandlung durch den Laut liegt das ganze grammatische Streben der Sprache. Die grammatischen Zeichen können aber nicht auch Sachen bezeichnende Wörter seyn; denn sonst stehen wieder diese isolirt da, und fordern neue Verknüpfungen.

Werden nun von der ächten Bezeichnung grammatischer Verhältnisse die beiden Mittel: Wortstellung mit hinzugedachtem Verhältniss, und Sachbezeichnung ausgeschlossen, so bleibt zu derselben nichts als Modification der Sachen bezeichnenden Wörter, und dies allein ist der wahre Begriff einer grammatischen Form. Dazu stossen dann noch grammatische Wörter, das ist solche, die allgemein gar keinen Gegenstand, sondern bloss ein Verhältniss, und zwar ein grammatisches, bezeichnen.

Die Ideenentwicklung kann erst dann einen eigentlichen Schwung nehmen, wenn der Geist am blossen Hervorbringen des Gedankens Vergnügen gewinnt, und dies ist allemal von dem Interesse an der blossen Form desselben abhängig. Dies Interesse kann nicht durch eine Sprache geweckt werden, welche die Form nicht, als solche darzustellen gewohnt ist, und es kann, von selbst entstehend, auch an einer solchen Sprache kein Gefallen finden. Es wird also, wo es erwacht, die Sprache umformen, und wo die Sprache auf einem andren Wege solche Formen in sich aufgenommen hat, plötzlich durch sie angeregt werden.

In Sprachen, welche diese Stufe nicht erreicht haben, schwankt der Gedanke nicht selten zwischen mehreren grammatischen Formen, und begnügt sich mit dem realen Resultat. In der Brasilianischen Sprache heisst *tuba* ebensowohl in substantivischem Ausdruck sein Vater, als im Verbalausdruck er hat einen Vater, ja das Wort wird auch für Vater überhaupt gebraucht, da Vater doch immer ein Beziehungsbegriff ist. Auf dieselbe Weise ist *xe-r-uba* mein Vater, und ich habe einen Vater, und so alle Personen hindurch. Das Schwanken des grammatischen Begriffs in diesem Fall geht sogar noch weiter, und *tuba* kann, nach andren in der Sprache liegenden Analogien, auch er ist Vater heissen, so wie das ganz ähnlich, nur im SüdDialecte der Sprache gebildete *iaba* er ist Mensch heisst. Die grammatische Form ist bloss Nebeneinanderstellung eines Pronomen und Substantivs, und der Verstand muss die dem Sinn entsprechende Verknüpfung hinzufügen.

Es ist klar, dass der Eingebohrne sich in dem Worte nur Er und Vater zusammen denkt, und dass es nicht geringe Mühe kosten würde, ihm den Unterschied der Ausdrücke klar zu machen, die wir darin mit einander verwirrt finden. Die Nation, die sich dieser Sprache bedient, kann darum in vieler Rücksicht verständig, gewandt und lebensklug seyn, aber freie und reine Ideenentwicklung, Gefallen am formalen Denken, kann aus einem solchen Sprachbau nicht hervorgehen, sondern dieser würde vielmehr nothwendig gewaltsame Aenderungen erfahren, wenn von andren Seiten her eine solche intellectuelle Umwandlung in der Nation herbeigeführt würde.

Man muss daher bei Uebersetzungen so gearteter Phrasen solcher Sprachen wohl im Auge behalten, dass diese Uebertragungen, soweit sie die grammatischen Formen angehen, fast immer falsch sind, und eine ganz andre grammatische Ansicht gewähren, als der Sprechende dabei gehabt hat. Wollte man dies vermeiden, so müsste man auch der Uebertragung immer nur soweit grammatische Form geben, als in der Originalsprache vorhanden ist; man stösst aber dann auf Fälle, wo man sich aller möglichst enthalten müsste. So sagt man in der Huasteca Sprache *nana tanin-tahjal*, ich werde von ihm behandelt, aber genauer übersetzt: ich, mich behandelt er. Es ist also hier eine active Verbalform mit dem leidenden Object, als Subject verbunden. Das Volk scheint das Gefühl einer Passivform gehabt zu haben, aber von der Sprache, die nur Activa kennt, zu diesen hinübergezogen zu seyn. Man muss aber bedenken, dass es gar keine Casusformen in der Huasteca Sprache giebt. *Nana* als pron. 1. pers. sing. ist ebensowohl ich, als meiner, mir und mich, und zeigt bloss den Begriff der Ichheit an. In *nin* und dem vorgesetzten *ta* liegt grammatisch auch nur, dass das Pronomen 1. pers. sing. vom Verbum regiert wird.*) Man sieht daher deutlich, dass von dem Sinn der Eingebohrnen hier nicht sowohl der Unterschied der Passiv- oder Activform gefasst, als bloss der grammatisch umge-

*) Die Huasteca Sprache hat nemlich, wie die meisten Americanischen, verschiedne PronominalFormen, je nachdem die Pronomina selbstständig, das Verbum regierend, oder von ihm regiert gebraucht werden; *nin* dient nur für den letzten Fall. Die Silbe *ta* deutet an, dass das Object am Verbum ausgedrückt ist, wird aber nur da vorgesetzt, wo das Object in der ersten oder zweiten Person steht. Die ganze Art, das Object am Verbum zu bezeichnen, ist in der Huasteca Sprache sehr merkwürdig.

formte Begriff der Ichheit mit der Vorstellung der auf dieselbe gemachten fremden Einwirkung verbunden wird.

Welch eine unermessliche Kluft ist nun zwischen einer solchen Sprache, und der höchstgebildeten, die wir kennen, der Griechischen. In dem künstlichen Periodenbau dieser bildet die Stellung der grammatischen Formen gegen einander ein eignes Ganzes, das die Wirkung der Ideen verstärkt, und in sich durch Symmetrie und Eurythmie erfreut. Es entspringt daraus ein eigner, die Gedanken begleitender, und gleichsam leise umschwebender Reiz, ohngefähr eben so, als in einigen Bildwerken des Alterthums, ausser der Anordnung der Gestalten selbst, aus den blossen Umrissen ihrer Gruppen wohlgefällige Formen hervorgehn. In der Sprache aber ist dies nicht bloss eine flüchtige Befriedigung der Phantasie. Die Schärfe des Denkens gewinnt, wenn den logischen Verhältnissen auch die grammatischen genau entsprechen, und der Geist wird immer stärker zum formalen, und mithin reinen Denken hingezogen, wenn ihn die Sprache an scharfe Sonderung der grammatischen Formen gewöhnt.

Dieses ungeheuern Unterschiedes zwischen zwei Sprachen auf so verschiednen Stufen der Ausbildung ungeachtet, muss man jedoch gestehen, dass auch unter denen, welche man grosser Formlosigkeit anklagen kann, viele sonst eine Menge von Mitteln besitzen, eine Fülle von Ideen auszudrücken, durch die künstliche und regelmässige Verbindung weniger Elemente vielfache Verhältnisse der Ideen zu bezeichnen, und dabei Kürze mit Kraft zu verbinden. Der Unterschied zwischen ihnen, und den vollkommner gebildeten liegt nicht darin; sie würden in dem, was ausgedrückt werden soll, mit Sorgfalt bearbeitet, sehr nahe dasselbe erreichen; indem sie aber wirklich so Vieles besitzen, fehlt ihnen das Eine, der Ausdruck der grammatischen Form, als solcher, und die wichtige und wohlthätige Rückwirkung dieses auf das Denken.

Bleibt man aber hierbei einen Augenblick stehen, und blickt man auf gleiche Weise auf die hochgebildeten Sprachen zurück, so kann es scheinen, als fände auch in ihnen, wenn auch in etwas andrer Art, Aehnliches statt, und als geschehe jenen Sprachen Unrecht durch den ihnen gemachten Vorwurf.

Jede Stellung, oder Verbindung von Worten, kann man sagen, die einmal der Bezeichnung eines bestimmten grammatischen Verhältnisses gewidmet ist, kann auch für eine wirkliche grammatische Form gelten, und es kann nicht soviel darauf ankommen, wenn

auch jene Bezeichnungen durch für sich bedeutsame, etwas Reales anzeigende Wörter geschehen, und das formale Verhältniss nur hinzugedacht werden muss. Auch die wahre grammatische Form kann ja kaum je anders vorhanden seyn, und jene höher gestellten Sprachen von künstlicherem Organismus haben ja auch von roherem Baue angefangen, und tragen die Spuren desselben noch sichtbar in sich.

Diese unläugbar sehr erhebliche Einwendung muss, wenn die gegenwärtige Untersuchung auf sichrem Grunde ruhen soll, genau beleuchtet werden, und um dies zu thun, ist es nothwendig, zuerst, was in ihr unbestreitbar wahr ist, anzuerkennen, und dann zu bestimmen, was demungeachtet auch in den angegriffnen Behauptungen, als richtig zurückbleibt.

Was in einer Sprache ein grammatisches Verhältniss charakteristisch (so, dass es im gleichen Fall immer wiederkehrt) bezeichnet, ist für sie grammatische Form. In den meisten der ausgebildetsten Sprachen lässt sich noch heute die Verknüpfung von Elementen erkennen, die nicht anders, als in den roheren verbunden worden sind; und diese Entstehungsart auch der ächten grammatischen Formen durch Anfügung bedeutsamer Silben (Agglutination) hat beinahe die allgemeine seyn müssen. Dies geht sehr klar aus der Aufzählung der Mittel hervor, welche die Sprache zur Bezeichnung dieser Formen besitzt. Denn diese Mittel bestehen in folgenden:

Anfügung, oder Einschaltung bedeutsamer Silben, die sonst eigne Wörter ausgemacht haben, oder noch ausmachen,

Anfügung, oder Einschaltung bedeutungsloser Buchstaben, oder Silben, bloss zum Zweck der Andeutung der grammatischen Verhältnisse,

Umwandlung der Vocale durch Uebergang eines in den andren, oder durch Veränderung der Quantität, oder Betonung,

Umänderung von Consonanten im Innern des Worts,

Stellung der von einander abhängigen Wörter nach unveränderlichen Gesetzen,

Silbenwiederholung.

Die blosse Stellung gewährt nur wenige Veränderungen, und kann, wenn jede Möglichkeit der Zweideutigkeit vermieden werden soll, auch nur wenige Verhältnisse bezeichnen. In der Mexicanischen, und einigen andren Americanischen Sprachen erweitert

sich zwar der Gebrauch dadurch, dass das Verbum Substantiva in sich aufnimmt, oder an sich anschliesst. Allein auch da bleiben die Gränzen immer noch enge.

Die Anfügung und Einschaltung bedeutungsloser Wortelemente, und die Umänderung von Vocalen und Consonanten wäre, wenn eine Sprache durch wirkliche Verabredung entstände, das natürlichste und passendste Mittel. Es ist die wahre Beugung (Flexion) im Gegensatz der Anfügung, und es kann eben sowohl Wörter geben, welche Begriffen von Formen, als welche Begriffen von Gegenständen entsprechen. Wir haben sogar oben gesehen, dass die letzteren im Grunde zur Bezeichnung der Formen nicht taugen, da ein solches Wort wieder durch eine Form an die andren angeknüpft seyn will. Es ist aber schwer zu denken, dass jemals bei Entstehung einer Sprache eine solche Bezeichnungsart vorgewaltet habe, die eine klare Vorstellung und Unterscheidung der grammatischen Verhältnisse voraussetzen würde. Sagt man, dass es wohl Nationen gegeben haben kann, die einen auf diese Weise klaren und durchdringenden Sprachsinn besessen haben, so heisst dies den Knoten zerhauen, statt ihn zu lösen. Stellt man sich die Dinge natürlich vor, so sieht man leicht die Schwierigkeit ein. Bei Wörtern, die Sachen bezeichnen, entsteht der Begriff durch die Wahrnehmung des Gegenstandes, das Zeichen durch die leicht aus ihm zu schöpfende Analogie, das Verständniss durch Vorzeigen desselben. Bei der grammatischen Form ist dies Alles verschieden. Sie kann nur nach ihrem logischen Begriff, oder nach einem dunkeln, sie begleitenden Gefühle erkannt, bezeichnet und verstanden werden. Der Begriff lässt sich erst aus der schon vorhandnen Sprache abziehen, und es fehlt auch an hinreichend bestimmten Analogien, ihn zu bezeichnen, und die Bezeichnung deutlich zu machen. Aus dem Gefühl mögen wohl einige Bezeichnungsarten entstanden seyn, wie z. B. die langen Vocale und Diphthongen, mithin ein anhaltenderes Schweben der Stimme im Griechischen und Deutschen für den Conjunctivus und Optativus. Allein da die ganz logische Natur der grammatischen Verhältnisse ihnen auch nur sehr wenig Beziehungen auf die Einbildungskraft und das Gefühl verstattet, so können dieser Fälle nur wenige gewesen seyn. Einige merkwürdige finden sich jedoch noch in den Americanischen Sprachen. In der Mexicanischen besteht die Bildung des Plurals bei Wörtern, die in Vocale ausgehen, oder ihre End consonanten absichtlich im Plural wegwerfen, darin, dass der End-

vocal mit einem, dieser Sprache eignen, starken, und dadurch eine Pause in der Aussprache verursachenden Hauche ausgesprochen wird. Hierzu tritt zuweilen zugleich die Silbenverdopplung, *ahuatl*, Weib, *teotl*, Gott, plur. *ahuâ*, *teteô*. Bildlicher lässt sich durch den Ton der Begriff der Vielheit nicht bezeichnen, als indem die erste Silbe wiederholt, der letzten ihr scharf und bestimmt abschneidender Endconsonant genommen, und dem dann bleibenden Endvocal eine so verweilende und verstärkte Betonung gegeben wird, dass der Laut sich gleichsam in der weiten Luft verliert. Im südlichen Dialect der Guaranischen Sprache wird das Suffixum des Perfectum *yma* in dem Grade mehr, oder weniger langsam ausgesprochen, als von einer längeren, oder kürzeren Vergangenheit die Rede ist. Eine solche Bezeichnungsart geht beinahe aus dem Gebiete der Sprache heraus, und gränzt an die Gebehrde. Auch die Erfahrung spricht gegen die Ursprünglichkeit der Beugung in den Sprachen, wenn man einige wenige, den eben berührten ähnliche Fälle ausnimmt. Denn so wie man eine Sprache nur genauer zu zergliedern anfängt, zeigt sich die Anfügung bedeutsamer Silben auf allen Seiten, und wo sie nicht mehr nachzuweisen ist, lässt sie sich aus der Analogie schliessen, oder es bleibt wenigstens immer ungewiss, ob sie nicht ehemals vorhanden gewesen ist. Wie leicht offenbare Anfügung zu scheinbarer Beugung werden kann, lässt sich an einigen Fällen in den Americanischen Sprachen klar darthun. In der Mbaya Sprache heisst *daladi* du wirst werfen, *nilabuitete* er hat gesponnen, und das Anfangs-*d* und *n* sind die Charakteristiken des Futurum und Perfectum. Diese durch einen einzigen Laut bewirkte Abwandlung scheint daher alle Ansprüche auf den Namen wahrer Beugung machen zu können. Dennoch ist es reine Anfügung. Denn die vollen Charakteristiken beider *tempora*, die auch wirklich noch oft gebraucht werden, sind *quide* und *quine*, aber das *qui* wird ausgelassen, und *de* und *ne* verlieren vor andren Vocalen ihren Endvocal. *Quide* heisst spät, künftig, *co-quidi* (*co* von *noco*, Tag) der Abend. *Quine* ist eine Partikel, die u n d a u c h bedeutet. Wie manchen solcher Abkürzungen von ehemals bedeutsamen Wörtern mögen die sogenannten Beugungssilben unsrer Sprachen ihren Ursprung verdanken, und wie unrichtig würde die Behauptung seyn, dass die Voraussetzung der Anfügung da, wo sie sich nicht mehr nachweisen lässt, eine leere und unstatthafte Hypothese sey. Wahre und ursprüngliche Beugung ist gewiss in allen

Sprachen eine seltne Erscheinung. Demungeachtet müssen zweifelhafte Fälle immer mit grosser Behutsamkeit behandelt werden. Denn dass auch ursprünglich Beugung vorhanden ist, scheint mir, nach dem Obigen, ausgemacht, und sie kann daher eben so gut, als die Anfügung in Formen vorhanden seyn, wo sie jetzt nur nicht mehr zu unterscheiden ist. Ja man muss, glaube ich, noch weiter gehen und darf nicht verkennen, dass die geistige Individualität eines Volks zur Sprachbildung und zum formalen Denken (welche beide unzertrennlich zusammenhängen) vorzugsweise vor andren geeignet seyn kann. Ein solches Volk wird, wenn es ursprünglich, gleich allen übrigen, zugleich auf Agglutination und Flexion kommt, von der letzteren einen häufigeren und scharfsinnigeren Gebrauch machen, die erstere schneller und fester in die letztere verwandeln, und früher den Weg der ersteren gänzlich verlassen. In andren Fällen können äussere Umstände, Uebergänge einer Sprache in die andre, der Sprachbildung dieser schnelleren und höheren Schwung geben, so wie entgegengesetzte Einwirkungen Schuld seyn können, dass die Sprachen sich in schwerfälliger Unvollkommenheit fortschleppen.

Alles dies sind natürliche, aus dem Wesen des Menschen und den Ereignissen der Nationen erklärliche Wege, und meine Absicht ist nur, nicht die Meynung zu theilen, welche gewissen Völkern, vom ersten Ursprunge an, eine bloss durch Flexion und innere Entfaltung fortschreitende Sprachbildung zuschreibt, und andren alle Bildung dieser Art abspricht. Diese viel zu systematische Abtheilung scheint mir aus dem naturgemässen Wege menschlicher Entwicklung hinauszugehen, und wird, wenn ich den von mir angestellten Forschungen trauen darf, bei genauem Studium vieler und verschiedenartiger Sprachen durch die Erfahrung selbst widerlegt.

Es kommt aber zur Agglutination und Flexion auch noch eine dritte, sehr häufige Bildungsart hinzu, die man, da sie immer absichtlich ist, in dieselbe Classe mit der Beugung setzen muss, nemlich wo der Gebrauch eine Wortform ausschliesslich zu einer bestimmten grammatischen stempelt, ohne dass sie, weder durch Anfügung, noch durch Beugung, etwas gerade dieser Charakteristisches an sich trägt.

Die Silbenwiederholung beruht auf einem durch gewisse grammatische Verhältnisse erregten dunkeln Gefühle. Wo dies Wiederholung, Verstärkung, Erweiterung des Begriffs mit sich

führt, steht sie an ihrer Stelle. Wo dies nicht ist, wie so oft in einigen Americanischen Sprachen, und in allen Verben der 3. Conjugation im Alt-Indischen, entspringt sie aus bloss phonetischer Eigenthümlichkeit. Dasselbe lässt sich von der Vocalumänderung sagen. In keiner Sprache ist diese so häufig, so wichtig, und so regelmässig, als im Sanskrit. Aber nur in den wenigsten Fällen beruht auf ihr das Charakteristische grammatischer Formen. Sie ist nur mit gewissen derselben verbunden, und dann meistentheils mit mehreren zugleich, so dass das Charakteristische jeder einzelnen doch in etwas andrem aufgesucht werden muss.

Immer bleibt also die Anfügung bedeutsamer Silben das wichtigste und häufigste Hülfsmittel zur Bildung grammatischer Formen. Hierin sind sich die rohen und gebildeten Sprachen gleich; denn man würde sehr irren, wenn man glaubte, dass auch in jenen jede Form sogleich in lauter in sich erkennbare Elemente zerfiele. Auch in ihnen beruhen Unterschiede von Formen auf ganz einzelnen Lauten, die man eben so wohl, ohne an Anfügung zu denken, für Beugungslaute halten könnte. Im Mexicanischen wird das Futurum, nach Verschiedenheit der Stammwörter, durch mehrere solcher einzelnen Buchstaben, das Imperfectum durch ein End-*ya*, oder End-*a* bezeichnet. *O* ist das Augment des Praeteritum, wie *a* im Sanskrit, *ε* im Griechischen. Nichts in der Sprache deutet an, dass diese Laute Ueberreste ehemaliger Wörter sind, und will man im Griechischen und Lateinischen ähnliche Fälle nicht als Anfügung, von jetzt unbekanntem Ursprung, gelten lassen, so muss man auch der Mexicanischen Sprache hier, so gut wie diesen classischen, Beugung zugestehen. In der Tamanaca Sprache ist *tareccha* (das Verbum bedeutet tragen) ein Praesens, *tarecche* ein Praeteritum, *tarecchi* ein Futurum. Ich führe diese Fälle nur an, um zu beweisen, dass die Behauptung, welche gewissen Sprachen Anfügung und andren Beugung zutheilt, bei genauerem Eindringen in die einzelnen Sprachen, und gründlicherer Kenntniss ihres Baues, von keiner Seite haltbar erscheint.

Wenn man daher genöthigt ist, auch in den hochgebildeten Sprachen Anfügung anzunehmen, und in mehreren Fällen dieselbe sogar sichtbar erkennt, so ist die Einwendung ganz richtig, dass man, auch bei ihnen, das wahre grammatische Verhältniss hinzudenken muss. In *amavit* und *ἐποίησας* kommen, wie sich wohl nicht läugnen lassen dürfte, Bezeichnungen des Stammworts, des Pronomen und des Tempus zusammen, und die wahre, in der

Synthesis des Subjects mit dem Praedicat liegende Verbalnatur hat darin keine besondre Bezeichnung, sondern muss hinzugedacht werden. Wollte man sagen, dass, ohne gerade über diese Formen entscheiden zu wollen, einigen derselben Art das Hülfsverbum einverleibt seyn, und diese Synthese andeuten könne, so reicht dies nicht aus, da doch auch das Hülfsverbum erklärt werden muss, und nicht immerfort ein Hülfsverbum in dem andren eingeschachtelt liegen kann.

Alles hier Zugegebne aber hebt den Unterschied zwischen wahren grammatischen Formen, wie *amavit, ἐποίησας,* und zwischen solchen Wort- oder Silbenstellungen, als die meisten roheren Sprachen zur Bezeichnung der grammatischen Verhältnisse brauchen, nicht auf. Er liegt darin, dass jene Ausdrücke wirklich wie in Eine Form zusammengegossen, in diesen die Elemente nur an einander gereiht erscheinen. Das Zusammenwachsen des Ganzen bringt die Bedeutung der Theile in Vergessenheit, die feste Verknüpfung derselben unter Einem Accent verändert zugleich ihre abgesonderte Betonung, und oft sogar ihren Laut, und nun wird die Einheit der ganzen Form, die oft der grübelnde Grammatiker nicht mehr zu zergliedern vermag, die Bezeichnung des bestimmten grammatischen Verhältnisses. Man denkt als Eins, was man nie getrennt findet; man betrachtet als wahren, einmal fest organisirten Körper, was man nicht auseinandernehmen, und in andre beliebige Verbindungen bringen kann; man sieht nicht als selbständigen Theil an, was auf diese Weise sonst nicht in der Sprache erscheint. Wie dies entstanden, ist für die Wirkung gleichgültig. Die Bezeichnung des Verhältnisses, wie selbständig und bedeutsam sie gewesen seyn mag, wird nun, wie sie soll, zur blossen Modification, die sich an den immer gleichen Begriff heftet. Das Verhältniss, das zu den bedeutsamen Elementen erst bloss hinzugedacht werden musste, ist nun in der Sprache, eben durch das Zusammenwachsen der Theile zum festen Ganzen, wirklich vorhanden, wird mit dem Ohre gehört, mit dem Auge gesehen.

Die Sprachen, welche der Vorwurf trift, dass ihre grammatischen Formen nicht so formaler Natur sind, gleichen in Vielem den oben beschriebnen allerdings auch.

Die, wenn auch nur lose an einander gereihten Elemente fliessen meistentheils auch in Ein Wort zusammen, und sammeln sich unter Einen Accent. Aber einestheils geschieht dies nicht immer, und andrentheils treten dabei andre, die formale Natur

mehr, oder weniger störende Nebenumstände ein. Die Elemente der Formen sind trennbar und verschiebbar; jedes behält seinen vollkommnen Laut, ohne Abkürzung oder Veränderung; sie sind in der Sprache sonst selbständig vorhanden, oder dienen auch zu andren grammatischen Verbindungen, z. B. PronominalAffixa als Besitzpronomina bei dem Nomen, als Personen bei dem Verbum; die noch unflectirten Wörter tragen nicht, wie es in einer Sprache seyn muss, in welche die grammatische Bildung tief eingegangen ist, schon Kennzeichen verschiedner Redetheile an sich, sondern werden erst zu denselben durch die Anfügung der grammatischen Elemente gemacht; der Bau der ganzen Sprache ist so, dass die Untersuchung gleich auf die Absonderung dieser Elemente geführt wird, und diese Absonderung ohne bedeutende Mühe gelingt; neben der Bezeichnung durch Formen, oder diesen ähnliche Wortverbindungen, werden dieselben grammatischen Verhältnisse auch durch blosses Nebeneinanderstellen, mit offenbarem Hinzudenken der Verknüpfung, angedeutet.

Je mehr nun in einer Sprache die hier aufgezählten Umstände zusammenkommen, oder je mehr sie sich nur einzeln finden, desto weniger, oder mehr befördert sie das formale Denken, und desto mehr, oder weniger entfernt sich ihre Bezeichnungsart der grammatischen Verhältnisse von dem wahren Begriff grammatischer Formen. Denn nicht was einzeln und zerstreut in der Sprache vorkommt, sondern dasjenige was ihre Wirkung auf den Geist ausmacht, vermag hier zu entscheiden. Dies aber hängt von dem Totaleindruck, und dem Charakter des Ganzen ab. Einzelne Erscheinungen können nur angeführt werden, um, wie es im Vorigen geschehen ist, zu allgemein gewagte Behauptungen zu widerlegen. Sie können aber nicht machen, dass man die Verschiedenheit der Stufen verkenne, auf welchen zwei Sprachen, dem Ganzen ihres Baues nach, stehen.

Je mehr sich eine Sprache von ihrem Ursprung entfernt, desto mehr gewinnt sie, unter übrigens gleichen Umständen, an Form. Der blosse längere Gebrauch schmelzt die Elemente der Wortstellungen fester zusammen, schleift ihre einzelnen Laute ab, und macht ihre ehemalige selbständige Form unkenntlicher. Denn ich kann die Ueberzeugung nicht verlassen, dass doch alle Sprachen hauptsächlich von Anfügung ausgegangen sind.

So lange die Bezeichnungen der grammatischen Verhältnisse, als aus einzelnen, mehr oder weniger trennbaren Elementen be-

stehend angesehen werden, kann man sagen, dass der Redende mehr die Formen in jedem Augenblick selbst bildet, als sich der vorhandnen bedient. Daraus nun pflegt eine bei weitem grössere Vielfachheit dieser Formen zu entstehen. Denn der menschliche Geist strebt schon in seiner natürlichen Anlage nach Vollständigkeit, und jedes, auch noch so selten vorkommende Verhältniss wird in demselben Verstande, als alle übrigen zur grammatischen Form. Wo dagegen die Form in einem strengeren Sinne genommen, und durch den Gebrauch gebildet wird, nun aber fernerhin das gewöhnliche Reden nicht in neuem Bilden besteht, da giebt es Formen nur für das häufig zu Bezeichnende, und das seltner Vorkommende wird umschrieben, und durch selbständige Wörter bezeichnet. Zu diesem Verfahren gesellen sich noch die beiden andren Umstände, dass der noch uncultivirte Mensch gern jedes Besondre in allen seinen Besonderheiten, nicht bloss in den, zu dem jedesmaligen Zweck nothwendigen darstellt, und dass gewisse Nationen die Sitte haben, ganze Sätze in angebliche Formen zusammenzuziehen, z. B. den vom Verbum regierten Gegenstand, vorzüglich wenn er ein Pronomen ist, mitten in den Schooss des Verbum aufzunehmen. Hieraus entsteht, dass gerade die Sprachen, denen es an dem wahren Begriff der Form wesentlich gebricht, doch eine bewundernswürdige Menge, in strenger Analogie, zusammen Vollständigkeit bildender, angeblicher Formen besitzen.

Hienge der Vorzug der Sprachen von der Vielheit, und der strengen Regelmässigkeit der Formen ab, von der Menge der Ausdrücke für ganz besondre Verschiedenheiten (wie in der Sprache der Abiponen das Pronomen der 3. Person verschieden ist, je nachdem der Mensch ab- oder anwesend, stehend, sitzend, liegend, oder herumgehend gedacht wird), so müsste man viele Sprachen der Wilden über die Sprachen der hochcultivirten Völker stellen, wie denn dies auch nicht selten, selbst in unsern Tagen, geschieht. Da aber der Vorzug der Sprachen vor einander vernünftiger Weise nur in ihrer Angemessenheit zur Ideenentwicklung gesucht werden kann, so verhält es sich damit gerade entgegengesetzt. Denn diese wird durch diese Vielfachheit der Formen vielmehr erschwert, und es ist ihr lästig, in so viele Wörter Nebenbestimmungen mit aufnehmen zu müssen, deren sie durchaus nicht in jedem Falle bedarf.

Ich habe bisher nur von grammatischen Formen gesprochen; allein es giebt auch in jeder Sprache grammatische Wörter, auf

die sich das Meiste von den Formen geltende gleichfalls anwenden lässt. Solche sind vorzugsweise die Praepositionen und Conjunctionen. Als Bezeichnungen grammatischer Verhältnisse stehen dem Ursprunge dieser Wörter, als wahrer Verhältnisszeichen dieselben Schwierigkeiten, wie dem Ursprunge der Formen entgegen. Es liegt nur darin ein Unterschied, dass sie nicht alle, wie die reinen Formen, aus blossen Ideen abgeleitet werden können, sondern Erfahrungsbegriffe, wie Raum und Zeit, zu Hülfe nehmen müssen. Man kann daher mit Recht bezweifeln, wenn es auch noch neuerlich von Lumsden in seiner Persischen Grammatik[1]) mit Heftigkeit behauptet worden ist, dass es ursprünglich Praepositionen und Conjunctionen im wahren Sinne des Wortes gegeben habe. Alle haben vermuthlich, nach Horne Took's richtigerer Theorie, ihren Ursprung in wirklichen, Gegenstände bezeichnenden Wörtern. Die grammatisch-formale Wirkung der Sprache beruht daher auch auf dem Grade, in welchem diese Partikeln noch ihrem Ursprunge näher, oder entfernter stehen. Ein merkwürdigeres Beispiel zu dem hier Gesagten, als vielleicht irgend eine andre Sprache, liefert die Mexicanische in den Praepositionen. Sie besitzt drei verschiedne Arten derselben: 1., solche, in welchen sich, so wahrscheinlich gleich auch bei ihnen dieser Ursprung ist, schlechterdings nicht mehr der Begriff eines Substantivum entdecken lässt, z. B. *c*, in. 2., Solche, in welchen man eine Praeposition mit einem unbekannten Element verbunden findet. 3., Solche, die deutlich ein mit einer Praeposition verbundnes Substantivum enthalten, wie z. B. *itic*, in, aber eigentlich, zusammengesetzt aus *ite*, Bauch, und *c*, in, im Bauch. *Ilhuicatl itic* heisst nun nicht, wie man es übersetzt, im Himmel, sondern im Bauche des Himmels, da Himmel im Genitiv steht. Pronomina werden nur mit den beiden letzten Arten der Praepositionen verbunden, und da alsdann nie die persönlichen, sondern die possessiven genommen werden, so zeigt dies deutlich das in der Praeposition steckende Substantivum an. *Notepotzco* wird zwar durch hinter mir übersetzt, es heisst aber eigentlich hinter meinem Rücken, von *teputz*, der Rücken. Man sieht hier also die Stufenfolge, in welcher die ursprüngliche Bedeutung sich verloren hat, und zugleich den sprachbildenden Geist der Nation, der, wenn ein Substantivum B a u c h, R ü c k e n im Sinne einer Praeposition gebraucht

[1]) *Lumsdens* „Grammar of the persian language" *war Calcutta 1810 erschienen.*

werden sollte, demselben, um die Wörter nicht grammatisch unverbunden zu lassen (nach Art des Lateinischen *ad instar* und des Deutschen immitten) eine schon vorhandne Praeposition hinzufügte. Die in diesem Punkt grammatisch unvollkommner gebildete Mixteca Sprache drückt vor, hinter dem Hause geradezu durch *chisi, sata huahi*, Bauch, Rücken, Haus aus.

Das Verhältniss, das sich in den Sprachen zwischen den Beugungen und grammatischen Wörtern bildet, begründet neue Verschiedenheiten unter denselben. Dies zeigt sich z. B. darin, dass die eine mehr Bestimmungen durch Casus, die andre mehr durch Praepositionen, die eine mehr Tempora durch Beugung, die andre durch Zusammensetzung mit Hülfsverben macht. Denn diese Hülfsverba, wenn sie bloss Verhältnisse der Theile des Satzes bezeichnen, sind gleichfalls nur grammatische Wörter. Von dem griechischen τυγχάνειν ist eine wahrhaft materielle Bedeutung gar nicht mehr bekannt. Im Sanskrit wird auf dieselbe Weise, aber viel seltner *shtha*, stehen, gebraucht. Es lässt sich aber die Norm zur Beurtheilung der Vorzüge der Sprachen in diesem Punkt nach allgemeinen Grundsätzen aufstellen. Wo die zu bezeichnenden Verhältnisse sich, ohne Hinzukunft eines besondren Begriffs, bloss aus der Natur eines höheren und allgemeineren Verhältnisses ergeben, da geschieht die Bezeichnung besser durch Beugungen, sonst durch grammatische Wörter. Denn die an sich durchaus bedeutungslose Beugung enthält nichts, als den reinen Begriff des Verhältnisses. In dem grammatischen Wort liegt ausserdem der Nebenbegriff, der auf das Verhältniss, um es zu bestimmen, bezogen wird, und der, wo das reine Denken nicht ausreicht, immer hinzukommen muss. Daher sind der dritte und selbst der siebente Casus der Sanskrit Declination nicht eben beneidenswerthe Vorzüge dieser Sprache, da die durch sie bezeichneten Verhältnisse nicht bestimmt genug sind, um des schärferen Abgränzens durch eine Praeposition entbehren zu können. Eine dritte Stufe, welche aber wahrhaft grammatisch gebildete Sprachen immer ausschliessen, ist wenn ein Wort in seiner ganzen materiellen Bedeutung zum grammatischen Worte gestempelt wird, wie wir weiter oben an den Praepositionen gesehen haben.

Man mag nun die Beugungen, oder die grammatischen Wörter vor Augen haben, so kommt man immer auf dasselbe Resultat zurück. Sprachen können die meisten, vielleicht alle grammatischen Verhältnisse mit hinlänglicher Deutlichkeit und Bestimmtheit be-

zeichnen, ja sogar eine grosse Vielfachheit angeblicher Formen besitzen, und es kann ihnen dennoch der Mangel ächter grammatischer Formalität im Ganzen und im Einzelnen ankleben.

Ich habe bis hierher vorzüglich gestrebt, Analoga grammatischer Formen, wodurch die Sprachen sich erst diesen zu nähern versuchen, von diesen selbst zu unterscheiden. Dabei überzeugt, dass nichts dem Sprachstudium so empfindlichen Schaden zufügt, als allgemeines, auf nicht gehörige Kenntniss gegründetes Raisonnement, habe ich, soviel es ohne übermässige Weitläuftigkeit geschehen konnte, jedes Einzelne mit Beispielen belegt, obgleich ich wohl fühle, dass die wahre Ueberzeugung nur aus dem vollständigen Studium wenigstens einer der hier betrachteten Sprachen hervorgehen kann. Um zu einem entscheidenden Resultat zu gelangen, wird es aber nun noch nothwendig seyn, die ganze hier berührte Frage, jetzt ohne Factisches beizumischen, in ihren Endpunkten zusammen zu fassen.

Dasjenige, worauf Alles bei der Untersuchung des Entstehens, und des Einflusses grammatischer Formalität hinausläuft, ist richtiges Unterscheiden zwischen der Bezeichnung der Gegenstände und Verhältnisse, der Sachen und Formen.

Das Sprechen, als materiell, und Folge realen Bedürfnisses, geht unmittelbar nur auf Bezeichnen von Sachen; das Denken, als ideell, immer auf Form. Ueberwiegendes Denkvermögen verleiht daher einer Sprache Formalität, und überwiegende Formalität in ihr erhöhet das Denkvermögen.

1., Entstehen grammatischer Formen.

Die Sprache bezeichnet ursprünglich Gegenstände, und überlässt das Hinzudenken der redeverknüpfenden Formen dem Verstehenden.

Sie sucht aber dies Hinzudenken zu erleichtern durch Wortstellung, und durch, auf Verhältniss und Form hingedeutete Wörter für Gegenstände und Sachen.

So geschieht, auf der niedrigsten Stufe, die grammatische Bezeichnung durch Redensarten, Phrasen, Sätze.

Dies Hülfsmittel wird in gewisse Regelmässigkeit gebracht, die Wortstellung wird stetig, die erwähnten Wörter verlieren

nach und nach ihren unabhängigen Gebrauch, ihre Sachbedeutung, ihren ursprünglichen Laut.

So geschieht, auf der zweiten Stufe, die grammatische Bezeichnung durch feste Wortstellungen, und zwischen Sach- und Formbedeutung schwankende Wörter.

Die Wortstellungen gewinnen Einheit, die formbedeutenden Wörter treten zu ihnen hinzu, und werden Affixa. Aber die Verbindung ist noch nicht fest, die Fugen sind noch sichtbar, das Ganze ist ein Aggregat, aber nicht Eins.

So geschieht auf der dritten Stufe die grammatische Bezeichnung durch Analoga von Formen.

Die Formalität dringt endlich durch. Das Wort ist Eins, nur durch umgeänderten Beugungslaut in seinen grammatischen Beziehungen modificirt; jedes gehört zu einem bestimmten Redetheil, und hat nicht bloss lexikalische, sondern auch grammatische Individualität; die formbezeichnenden Wörter haben keine störende Nebenbedeutung mehr, sondern sind reine Ausdrücke von Verhältnissen.

So geschieht auf der höchsten Stufe die grammatische Bezeichnung durch wahre Formen, durch Beugung, und rein grammatische Wörter.

Das Wesen der Form besteht in ihrer Einheit, und der vorwaltenden Herrschaft des Worts, dem sie angehört, über die ihm beigegebnen Nebenlaute. Dies wird wohl erleichtert durch verloren gehende Bedeutung der Elemente, und Abschleifung der Laute in langem Gebrauch. Allein das Entstehen der Sprache ist nie ganz durch so mechanische Wirkung todter Kräfte erklärbar, und man muss niemals darin die Einwirkung der Stärke und Individualität der Denkkraft aus den Augen setzen.

Die Einheit des Worts wird durch den Accent gebildet. Dieser ist an sich mehr geistiger Natur, als die betonten Laute selbst, und man nennt ihn die Seele der Rede, nicht bloss weil er erst das eigentliche Verständniss in dieselbe bringt, sondern auch, weil er wirklich unmittelbarer, als sonst etwas in der Sprache, Aushauch der die Rede begleitenden Empfindung wird. Dies ist er auch da, wo er Wörter durch Einheit zu grammatischen Formen stempelt; und wie Metalle, um schnell und innig zusammenzuschmelzen, rasch und stark glühender Flamme bedürfen, so gelingt auch das Zusammenschmelzen neuer Formen nur dem energischen Act einer starken, nach formaler Abgränzung strebenden

Denkkraft. Sie offenbart sich auch an den übrigen Beschaffenheiten der Formen, und so bleibt es unumstösslich gewiss, dass, welche Schicksale auch eine Sprache haben möge, sie nie zu einem vorzüglichen grammatischen Bau gelangt, wenn sie nicht das Glück erfährt, wenigstens einmal von einer geistreichen, oder tiefdenkenden Nation gesprochen zu werden. Nichts kann sie sonst aus der Halbheit träge zusammengefügter, die Denkkraft nirgends mit Schärfe ansprechender Formen retten.

2., Einfluss der grammatischen Formen.

Das Denken, welches vermittelst der Sprache geschieht, ist entweder auf äussre, körperliche Zwecke, oder auf sich selbst, also auf geistige gerichtet. In dieser doppelten Richtung bedarf es der Deutlichkeit und Bestimmtheit der Begriffe, die in der Sprache grossentheils von der Bezeichnungsart der grammatischen Formen abhängt.

Umschreibungen dieser durch Phrasen, durch noch nicht zur sichren Regel gewordne Wortstellungen, selbst durch Analoga von Formen bringen nicht selten Zweideutigkeit hervor.

Wenn aber auch das Verständniss, und damit der äussre Zweck geborgen ist, so bleibt doch sehr oft der Begriff in sich unbestimmt, und da, wo er, als Begriff, offenbar auf zwei verschiedne Weisen genommen werden kann, ungesondert.

Wendet sich das Denken zu wirklicher innrer Betrachtung, nicht bloss zu äussrem Treiben, so bringt auch die blosse Deutlichkeit und Bestimmtheit der Begriffe andre, und auf jenem Wege immer nur schwer zu erreichende Forderungen hervor.

Denn alles Denken geht auf Nothwendigkeit und Einheit. Das Gesammtstreben der Menschheit hat dieselbe Richtung. Denn es bezweckt im letzten Resultat nichts anders, als Gesetzmässigkeit forschend zu finden, oder bestimmend zu begründen.

Soll nun die Sprache dem Denken gerecht seyn, so muss sie in ihrem Baue, soviel als möglich, seinem Organismus entsprechen. Sie ist sonst, da sie in Allem Symbol seyn soll, gerade ein unvollkommnes dessen, womit sie in der unmittelbarsten Verbindung steht. Indem auf der einen Seite die Masse ihrer Wörter den Umfang ihrer Welt vorstellt, so repraesentirt ihr grammatischer Bau ihre Ansicht von dem Organismus des Denkens.

Die Sprache soll den Gedanken begleiten. Er muss also in stetiger Folge in ihr von einem Elemente zum andren übergehen können, und für Alles, dessen er für sich zum Zusammenhange bedarf, auch in ihr Zeichen antreffen. Sonst entstehen Lücken, wo sie ihn verlässt, statt ihn zu begleiten.

Obgleich endlich der Geist immer und überall nach Einheit und Nothwendigkeit strebt, so kann er beide doch nur nach und nach aus sich, und nur mit Hülfe mehr sinnlicher Mittel entwickeln. Zu den hülfreichsten unter diesen Mitteln gehört für ihn die Sprache, die, schon ihrer bedingtesten und niedrigsten Zwecke wegen, der Regel, der Form, und der Gesetzmässigkeit bedarf. Je mehr er daher in ihr ausgebildet findet, wonach er auch für sich selbst strebt, desto inniger kann er sich mit ihr vereinigen.

Betrachtet man nun die Sprachen nach allen diesen, hier an sie gestellten Forderungen, so erfüllen sie dieselben nur, oder doch vorzugsweise gut, wenn sie ächt grammatische Formen, und nicht Analoga derselben besitzen, und so offenbart sich dieser Unterschied in seiner ganzen Wichtigkeit.

Das Erste und Wesentlichste ist, dass der Geist von der Sprache verlangt, dass sie Sache und Form, Gegenstand und Verhältniss rein abscheide, und nicht beide mit einander vermenge. So wie sie auch ihn an diese Vermengung gewöhnt, oder ihm die Absonderung erschwert, lähmt und verfälscht sie sein ganzes innres Wirken. Gerade aber diese Absonderung wird erst rein vorgenommen bei der Bildung der ächt grammatischen Form durch Beugung, oder durch grammatische Wörter, wie wir oben bei dem stufenartigen Bezeichnen der grammatischen Formen gesehen haben. In jeder Sprache, die nur Analoga von Formen kennt, bleibt Stoffartiges in der grammatischen Bezeichnung, die bloss formartig seyn sollte, zurück.

Wo die Zusammenschmelzung der Form, wie sie oben beschrieben worden, nicht vollkommen gelungen ist, da glaubt der Geist noch immer die Elemente getrennt zu erblicken, und da hat für ihn die Sprache nicht die geforderte Uebereinstimmung mit den Gesetzen seines eignen Wirkens.

Er fühlt Lücken, er bemüht sich sie auszufüllen, er hat nicht mit einer mässigen Anzahl in sich gediegener Grössen, sondern mit einer verwirrenden halb verbundner zu thun, und arbeitet nun nicht mit gleicher Schnelligkeit und Gewandtheit, mit gleichem

Gefallen am leicht gelingenden Verknüpfen besondrer Begriffe zu allgemeineren, vermittelst wohl angemessner, mit seinen Gesetzen übereinstimmender Sprachformen.

Darin nun offenbart es sich, wenn man die Frage auf die äusserste Spitze stellt, dass, wenn eine grammatische Form auch schlechterdings kein andres Element in sich schliesst, als welches auch in dem sie nie ganz ersetzenden Analogon liegt, sie dennoch in der Wirkung auf den Geist durchaus etwas anderes ist, und dass dies nur auf ihrer Einheit beruht, in der sie den Abglanz der Macht der Denkkraft an sich trägt, die sie schuf.

In einer nicht dergestalt grammatisch gebildeten Sprache findet der Geist lückenhaft und unvollkommen ausgeprägt das allgemeine Schema der Redeverknüpfung, dessen angemessner Ausdruck in der Sprache die unerlassliche Bedingung alles leicht gelingenden Denkens ist. Es ist nicht nothwendig, dass dies Schema selbst ins Bewusstseyn gelange; dies hat auch hochgebildeten Nationen gemangelt. Es genügt, wenn, da der Geist immer unbewusst danach verfährt, er für jeden einzelnen Theil einen solchen Ausdruck findet, der ihn wieder einen andren mit richtiger Bestimmtheit auffassen lässt.

In der Rückwirkung der Sprache auf den Geist macht die ächt grammatische Form, auch wo die Aufmerksamkeit nicht absichtlich auf sie gerichtet ist, den Eindruck einer Form, und bringt formale Bildung hervor. Denn da sie den Ausdruck des Verhältnisses rein, und sonst nichts Stoffartiges enthält, worauf der Verstand abschweifen könnte, dieser aber den ursprünglichen Wortbegriff darin verändert erblickt, so muss er die Form selbst ergreifen. Bei der unächten Form kann er dies nicht, da er den Verhältnissbegriff nicht bestimmt genug in ihr erblickt, und noch durch Nebenbegriffe zerstreut wird. Dies geschieht in beiden Fällen bei dem gewöhnlichsten Sprechen, durch alle Classen der Nation, und wo die Einwirkung der Sprache günstig ist, geht allgemeine Deutlichkeit und Bestimmtheit der Begriffe, und allgemeine Anlage, auch das rein Formale leichter zu begreifen, hervor. Es liegt auch in der Natur des Geistes, dass diese Anlage, einmal vorhanden, sich immer ausbildet, da, wenn eine Sprache dem Verstande die grammatischen Formen unrein und mangelhaft darbietet, je länger diese Einwirkung dauert, je schwerer aus dieser Verdunkelung der rein formalen Ansicht herauszukommen ist.

Was man daher von der Angemessenheit einer nicht solcher-

gestalt grammatisch gebildeten Sprache zur Ideenentwicklung sagen möge, so bleibt es immer sehr schwer zu begreifen, dass eine Nation auf der unverändert bleibenden Basis einer solchen Sprache von selbst zu hoher wissenschaftlicher Ausbildung sollte gelangen können. Der Geist empfängt da nicht von der Sprache, und diese nicht von ihm dasjenige, dessen beide bedürfen, und die Frucht ihrer wechselseitigen Einwirkung, wenn sie heilbringend werden sollte, müsste erst eine Veränderung der Sprache selbst seyn.

Auf diese Weise sind also, soviel dies bei Gegenständen dieser Art geschehen kann, die Kriterien festgestellt, an welchen sich die grammatisch gebildeten Sprachen von den andren unterscheiden lassen. Keine zwar kann sich vielleicht einer vollkommnen Uebereinstimmung mit den allgemeinen Sprachgesetzen rühmen, keine vielleicht ist durch und durch, in allen Theilen geformt, und auch unter den Sprachen der niedrigeren Stufe giebt es wieder viele annähernde Grade. Dennoch ist jener Unterschied, der zwei Classen von Sprachen bestimmt von einander absondert, nicht gänzlich ein relativer, ein bloss im Mehr, oder Weniger bestehender, sondern wirklich ein absoluter, da die vorhandne, oder fehlende Herrschaft der Form sich immer sichtbar verkündet.

Dass nur die grammatisch gebildeten Sprachen vollkommne Angemessenheit zur Ideenentwicklung besitzen, ist unläugbar. Wieviel auch noch mit den übrigen zu leisten seyn dürfte, mag allerdings der Versuch, und die Erfahrung beweisen. Gewiss bleibt indess immer, dass sie niemals in dem Grade, und der Art, wie die andren, auf den Geist zu wirken im Stande sind.

Das merkwürdigste Beispiel einer seit Jahrtausenden blühenden Literatur in einer fast von aller Grammatik, im gewöhnlichen Sinne des Worts, entblössten Sprache bietet die Chinesische dar. Es ist bekannt, dass gerade in dem sogenannten alten Stil, in welchem die Schriften des Confucius und seiner Schule verfasst waren, und der noch heute der allgemein übliche für alle grossen philosophischen und historischen Werke ist, die grammatischen Verhältnisse einzig und allein durch die Stellung, oder durch abgesonderte Wörter bezeichnet werden, und dass es oft dem Leser überlassen bleibt, aus dem Zusammenhang zu errathen, ob er ein Wort für ein Substantivum, Adjectivum, Verbum, oder für eine Partikel nehmen soll.*) Der Mandarinische und literarische Stil haben

*) *Grammaire Chinoise par M. Abel-Remusat.* p. 35. 37.

zwar dafür gesorgt, mehr grammatische Bestimmtheit in die Sprache zu bringen, aber auch in ihnen besitzt sie keine wahrhaft grammatischen Formen, und jene eben erwähnte Literatur, die berühmteste der Nation, ist von dieser neueren Behandlung der Sprache durchaus unabhängig.

Wenn, wie Etienne Quatremere*) scharfsinnig zu beweisen gesucht hat, die Coptische Sprache die Sprache der alten Aegyptier gewesen ist, so kommt auch die hohe wissenschaftliche Bildung, auf welcher diese Nation gestanden haben soll, hier in Betrachtung. Denn auch das grammatische System der Coptischen Sprache ist, wie Silvestre de Sacy**) sich ausdrückt, vollkommen ein synthetisches, das heisst ein solches, in welchem die grammatischen Bezeichnungen den, Sachen bedeutenden Wörtern abgesondert voroder nachgesetzt werden. Silvestre de Sacy vergleicht es namentlich hierin dem Chinesischen.

Wenn nun zwei der merkwürdigsten Völker die Stufe ihrer intellectuellen Bildung mit Sprachen zu erreichen vermochten, die ganz, oder grösstentheils der grammatischen Formen entbehren, so scheint hieraus eine wichtige Einwendung gegen die behauptete Nothwendigkeit dieser Formen hervorzugehen. Es ist indess noch auf keine Weise dargethan, dass die Literatur dieser beiden Völker gerade diejenigen Vorzüge besass, auf welche die Eigenschaft der Sprache, von der hier die Rede ist, vorzüglich einwirkt. Denn unläugbar zeigt sich die durch eine reiche Mannigfaltigkeit bestimmt und leicht gebildeter grammatischer Formen begünstigte Schnelligkeit und Schärfe des Denkens am glänzendsten im dialektischen und rednerischen Vortrag, daher sie sich in der Attischen Prosa in ihrer höchsten Kraft und Feinheit entfaltet. Von dem Chinesischen alten Stil geben selbst diejenigen, welche sonst ein günstiges Urtheil über die Literatur dieses Volkes fällen, zu, dass er unbestimmt und abgerissen ist, so dass der auf ihn folgende, dem Bedürfniss des Lebens besser angepasste dahin trachten musste, ihm mehr Klarheit, Bestimmtheit und Mannigfaltigkeit zu geben. Dies beweist daher im Gegentheil für unsre Behauptung.

---

*) *Recherches critiques et historiques sur la langue et la littérature de l'Egypte.*[1])

**) In Millins *Magasin encyclopédique Tom. IV.* 1808. S. 255., wo zugleich eben so neue, als geistreiche Ideen über den Einfluss der hieroglyphischen und alphabetischen Schrift auf die grammatische Bildung der Sprachen entwickelt werden.

[1]) *Sie waren Paris 1808 erschienen.*

Von der Alt-Aegyptischen Literatur ist nichts bekannt; was wir aber sonst von den Gebräuchen, der Verfassung, den Bauwerken und der Kunst dieser merkwürdigen Länder wissen, deutet mehr auf streng wissenschaftliche Bildung, als auf ein leichtes und freies Beschäftigen des Geistes mit Ideen hin. Hätten indess auch diese beiden Völker gerade die Vorzüge erreicht, die man billigerweise Anstand nehmen muss, ihnen beizulegen, so würde dadurch das oben Entwickelte nicht widerlegt seyn. Wo der menschliche Geist durch ein Zusammentreffen begünstigender Umstände mit glücklicher Anstrengung seiner Kräfte arbeitet, gelangt er mit jedem Werkzeuge zum Ziel, wenn auch auf mühevollerem und langsamerem Wege. Allein darum dass er die Schwierigkeit überwindet, ist die Schwierigkeit nicht minder vorhanden. Dass Sprachen mit keinen, oder sehr unvollkommnen grammatischen Formen störend auf die intellectuelle Thätigkeit einwirken, statt sie zu begünstigen, fliesst, wie ich gezeigt zu haben glaube, aus der Natur des Denkens und der Rede. In der Wirklichkeit können andre Kräfte diese Hemmungen schwächen, oder aufheben. Allein bei der wissenschaftlichen Betrachtung muss man, um zu reinen Folgerungen zu gelangen, jede Einwirkung als ein abgesondertes Moment, für sich und so, als würde sie durch nichts Fremdartiges gestört, beurtheilen, und dies ist hier mit den grammatischen Formen geschehen.

Inwiefern auch in den Amerikanischen Sprachen eine höhere Bildungsstufe erreicht ward, darüber lässt sich keine reine Erfahrung zu Rathe ziehen. Die Schriften von Eingebohrnen *) in Mexikanischer Sprache, die man besitzt, rühren nur von der Zeit der Eroberung her, und athmen daher schon fremden Einfluss. Doch ist sehr zu bedauern, dass man keine davon in Europa kennt. Vor der Eroberung gab es kein Mittel schriftlicher Aufzeichnung in jenem Welttheil. Man könnte schon dies als einen Beweis ansehen, dass in demselben kein Volk mit der entschiednen Stärke der Denkkraft aufgestanden seyn muss, welche die Hindernisse bis zur Erfindung des Alphabets durchbricht. Allein diese Erfindung ist wohl überhaupt nur sehr wenige male geschehen, da die meisten Alphabete, durch Ueberlieferung, eines aus dem andren entstanden sind.

---

*) A. v. Humboldts *Essai politique sur le royaume de la Nouvelle Espagne. p.* 93. Desselben *Vues des Cordillères et monumens des peuples de l'Amérique. p.* 126.

Die Sanskrit Sprache ist unter den uns bekannten die älteste und erste, die einen wahrhaften Bau grammatischer Formen, und zwar in einer solchen Vortreflichkeit und Vollständigkeit des Organismus besitzt, dass in dieser Rücksicht nur wenig später hinzugetreten ist. Ihr zur Seite stehen die Semitischen Sprachen; allein die höchste Vollendung des Baues hat unstreitig die Griechische erreicht. Wie nun diese verschiednen Sprachen sich in den hier betrachteten Rücksichten gegen einander verhalten, und welche neue Erscheinungen durch das Entstehen unsrer neueren Sprachen aus den classischen hervorgegangen sind, bietet reichlichen Stoff zu weiteren, aber feineren und schwierigeren Untersuchungen dar.

6.

Ueber die allgemeinsten Grundsätze der Wortbetonung mit besondrer Rücksicht auf die Griechische Accentlehre. [1])

Da mich meine Beschäftigungen mit dem vergleichenden Sprachstudium auf die Untersuchung der verschiedenen Theile der Grammatik, sowohl nach allgemeinen Begriffen, als nach den Gesetzen der hauptsächlichsten einzelnen Sprachen führen; so bin ich gleich im Anfange dieser Arbeiten auf die Schwierigkeiten einer vollständigen und systematischen Erklärung der Wortbetonung gestossen. Diese Schwierigkeiten werden diejenigen nicht befremden, die mit den abweichenden Meynungen der Gelehrten bekannt sind, welche in den letzten Decennien über die Griechische Betonungslehre geschrieben haben. Um sie aber besser zu besiegen, und der Richtigkeit des dazu gewählten Weges gewisser zu werden, hat es mir gut geschienen, diese Materie abgesondert, und zwar nicht bloss allgemein, sondern zugleich mit besondrer Anwendung auf die Griechische Sprache abzuhandeln, die ich wegen der Vollständigkeit und Consequenz ihres Accentsystems, worin keine andre ihre Vollkommenheit erreicht, gewählt habe. Doch werde ich nur bei den allgemeinsten Begriffen stehen bleiben, ohne in

---

Handschrift (53 halbbeschriebene Folioseiten) in der Königlichen Bibliothek in Berlin. Ebenda sind zwei Abschriften von Schreiberhand (je 81 halbbeschriebene Folioseiten) erhalten.

[1]) *Der Titel hieß ursprünglich: „Ueber die eigenthümliche Verschiedenheit der Griechischen und Deutschen Wortbetonung, und ihre Erklärung aus der allgemeinen Natur der Sprache.“*

die Mannigfaltigkeit der Regeln einzugehen, welche aus ihrer Anwendung auf einzelne Fälle entspringt.[1])

1. Abschnitt.

Allgemeine Grundsätze.

§. 1.

Es lassen sich an einer Silbe drei verschiedene Beschaffenheiten der Aussprache erkennen: 1. ihr eigenthümlicher Laut; 2. ihr Zeitmass; 3. ihr Ton, die Erhebung oder Senkung der Stimme.

§. 2.

Keine Silbe, welcher Art sie sey, kann ohne alle Erhebung der Stimme ausgesprochen werden.

§. 3.

Wenn aber an eine betonte Silbe eine andre, ohne dazwischen eintretende Weile, gehängt wird, so erfährt dieselbe eine solche Einwirkung der ersteren, dass ihr eigner Ton dadurch entweder ganz verloren geht, oder durchaus unbedeutend wird, es müsste ihr denn absichtlich ein neuer gegeben werden.

§. 4.

Es lässt sich also durch die Verbindung mehrerer Silben Aufhebung des Tones einiger derselben, und durch diese Aufhebung

---

[1]) *„zugleich — entspringt" verbessert aus „an zwei Hauptsprachen abzuhandeln. Ich habe dazu die Griechische und die Deutsche gewählt, weil keine andre Sprache ein so vollständiges und consequentes Betonungssystem besitzt, als die erstere, und weil die Verschiedenheit der Grundsätze beider hierin gerade von der Art ist, dass sie die Natur der Betonung in ihren tiefsten und allgemeinsten Zügen aufdeckt.*

Die Eigenthümlichkeiten der Griechischen Accentuation liegen sowohl in den Gesetzen der Veränderung des Tons in der Verbindung der Worte, als in der abgesondert betrachteten Betonung der einzelnen. Es muss daher von beiden gehandelt werden, und ich wähle hierzu die hier angegebene Folge. Denn da in Ansehung des Deutschen über den ersteren beider Punkte wenig zu sagen ist, so wird sich Alles, was das Griechische betrift, auf diese Weise besser zusammenstellen, als wenn es durch die Vergleichung der Grundsätze der deutschen Wortbetonung unterbrochen würde. Zuerst aber ist es nothwendig, die allgemeinsten Begriffe aus der blossen Natur der Sprache hergeleitet zusammenzustellen."

Verbindung hervorbringen, und beide können sogar nicht anders, als gegenseitig durch einander erzeugt werden. Der Ton, welcher den Ton andrer Silben aufhebt, ist der vorwaltende, und beherrscht die ihm untergeordneten, tonlos werdenden Silben.

§. 5.

Eigenthümlicher Laut und Zeitmass einer Silbe werden durch ihre eigne Natur bestimmt, und machen gleichsam die körperliche Gestalt derselben aus. Der Ton aber, durch den sie selbstständig erscheint, und andre Silben beherrscht, hängt von der Freiheit des Redenden ab, ist eine ihr von ihm mitgetheilte Kraft, und gleicht einem ihr eingehauchten fremden Geist.

§. 6.

Der Ton kann eine Reihe von Silben bloss in Rücksicht auf ihren Klang, und ihr Zeitmass beherrschen, und dann ist er der rhythmische Ton, die Arsis des Silbenmasses, oder in Beziehung auf die Rede, und ihr Verhältniss zu derselben, ihr Gewicht für Sinn und Empfindung, und dann ist er der Sprachton. Es soll jedoch hiermit keinesweges gesagt seyn, dass der Sprachton sich immer nach der Bedeutung der Wörter richte. Sein Zweck ist allerdings, die Rede verständlich und eindringend zu machen. Wenn er aber zum Behuf der Verständlichkeit Wörter bildet, so kann er in diesen seine Stelle wieder rein nach Gesetzen des Klanges, und ohne alle Beziehung auf den Begriff nehmen.

§. 7.

Die Sprachbetonung (von der allein hier gehandelt wird) kann zur Absicht haben, den durch ein Wort, oder eine Silbe bezeichneten Begriff verhältnissmässig vor andren, zur Erzeugung eines Ganzen der Rede herauszuheben, und dann heisst sie die Redebetonung, oder mehrere, für sich gar nicht, oder nicht vollständig bedeutsame Silben zur Erzeugung eines Wortes zu verbinden, und dann heisst sie die Wortbetonung.

§. 8.

Bei der Vertheilung der Wortaccente, können dieselben durch mehr, oder weniger Silben von einander getrennt seyn. Diese sind alsdann, in Vergleichung mit dem Wortaccent, tonlos, und einander gleich, da der Redende keine von ihnen, mit Beziehung

auf ihre Bedeutung, heraushebt, oder genauer zu reden, da er dieselben mit keinem Sprachaccente belegt. (6.)

§. 9.

Da jedoch eben diese Silben verschieden sind als blosse Klänge, so kann die Stimme sie nicht in vollkommner Gleichheit schwebend erhalten, und so sucht das Ohr in ihnen eine Wohlklang erzeugende Unterordnung. Dadurch kann in den Wörtern, ausser der eigentlichen und vorwaltenden Sprachbetonung, zugleich eine zweite untergeordnete, der Analogie der rhythmischen folgende entstehen.

§. 10.

Wenn eine Sprache bei der Vertheilung ihrer Wortbetonung Grundsätze befolgt, nach welchen in einem Wort nicht Eine Silbe ausschliessendes Gewicht hat, sondern mehrere verhältnissmässiges, so kann es auch zwei und mehrere wahre Wortaccente in demselben Worte geben. Alle aber müssen sich Einem unterordnen, indem sonst die Einheit des Wortes verloren geht.

§. 11.

Es kann kein Wort ohne Betonung (Accent) gedacht werden; kein mehrsilbiges, da es sonst (§. 4.) kein Ganzes wäre, kein einsilbiges, da es (§. 5.) nur vermittelst der Betonung als abgesondert, und selbstständig erscheint.

§. 12.

Die Betonung kann die Absicht haben, das Wort entweder absolut einzuprägen, ohne Beziehung auf andre, oder relativ, es in ein Verhältniss der Wichtigkeit zu andren zu stellen.

§. 13.

Da auf diese Weise die Redebetonung ein abgesondertes Wort (§. 12.), die Wortbetonung eine einzelne Silbe (§. 11.) treffen kann, so ist der Begriff des Tons nicht unzertrennlich von dem Begriff einer Reihe, obgleich er in der Sprache häufig, und gewöhnlich als eine Reihe beherrschend erscheint. (§. 5.)

§. 14.

Die betonte Silbe übt auf die ihr unmittelbar nachfolgenden nothwendig die Wirkung aus, dass sie durch ihr Uebergewicht

den eignen Ton derselben (wenn ihnen nicht absichtlich ein neuer gegeben wird) schwächt oder vernichtet. Es hängt von der Stärke des Tons ab, welchen Grad diese Wirkung erreichen soll. Sie kann aber so mächtig werden, dass sie das Zeitmass, und sogar die eigenthümliche Aussprache der beherrschten Silben verändert.

§. 15.

Je weiter eine Silbe von der Tonsilbe entfernt ist, um desto schwächer erfährt sie diese Wirkung. Die Einwirkung des Tons auf die ihm nachfolgenden Silben hat daher ein natürliches Gebiet, dessen Gränzen sich aber nicht allgemein angeben lassen, da sie von der nicht absolut zu bestimmenden Stärke des Tons abhängen.

§. 16.

Auf die vor ihm vorhergehenden Silben kann der Ton, genau genommen, keine Wirkung ausüben, da er für sie noch nicht vorhanden ist. Da es aber die Absicht des Redenden ist, sie unter den ihnen nachfolgenden Ton zu versammeln, so wird auch ihre Aussprache durch ihn bestimmt, indem der Redende sie absichtlich in möglichst tonloser Gleichheit dergestalt eng an einander reiht, dass dadurch im Zuhörenden die Erwartung des Tones erregt wird.

§. 17.

Diese möglichst gleiche Aussprache der dem Ton vorhergehenden Silben kann daher so lange fortgesetzt werden, als es die Absicht des Redenden erfordert. Die eintretenden Schranken sind nur, dass die Aussprache noch ununterbrochen möglich sey, und die Erwartung des Zuhörenden noch genug in Spannung gehalten werde, um den nachfolgenden Ton auf die vorausgehenden Silben zu beziehen. Denn dauert die Erwartung zu lange, so werden die (§. 9.) ihrer Bestimmung nach untergeordneten, gelegentlich entstehenden rhythmischen Accente vorwaltend über den Sprachaccent.

§. 18.

Es kann daher nicht in gleichem Sinn von einem Gebiet der Vorwirkung, als von einem Gebiet der Nachwirkung des Tons gesprochen werden. Jenes ist offenbar weiter, dieses nothwendig enger, jenes hängt von der Absicht des Redenden, dieses von der Stärke des vorhergegangenen Tons ab, bei jenem liegt es bei jeder

noch auszusprechenden Silbe in der Gewalt des Redenden, zu machen, dass die Erwartung des Accents hörbar bleibe, bei diesem kann der Redende, wenn er dem Ton einmal nur eine gewisse Stärke gegeben hat, seine Wirkung nicht mehr über dieselbe hinaus erweitern.

§. 19.

Es lässt sich auch nicht bei der Vorwirkung, wie bei der Nachwirkung des Accents (§. 15.) sagen, dass ihre Fühlbarkeit bei jeder einzelnen Silbe in geradem, oder umgekehrtem Verhältniss zu ihrer Entfernung vom Ton stehe. Dennoch kann die dem Ton unmittelbar vorhergehende Silbe, auch vielleicht noch die nächste vor ihr, mehr, als die andren afficirt werden, wenn die Betonung so heftig seyn soll, dass der Ausdruck derselben unmöglich seyn würde, ohne jene Silben mit einer Art von Gewaltsamkeit niederzuhalten.

§. 20.

Das Wesen des Tones besteht darin, dass eine Silbe durch den Nachdruck ausgezeichnet werde, welcher durch Erhebung, oder Senkung der Stimme entsteht. (§. 1.) Dieser Nachdruck kann sich nun auf doppelte Weise ankündigen, entweder als Schärfe, oder als Schwere. Der Unterschied zwischen dem einen und dem andren liegt darin, dass die Schärfe vordringend ist, die nachfolgenden Silben an sich reisst, die Schwere in sich selbst ruhend, die nachfolgenden Silben bloss fallen lässt.

§. 21.

Es giebt daher einen doppelten Accent, und kann keinen dritten einfachen geben. Denn da ein eigentliches Zurückwirken des Tones (§. 16.) unmöglich ist, so lässt sich zu dem Vordringen, und dem auf sich Beruhen nichts Drittes hinzudenken.

§. 22.

Da es unmöglich ist, einer Silbe Nachdruck durch Gewicht, ohne Vordringen des Tones anders, als dergestalt zu geben, dass man der Stimme zugleich auch, durch Senkung, Tiefe ertheilt, und da die Wirkung, welche die unbetonte Silbe von der sie beherrschenden betonten erfährt, ebenfalls Senkung ist, so müssen beide Zustände, der der schwer, und der der unbetonten Silbe sorgfältig von einander unterschieden werden. Der nicht zu ver-

kennende Unterschied liegt darin, dass in der schwer betonten Silbe die Senkung, als solche, Nachdruck erhält, und die Silbe sich gerade dadurch vor den übrigen auszeichnet; dass man die unbetonte hingegen, statt ihr Gewicht zu leihen, vielmehr durch die bloss unvermeidlich aus der vorhergehenden Schärfe entspringende Senkung fallen lässt.

§. 23.

Bei der unbetonten Silbe, welche dem Accent vorangeht, ist keine Verwechslung mit der schwer betonten möglich. Denn da ihr, als vorausgehend, keine Senkung eigen seyn kann, die erst Folge der selbst nachfolgenden Betonung wird, so haben beide schlechterdings nichts mit einander gemein.

§. 24.

Da das Wesen des schweren Tons gerade darin liegt, dass er nicht, wie der scharfe, an sich reissend vorwärts dringt, sondern auf sich selbst ruht, so kann er, genau genommen, kein Gebiet der Nachwirkung haben. Nur die unmittelbar, ohne dazwischen eintretende Weile, auf ihn folgende Silbe wird durch seinen Nachdruck von selbst tonlos werden.

§. 25.

Es scheint natürlich, dass eine einfache Silbe auch einen einfachen Ton habe, folglich einen der beiden oben (§. 21.) unterschiedenen.

§. 26.

Wenn aber in derselben Silbe zwei Laute so in einander übergehen, dass sie zusammen nur Einen bilden, so scheint es gleich natürlich, dass jeder beider Laute dasjenige Verhältniss zur Betonung behalte, welches er haben würde, wenn er unverbunden neben dem andren stände.

§. 27.

Es kommt daher darauf an, ob sich dies Verhältniss beider in der Verbindung erhalten lässt, oder nicht. Im ersten Falle wird ein zusammengesetzter Ton entstehen, und der Eindruck der Silbe dadurch stärker und übereinstimmender werden, dass nun in der Betonung und der materiellen Beschaffenheit der Silbe die gleiche Natur, nemlich Zusammensetzung, herrscht. Im ent-

gegengesetzten Fall wird die schwächere Tonbeschaffenheit des einen Lauts der stärkeren des andren weichen müssen.

§. 28.

Eine solche Verbindung des Tons ist nun, im Fall beide Laute verschiedene Tonbeschaffenheit haben (da die gleiche von selbst zusammenschmelzen würde), allemal möglich, wenn der vorangehende Laut scharf betont ist. Denn der nachfolgende mag alsdann tonlos oder schwer betont seyn, so ist ihm Senkung, mithin etwas eigen, das durch den vorangehenden von selbst gegeben ist, so dass er diesen in vollkommener Einheit fortsetzen kann. Es muss nemlich alsdann die schärfende Erhebung der Stimme nicht über die ganze Dauer der Silbe ausgedehnt werden, sondern ehe die Silbe zu Ende geht, der Ton, sich senkend, in sich zurückkehren.

§. 29.

Ist der zweite der verbundenen Laute ein tonloser, so entsteht genau genommen nicht eine Verbindung zweier Accente, mithin kein zusammengesetzter Accent, sondern blosse Verschmelzung eines Tons mit der Senkung einer Tonlosigkeit. Aber in einer, schon an sich so schwierigen Lautverbindung wird diese Senkung nicht fühlbar werden können, wenn man ihr nicht absichtlich einen eignen Nachdruck ertheilt. Daher wird eine solche Verbindung auch in diesem Fall immer Verbindung eines zwiefachen Tons, und der neu erzeugte ein zusammengesetzter, und wahrhaft scharf-schwerer seyn.

§. 30.

Dagegen ist die Verbindung der Tonbeschaffenheit beider in der Silbe verschmelzenden Laute niemals möglich, wenn der nachfolgende ein scharf betonter ist. Denn der vorangehende mag in diesem Fall ein tonloser, oder schwer betonter seyn, so wird durch ihn nichts gegeben, was dem nachfolgenden eigen wäre, so dass dieser niemals als eine Fortsetzung desselben erscheinen, und, ohne Störung der Einheit, nicht mit ihm verbunden werden kann.

§. 31.

Da der zusammengesetzte, scharf-schwere Accent sich immer in einen schweren endigt, so gilt von seiner Nachwirkung dasselbe, als von der des schweren selbst. (§. 24.) Indess kann er

etwas mehr Gewalt über die ihm nachfolgenden Silben ausüben, da doch immer in ihm eine, wenn gleich wieder aufgehobene Schärfe der Stimme liegt.

§. 32.

Dass der zusammengesetzte Accent nur in Silbenverschmelzung seinen Ursprung habe, ist in sich wahrscheinlich. Er kann aber nachher auch bei nicht verschmolzenen Silben angewandt worden seyn, doch freilich nur bei solchen, deren Zeitmaass unmittelbar auf einander folgende Hebung und Senkung gestattet. Er hängt daher, seiner eigenthümlichen Natur nach, mit dem Zeitmass der Silbe zusammen, und ist nur bei langen Silben möglich.

§. 33.

Das Erste in aller Sprach-Betonung ist die Wortbetonung, als die Bedingung der Verständlichkeit des Gesagten. Zu ihr gesellt sich aber immer zugleich die Redebetonung als Bedingung des Ausdrucks des Sinnes und der Empfindung des Sprechenden.

§. 34.

Solange die Redebetonung sich begnügt, die Wortbetonung bloss verhältnissmässig zu stärken, oder zu schwächen, liegt sie ausserhalb des Gebiets der Grammatik. Sie gehört nur zu dieser, wenn sie die Betonung des Worts, als solchen, aufhebt, oder verändert.

§. 35.

Aufhebung der Betonung eines Worts kann den Zweck haben, demselben in der zusammenhängenden Bedeutung der Rede allen Nachdruck zu nehmen, oder auch den, das Wort an ein andres anzuschliessen, zu dem es, der grammatischen Geltung nach, gehört. Es kann auch die Aufhebung der Betonung bloss in der Art ihren Grund haben, wie die Sprache die Laute bloss materiell und euphonisch behandelt.

§. 36.

Die Anschliessung eines Worts an das andre ist nicht immer Zusammenschmelzen in Eins. Denn wenn man auf der einen Seite bedenkt, dass die verschiedenen Grundtheile eines Worts sehr oft für sich Selbstständigkeit besitzen, oder besessen haben, und dass auf der andren auch die verschiedenen Wörter eines

Satzes oft in sehr naher grammatischer Verbindung mit einander stehen, so kann man, insofern die Bedeutung, und der Sinn die Bestimmung giebt, die Trennung und Verbindung der Wörter, und ihrer Elemente nur als eine relative, d. i. als ein gradweise verschiedenes Zusammengehören, oder Getrenntseyn ansehen. Zu einer absoluten Trennung und Verbindung werden die Wörter erst durch den Accent gestempelt, welches in keiner Sprache ohne Beimischung vieles bloss Zufälligen geschieht.

§. 37.

Es lassen sich daher auch durch die Betonung bestimmte Grade der Trennung und Verbindung denken, und namentlich kann es zwischen dem Zustand, wo Theile der Rede zu Einem Wort verbunden sind, und demjenigen, wo zwei Wörter, als selbstständige, geschieden sind, einen dritten Mittelzustand geben, wo ein Wort unter die Betonung eines andren gebracht wird, ohne mit ihm gänzlich und in allen Beziehungen zu Einem und demselben Worte zu werden. Diesen Zustand nennt man den der Anlehnung.

§. 38.

Da auch wenn der Ton eines Wortes in der Absicht aufgehoben wird, um ihm den Nachdruck in der Verbindung der Rede zu nehmen (§. 35.), dasselbe nicht als abgesondertes Wort fortbestehen kann (§. 11.), so ist auch diese Aufhebung nicht anders als durch Anschliessung an ein andres Wort möglich.

§. 39.

Diese könnte zwar an und für sich gänzliche Verschmelzung zu Einem Worte seyn, doch wird diese nicht statt finden können, wo sie die eigne Betonung des Wortes verändern müsste. Denn dies würde der Verständlichkeit schaden, wenn es auch nicht überhaupt unnatürlich wäre, dass ein ausdrücklich unbedeutend gemachtes Wort die Eigenthümlichkeit des Hauptwortes umänderte.

§. 40.

Da mithin auch bei diesem Anschliessen die Absicht vorwaltet, die Selbstständigkeit des Worts, an welches sie geschieht, unangegriffen zu lassen, so bringt auch dies Anschliessen das angeschlossene Wort in den Zustand der Anlehnung, den es aber,

sobald es mit Nachdruck gebraucht werden soll, in den der selbstständigen Betonung verwandelt.

§. 41.

Die Folgen der Anlehnung sind, dass das angelehnte Wort, es mag nun sonst einen eignen Ton haben, oder nicht, ganz tonlos wird, dass dasjenige, an welches die Anlehnung geschieht, in der Tonbeschaffenheit seiner Silben die Veränderungen erfährt, welche die besondren Gesetze der Sprache bei dem Fall eines Silbenzuwachses erheischen, dass aber durch diese Veränderungen seine Hauptbetonung nicht allein nie verändert werden kann, sondern jene Veränderungen auch allemal dieser untergeordnet bleiben.

§. 42.

Die Anlehnung kann an ein vorhergehendes, oder an ein nachfolgendes Wort geschehen, Vor- oder Rücklehnung seyn. Die angelehnte Silbe theilt alsdann, soviel es die Verhältnisse (§. 41.) der Anlehnung gestatten, die verschiedene Natur der Vor- oder Nachsilben (§. 14—17.) des Accents.

§. 43.

Tonveränderung, ohne Aufhebung, also Versetzung im Umfange des Worts, zur Bezeichnung des verschiedenen Gewichts der Bedeutung seiner Elemente, kann die Redebetonung nur da bewirken, wo die Natur der besondren Sprache eine solche Unstätigkeit der Wortbetonung zulässt. Ob aber eine Sprache dies thut, hängt von der Festigkeit ihrer Wortbildung selbst ab.

§. 44.

Wenn eine besondre Sprache die Tonversetzung in demselben Wort als ein Zeichen braucht, dass das Wort enger, als zu einem andren, zum vorausgehenden, oder nachfolgenden gehört, so lässt sich dies zwar auch auf allgemeine Gründe zurückführen, wenn es einmal historisch gewiss ist, allein, ohne dies, nicht aus den allgemeinen Begriffen herleiten, ja in den einzelnen Modificationen nicht einmal durch die blossen allgemeinen Tonverhältnisse verständlich machen. Der dadurch in dem Wort hervorgebrachte Zustand ist alsdann der einer halben Anlehnung.

§. 45.

Die Betonung einer Silbe kann ihre intellectuelle, ihr Zeitmass ihre aesthetische, ihr eigenthümlicher Laut ihre materielle Natur genannt werden. (§. 1.) Die Verschiedenheit der Behandlung nun, welche die Betonung in einer gegebenen Sprache erfährt, wird vorzüglich aus der verschiedenen Gleichstellung, oder Unterordnung dieser drei Naturen entstehen, und sich auf zwei Hauptpunkte zurückführen lassen, aus welchen hernach alle einzelnen Modificationen werden abgeleitet werden können.

§. 46.

Der erste dieser Hauptpunkte ist, ob eine Sprache dieser dreifachen Natur volle und gleiche Geltung widerfahren lässt, und also, bei rein austönenden Lauten, ein vollständiges rhythmisches System mit einem vollständigen Betonungssystem verbindet, oder ob sie durch den Ton das Zeitmass, und selbst die Laute umändert, und verderbt.

§. 47.

Das eine, und das andre hängt vorzüglich von der Stärke ab, welche eine Sprache dem Accent im Ganzen einräumt. Denn obgleich in der Betonung Alles relativ, und nur gradweise abzumessen ist, so giebt es doch in jeder Sprache ein besondres Einheitsmass der Betonungsstärke, durch dessen Vervielfachung und Theilung jene Gradmessung möglich wird.

§. 48.

Der zweite der oben (§. 45.) erwähnten Hauptpunkte ist, inwieweit eine Sprache auch die Gesetze der Sprachbetonung, ihrem auf die Bedeutung gehenden Zwecke unbeschadet, mehr nach den Gesetzen des rhythmischen Tones behandelt, oder, mit Vernachlässigung dieser, den Ausdruck der Bedeutung verfolgt.

§. 49.

Denn indem der Sprachaccent zur Erzeugung Eines Begriffs durch Ein Wort mehrere Silben unter Einen Ton versammelt, kann bei dieser Stellung der Wortaccente soviel Rücksicht auf das rhythmische Verhältniss der Silben genommen werden, dass dadurch eine eigne Art des Wohlklanges entspringt, welche einen Hauptheil des rednerischen Numerus ausmacht.

§. 50.

Die hier (§. 45—48.) geschilderte Behandlung des Betonungssystems einer Sprache setzt in der Nation eine glückliche Anlage zu der Verbindung der intellectuellen mit den, durch das Gefühl der Schönheit geläuterten und gesteigerten sinnlichen Fähigkeiten voraus, und eine Kraft, die es verschmäht, mit unruhiger Heftigkeit nach Einer Seite zu wirken, weil sie sicher ist, durch ruhige Klarheit Alles nach allen Seiten zu überstrahlen.

2. Abschnitt.

Vergleichung der vorgetragenen allgemeinen Grundsätze mit den in Bernhardi's Anfangsgründen der Sprachwissenschaft aufgestellten.

Ich habe die obigen, wie es mir scheint, streng aus einander abgeleiteten Sätze nicht durch die Vergleichung mit den Meynungen Andrer unterbrechen mögen. Ich werde mich auch jetzt darauf beschränken, eine solche bloss mit der von Bernhardi in seinen Anfangsgründen der Sprachwissenschaft (§. 28.) vorgetragenen Accentlehre anzustellen, da man voraussetzen darf, dass alle, welche das philosophische Sprachstudium beschäftigt, dies Werk vorzugsweise zu Rathe ziehen.[1])

§. 1.

Bernhardi erklärt die Tonlosigkeit, und den schweren Ton für dasselbe, und sagt §. 28, 12. „man pflegt die erhöhte sowohl, als gesunkene Stimme Accente zu nennen, jene Acutus, diese Gravis.“ Gleich darauf nennt er den Gravis den negativen Accent. Da der hier als Grauis bezeichnete Ton auf keine Weise in dem

[1]) *„da — ziehen“ verbessert aus „Dieser Mann, von dem es unendlich zu bedauern ist, dass ihn, während seines ohnehin zu kurzen Lebens, vielfältige praktische Geschäfte von dem anhaltenden und ununterbrochnen Studium seiner Wissenschaft abzogen, hat, meinem Urtheile nach, mehr, als irgend ein andrer Deutscher, oder ausländischer Gelehrter für die allgemeine Grammatik geleistet, und dadurch jedem die Pflicht auferlegt, nicht ohne die strengste Erwägung aller Gründe von seiner Meynung abzuweichen. Die Punkte nun, in welchen ich dieser nicht beitreten kann, sind folgende.“*

Sinne Accent ist, wie der Acutus, was Bernhardi selbst durch den Ausdruck: man pflegt Accente zu nennen, andeutet, so ist es schon nicht logisch richtig, im streng wissenschaftlichen Vortrag zwei nicht ganz gleichen Begriffen denselben Namen zu geben. Ist aber weiter der Gravis wenigstens nicht in demselben Sinne Accent, als der Acutus, so passt auch die Anwendung des Positiven und Negativen nicht darauf, die in der Mathematik strenge Identitaet des Gattungsbegriffs voraussetzt. Die Tonlosigkeit, die hier Gravis genannt wird, ist kein negativer Accent, sondern Negation des Accents. Durch den Accent will der Redende die accentuirte Silbe herausheben, aber die nicht accentuirte soll so wenig herausgehoben werden, dass vielmehr die Art ihrer Aussprache das Herausheben ihrer Nachbarin bestätigen soll. Wie kann nun diese Art ihrer Aussprache auch Accent heissen sollen? Bei einer solchen Ansicht wird auch gar nicht auf das Eigenthümliche des scharfen Accents geachtet, und meinem Ohre nach ist doch ein offenbarer Unterschied zwischen dem scharfen, das Nachfolgende an sich reissenden Accent in ἕτερος, *éternel*, *obédience*, Éwigkeit, und dem gewichtigen, in sich ruhenden ἑτερομερὴς, *exprès*, *unìte*, èben, und von beiden ist das Sinken der Stimme in den Endsilben von *λόγος*, *férme*, *cómmon*, áhnden verschieden. Wenn man dagegen einwenden wollte, dass die verschiedene Aussprache des Gravis und Acutus in diesen Wörtern nicht im Accent, sondern in der Natur der Vocale liege, so sagt dies, meiner Meynung nach, nichts weiter, als dass, weil allerdings der schwere Ton nicht ohne Tiefe gedacht werden kann, diese durch die Natur des Vocals begünstigt werden, oder die letztere in etwas umändern muss. Nach dem Obigen haben der scharfe und schwere Accent mit einander gemein, dass durch beide der Redende die Silbe durch Nachdruck heraushebt, der schwere und die Accentlosigkeit, dass in beiden Tiefe, mithin Senkung der Stimme liegt, im ersteren absichtlich, in der letzteren als unvermeidliche Folge des vorangegangenen Accents. Diese Bestimmungen halte ich in der Natur der Sache gegründet, und nur wenn man sie annimmt, lassen sich alle Erscheinungen erklären. Bei jeder andren Definition des Gravis bleiben Schwierigkeiten zurück.

§. 2.

Zwischen den dem Accent vorhergehenden, und demselben nachfolgenden Silben scheint zwar Bernhardi (§. 28, 17.) einigen

Unterschied anzuerkennen, und zu fühlen, dass das Gebiet der ersteren weiter, als das der letzteren seyn kann. Allein an sich hält er beide für gleich, und nennt die einen und die andren *graues*. Der Accent, heisst es, wird zwei Graues von sich abhängig machen können, und zwar von beiden Seiten. Weiterhin spricht er auch von den untergeordneten Accenten, und scheint richtig zu empfinden, dass sie dem Hauptaccent vorangehen und folgen können, aber er unterscheidet sie nicht wesentlich von diesem. Ich dagegen halte es für unläugbar, dass die dem Accent vorangehende Tonlosigkeit von der auf sie folgenden verschieden ist, und noch weniger begreife ich, wie man dies nicht annehmen kann, wenn man alle Tonlosigkeit als ein Sinken der Stimme erklärt. Es ist schon nicht streng richtig zu sagen, dass der Accent die Silben an beiden Seiten von sich abhängig mache; wenn die ihm vorausgehenden ausgesprochen werden, ist er noch nicht da, und kann nicht wirken. Das Sinken der Stimme ist unmittelbar eine Folge einer vorhergegangenen Erhebung. Soll das Sinken, ohne solche, von selbst anfangen, so ist dies zwar möglich, allein nur indem man absichtlich, und mit Nachdruck, der Aussprache Tiefe giebt, welches aber der Tonlosigkeit widerspricht. Am meisten modificirt wegen des Accentes, der nachfolgen soll, wird die ihm unmittelbar vorausgehende Silbe, allein in *λοπάς, levé, abóút,* Begínn ist es doch, oder mein Ohr müsste mich durchaus betrügen, kein Sinken, sondern ein schnelles Hingleiten der Stimme, was die erste Silbe bezeichnet. Man vergleiche nur die Aussprache von *abóút* und *boúnty* und man kann sich sicher auf jedes Gehör verlassen, dass es das Verhältniss der beiden tonlosen Silben dieser Wörter durchaus verschieden finden wird.*) Wenn man bloss dem Ohre, ohne Rücksicht auf ein System, folgt, so sind die dem Accent vorausgehenden Silben nothwendig schwachbetonte, die

*) Dies Beispiel beweist um so mehr, als der Ton beider Silben ein dunkler ist. Der Unterschied aber der Vor- und Nachsilben an sich ist in der Englischen Sprache, auf die man bei der Accentlehre, wegen der Gewaltsamkeit ihrer Betonung, und der Sorgfalt einiger ihrer Grammatiker in Bestimmung derselben, immer zurückkommen muss, sehr sichtbar. Von den Nachsilben sagt Walker (*Pron. Dict. p.* 66. *nr.* 454.) ausdrücklich, dass sie sich durch den Accent verändern. *As feebleness naturally succeeds force, so the letters immediately after the stress have a tendency to slide into different sounds, which require less exertion of the organs.* So wird *foúntain, moúntain* (nach Deutscher Aussprache) *fauntin, mauntin* mit ganz verkürztem *ai* ausgesprochen. Unmittelbar vor dem Accent aber behalten die Buchstaben sehr oft durchaus ihren natürlichen langen Laut wie in *recógnisance*, wo das erste *e* wie ein langes *i* klingt.

nur tonlos scheinen, da man ihre geringe Betonung von dem Hauptton (dem Wortaccent) überschallen lässt. Die erste, wenn sie nicht der unmittelbar folgende Accent gleich übertäubt, ist es um so mehr, als die Stimme sich beim Anfange des Worts sammelt, was nie ohne Hebung möglich ist. Zu diesem ganz schwachen Grad der Betonung, den zu nehmen dem Redenden unmöglich ist, gesellt sich, wenn die Zahl der Vorsilben wächst, ein zweiter, den das Ohr, veranlasst durch die Natur der Vocale, und immer verlangend nach Wohlklang, darin sucht. Aber diese Gattungen der untergeordneten Accente sind, meines Erachtens, vom Hauptaccent, dem Wesen nach, unterschieden. Da sie keine Beziehung auf die Rede, ihre Verständlichkeit und Bedeutung haben, so gehören sie gar nicht zu den Sprachaccenten, und liegen bloss in dem Gebiete des Klangsystems. Ausser diesen giebt es aber, doch nur in gewissen Sprachen, untergeordnete Accente, die nach demselben Princip und in derselben Absicht, als der Hauptaccent, ertheilt werden. Dies können aber nur diejenigen Sprachen thun, welche nicht jedes einzelne Wort als ein ungetheiltes Accentganzes ansehen, sondern einige wieder in Unterbetonungen zerlegen. So in dem Deutschen: Eígenheíten, wo der zweite Accent wegen der Bedeutung dieses Affixum steht. Wenn man fragt, warum ich die Nebenaccente in *πολυπραγμοσύνη* nicht für Accente derselben Art, wie jene Deutschen, nemlich für solche erkläre, welche dem Worte nach eben den Gesetzen, als der Hauptaccent gegeben, und mithin mit ihm gleicher Art sind, so scheint mir die Antwort in Folgendem zu liegen. Hätten die Griechen diese Accente so stark ertönen lassen, wie wir, so müssten wir nothwendig, wenn auch nicht Bezeichnungen derselben, doch ganz bestimmte Andeutung von ihnen bei den Grammatikern finden. Wurden sie aber so wenig hervorgehoben, so beweist dies wieder, dass man sie nicht als wahre Sprachaccente, sondern als bloss gelegentlich entstehende, bei fliessender, und nicht gewaltsamer Aussprache nicht gut zu vermeidende ansah. Aus dem ganzen Sprachbau der Griechen geht auch hervor, dass die Zusammenfügung ihrer Wörter viel zu fest, und die Accentuation in diesen viel zu sehr auf Wohlklang und Numerus berechnet war, als dass sie es hätten ertragen können, so, wie wir es thun, das Wort noch in seinem Innern durch den Accent zu zerstückeln, und die Begriffsschwere seiner Theile dem Ohr und Verstande so ängstlich zuzuwiegen. Was von den untergeordneten Accenten hier bei Gelegenheit der Vor-

silben gesagt ist, findet auch bei den Nachsilben Statt. Allein zwischen den Nach- und Vorsilben selbst ist der wichtige Unterschied, dass jene das auf die Erhebung und Anstrengung folgende Sinken und Nachlassen der Stimme trift. Folgen aber in einer Sprache mehr Silben auf den Accent, als in denen sich die vorhergegangene Erhebung noch durch Sinken kenntlich machen lässt, so geht es diesen Silben, wie den Vorsilben. Sie können nicht ohne alle Stimmenerhebung ausgesprochen werden, sondern sind ganz schwach betonte, möglichst gleich und eng an die Accentsilbe angeschlossene Silben. Es entstehen sodann Nebenaccente unter ihnen, wie unter den Anfangssilben.

§. 3.

Bernhardi leitet es aus den allgemeinen Begriffen und Gesetzen her, dass die accentuirte Silbe nicht mehr, als zwei tonlose in ihrem Gebiete beherrschen könne, weil sie sich zu dieser wie zwei dadurch verhalte, dass der Accent, um seinen Zweck zu erfüllen, nur Eine Stufe Erhöhung nöthig habe. Hiergegen ist allerdings nichts zu sagen, wenn die Sprachwissenschaft gesetzgeberisch seyn soll. Verlangt man dagegen von ihr, dass sie die Erklärung aller Eigenthümlichkeiten der besondren Sprache aus allgemeinen Begriffen enthalte, so kann man das Gebiet nicht absolut nach Silbenzahl, sondern nur relativ nach der Accentstärke bestimmen, wie oben geschehen ist. Denn nicht bloss die Englische Sprache, die einmal für unharmonisch und von regelloser Aussprache gilt, hat Wörter, wie *indúbitably,* sondern auch die, ihres Wohlklanges wegen gepriesene Italienische solche, wie *lasciátemelo*, andrer mit noch mehr Silben hinter dem Accent nicht zu gedenken, da sie seltener vorkommen.

3. Abschnitt.

Griechische Betonungslehre.

Da meine Absicht bloss dahin geht, den Eigenthümlichkeiten der Griechischen Betonung ihren Platz in der allgemeinen Sprachtheorie anzuweisen, nicht aber diese Lehre an sich zusammenhängend zu entwickeln, und da ich auch die Gründe der eigen-

thümlichen und ursprünglichen Betonung der einzelnen Wörter übergehen werde, so kommen hier nur in Betrachtung

die allgemeine Natur der Griechischen Accente, und ihre Stellung,
die Verwandlung des Acutus in den Gravis,
die enclitischen und tonlosen Wörter,
und die Anastrophe.

Ueber alle diese Punkte hat vorzüglich Hermann den Weg eingeschlagen, die Meynungen der Grammatiker nach Grundsätzen zu prüfen, die aus der allgemeinen Natur der Sprache genommen sind. Ich werde es mir daher besonders zur Pflicht machen, da, wo ich von seiner Meynung abweiche, meine Ansicht zu weiterer Prüfung ausführlich darzulegen.

§. 1.

Wie sehr ich gesucht habe, mich von den Gründen derjenigen zu überzeugen, welche den Grauis, als eignen Accent, aus dem Griechischen wegläugnen, so gestehe ich, dass es mir damit auf keine Weise jemals hat gelingen wollen.

Ich wiederhole hier nicht, was ich im Vorigen über das wirkliche Daseyn eines solchen doppelten Accents nach der allgemeinen Natur der Sprache gesagt habe. Er könnte an sich möglich, und dennoch im Griechischen nicht üblich gewesen seyn.

Ich gebe auch zu, dass die Natur des Circumflexes, sogar ganz nach dem Sinne der Alten, mit einem einfachen Accent erklärt werden kann, da zu dieser Erklärung, streng genommen, die Verbindung des Acutus mit einer sonst der Tonlosigkeit eigenen Senkung hinreichend ist, obwohl ich glaube, dass in dem Circumflex mehr als ein solches tonloses Senken liegt. (1, §. 29.) Die ganze Erörterung des Begriffs des Grauis wird vorzüglich nur im Griechischen nothwendig. Im Lateinischen bildet der Grauis niemals den Wortaccent.*) In den neueren Sprachen hängt seine Eigenthümlichkeit mehr, oder weniger von dem Vocal ab, den er begleitet. Bloss im Griechischen findet sich der merkwürdige Fall, dass der wahre Accent, welcher der einzige des Wortes ist, sich unter gewissen Umständen**) in den Grauis verwandelt, und dass

*) *Grauis autem per se numquam consistere in ullo verbo potest, sed in his, in quibus inflexus est aut acutus, caeteras syllabas obtinet.* Diomedes *l.* 2. *Putschius.* 425.

**) Dass ein Wort an sich, und ausser diesem Fall der Verwandlung, den Grauis

diese Verwandlung jeden Vocal, ohne Unterschied, treffen kann. Ich nehme daher hier auch das Wort nur in dieser beschränkten Bedeutung, nicht in der allgemeinen, welche ihm die alten Grammatiker beilegen. In dieser Beschränkung nun kommt die ganze Frage, meines Erachtens, darauf zurück, ob die mit dem Zeichen des Grauis betonten Silben ganz eben so betont ausgesprochen wurden, als diejenigen, welche den Acutus haben, oder ob man ihnen gar keinen Ton einräumte, sondern sie den tonlosen Silben gleich stellte. War weder das eine, noch das andre der Fall, so war der Grauis nothwendig nicht bloss ein Schriftzeichen, sondern eine auch in der Aussprache wirklich verschiedene Betonung.

Den tonlosen Silben gleich stellt die so betonten Silben Constantinus Lascaris, und weist ihnen die Aussprache *καθ' ὁμαλισμὸν* an. (Reiz. *de acc. inclin.* 2.) Allein schon Wagner (die Lehre von dem Accent. 36.) bemerkt richtig, dass, wenn dies buchstäblich zu verstehen wäre, eine wahre Zerstörung der Wörter daraus entstehen würde. Denn alle mit dem Grauis bezeichnete Wörter müssten hiernach sich an dasjenige anschliessen, welches zuerst nach ihnen einen Acutus hätte, und dessen Vorsilben werden. Dies folgt aus der Natur der Sache, und ist in andren Fällen auch von den Grammatikern gefühlt worden, indem sie sich bei dem Anlehnen der Wörter an andre desselben Ausdrucks *καθ' ὁμαλισμόν* bedienen. Auch Reiz (*p.* 3.) hat dies so gefasst, und will daher, indem er *sonus* und *tenor* unterscheidet, an die Stelle dieses letzteren einen *pleniorem et validiorem sonum* setzen. Wolf wendet zwar hiergegen ein, dass die Furcht des Zusammenfliessens des ohne Accent ausgesprochenen Wortes mit dem folgenden ohne Grund sey, da ein zusammengesetztes Wort nicht leicht ohne irgend eine Veränderung entsteht. Diese Bemerkung

---

zum Wortaccent haben sollte, ist im Griechischen unerhört. Zwar heisst es in Const. Lascaris Grammatik (c. *περὶ προσῳδιῶν.* die Seite nach I, II) *πᾶσα γὰρ λέξις ἐπιδέχεται τόνον ἕνα,* cet. *ἐν μὲν τῇ ληγούσῃ ἐπιδέχεται ὀξεῖαν* cet. *βαρεῖαν δὲ ὁμοίως, ὡς ἐλαιών, δαφνών. καὶ μάλιστα ἐν τῇ συνεπείᾳ.* Aus dem *μάλιστα* sollte man schliessen, dass jene Wörter, auch ausser dem Zusammenhange, an sich den Gravis hätten. Dies kann aber Lascaris nicht haben sagen wollen. — Das einzige Wort, das eine Ausnahme macht, ist *τὶς,* da man, auch ausser der Verbindung, *το τὶς* (Charax in *Aldi hort. Adon.* 227. a.) sagt. Reiz spricht (*de inclin. p.* 43—46.) von an und für sich schwer accentuirten Silben, und ist geneigt, die sogenannten tonlosen Wörter dafür zu halten. Allein diese müssen auf andre Weise erklärt werden, und Reiz war selbst hierüber so schwankend in seiner Meynung, dass er sie an einer andren Stelle ganz im Gegentheil für *oxytona* erklären will.

ist von der grössesten Wichtigkeit für die Accentlehre, weil sie zeigt, wie fest die Griechen auf den sinnlichen Ausdruck der Einheit des Wortes hielten. Allein hier ist nicht wahre Verschmelzung der Wörter allein zu befürchten, sondern auch eine solche Anlehnung, wie sie z. B. die tonlosen Wörter an das auf sie folgende erfahren, und diese schon würde hier den Sprachaccent durchaus zerstören.

Noch viel weniger aber erlauben die einstimmigen Zeugnisse der Grammatiker anzunehmen, dass Grauis und Acutus auf gleiche Weise ausgesprochen wurden. Auch ist, soviel ich weiss, Wagner (37.) der einzige, der dies behauptet.

Hermann legt der Silbe zwar mit Recht einen Accent, allein nicht den vollen bei, den sie in der Mitte des Wortes hat; *ultimae syllabae habent quidem accentum, sed minus acutum.* Buttmann geht noch weiter und scheint wirklich nicht bloss einen verringerten Grad des Accents, sondern Veränderung desselben anzunehmen. Der Ton des Acutus d ä m p f t sich, und geht mehr, oder weniger in den Grauis über. (Ausf. Griech. Sprachl. §. 13, 2.) Auch scheint er das Daseyn eines doppelten Accents nicht ganz wegzuläugnen, sondern durch den Ausdruck (§. 9, 1.), und dieser ist e i g e n t l i c h nur von einerlei Art, noch einen Ausweg übrigzulassen.

Der Meynung Hermanns, dass der Unterschied zwischen Acutus und Grauis im Grade bestehe, widerspricht, meines Erachtens, nicht nur das Zeugniss der Grammatiker, die einen bloss geringeren Acutus wohl nicht mit der Senkung der Stimme in der Tonlosigkeit hätten verwechslen können, sondern noch ein anderer bis jetzt weniger beachteter Umstand. Wenn eine Enclitica ihren Ton, nach der hergebrachten Art sich auszudrücken, auf die Endsilbe eines Proparoxytonon zurückwirft, so entstehen zwei Acuti in demselben Wort. Diese beiden können aber unmöglich ganz gleicher Natur seyn, da das Wort sonst in zwei Wörter zerrissen wäre. Wagner bestimmt daher sehr richtig (§. 112.), dass der zurückgeworfne dem selbstständigen des Worts (*κυρίῳ*) untergeordnet seyn müsse. Ich finde nicht, dass Hermann sich hierüber ausdrücklich erklärt hätte, allein, seiner übrigen Theorie nach, muss er derselben Meynung seyn.

Hier hätten wir also, und zwar für gerade einander entgegengesetzte Fälle, zwei *accentus minus acuti.* Wie sollen nun diese unterschieden werden? und wie wären die alten Grammatiker darauf gekommen, zwei sich in den beiden Punkten, dass sie

acuti, und untergeordnete *acuti* waren, ganz gleiche, und höchstens im Grade der Unterordnung und Stärke verschiedene Accente mit verschiedenen Zeichen zu bezeichnen, und von dem einen, als von einer Tonlosigkeit, von dem andren, als von einem wahren Acutus zu sprechen? Das Vorausgehen des wirklichen Accents des Worts würde zwar immer die Verwechslung beider Fälle, selbst bei ganz gleicher Aussprache des Grauis und des zurückgeworfenen Accents, verhindert haben. Allein jene Widersprüche werden dadurch nicht beseitigt.

Gerade der hier erwähnte Gegensatz scheint mir zur richtigen Ansicht zu führen.[1]) Wenn ein Oxytonon in zusammenhängender Redeverbindung einem andren Worte vorausgieng, so war die Anfangssilbe von diesem entweder auch betont oder nicht. War sie es, so entstand das unmittelbare Zusammentreffen zweier *acuti*, gegen welches sich Charax (Wagner. §. 112.) erklärt; war sie nicht betont, so riss der Acutus vermöge seiner vordringenden Natur (Abschn. 1. §. 20.), den accentlosen Theil des Wortes an sich, und zerstörte die Abtheilung der Wörter. Wollte man dies an sich Reissen verhindern, so hatte der Redende hierzu kein andres Mittel, als eine länger, als gewöhnlich dauernde Pause. Diese aber zerstörte, indem sie die Abtheilung der Wörter rettete, den Zusammenhang der Worte. Es blieb also nichts übrig, als zwar den Accent der Silbe, auf welcher die Selbstständigkeit des Wortes beruhte, zu lassen, aber ihm die vordringende, acute Natur zu nehmen, ihn nicht durch Schärfe auf das Nachfolgende, sondern durch Ruhe auf das Vorhergehende zu beziehen, d. h. ihn in einen Grauis zu verwandeln. Dass dies allein die richtige Erklärungsart sey, folgt für mich ganz klar daraus, dass in den beiden Fällen, wenn der sonst als Grauis bezeichnete Accent wirklich vordringen, und eine Enclitic in seinen Wirkungskreis ziehen soll, und wenn der Sinn das Eintreten einer solchen Pause erlaubt, durch welche das Vordringen aufgehoben werden kann, wie am Ende einer Periode, die Oxytonirung sogleich zurückkehrt.

Hermann sucht den Grund der Verwandlung des Acutus in der Störung, welche der Numerus erhalten würde, wenn die Oxytona in der Mitte der Rede sehr geschärft würden. Allein dieser Grund

---

[1]) *Nach „führen" gestrichen: „und ich freue mich sagen zu können, dass ich bei meiner abweichenden Meynung nur die Spur verfolge, die in Reiz Aeusserungen über diesen Punkt vollkommen deutlich da liegt."*

passt doch wohl nur auf die Fälle, wo dem Oxytonon unmittelbar eine andre accentuirte Silbe nachfolgt. In allen übrigen kann die Wirkung keine andre, als die des Acutus in der Mitte des Worts seyn. Ich begreife auch nicht, wie man mit Hermann (*de emend. rat. gr. gramm.* 66.) sagen könnte, dass in *καλός κἀγαθός* zwei *membra* seyn würden. Nach dem jetzigen System der Oxytonirung und Grauirung allerdings. Allein dieses soll erst hergeleitet und gerechtfertigt werden, und an sich kann ich die Oxytonirung nicht als ein trennendes Princip ansehen, da ja die Griechen sie sonst gewiss nicht gewählt haben würden, um gerade im Gegentheil angelehnte Silben recht fest an ein Wort anzuschliessen. Einen deutlichen Beweis hiervon giebt die Accentuation bei apostrophirten Wörtern, wie *οὔτ' ἐκεῖνος, οὔτ' ἐγώ.* Das apostrophirte Wort schmilzt mit dem ihm nachfolgenden so sehr zusammen, dass sein Endconsonant der Anfangsbuchstabe des folgenden wird. Dem ungeachtet aber erhält das apostrophirte Wort, so oft es ein Oxytonon war, den Acutus auf seiner nunmehrigen Endsilbe, so dass ein Wort dadurch ebenso einen fremden Accent vor seinem eigentlichen empfängt, wie durch die Inclination hinter demselben. Es darf auch nicht vergessen werden, dass alle Nachtheile des Acutus auf der Endsilbe, wenn gleich in geschwächtem Grade, bleiben, wenn der Grauis, nach Hermann, ein schwacher Acutus ist. Nur nach der oben vorgetragenen Theorie hebt die Verwandlung in den Grauis sie wirklich auf.

Sieht man in dem Acutus bloss den allgemeinen Charakter des Accents, und nicht einen besondren, dem Grauis entgegengesetzten, und macht man überhaupt keinen Unterschied zwischen Vor- und Nachsilben des Accents, so ist kein Grund abzusehen, warum es nicht Oxytona (auch ohne alle Inclination) am Ende und in der Mitte der Rede geben sollte. Meiner Ansicht nach aber liegt in der That in dem Begriff eines Oxytonon (indem nemlich darunter ein Wort verstanden wird, welches wirklich den Acutus auf seiner Endsilbe unverändert behält) etwas Widersprechendes, indem die Natur des Acutus ein an sich Reissen nachfolgender Silben fordert, und die Abtheilung der Wörter dasselbe verbietet. Nur da, wo man, wie am Schluss des Satzes, die Aufmerksamkeit gern durch etwas Sonderbares rege macht, kann ein solcher Widerspruch allenfalls an seiner Stelle seyn.

Ich bin daher, ebenso wie auch Hermann es genommen hat, überzeugt, dass die Umänderung des Acutus in einen Grauis aus

einem feinen und richtigen Gefühl der Betonungsverhältnisse entsprang, und dass Sprachen, die, wie die Französische, die Oxytonirung gerade sehr häufig und recht scharf anwenden, sich eines solchen Gefühles nicht rühmen können. Aber auf die Ausbildung dieser Theorie musste die Inclination, welche den zur Ruhe gelegten Accent wieder erweckte, nothwendig Einfluss haben, und diesem Einfluss schreibe ich die Regel der Oxytonirung am Ende des Satzes auf die oben gesagte Weise zu. Denn an sich beleidigt sie das Ohr auch da, indem sie, statt sich durch nachfolgende Senkung zu mässigen, mit einer Pause schreiend stehen bleibt, und Erregung der Aufmerksamkeit war um so weniger nöthig, als ja so viele Sätze schliessen, ohne gerade eine solche anzuwenden.*)

Ich kann mich daher nicht überzeugen, dass der Grauis nicht sollte eine Aussprache gehabt haben, die sowohl von demjenigen Acutus verschieden war, welchen man den *κύριον τόνον* des Wortes nannte, als von dem durch eine Enclitik auf dasselbe zurückgeworfenen, dass er nicht dem letzteren, und mithin (da diese beide im Gattungsbegriff übereinstimmen) auch dem ersteren gerade entgegengesetzt war, wie man sich auch des Gegensatzes des Schlafes und Erweckens von ihnen bediente, und dass er sich der Aussprache der tonlosen Silben nicht dergestalt näherte, dass beide mit einander verwechselt werden konnten.

---

*) In den Scholien zu Dionysius Thrax Grammatik (Bekkers *Anecdota*. 690.) heisst es: *Ἔστιν οὖν εἰπεῖν ὅτι ἡ στιγμὴ καὶ ἡ ἀνάπαυσις τῆς φωνῆς οὐκ ἐᾷ βαρεῖαν τεθῆναι, ἀλλὰ κρουστικωτέραν, ἵν' οὕτως εἴπω, τὴν λέξιν ἀπεργαζομένη ὀξύνεσθαι ταύτην βιάζεται.* Da Porphyrius, dem diese Worte angehören (Villoison's *Anecdota graeca*. II. 112.) nothwendig hätte bedenken sollen, dass trotz dieser von ihm geschilderten Unmöglichkeit der Zulässigkeit einer *βαρεῖα* am Ende des Satzes, so viele Sätze, und sein eigner eben angeführter mit einer tonlosen in Senkung liegenden Silbe schliessen, so scheint man berechtigt anzunehmen, dass er hier unter *βαρεῖα* nicht, nach der gewöhnlichen Art, eine tonlose Silbe, sondern ausschliessend den wirklichen Grauis, d. h. den verwandelten Acutus verstehe, woraus denn von selbst folgen würde, dass er diesen Grauis für etwas andres als die blosse Senkung der Tonlosigkeit ansehe. Doch würde dies immer nur die Absonderung des Grauis von der Tonlosigkeit, nicht die von mir behauptete vom Acutus beweisen. Die Folge der Stelle macht es aber nicht einmal wahrscheinlich, dass er sich hierin von der gewöhnlichen Meynung, nach der alle nicht mit dem Acutus betonte Silben den *grauis* hätten haben können (*ib*. 688.), im geringsten entfernte. Denn er stellt es gleich darauf, wie auch der Fall wirklich ist, mehr als eine Freiheit, denn als eine Nothwendigkeit des Grauis auf, zum Acutus zurückzukehren. In der Mitte der Rede findet er den Grund seiner Hemmung darin, dass das nachfolgende Wort seinen Laut bedecke.

Alles dies passt nun genau auf den oben beschriebenen Grauis, dessen Wesen Senkung, und der daher von den tonlosen Silben nur durch die Ursach und den Grad dieser Senkung verschieden ist.

Das Einzige, wodurch man das Obige widerlegen könnte, wäre der Beweis der physischen Unmöglichkeit, einen solchen Accent, als oben geschildert ist, überhaupt einem Vocal, oder wenigstens allen Vocalen, da jeder in den Fall des eingeschläferten Accentes kommen kann, zu ertheilen. Hiermit scheint mir wenigstens die Streitfrage genau bestimmt, und so dass die Entscheidung nicht mehr vom Raisonnement, sondern von dem Experimente abhängt.

Ich, für meinen Theil, glaube einen solchen, von der Natur des Vocals unabhängigen und wahren Unterschied eines doppelten Accents zu hören und hervorbringen zu können, ich sehe auch nicht, warum nicht die Stimme jedem Vocal ebensowohl Tiefe, als Schärfe und Höhe geben könne.

Ich gestehe aber, dass mich das Gewicht der Männer, die anders hierüber geurtheilt haben, mistrauisch gegen mein eignes Gefühl macht.

Wenn es wirklich nur Einen Accent geben sollte, so ist Hermanns Erklärungsart die einzig richtige. Man muss alsdann annehmen, dass die Grammatiker den Grauis darum mit den tonlosen Silben verwechselten, weil sie, wovon gleich weiter die Rede seyn wird, in diesen auch hie und da schwache Acuti wahrnahmen, und dass sie dabei vorzugsweise an die Vorsilben des Accents dachten, die von Senkung, die einmal der Natur des Acutus zu sehr widerspricht, frei sind (2. Abschn. §. 2.), und dass sie dem von Enclitischen Silben zurückgeworfenen Acutus nicht sowohl darum eine entgegengesetzte Gestalt mit dem Grauis geben, weil die Accente wirklich in der Aussprache dergestalt entgegengesetzt waren, sondern nur weil diese Accente auf ihren ursprünglichen Sitzen diese Gestalt hatten, und weil der Accent nun nicht mehr auf einer wahren Endsilbe stand, da die enclitischen Silben dem Wort angeschlossen wurden. Allein man muss gestehen, dass die Consequenz des Systems bei dieser Erklärungsart sehr leidet, und dass dieselbe überhaupt dadurch unbefriedigend bleibt, dass die Bezeichnung des Tons sich ganz, die Aussprache nur in einer Nuance des Grades verändert, dass man diese Nuance wieder gar nicht zu bestimmen wagen darf, da, wenn man sie zu stark annimmt, der Grauis zum Acutus wird, und wenn man sie zu

sehr heruntersetzt, der Accent nicht mehr die Kraft hat, das Wort (vorzüglich bei langen) zusammenzuhalten, und die unvermeidlich entstehenden Nebenaccente zu übertönen, dass endlich dem Unterschied des Grauis, und des zurückgeworfenen Accents der Enclitica gar kein, dem Gehör bestimmbarer Unterschied mehr anzuweisen bleibt, da auch dieser letztre das gewöhnliche Mass des Hauptaccents nicht erreichen darf.

§. 2.

Ich habe bisher nur von dem Grauis gesprochen, insofern er ein zur Ruhe gebrachter Acutus ist. Der Begriff des Grauis erstreckte sich aber bei den alten Grammatikern viel weiter, und dies muss uns jetzt beschäftigen. Wir werden hierbei zugleich die Natur der andren Silben kennen lernen, die, neben der accentuirten, das Wort bilden helfen. Wenn ich mich nicht selbst täusche, so wird die genaue Beleuchtung des Begriffs des Grauis nach den alten Grammatikern, die erst hier ihre Stelle finden kann, dem von mir im Vorigen Behaupteten eine neue Bestätigung hinzufügen.

Wenn die Alten zwei einfache Arten des Tones angeben, den scharfen und schweren, so thun sie dies in einem andren Sinn, als wenn wir von zwei Accenten reden, und man muss daher hier die Begriffe sorgfältig scheiden. Wir verstehen unter Accent, oder betonter Silbe, das Herausheben einer Silbe vor andren; ihnen war Ton (*τόνος*) nur die zum Hervorbringen jeder Silbe nothwendige Anstrengung der Stimme (*ἡ τάσις τῆς φωνῆς*). Dies ist offenbar. Melampus sagt (Bekker's *Anecdota*. 755.) *ἀμηχανόν ἐστι φωνὴν δίχα τάσεως ἀποτελεσθῆναι. εἰ γὰρ φωνή ἐστιν ἀὴρ πεπληγμένος, δεῖ δὲ τὴν πλῆξιν μετὰ τάσεως γίνεσθαι, οὐκ ἂν εἴη φωνὴ δίχα τόνου. πᾶσα τοίνυν συλλαβὴ τόνῳ κέχρηται.*

Von diesem Ton geben sie nun zwei Gattungen an, den scharfen und den schweren. Den ersteren nennen sie *ὀξὺς, ἐλαφρὸς, ἀνωφερὴς, λεπτὸς,* vergleichen ihn mit einem Läufer, der nach der Höhe strebt, und finden diese seine Eigenschaft auch in dem von unten hinauf gemachten, in eine Spitze pfeilartig ausgehenden Strich (Arcadius. 187.), von dem andren brauchen sie die entgegengesetzten Ausdrücke, vergleichen ihn mit einem durch schwere Last zur Erde gebückten Träger, und bezeichnen ihn als *βαρὺς, βραδὺς, νωθὴς, νωχελὴς* (Bekker's *Anecdota*. 757.), *χθαμαλός*. Weniger

metaphorisch und in näherer Beziehung auf die Stimme ist jener τάσις ἐπιτεταμένη, dieser ἀνειμένη.

Einige Silben nun wurden mit dem scharfen Accent belegt, aber jede Silbe, welche diesen nicht erhielt, hatte den andern schweren Ton. Dies wurde als allgemeine Regel angesehen. (Porphyrius. Bekker's *Anecdota.* 688.) Man zeichnete ihn sogar eine Zeitlang auf allen diesen Silben, nachher nur auf der Endsilbe, weil er auf dieser durch eine Enclitica hätte wieder erweckt werden können (Choeroboscus. *l. c.* 714.), endlich bloss da, wo er die Stelle des ruhenden *acutus* vertrat.

Hieraus ist offenbar, dass die Grammatiker als Accent in unsrem Sinne des Worts nur den scharfen anerkannten, er allein war ihnen der Wortaccent. Die Graues haben mit dem Worte, als solchem, und insofern es ein Ganzes bildet, nichts zu thun, sie gehören den Silben an, sind τόνοι συλλαβικοί, weil die Silben, ohne sie, nicht ausgesprochen werden könnten. (*l. c.* 674.) Daher hiess nur der scharfe Accent ὁ κύριος τόνος.

Nach dieser verschiedenen Natur bestimmte sich nun auch die Wirkung dieser Betonungen. Ὅσοι τοίνυν τῶν συλλαβῶν τὸν ὀξὺν ἔχουσι τόνον, τρόπον τινὰ ταῖς ἄλλαις συλλαβαῖς ἐπισκιάζουσαι, τὸν ἐν αὐταῖς βαρύν τε καὶ ὁμαλὸν τόνον οὐκ ἐῶσιν ἐξακούεσθαι. (Melampus. *l. c.* 755.) Der scharfe Accent überschallte also die Silbentöne und liess, man merke dies wohl, den ihnen eignen schweren und gesenkten Ton nicht aufkommen.

Weiter gehen, soviel ich habe finden können, die Grammatiker in ihren Folgerungen nicht.

Allein es ist doch natürlich, dass, wenn ein Wort ein Oxytonon ist, dessen *acutus* zur Ruhe gebracht wird, in demselben kein scharfer Accent mehr vernommen wird, sondern die Endsilbe auch, gleich den übrigen, den βαρὺν und ὁμαλὸν τόνον bekommt. Da nun aber kein *acutus* weiter im Worte ist, welcher denselben überschallen könnte, so wird dieser der Silbe ursprünglich eigne, schwere und tiefe Ton gehört werden. Was nun sagt dies anders, als dass die Endsilbe alsdann mit diesem Ton, als wortbeherrschendem Accent, erscheinen wird? Es lässt sich zwar hiergegen einwenden, dass nicht bloss dieser schwere Ton der Endsilbe, sondern der aller Silben des Worts nun auftauchen und hervorkommen wird. Da aber die Endsilbe ursprünglich den κύριον τόνον hatte, da doch das Wort zu seiner Einheit desselben auch noch jetzt bedarf, so geht man wohl nicht zu weit, wenn

man annimmt, dass auch die Schwere der Endbetonung allein vorwaltete.

Auf diese Weise scheint mir der Grauis, als Accent im Sinne des vorigen Paragraphen, auch nach den Worten der alten Grammatiker gerechtfertigt. Man denke sich diesen *grauis* mit Hermann als einen *accentus minus acutus,* und seiner Meynung entgegen, als einen tiefen und dumpfen Ton, dessen Tiefe man aber absichtlich vorwaltend werden lässt, und frage sich, welche beider Vorstellungsarten besser mit den hier wörtlich ausgezogenen Stellen der Grammatiker übereinstimmt. *Ἡ ὀξεῖα* und *ἡ βαρεῖα* sind zwei verschiedene Gattungen von Tönen, und die *ὀξεῖα* mag in noch so geringem Grade *ὀξεῖα* seyn, so wird sie dadurch niemals zur *βαρεῖα.**) Verlangt man aber von demselben Ton, einmal, wie auch Hermann zugiebt, dass er nicht volle *ὀξύτης* besitze, dann, der Natur der Sache nach, dass er Nachdruck genug habe, seine Nachsilben eng an sich anzuschliessen, so muss man nicht seine *ὀξύτης* schwächen, sondern den *ὁμαλισμὸς*, seine *βαρύτης* verstärken.

Fragt man dagegen, ob die alten Grammatiker, in ihrer Theorie, einen zwiefachen Accent in dem bei uns gewöhnlichen Sinn dieses Worts, als silbenversammelnden, vorwaltenden Ton annahmen? so glaube ich, dass die Frage verneint werden muss. In keiner, mir bekannten Stelle legen sie dem Grauis diese Eigenschaft bei, sondern reden von ihm nur, als vom Ton der nicht accentuirten Silben, nicht als von einem Wort-, sondern bloss als einem Silbenton. Porphyrius (Bekker's *anecdota.* 757.) sagt sogar ausdrücklich, dass es nur zwei ächte Accente gebe, den Acutus und Circumflex. *Τῶν τόνων γνήσιοι μέν εἰσι δύο, ὅ τε ὀξὺς καὶ ὁ περισπώμενος.* Diese Stelle lässt keinen Zweifel übrig.

Nicht also aus der Theorie der alten Grammatiker, aber aus der Natur der Sprache überhaupt, und der Griechischen, wie die Grammatiker sie schildern, muss, meines Erachtens, das Daseyn eines zwiefachen Accentes gefolgert werden. Die Grammatiker lehren, dass die Oxytona in dem Redezusammenhange ihren

---

*) Bei Arcadius heisst es zwar (190.) *ὁ δὲ βαρὺς τόνος, ἅτε καὶ ἁπλοῦς τις ὢν καὶ μικροτέραν ἔχων δύναμιν cet.* Allein dies sagt nicht, dass der Grauis nur dem Grade nach verschieden, nur ein minder scharfer *acutus* sey, sondern nur dass er, als Grauis, ein weniger mächtiger Accent, als der Acutus ist, was aus der verschiednen Natur beider Töne von selbst herfliesst.

Acutus verloren, und dass, wo kein *acutus* waltet, jede Silbe einen dumpfen und tiefen Ton hat; die Natur der Sprache giebt, dass auch in der Redeverbindung ein Wort nicht accentlos in seine Elemente zerfallen kann; aus beidem zusammengenommen lässt sich folgern, dass der Tiefe und Dumpfheit des an die Stelle des ruhenden Acutus tretenden Grauis die Stärke einer accentuirten Silbe gegeben ward.

Man kann aber auch den Grund deutlich angeben, warum die Grammatiker darin irrten, dass sie den Gravis an der Stelle des ruhenden Acutus mit dem Ton der accentlosen Silben verwechselten. Denn dass dies eine irrige Vorstellung war, ist auch Hermanns Meynung. Sie scheint mir aber nicht aus falscher, sondern nur aus unvollständiger Ansicht der Betonungslehre herzurühren. Die alten Grammatiker haben den allgemeinen Theil dieser Lehre nicht in seine tiefsten Feinheiten verfolgt, sondern nur im Ganzen, und wenn man sagen soll, im Groben aufgenommen. Sie sind daher bei dem auffallendsten Unterschiede der accentuirten und nicht accentuirten Silben stehen geblieben. Der allgemeine Charakter des Tons der letzteren ist Dunkelheit gegen die Helle und Klarheit der accentuirten Silben, und dies deutsche Wort passt am besten auf alle verschiedenartige Ausdrücke, womit die Griechen den *grauis* bezeichnen. Wie diese Dunkelheit weiterhin nuancirt werden mochte, darauf achten sie nicht. Sie werfen also Vor- und Nachsilben der accentuirten, Haupt- und Nebenaccente in Eine Classe zusammen. Dies ist allerdings unrichtig, lässt sich aber, wenn man einmal nur den Hauptunterschied des Accentuirten und Accentlosen beachten will, rechtfertigen.

Sie betrachten ferner die Betonungslehre mehr materiell und aesthetisch, nach den physischen Bedingungen des Hervorbringens der Laute, und ihren rhythmischen Verhältnissen, als intellectuell nach den Forderungen des Verstandes. Daher handeln sie sehr ausführlich von der Silbe, und äusserst kurz und mangelhaft vom Worte,*) und machen den Accent zu einer Eigenschaft der Silbe,

---

*) Dionysius Thrax (*nr.* 12.) erklärt dasselbe bloss als den kleinsten Theil der verbundenen Rede; und obgleich diese Definition in den Scholien zu seiner Grammatik getadelt ist, so wird ihr doch nur hinzugefügt, dass das Wort immer mit Bedeutung verknüpft sey, was sich, da Dionysius doch nur von einem wirklichen ganzen Theil, icht Theil des Theils, und von einem Theil der Rede sprach, von selbst verstand.

da er, insofern wirklich vom Sprachaccent die Rede ist, dem Wort angehört. Dass der Accent das Bindungsmittel des Wortes ist, mögen sie wohl erkannt haben, aber führen es wenigstens nirgend aus. Man findet daher bei ihnen nicht bemerkt, dass jedes Wort nothwendig Einen Accent haben muss. Selbst die bei den Römischen Grammatikern*) so bestimmt und deutlich ausgesprochene Lehre, dass nicht mehr als Ein Accent in Einem Worte seyn kann, drücken sie wenigstens nicht als festen und allgemeinen Canon aus, ja es wird dessen nur nebenher**) und selten erwähnt. Der Grund hiervon lag unstreitig darin, dass die Inclination des Accents sehr oft Ein Wort wirklich mit zwei Accenten versah. Hätten die Griechischen Grammatiker über das Verhältniss des Accents zur Einheit des Worts wahrhaft nachgedacht, und wären sie nicht von diesem Wege dadurch abgezogen worden, dass sie den Accent (*τόνος*) nur als Affection der Silbe betrachteten, so würden sie sich bemüht haben, die Möglichkeit einer solchen Erscheinung zu erklären. Allein man trift hiervon nicht einmal eine Spur bei ihnen an. Da sie nun dies nicht thaten, so vernachlässigten sie ebenso zu erklären, wie der an die Stelle des ruhenden Acutus tretende Grauis die Silben seines Wortes zur Einheit verbinden konnte. Der Grund dieser Mangelhaftigkeit liegt am Tage. Allein in der Art des Accents, deren Beurtheilung vom Gehör abhieng, konnten sie sich überhaupt nicht, und noch weniger nach der von ihnen gewählten Ansicht der Betonungslehre irren, nicht einen dunkeln Ton mit einem bloss minder hellen (der doch noch immer hätte eine ziemliche Stärke besitzen müssen) verwechslen. In jenem braucht man sie bloss zu vervollständigen, in diesem müsste man sie geradezu eines starken Irrthums beschuldigen.

§. 3.

Dass alle, nicht mit dem das Wort bestimmenden Accent bezeichneten Silben insofern accentlos sind, als man unter Accent den Sprachaccent versteht, und dass sie hierin mit einander übereinkommen, folgt aus der im 1. Abschnitt vorgetragenen Theorie.

---

*) Cicero *orat.* 18. *natura in omni verbo posuit acutam vocem, nec una plus.* Quinctilian. *l.* 5. *itaque tanquam in una voce, una est acuta.*

**) Arcadius sagt von Aristophanes (190.) *τὸν μὲν ὀξὺν τόνον ἐν ἅπαντι μέρει καθαρῷ τόνον ἅπαξ ἐμφαίνεσθαι δοκιμάσας.*

Ich kann daher der Meynung Hermanns nicht beipflichten, statt unter den verschiedenen *arses*, welche in einem Wort liegen können, den oben bezeichneten Unterschied zwischen Sprach- und rhythmischen, absichtlichen und gelegentlichen Accenten (1. Abschn. §. 9.) zu machen, alle als gleich anzusehen, und zu sagen *earum arsium, quae cujusque vocabuli propriae sunt, ultimam tantum accentu notari.* (*de emend. rat. Graecae Gramm.* 62). Dies widerspricht der Theorie der alten Grammatiker, und folgt, meines Erachtens, nicht aus der allgemeinen Natur der Sprache. Zum Grunde der Bezeichnung der letzten Betonung gerade giebt Hermann an: *quia, quum omnium numerorum fines subtilius exaudiantur, plurimum refert, ultimam arsin recte notari.* Bei diesem Grunde lässt sich bemerken, dass, nach demselben, da wo eine Enclitische Silbe den Accent auf das vorhergehende Wort zurückwirft, dieser Accent auch den wahren des Wortes übertönen müsste, was doch wohl nicht denkbar ist. Gegen die Möglichkeit, dass jedes Wort nur Einen Accent haben sollte, führt Hermann weiter an, dass die dem Accent vorhergehenden Silben, wenn sie gar keinen eignen Accent hätten, dadurch zur Anacrusis würden, die Silben der Anacrusis aber durchaus gleich seyn müssten, was in dem Worte nicht immer der Fall seyn könne.

Mir scheint die Sache gerade darin zu liegen, dass diese ganze Ansicht der Betonungslehre sich zu sehr an die Metrik anschliesst, und zu wenig die Natur des Sprachaccents, als solchen, berücksichtigt. Die Vorsilben des Accents können allerdings mit der metrischen Anacrusis verglichen werden, allein da der Wortaccent nach ganz andren Bedingungen bestimmt wird, als die Arsis im Metrum, so ist auch nicht alles von der Anacrusis Geltende auf jene Vorsilben anwendbar. Die einzige richtige Art, die Nebenaccente, auch im Griechischen nicht wegzuläugnen, ohne doch darum der Einheit des Wortaccents zu nahe zu treten, scheint mir die, dass das Wort seinen festen, einen, und vorwaltenden, auf die gleich weiter zu erörternde Weise gegebnen Accent hat, allein nun zugleich in den übrigen Silben, nach ihren bloss rhythmischen Verhältnissen, andre Accente entstehen, die sich aber von jenem gar nicht als erste und letzte, sondern der Gattung nach, als nur dem Ohr, nicht den Foderungen des Verstandes angehörend, unterscheiden. Ungefähr auf ähnliche Weise beherrscht das Lebensprincip die Verrichtungen des thierischen Körpers, und hält sie in Einheit zusammen; aber nebenher wirken die festen

und flüssigen Theile, auch als todte Stoffe, nach ihren chemischen Verwandtschaften auf einander.

Um sich eine richtige Vorstellung hiervon zu machen, muss man, dünkt mich, auf die Art der Entstehung des Wortaccentes zurückgehen. Liesse es sich denken, dass zur Zeit derselben die Sprache schon in ihrem jetzigen Zustand vorhanden gewesen wäre, so möchte ein mit lebhaftem Gefühl für Wohlklang begabtes Volk die Silben der Wörter vielleicht bloss als Tonreihen behandelt haben, obgleich es auch so kaum wahrscheinlich ist, dass Ursprung und Bedeutung des Worts gänzlich würden vernachlässigt worden seyn. Die Bildung, und noch mehr die feste Zusammenfügung der Wörter aber kam erst allmählig zu Stande, und während dieser Bildungsperiode war der von ihrem ersten Ursprung an von der Sprache unzertrennliche Accent immer da. Er veränderte sich zwar, näherte sich auch, wenigstens im Griechischen, immer mehr den Gesetzen des Wohlklangs, aber er übte doch hauptsächlich, so wie er von früh an gewesen war, seine Wirkung auf das ganze System aus. Auf den engen Zusammenhang der Wortbildung mit der Betonung, und der Verschiedenheit dieser zu den Zeiten, wo jene noch minder fest war, hat zuerst Wolf (Vorr. zur 2. Aufl. der Odyssee 1794. S. XXV.) aufmerksam gemacht.[1]) In den Anfängen der Sprache mussten die meisten, wenn nicht alle Wörter einsilbig seyn. Der Sitz des Accents hatte also damals keine Wahl. Die einsilbigen Wörter wurden aber bald verbunden, und von den verbundenen giengen einige in Affixa über. Der Accent blieb nun entweder auf der Stammsilbe, oder nahm das Affixum ein, aber gewiss keines von beiden ohne Rücksicht auf die Zusammenfügung des Wortes, man mochte nun der Stammsilbe das Gewicht beilegen, oder im Affixum gerade das Unterscheidende der Beugung betonen. Wie empfänglich ein Volk für Wohlklang, wie begierig es seyn möge, ihn überall zu vernehmen, so lässt sich doch auf keine Weise denken, dass es den Accent, die Seele der Rede, bloss von ihm abhängig machen, und das Wesen und die Absicht des Sprechens dabei gänzlich zur Seite setzen werde. Vielmehr ist es natürlich,

[1]) *Nach „gemacht“ gestrichen: „Es ist unendlich zu bedauern, dass man von ihm keine ausführliche Darstellung der Accentlehre, sondern nur wenige, aber immer gleich geistvolle Winke besitzt, wenn gleich seine Ausgaben als eine praktische Darlegung der Theorie in ihren feinsten Theilen, und ihren schwierigsten Aufgaben gelten können.“*

dass die Begierde verständlich zu werden, die Wahrnehmung des Gewichtes der Hauptbegriffe, endlich Empfindung und Affect den ersten Antheil an der Wahl der Sitze des Accents haben werden. Allein untergeordnet werden Leichtigkeit und Schwierigkeit der Aussprache, Ohr und Rücksicht auf Wohlklang natürlich mitwirken. Endlich mischt sich der Zufall ein. Wörter gehen von einem Volke zum andren über, man empfängt sie mit einem bestimmten Accent, ohne immer genau dessen Ursach zu wissen, man bildet analogisch diesen Betonungen andre nach. Auf diese Weise erkläre ich mir das Entstehen des Wortaccents, und sehe denselben als eine ebenso natürliche, nothwendige, geschichtlich zu erklärende Eigenschaft des Worts, als die Zusammensetzung und Art seiner Wurzellaute an. Da aber in Rücksicht auf den Accent alle Wörter der ganzen Sprache ähnliche Schicksale erfahren, indem er sich nach den Modificationen richtet, die mehr, oder weniger allen eigen sind, da ganze Reihen auch in gleichem Verhältniss auf der einen Seite zu ihrer Bedeutung (als Nomina, Verba u. s. f.), auf der andren zur Aussprache und zum Ohr (als einsilbige, mehrsilbige, gleich oder verschieden endende u. s. f.) stehen, so sind die Betonungsregeln allgemeinerer Natur.

Nähert sich die Sprache weiter der Epoche, die man in jeder den Congelationspunkt nennen könnte, von dem aus sie nun ferner keine Hauptumänderungen erleidet, so ist es für den Accent die wichtigste Frage, inwiefern sie die Elemente der Wörter unauflöslich, oder noch gewissermassen trennbar ansieht, und inwiefern sie auch im ersteren Fall das Wort als ein einmal angenommenes Zeichen seiner Bedeutung betrachtet, oder die Entstehung der Bedeutung sich noch immer in dessen Elementen, die Verständlichkeit dieser erhaltend, zu vergegenwärtigen sucht; mit andren Worten, ob ihr die Wörter als Ganze gelten, die nur in ihrer einmal gegebnen Gestalt zu gebrauchen sind, oder als Aggregate, die sich zerstückeln lassen, und wo man bald diesem, bald jenem Theil mehr Gewicht einräumen kann. So machen wir es, wenn wir bald: das ist eine Úngeréchtigkeit, bald: das ist eine Úngerĕchtigkeit, die Engländer, wenn sie bald: *this is a dĕmonstrătion*, bald: *this is a dĕmonstrátion* (Walker's *pronouncing dictionary. p.* 80. *nr.* 525.) sagen. Das eine, oder andre wird aber nothwendig davon abhängen, in welchem Grade die Nation von feinem Takt für Schönheit und Wohlklang durchdrungen ist, wieviel sie darauf hält, ihrer Sprache auch die höchste sinnliche

Vollkommenheit zu ertheilen. Diese Vollkommenheit erfordert durchaus, dass jedes Wortganze unzertrennlich Eins, dass jede Spur seiner ursprünglichen Zusammenfügung ausgeglättet und verwischt sey. Nur so ist auch das Bild der Phantasie fest und Eines, und Individualität ist die Grundlage aller Kunst.

Wenn der Gedanke in der Rede hörbar erscheint, so ist es natürlich, dass zwei verschiedne Principien sie beherrschen, das intellectuelle der Folge der Begriffe, und das sinnliche und aesthetische der Folge der Töne. Ich kann mir aber auf keine Weise denken, dass bei irgend einer Nation das erste gleichsam ganz im Accent schweigen sollte, dass die Stimme bloss die Hebungen so aufnehme, als sie die rhythmische Natur der Töne angiebt, sie dem Wesen nach alle gleich achte, und wieder, nach einem bloss rhythmischen Gesetz, gerade die letzte, als Hauptbetonung, bezeichne. Auch im Accent werden beide Principien zugleich wirken, und das erstere vorherrschen. Aber das letztere wird dasselbe mehr, oder weniger beschränken, wie es denn daher stammt, dass im Griechischen der Accent nur drei Zeittheile ihm nachfolgend duldet. Je vielfacher solche Beschränkungen sind, je mehr wird das eine, oder andre Princip in der Betonung vorwalten, wie denn im Griechischen offenbar dies der Fall des aesthetischen ist. Es liegt ferner in der Natur der Sache, dass die Wirkung dieses Princips die spätere sey, und mit der vorrückenden Bildung an Macht gewinne. Aber niemals, wie mächtig es werden möge, wird es die alten ursprünglichen Accente gänzlich erschüttern und umstürzen können, daher lässt sich auch gewiss im Griechischen die Betonungslehre, vorzüglich in Absicht der eigenthümlichen Betonung der einzelnen Wörter, nie ganz rationell erklären. Haben nun Sprache und Betonung den Organisationspunkt erreicht, so wirkt das Wohlklangsgefühl auf doppelte Weise fort, einmal in der Veränderung des Accents, dann in der Behandlung der Nebensilben, soweit der Wortaccent davon nicht betroffen wird. Je lebendiger ein Theil der Sprache ist, desto mehr ist er der Veränderung unterworfen, und so ist es, nächst der Bedeutung der Wörter, ihre Betonung. Alle Sprachen liefern Beispiele davon, unter den neueren aber giebt es in keiner so viele, und so sorgfältig gesammelte, als in der Englischen. Die Behandlung der Nebensilben ist Sache des guten Vortrags und der Beredsamkeit. Niemand wird leicht zweifeln, dass, wenn man auch in mehreren Theilen von Griechenland einem Worte,

was schon die Verständlichkeit erheischte, denselben Hauptaccent gab, die Aussprache der sogenannten accentlosen Silben nicht überall so wohltönend war, als auf der Atheniensischen Rednerbühne. Kommt endlich wissenschaftliche Beleuchtung der Betonungslehre hinzu (wovon wieder England ein merkwürdiges Beispiel giebt), so wird, wo es nur irgend zulässig ist, eine neue Regelmässigkeit in die Aussprache gebracht. Dieser Einfluss war bei den Griechen doppelt stark, da sie mit diesem Bemühen auch ein neues Bezeichnungssystem erfanden, das nicht hinreichen konnte, alle Nuancen anzugeben, das aber doch mit der Zeit als Norm der Aussprache galt, und auf das es den Grammatikern eigentlich mehr, als auf die Aussprache selbst ankam, so dass das Zeichen dadurch gewissermassen mit der Sache verwechselt ward. Noch mehr musste auch dadurch die Regelmässigkeit der Griechischen Betonungslehre, und leicht auf Kosten des ursprünglichen und natürlichen Lautes, wachsen, dass die Grammatiker eigentlich eine allgemeine, sich von allen Dialecten in etwas entfernende, also dem Munde des Volks entfremdete, gewissermassen ideale Sprache zu bezeichnen versuchten.

Wie ich oben schon bemerkt, sprachen die Griechen die unaccentuirten Silben vermuthlich mit sehr wenig hörbarem Nebenaccent aus, und variirten sie nicht sehr. Dies liegt überhaupt in der nicht zu bestreitenden Tendenz der Sprache, die Wörter als Einheiten und Ganze, auch für das Ohr, darzustellen, und darin dass sie selbst dem Hauptaccent gewiss nur die Stärke gaben, welche auch die Quantitaet durchtönen liess, nicht die gewaltsame, die alle andren Eigenschaften der Silben mit sich fortreisst. Der Nebenaccent durfte doch aber dem Hauptaccent nicht gleich kommen. Dass das Herausheben der accentlosen Silben, und ihre Variirung in geradem Verhältniss mit der Stärke der Accentuirung der Hauptsilbe steht, will ich nur noch historisch durch die Englische Sprache beweisen. Keine geht hierin so weit, und hat darin einen so künstlichen, wirklich Bewunderung erregenden Bau.*) Indem die Sprache in der Betonung Haupt-

*) Walker (*Pron. Dict. p.* 90. *nr.* 558.) sagt hierüber, indem er sich entschuldigt, von so kleinen Lautunterschieden so weitläuftig gesprochen zu haben: *but when we consider, how many syllables in the language are unaccented, and that these syllables are those in which the peculiar delicacy of the pronunciation of natives consists; when we reflect on the necessity of having as distinct and permanent sounds as possible, to which we may refer these flecting and evanescent ones, we shall not look cet.*

und Nebenaccente, den Laut der Silben vor und nach denselben, und ausserdem das dunkele Anklingen und Verhallen der Anfangs und Endtöne oft in demselben Wort unterscheidet, beruht auf dem reinen Vortrag dieser Mannigfaltigkeit eine der grössesten Schönheiten der Aussprache, bei der man aber nie vergessen darf, dass diese in sich anzuerkennende Schönheit aus dem Princip der Heftigkeit des Accents herkommt, welches unläugbar den höchsten Wohlklang einer Sprache unwiderbringlich zerstört. Als Beispiel der Aussprache der tonlosen Silben kann das Wort *mé-te-ó-ro-lő-gi-cal* gelten. In diesem haben die 1. und 3. Silbe den Neben-, die 5. den Hauptaccent, die letzte einen dunkel verhallenden Ton, und die zweite und vierte gehen zwischen den Accenten in weder gehobener, noch niedergedrückter Aussprache fort.

Hermann nimmt (*de metris.* 91.) in ῥυσάμην einen Nebenaccent auf der Anfangssilbe an. Aber sollten die Griechen in diesen, nach Hermann, unbezeichneten Accenten das Zusammentreffen von zwei *acuti* geduldet haben, gegen das sie sich in den bezeichneten (wenige Fälle ausgenommen) ausdrücklich erklären?

§. 4.

Die Inclination des Accents, die Tonlosigkeit der von Hermann proclitisch genannten Wörter, und die mit dem einen und andren verwandte Anastrophe sind drei so merkwürdige Eigenthümlichkeiten der Griechischen Sprache, dass ihre Vergleichung mit den allgemeinen Sprachgesetzen vorzüglich nothwendig erscheint.

Von der Inclination ist im 1. Abschnitt geredet worden. Es ist dort gezeigt, dass eine Sprache aus verschiedenen Gründen wollen kann, dass Wörter in der Verbindung der Rede tonlos werden; dass diese alsdann nothwendig Theile eines ihnen vorausgehenden, oder nachfolgenden Wortes werden; und dass die Anlehnung niemals den eignen Accent des Wortes verändern darf, an das sie geschehen soll. (Abschn. 1. §. 34—42.)

§. 5.

Die Inclination hat im Griechischen, wie es auch nach allgemeinen Begriffen natürlich ist, grossentheils in der Beziehung der Wörter auf ihre Bedeutung ihren Grund, und ist eine Folge des zu dem Wortaccent hinzutretenden Redeaccents. Dies beweist die der Inclination entgegengesetzte Orthotonirung. Dennoch würde man, meinem Bedünken nach, sehr irren, wenn man dies

zur Hauptsache machen, und nicht vielmehr die ganze Griechische Inclinationslehre aus einem ganz andren Grunde herleiten wollte, zu welchem jene Rücksicht nur gelegentlich hinzutritt.

Beruhte die Inclination auch nur hauptsächlich auf dem Unterschiede der mit, oder ohne Nachdruck auszusprechenden Wörter, so liessen sich mehrere Widersprüche gar nicht aufklären, und so würde dieser Zweck überhaupt durch die Inclination nur höchst dürftig erreicht. Denn da es allgemeine Regel ist, dass das enclitische Wort seinen Accent behält, wenn die Inclination aus andren Gründen nicht statt finden kann, so würden, wenn man von jenem Gesichtspunkt ausgienge, und alle accentuirte Encliticae für orthotonirte ansehen wollte, ganz falsche Redeaccente entstehen. Eben solche würde die Zurückwerfung des Accents von einer Enclitica auf die andre bewirken, so dass man (Odyss. I. 239.) *τῷ κέν οἱ τύμβον μὲν ἐποίησαν Παναχαιοί* übersetzen müsste, dann hätten vielleicht ihm u. s. f., indem man einem Worte Nachdruck ertheilte, an dessen Orthotonirung nie gedacht worden ist. Es würde endlich ganz widersinnig seyn, warum Wörter, die des wechselnden Nachdrucks vorzugsweise fähig sind, wie *σύ*, nicht den Encliticis beigezählt werden, da man sie doch, selbst wenn sie den Acutus haben, dem Sinn nach, ohne Nachdruck lesen muss, wie Odyss. I. 220. *ἐπεὶ σύ με τοῦτ᾽ ἐρεείνεις.**) Eben so auffallend wäre es, unter den Encliticis solche zu finden, die wegen des Nachdrucks der Bedeutung, wie *τέ* u. a. m. nie orthotonirt werden. Endlich lassen sich von diesem Wege aus, welche Versuche man auch dazu gemacht hat, meines Erachtens, die tonlosen Wörter nie mit den inclinirten unter Einem und demselben System zusammenfassen, wozu man doch unläugbar auf den ersten Anblick und bei genauerer Prüfung wirklich geleitet wird.

Ich halte die eine, und die andre Erscheinung nicht für eine

---

*) Ich kann indess hierbei nicht unbemerkt lassen, dass in dem Nominativ der Pronomina, wo sie Subjecte des Verbum sind, im Griechischen darum allemal ein obgleich oft geringer Grad des Nachdrucks liegt, weil, da er schon im Verbum steckt, dessen ausdrücklicher Zusatz nicht an sich nothwendig ist. Wenn daher auch *σὺ* in dieser Stelle nicht, mit den Grammatikern zu reden, eine eigentliche *ἀντιδιαστολὴν* gegen *ἐμὲ* enthält, so zeigt es doch auch nicht ganz und gar ein *ἀπόλυτον πρόσωπον* an. Es ist kein Gegensatz des Verstandes da, aber doch ein Nebeneinanderstellen des Fragenden und Befragten für die Phantasie. Dies gab eine Nuancirung des Tons unstreitig dem Ohr merkbar an. Allein alle solche Nuancen gehören nicht sowohl zu dem grammatischen Bau der Sprache, als zu den Feinheiten des oratorischen Vortrags.

Folge des eintretenden Redeaccents, sondern für eine Eigenthümlichkeit des Griechischen Aussprachesystems, wie jede Sprache hierin ihre Eigenthümlichkeiten haben kann, und oft wirklich hat. Es war den Griechen widrig, gewissen an sich wenig Gewicht habenden Wörtern in der Nähe anderer, mehr gewichtigen einen eignen Accent zu geben. Sie liessen dieselben also, oder machten sie tonlos. Insofern behandelten sie die sogenannten Procliticae und Encliticae gleich. Der Unterschied, von dem weiter unten die Rede seyn wird, lag darin, dass sie eines Accents jener niemals gedenken, den Accent dieser auf das nächste Wort zurückwerfen. Die Rücksicht auf den Nachdruck kam erst zu dieser Eigenthümlichkeit hinzu, und hatte wohl die Kraft, die Inclination da zu verhindern, wo der Nachdruck sichtbar lag, aber nicht die, sie in allen Fällen des Gegentheils zu bewirken, oder nur die Schärfung nachdrucksloser Wörter unter allen Umständen, zu Erzeugung eines festen Unterschiedes, aufzuheben.

Dass sich dies wirklich so verhält, ist daraus klar, dass es, ausser dem Zustande der Inclination, und dem der eigentlichen Orthotonirung, in dem man das unabgekürzte Pronomen 1. pers. braucht, noch einen Mittelzustand, Beibehaltung des Accents ohne Zurückrufen des vollständigen Pronomen, gab, wie *ἄνδρα μοῦ*, wo doch, soviel mir bekannt ist, niemanden einfiel *ἄνδρ' ἐμοῦ* zu schreiben. Ich führe diesen bestrittenen Fall*) als Beispiel an,

*) Vgl. Buttmanns ausführl. Griech. Sprachlehre. *p*. 65. Anm. — Die Verlegenheit, die daraus entsteht, dass die Gesetze der Accentuation die wahre Inclinirung in diesem Falle verbieten, die Enclitik deshalb eigentlich ihren Accent behalten sollte, das Pron. 1. pers. aber wiederum, wenn es nicht enclitisch gebraucht wird, seine vollständige Form annimmt, und diese hier doch auch nicht anwendbar ist, weil einmal, dem Wesen nach, hier Inclinirung eintreten sollte, ist in einer Stelle des Charax (*Aldi hort. Adon. p*. 226. b.) mehr lebhaft geschildert, als aufgelöst. Hermann führt diese Stelle nicht an, sie scheint mir aber für den Fall, von dem hier die Rede ist, ungemein wichtig. Sie heisst wörtlich also: — — — *τὸν αὐτὸν τόνον. Δεῖ δὲ νοῆσαι, ὅτι αἱ δισύλλαβοι ἀναμφιβόλως καὶ ἀναβιβάζουσιν ἐγκλινόμενον* (muss wohl heissen *ἐγκλινόμεναι*) *καὶ φύλαττουσιν ὀρθοτονούμεναι, οἷον, ἤκουσά τινος, ἀφ' οὗτινος· αἱ δὲ μονοσύλλαβοι ἀναβιβάζουσι μὲν ἐγκλινόμεναι, προηγουμένων* (fehlt wohl *δὲ*) *μὴ δεχομένων τὴν ἔγκλισιν, τὴν ἐπιφερομένην ἄφατον σύγχυσιν ἐποίησαν οἷον, ἀνθρώπου μου· ἔδει εἶναι ἀνθρώπου ἐμοῦ· μέλει μοι· ἔδει ὀρθοτονεῖσθαι ἐμοί· ὅμως μεσοσυλλαβοῦντα οὐδὲ ἀνεβίβασεν, οὐδὲ ἐφύλαξεν, ἀλλ' ὡς μιᾶς λέξεως οὔσης ὁ τόνος ἐτέθη· ἀνθρώπου μου, καὶ οὕτως ἡμεῖς δοξάζομεν.* Wenn ich diese Stelle recht verstehe, so glaubte Charax, dass, weil hier die wahre Inclinirung nicht eintreten konnte, eigentlich die vollständige Orthotonirung hätte Statt finden sollen. (Dass er jedoch an sich nicht gegen halbe Orthotonirung der *casus obliqui* des Pron. 1. pers. ist, zeigt, dass er *p*. 228. b. *περὶ μοῦ*

nicht als wenn ich im Streit selbst etwas entscheiden wollte, sondern nur weil die Sache hier mehr ins Auge springt, sie ist aber auch sonst überall vorhanden, wo ein ganz nachdruckloses Pronomen doch keine Veränderung seines Accents erfährt, weil dieselbe aus andren Gründen unmöglich ist, und man kann mit Gewissheit annehmen, dass ein Volk, dessen Ohr und Verstand so fähig, und vor allem so geneigt war, Töne und Begriffe zu spalten, für diese dreifache Verschiedenheit Modulationen der Stimme besass, die nur die tonbezeichnenden Grammatiker nicht darzustellen vermochten.

Die geschilderte Eigenthümlichkeit liegt nun in der Natur der Aussprache überhaupt, da in allen, wenn man irgend darauf achten will, kleine Wörter, da, wo der Sinn sie nicht entschieden trennt, in nachfolgende, oder vorhergehende verschlungen werden. Es liegt ferner in der Natur der Sprache, dass hierauf zugleich nicht bloss, wie oben gesagt, der Nachdruck, sondern auch die grammatische Verbindung Einfluss habe, die letztere um so mehr, als ja in manchen Sprachen aus dem Nomen und den Praepositionen, dem Verbum und dem Pronomen dieselben Wörter werden, wie denn im Griechischen selbst hiervon Spuren übrig sind.

Da aber im Griechischen gerade das charakteristisch ist, dass das Materielle und Euphonische der Aussprache hierbei das vorwaltende Princip ausmachen, diese aber auf Feinheiten des Ge-

---

schreibt. Doch ist dies wohl nur eine Inconsequenz, die, wie auch Hermann *p.* 76. thut, an der letzteren Stelle berichtigt werden muss.) Von der dreifachen Incongruität nun, der völligen dem Sinn widersprechenden Orthotonirung, der halben Orthotonirung durch die blosse Accentuation ohne die vollständige Form, und der illegitimen Stellung des Accents bei Inclination einer langen Silbe an ein Paroxytonon wählte Charax die letzte, als die geringste. Seine Erklärung ist aber allerdings unbegreiflich, da, wenn beide Wörter Eins wären, der Accent noch weniger auf diese Weise gestellt werden könnte. Die natürlichste Vorstellungsart ist, dass in den *casus obliqui sing.* des Pron. 1. pers. weder die Accentuation, noch die vollständige Form abgesondert stehen können, sondern beide einander begleiten müssen. Die Accentuation nun findet sich allein in dem von Hermann vorgeschlagenen ἄνδρα μοῦ, die vollständige Form in Il. XXIII. 724. Wolf. neue Ausgabe. 1817. ἢ ἐμ᾽ ἀνάειρ᾽. Doch ist das Letztere nur scheinbar. Denn die Crasis macht die Accentuation unmöglich, und da das Pronomen hier sehr gewichtigen Nachdruck hat, so wird die Orthotonirung desselben durch die Gravirung des ἢ und die vollständige Form des Pronomen angezeigt. Auf das von mir oben Behauptete hat alles dies keinen Einfluss. Wie man die Orthotonirung des Pron. 1. pers. immer bezeichnen möge, so bleibt es richtig, dass es häufige Fälle giebt, wo Pronomina, die, dem Sinn nach, ganz nachdrucklos sind, dennoch ihren Accent beibehalten. Beispiele Il. IX. 99. XVI. 235. Od. VI. 216.

hörs, Analogieen, denen man nicht mehr folgen kann, Gewohnheiten, und wahren Idiosyncrasieen beruhen können, so scheint es mir ein vergeblicher Versuch, über die einzelnen Theile und Punkte dieser Lehre zuviel nach allgemeinen Gründen zu grübeln, und jede Bestimmung derselben mit solchen in Uebereinstimmung bringen zu wollen. Inwiefern diese Rücksicht verbieten mag, die Theorieen der alten Grammatiker, nach solchen allgemeinen Grundsätzen, zu verändern, ist die Sache der Philologie zu entscheiden.[1]) Ich bemerke dies nur, weil es, meinem Zweck nach, darauf ankommt zu bestimmen, was sich in den wirklichen Sprachen allgemein, und was nur factisch erklären lässt, und ich stehe keinen Augenblick an, das Meiste in diesem Theile der Griechischen Grammatik dem Letzteren beizuzählen.

Ueber den Einfluss, der im Griechischen dem Nachdruck des Redeaccents verstattet wird, insofern er die allgemeine Betonung verändern könnte, lassen sich noch, in Vergleichung mit unsren Sprachen, im Einzelnen interessante Beobachtungen anstellen, die nur hier zu weit führen würden. Sehr zu merken aber ist, dass, wie schon durch ein Beispiel andrer Art (§. 3.) gezeigt worden, die Griechen dem Redeaccent wenig gestatteten, an den Regeln, welche den allgemeinen Fluss und Numerus der Rede bestimmten, nach einzelnem Bedürfniss, augenblickliche Aenderungen zu machen. Sie zählen die Begriffe dem Hörer im Ganzen zu, und sind nicht, wie wir, so ewig ängstlich beschäftigt, sie in Scheidemünze umzusetzen. So wäre es ihrer Aussprache ganz zuwider, da einmal die Pronomina nach einer Praeposition nicht inclinirt werden, dies in einem einzelnen Falle, wie in der Phrase, sey für, oder wider uns, des Nachdrucks wegen, zu thun.*)

§. 6.

Von den enclitischen Wörtern sagen die alten Grammatiker, dass sie ihren Accent auf das vorhergehende Wort hinüberführen.

*) Die Stellen, in denen man Pronomina nach Praepositionen inclinirt findet, wie πρός με brauchen hier nicht berücksichtigt zu werden. Sie sind bestritten, in einem Theil derselben bezieht sich die Praeposition nicht auf das Pronomen, und auf keinen Fall hat die Inclination den Mangel des Nachdrucks des Pronomen zum Grunde.

[1]) *„ist — entscheiden“ verbessert aus „mögen die Philologen entscheiden, welche, wie Reiz, Wolf, Hermann und andre diese Materie auf eine so geistvolle und scharfsinnige Weise behandelt haben, dass sie trotz der anscheinenden Geringfügigkeit ihres Gegenstandes eine der interessantesten wissenschaftlichen Untersuchungen darbietet.“*

(*ἀναβιβάζουσι τόν τόνον.* Charax in *Aldi hort. Adon.* 226. b.). Sie bedienen sich aber auch des Ausdrucks, dass das vorausgehende Wort seinen Grauis, mit dem jede accentlose Silbe eigentlich hätte bezeichnet werden sollen, erweckte. (*ἡ προκειμένη λέξις ἐγκλιτικοῦ ἐπιφερομένου ἐγείρει τὴν μετὰ τὴν περισπωμένην βαρεῖαν.* Arcadius *de accent.* 146.) Ja, die Alten bezeichneten sogar manchmal jede nicht oxytonirte Endsilbe mit einem Grauis, *ὡς ἂν ἐγκλινομένου μέρους λόγου τῷ λόγῳ προςτιθεμένου ἡ βαρεῖα εἰς ὀξεῖαν ἀνίσταιτο.* (Choeroboscus *in Bekkeri anecdotis.* 714.) Das angebliche Zurückwerfen des Accentes war daher, auch bei den Alten, mehr eine metaphorische Redensart, und so unbedeutend dieser Umstand scheint, so ist er doch erheblich, um Misverständnisse zu verhüten. Nimmt man die Sache nach allgemeinen Begriffen (und die angeführten Stellen beweisen, dass die Theorie der alten Grammatiker diesem keinesweges entgegen ist), so kann in der That gar nicht davon die Rede seyn, was aus dem aufgehobenen Accent der Encliticae wird. Sie verlieren ihren Ton, ihr Accent wird weggenommen, ohne dass man nöthig hat, um sein Schicksal bekümmert zu seyn, und das Wort, das einen Zuwachs von Silben erhält, erleidet die Betonungsveränderungen, welche die Gesetze der Sprache überhaupt vorschreiben, so wie der Ausdruck der Grammatiker *ἡ προκειμένη λέξις ἐγείρει* die Ursache dieser Betonung ganz richtig nicht in die Enclitik, sondern in das Wort versetzt. Die Veränderung, wenn eine vorgehen muss, besteht auch immer nur darin, dass der zunächst vorhergehende *grauis* erweckt wird. Der Inclinationsaccent ist daher allemal ein Acutus.

Einen Zweifel könnten bloss die Fälle erregen, wo ein vorausgehendes Trochaeisches Wort, nach der Meynung einiger Grammatiker, auch bei einer einsilbigen Enclitica, einen doppelten Accent erhielt, wie das, von Aristarch gemisbilligte *ἄνδρά μοι* im Anfang der Odyssee, oder diejenigen, wo bei zwei auf einander folgenden Encliticae (*οἵ τέ κεν*) die letzte sich nicht an die Betonung des vorletzten Wortes, wie die Betonungsgesetze es erlaubten, anschliesst, sondern eine neue auf dem ihr unmittelbar vorhergehenden erhält. Allein das Erstere gehört zu den sehr bestrittenen Fällen, und wenn die unmittelbare Folge zweier Acuti auch in denselben richtig wäre, so läge der Grund in dem Worte selbst, wie man schon daraus sieht, dass es immer einen Trochaeus bilden muss, kein andrer zweisilbiger Fuss seyn darf. Der Grund des letzteren ist bloss der, dass, wie wir sehen werden, das in-

clinirte Wort nie mit dem, an welches es sich anlehnt, zu Einem und ebendemselben Wort wird. Da nun die zweite Enclitica sich nicht weiter anlehnen darf, als an die erste, um nicht die Abtheilung der Wörter zu vernichten, so muss diese, wenn sie die Fähigkeit erhalten soll, die zweite an sich anzuschliessen, nach der Sprache der Grammatiker ihren Grauis erwecken. Dass aber die Abtheilung der Wörter nicht gestört werden soll, beweist auch der Umstand, dass eine vor eine ursprünglich acutirte Enclitica tretende circumflectirte (Il. I. 178. ϑεός που σοὶ τόγ' ἔδωκεν) die angebliche Mittheilung der Betonung vollkommen unterbricht. Που bleibt hier accentlos, und schliesst nicht durch neue Betonung σοὶ an sich an. Aelius (*Aldi horti Adon. p.* 234.) giebt als Grund hiervon ausdrücklich an, dass eine circumflectirte Silbe, ohne hinzutretende Verkürzung, nie sich in einen *acutus* verwandelt. Hieraus, dass der Grund in der eignen Natur der Silbe gesucht wird, sieht man zugleich, dass die Inclination nicht ein eigentliches und blosses Uebertragen eines fremden Accents auf eine andre Silbe ist.*)

Ist diese Vorstellungsart wirklich die richtige, so sieht man, dass die Entstehung eines zweiten Accents auf demselben Wort, wenn nemlich der ursprüngliche nicht hinreicht, die neu zuwachsenden Silben in sein Gebiet zu befassen, nicht eine, nur der Griechischen Sprache eigne, besondre Art der Inclination durch Mittheilung und Uebertragung desselben Accents ist, sondern lediglich eine Folge der allgemeinen Regeln über das Verhältniss der Accentsilben zu ihrer Entfernung vom Ende des Worts. Nur weil der Acutus und Circumflex bloss gewisse Stellungen am Ende der Wörter annehmen kann, muss, wenn die Betonung des Wortes

---

*) Wäre dies der Fall, so schiene es mir, dass που hier allerdings acutuirt werden könnte. Denn indem es seinen Accent durch die Inclination verloren hat (ein Verlust, der in dem Circumflex nur den darin enthaltenen Acutus treffen kann), bleibt es, nach der Sprache der Grammatiker, mit dem Grauis versehen, und kann diesen Grauis (die letzte *mora* des Circumflexes) wieder zum Acutus erwecken. Der Fall wäre alsdann dem ähnlich, wo aus δεινὰ durch die Apostrophirung δεῖν' wird. Entspringt aber der neue Accent aus der Veränderung, welche das Wort, an das die Anschliessung geschieht, durch diese Anschliessung erfährt, so besteht diese Veränderung hier darin, dass, um die Inclinirung zu bewirken, das selbst inclinirte Wort zugleich wieder accentuirt werden muss. Um dies zu werden, müsste es seinen eignen Accent, den Circumflex annehmen. Die Wirkung der Inclinirung kann aber immer nur die Erweckung einer *syllaba grauis*, und daher nur ein *acutus* seyn.

nicht aufgegeben werden soll, eine zweite für das neue zuwachsende Gebiet entstehen.

Eben diese Ansicht erklärt nun auch besser die Natur der tonlosen Wörter. Auch sie müssen, weil sie des eignen Tones ermangeln, an das ihnen folgende Wort eng angeschlossen werden. Aber da der Accent der Wörter vor sich eine ganz unbestimmte Zahl von Silben haben kann, so ändert ihr Hinzukommen nichts in der Betonung des Hauptworts. Von ihnen aber, wie Hermann thut, zu sagen, dass sie auch einen eigenthümlichen Accent haben, allein diesen auf das folgende Wort dergestalt werfen, dass er sich mit einem der unbezeichneten Accente, von welchen §. 2. gesprochen worden ist, verbinde, scheint aufs mindeste eine ganz überflüssige Hypothese, wenn die Encliticae selbst nicht einmal einen Accent eigentlich zurückwerfen. Ich gestehe überhaupt, dass ich von dem Verlegen eines Accents, und dessen möglichem Nutzen mir keinen Begriff machen kann. Ein Accent kann immer nur auf die ihm nachfolgenden Silben einwirken, die Silben vor ihm können bloss eng an ihn angeschlossen werden; dies aber geschieht schon dadurch, dass das Wort tonlos ist, ob und wie sein angeblicher Accent unsichtbar auf dem Hauptwort liege, kann nichts weiter ändern, oder bewirken. Die ganze Vorstellungsart scheint auch nur daher zu stammen, dass diese Worte nicht tonlos, und nicht von Natur Barytona seyn können, folglich Oxytona seyn müssen, dass diese Eigenschaft ihnen auch in einigen Stellen der Alten beigelegt zu werden scheint, und dass nun, da sie doch immer tonlos erscheinen, ihr Accent irgendwo geblieben seyn müsse, und weil er sich nirgends sonst finde, unter den unbezeichneten Accenten des Hauptworts zu suchen sey. Allein gerade diese Nothwendigkeit, dass ihr Accent irgendwohin verlegt seyn, und dort gesucht werden müsse, leuchtet mir nicht ein, und wird, wie es mir scheint, durch eine richtige Ansicht der Encliticae selbst vollkommen aufgehoben. Denn dass die tonlosen Wörter, wenn man von ihrem Zustande ausser dem Zusammenhange der Rede spricht, wirklich Oxytona sind, und weder an sich tonlose Wörter, deren es überhaupt, noch ursprünglich barytonirte, deren es im Griechischen (wenigstens ausser τὶς) nicht giebt, halte ich für vollkommen richtig, nur dass dieser ihr Zustand an sich, ausser allem Zusammenhang der Rede, gewissermassen eine blosse grammatische Fiction bleibt. Wäre in der That der Begriff der Möglichkeit eines solchen Verlegens eines Accents in der Sprache

gegründet gewesen, und hätten die Griechen wirklich Procliticae und Encliticae wie Eine nur in ihrer Stellung verschiedene Gattung von Wörtern behandelt, so sollte man denken, dass, wenn sich diese Stellung änderte, und eine Enclitica dem Hauptworte vortrat, sie, die an ein Wegschieben ihres Accents gewöhnt war, ihn auch verlegen, und dadurch tonlos werden müsste. Allein gerade wenn die Encliticae im Anfange stehen, wie *σὲ λέγω*, ist es allgemeine Regel, sie nicht zu incliniren. Hiergegen liesse sich vielleicht einwenden, dass eine solche Stellung der Enclitica kaum ohne irgend einen Grad der Orthotonirung, dem Sinn nach, zu denken ist. Aber gegen einen andren Fall, wenn nemlich die Enclitica hinter einem Verbum, das ihr fremd ist, und vor einem, dem sie angehört, steht, wie in Odyss. VI. 216. *ἤνωγον δ' ἄρα μιν λοῦσθαι* u. s. f. lässt sich diese Einwendung nicht machen, und doch haben auch die, welche die Inclinirung von *μὶν* auf *ἄρα* hier tadeln, dem Worte seinen Accent lassen, nicht ihn vorwärts auf das nachfolgende *λοῦσθαι* werfen wollen.

§. 7.

Es scheint mir überhaupt, dass, wenn sich auch, allgemeinen Begriffen nach, wie oben geschehen ist, die tonlosen und enclitischen Wörter in die Eine allgemeine Classe der unaccentuirten und an andre angeschlossenen bringen lassen, beide doch, nicht bloss in den Lehren der Grammatiker, sondern auch im ächten Sinne der Griechischen Sprache zwei ganz verschiedene Classen ausmachen.

Die tonlosen Wörter sind solche, die, seltene Fälle ausgenommen, ihrer grammatischen Geltung nach, immer vorn, die Encliticae solche, die meistentheils hinten stehen müssen. Dies giebt ihnen ihr verschiedenartiges Verhältniss zur Betonung, und scheidet sie gänzlich von einander. Die tonlosen Wörter sind lauter einsilbige, leichte, grösstentheils aus Vocalen bestehende Laute, die Encliticae haben zum Theil zwei Silben, und können, nach der hergebrachten Theorie, auch von drei Zeittheilen seyn. Unter den enclitischen Wörtern giebt es eine ganze Classe, in welchen der Redeaccent den orthotonischen und inclinirten Zustand andeutet, und oft schlechterdings fordert. In der Zahl der tonlosen Wörter kenne ich kein einziges dieser Art. Zwar hat man versucht, den Artikel im Gegensatz des Pronomen demonstratiuum, *οὐ* im Sinne von nicht und nein, *ὥς* im Gegensatze

mit ὥς so anzusehen. Allein das Pronomen demonstratiuum, οὔ im Sinne von nein, und ὥς, so sind nicht Verstärkungen vom Artikel, von nicht, und von wie, sondern andre Wörter, mit ganz verschiedener Bedeutung. Ein orthotonirter Artikel ist in der Phrase: nicht die Menschen, sondern Menschen, die aber Griechisch nicht so lauten könnte, und auf ähnliche Weise lassen sich nicht, und wie mit Nachdruck belegen, ohne dass sie darum im Griechischen betont werden würden; ich sage es, und sage es nicht, er ist nicht der, sondern nur wie der u. s. f.

Die ganze Lehre von den tonlosen Wörtern scheint mir daher einzig darin zu bestehen, dass die Griechische Aussprache diese leichten, hauchartigen Silben mit so schnell hingleitender Stimme an ihre Hauptwörter anschloss, dass diese Aussprache durchaus würde entstellt worden seyn, wenn man ihnen irgend ein eignes Tonzeichen hätte geben wollen. Es giebt nun zwar Stellen, wo es unmöglich scheint, dass man das tonlose Wort an das folgende angeschlossen habe, und wo man wirklich glauben sollte, es wäre selbstständig für sich, und doch tonlos geblieben. So in Soph. Oed. Rex. *οὐκ, ὦ κακῶν κάκιστε, καὶ γὰρ ἂν πέτρου φύσιν σύ γ' ὀργάνειας, ἐξερεῖς ποτέ;*[1]) Hier ist *οὐκ* vom nächsten Wort durch ein Comma, und von seinem Verbum durch anderthalb Verse geschieden. Da aber einmal kein Wort allein, und doch ohne Accent ausgesprochen werden kann, so muss man annehmen, dass hier *οὐκ*, trotz des Commas, dennoch ganz eng zu *ὦ* in der Aussprache gezogen, oder dass in solchen Fällen die tonlosen Wörter, wie andre in der Aussprache den Grauis erhielten, den man aber vielleicht so sehr dämpfte, dass die Grammatiker ihn zu bezeichnen vernachlässigten.

§. 8.

Durch die Inclination schliessen sich die inclinirten Wörter an das ihnen vorhergehende an, schmelzen aber nicht mit demselben zusammen. Wäre das letztere, so müsste der ursprüngliche Accent des Worts, an welches die Anschliessung geschieht, der Enclitica eben so entgegenkommen, als dies der Fall ist, wenn eine vorher kurze Endsilbe durch die Flexion lang wird. Es scheint mir daher nicht ganz genau gesprochen, wenn man es Inclination nennt, wenn *τόσος* zu *τοσόσδε* wird. Es ist Bildung eines neuen selbstständigen Wortes.

---

[1]) *König Oedipus Vers 334.*

Von der gleichen Sorgfalt, die Abtheilung der Wörter nicht zu stören, rührt es, dünkt mich, wie oben bemerkt worden, her, dass zwei auf einander folgende Encliticae ihre Betonung nicht auf der Endsilbe des vor beiden stehenden Wortes, sondern die zweite auf der ersten erhält.

Hierher gehört auch das im vorigen Paragraphen und Anm. *) über die Unterbrechung der Inclinationsbetonung durch eine circumflectirte Silbe Bemerkte.

§. 9.

Eine sehr sonderbare Inclinationsmethode ist die Zurückziehung des Accents bei den vierzeitigen Encliticae. Sie hat mit der eigentlichen Inclination bloss die Aehnlichkeit, dass ein ursprünglicher Accent aufgehoben, und der zunächst davor stehende Grauis erweckt wird. Doch darf man die Vergleichung nicht zu weit treiben, sonst könnte aus ἡμὶν nicht durch Inclination ἧμιν werden. Die wahre Ursach liegt wohl darin, dass man die Heftigkeit der jambenartigen Betonung der Oxytona in dem Inclinationszustand zum Trochaeus herabstimmen wollte.

Aus eben dieser Wirkung des Trochaeus muss man, meines Erachtens, auch die beiden andren Fälle erklären, wo der Accent von der Endsilbe auf die Anfangssilbe zurückgeht, nemlich den der Anastrophe der Praepositionen, und der Orthotonirung von ἔστι. In beiden lässt sich die beinahe entgegengesetzte Wirkung aus ungefähr gleicher Ursach herleiten. Den Praepositionen benimmt die Verwandlung in Trochaeen das dem Jambus und Pyrrhichius eigne Vorschreiten. Sie werden daher, bei der Inversion, nicht dergestalt eng auf das ihnen nachfolgende Wort bezogen. Zugleich bringt sie die Aehnlichkeit des Verfahrens in der Anastrophe mit dem der Inclination bei vierzeitigen Wörtern dem vor ihnen stehenden Worte näher. Die Praepositionen befinden sich im Griechischen gewissermassen in der Mitte zwischen den Wörtern mit selbstständigem und festem Accent und denen, welchen man eine solche Betonung nur bedingungsweise einräumt. Apostrophirt vor dem Nomen werden sie, wie die tonlosen Wörter behandelt, ihm nachstehend, wie einige unter den Encliticae. Die Veranlassung liegt in ihrer grammatischen Geltung, zu der aber im Griechischen, dem Geiste dieser Sprache, der sich immer gleich bleibt, gemäss, Leichtigkeit der Aussprache in Zweizeitigkeit hinzu kommen muss, da die Inclination Dreizeitigkeit zulässt.

Da aber der Mangel an eignem Gewicht in der Praeposition nicht so, wie in der Enclitik, absolut gegen alle andren Wörter des Satzes, sondern nur relativ, nur gegen das Nomen oder Pronomen ist, zu dem sie gehört, so mag deshalb die Anastrophe durch ein dazwischen tretendes Wort gestört werden.

Wenn ἔστι orthotonirt wird, hat es allerdings nie den Sinn der blossen Copula, aber der Sinn ist noch praegnanter als der der blossen Existenz, und ursprünglich mag diese Aussprache nur da statt gefunden haben, wo der wahre Begriff des Verbum impersonale vorhanden ist. Daher mag es stammen, dass diese Accentuation bloss die 3. pers. sing. trift, so wie man auch im Französischen, genau genommen sprachrichtiger, als in andren Sprachen, sagt: *il est des hommes qui cet.*

Derselbe Begriff mit derselben Betonung geht auf die Praepositionen über, wenn sie für das Verbum: Seyn stehen. Ich kann aber hier nicht mit Hermann (*de emend. cet. p.* 120) finden, dass es gleichgültig sey, welches Verbum ausgelassen werde, und daher auch die Betonung gleich seyn müsse in πάρ' ἔμοιγε καὶ ἄλλοι und in παρὰ δὲ χρυσόθρονος Ἥρη mit ausgelassenem ἐκαθεῦδεν.[1]) Im letzteren Fall ist blosse Auslassung eines Verbum, und da viele ausgelassen seyn könnten, so muss das wirklich gemeynte vorher ausdrücklich angegeben seyn. Im ersteren Fall ist nicht irgend ein Verbum ausgelassen, sondern, dem Genius der Sprache zufolge, ein bestimmtes in der Bedeutung des Worts wahrhaft mitenthalten. Dass aber dies so ist, muss durch die Betonung angedeutet werden.

---

[1]) *Ilias 1, 174. 611.*

7.

Ueber die in der Sanskrit-Sprache durch die Suffixa *twâ* und *ya*[1]) gebildeten Verbalformen.

§. 1.

Wenn man die grammatischen Formen verschiedener Sprachen mit Rücksicht auf das vergleichende Sprachstudium untersucht,

---

Erster Druck: Schlegels Indische Bibliothek 1, 433—473. 2, 71—134 (1823. 1824). Der Titel hat dort den Zusatz: „Von Herrn Staatsminister Freiherrn von H u m b o l d t*". Schlegel, dessen sonstige Anmerkungen hier fortgelassen sind, leitet den Aufsatz durch folgende „Vorerinnerung" ein: „Die Neigung, welche ein so scharfsinniger Denker und umfassender Sprachkenner, als der Verfasser der folgenden Abhandlung ist, dem Studium des Sanskrit zugewendet, ist von glücklicher Vorbedeutung für dessen allgemeines Gedeihen; noch mehr die hiebei gewonnene Überzeugung, welche er schriftlich gegen mich äußerte, daß ohne möglichst gründliches Studium des Sanskrit weder in der Sprachkunde noch in derjenigen Art Geschichte, die damit zusammenhängt, das mindeste auszurichten sei.*

Den beiden durch so mannigfaltige Auszeichnungen erlauchten Brüdern scheint es eigentümlich zu sein, im Gebiet der Wissenschaft noch unbekannte Regionen zu besuchen und der Forschung neue Bahnen zu öffnen. Man darf die vergleichende Sprachkunde wohl eine neue, erst im Entstehen begriffene Wissenschaft nennen. Herr Wilhelm von Humboldt hat in seiner Abhandlung ü b e r d a s v e r g l e i c h e n d e S p r a c h s t u d i u m *in Beziehung auf die verschiedenen Epochen der Sprachentwicklung (in den Schriften der königlich preußischen Akademie) alle, auch die verwickeltsten Aufgaben jener Wissenschaft mit großer Klarheit und gedrängter Kürze aufgestellt; er hat in seiner* P r ü f u n g *der Unter-*

---

[1]) *Die Sanskritworte sind in dieser Ausgabe durchgängig, auch wo sie Humboldt in Devanagarischrift anführt, lateinisch transskribiert worden und zwar nach Maßgabe der Regeln, denen Humboldt sonst selbst gefolgt ist und die er im Eingang des Werks über die Kawisprache zusammengestellt hat.*

läuft man leicht Gefahr auf zwei Abwege zu gerathen, indem man entweder diese Formen gänzlich nach ähnlichen bekannter Sprachen beurtheilt, und sie, einzelner Abweichungen ungeachtet, mit denselben Namen belegt, oder sie, als ganz abgesondert dastehend, ausser aller Verbindung mit andren Sprachen betrachtet. Das erstere dieser beiden, gleich nachtheiligen Verfahren hindert, jede

---

suchungen über die Urbewohner Hispaniens vermittelst der vaskischen Sprache gezeigt, wie ein geschichtliches Bruchstück der Vorzeit, die geographischen Namen eines Landes, aus der noch lebenden Mundart von Abkömmlingen seiner alten Bewohner mit kritischer Vorsicht zu deuten ist; und von seiner ausführlichen Vergleichung einer großen Zahl amerikanischer Sprachen, woran er seit geraumer Zeit arbeitet, stehen sehr wichtige Aufschlüsse über eine Sprachfamilie zu erwarten, welche einer ganz andern psychologischen Sphäre angehört als die bekanntesten Sprachen der alten Welt.

Durch die gegenwärtige Abhandlung nun, deren Gegenstand eine der merkwürdigsten und eigentümlichsten Wortfügungen des Sanskrit ist, liefert der Verfasser einen Beitrag zur Syntaxis dieser Sprache, einer Lehre, welche bis jetzt nach dem Maßstabe unsrer griechischen und lateinischen Grammatiken noch nicht bearbeitet worden ist. Denn in den wenigen Blättern unter dieser Überschrift bei Carey und Wilkins sind bloß die allgemeinsten Züge entworfen: die dort gegebenen Regeln möchten schwerlich selbst nur für die Auslegung ausreichen, geschweige denn für die Entscheidung in verwickelten Fällen, ob diese oder jene Wendung und Verbindung grammatisch richtig, wenn auch ungewöhnlich sei oder ob sie als eine verderbte Leseart verworfen werden müsse.

Der Verfasser hat zuvörderst die Tatsache des Sprachgebrauchs in ihrem ganzen Umfang aufgefaßt und zergliedert; dann ist er in die Theorie zurückgegangen, um in dem System allgemeiner Begriffe denjenigen auszumitteln, welcher dieser Erscheinung am vollkommensten entspricht. Es wäre unverzeihlich, den Gang einer solchen Untersuchung, welche unabhängig von ihrem Gehalt schon durch die befolgte wissenschaftliche Methode anziehend ist, durch Einwendungen zu unterbrechen, wenn man auch hier und da eine abweichende Ansicht hätte, und ich werde nicht versuchen, eine frühere Äußerung über jene Formen des Sanskrit (Ind. Bibl. T. 1 S. 124. 125.) gegen eine aus der Tiefe der Theorie geschöpfte Entscheidung, wodurch ich mich vielfach belehrt sehe, zu verteidigen. Einige Gedanken, die ich über das Verhältnis der allgemeinen Sprachlehre zu den Spezialgrammatiken und über die Bedürfnisse der Terminologie für beide vorzutragen habe, mögen am Schluß der Abhandlung ihre Stelle finden. Die mit Genehmigung des verehrten Verfassers beigefügten Anmerkungen betreffen bloß den bearbeiteten Stoff, nämlich die Richtigkeit der Lesearten in den angeführten Beispielen. Herr von Humboldt hat erst seit seiner Zurückkunft nach Deutschland das Sanskrit zu erlernen angefangen, folglich keine Gelegenheit gehabt Handschriften zu benutzen, sondern sich an die bisherigen Ausgaben gedruckter Bücher halten müssen, deren Texte nicht überall so gereinigt sind, wie es zu wünschen wäre." — Das Zitat am Schluß des ersten Absatzes ist einem Briefe Humboldts vom 13. Dezember 1822 entnommen.

Sprache in ihrer Eigenthümlichkeit kennen zu lernen, das letztere, aus allen allgemeine, für das Ganze der Sprachwissenschaft wichtige Folgerungen zu ziehen. Man vermeidet aber diese beiden Abwege, wenn man, von den Begriffen und Forderungen der allgemeinen Grammatik ausgehend, die Zergliederung des Baues jeder einzelnen Sprache beständig auf diesen Mittelpunkt aller zurückführt, und auf diese Weise die Verschiedenheiten, welche die Eigenthümlichkeit jeder Nation hervorbringt, in ein richtiges Verhältniss zu den allgemeinen Bedingungen des Sprechens überhaupt stellt.

Es schien mir nothwendig, diese allgemeine Betrachtung vorauszuschicken, ehe ich in die Erörterung der oben angegebenen Sanskritischen Formen eingienge, da sie zu derselben gleich passend ist, man möge die Erörterung als einen einzelnen Belag zu der allgemeinen Behauptung ansehen, oder in dieser einen sichernden Leitfaden bei jener finden.

Um aber jede voreilige Bestimmung zu vermeiden, werde ich damit anfangen, die Fälle möglichst vollständig aufzuzählen, in welchen sich die in *twâ* und *ya* ausgehenden Formen vorfinden, und erst nachher untersuchen, welche Natur sie an sich tragen, und mit welchen andrer Sprachen sie zu derselben Gattung gehören?

Soviel indess kann und muss über ihre Natur schon hier vorausgeschickt werden, dass sie dazu dienen, zwei Sätze dergestalt in Einen zu verbinden, dass der in ihnen enthaltene in der Ideenreihe (nicht gerade in der Rede, da sie bisweilen nachstehen, noch in der dargestellten Wirklichkeit, da dies erst erörtert werden soll), als den andren einführend und bestimmend, vorausgeht, nicht, als von ihm bestimmt, nachfolgt. Alles Uebrige bleibt der Untersuchung vorbehalten.

Sollte man dieser schon dadurch vorgegriffen glauben, dass sie in der Ueberschrift Verbalformen genannt sind, so möge man auch dies aufheben. Ich habe es nur gethan, weil sie schon bisher allgemein dafür galten, und sich daher auf diese Weise bestimmter bezeichnen lassen.

Diese Benennung rechtfertigt sich überdies auch dadurch, dass der von diesen Formen regierte Casus immer, wie bei dem Verbum, der Accusativ, niemals, wie beim Nomen, der Genitiv ist.

Dass die hier gemeinte in *ya* ausgehende Verbalform (da es noch andre mit diesem Suffixum giebt) sich von der in *twâ* bloss

dadurch unterscheidet, dass nur mit Praepositionen und einigen andren Indeclinabilien verbundene Wurzeln sie annehmen, bemerke ich für diejenigen, welche, ohne selbst des Sanskrit kundig zu seyn, diesen Blättern nur aus allgemeinem Interesse an dem Sprachstudium ihre Aufmerksamkeit schenken sollten. Aus dem gleichen Grunde habe ich die in der Originalsprache angeführten Stellen immer mit einer möglichst wörtlichen Uebersetzung versehen.

Erinnern muss ich hier noch, dass es, ausser jenen beiden Formen, eine dritte, gewöhnlich nur mit Wiederholung gebrauchte giebt, die sich in *am* endigt. Da in der Bedeutung und dem Gebrauche kein wesentlicher Unterschied zwischen ihr und den andren zu liegen scheint, so werde ich dieselbe in dem Laufe der Abhandlung übergehen, und ihrer nur am Ende bei Gelegenheit der äussren grammatischen Bildung wieder gedenken.

§. 2.

Da diese Verbalformen durchaus nach der Natur verbundener Sätze beurtheilt werden müssen, so kommt es bei denselben am meisten darauf an, ob die Verbalform und das Verbum des Satzes von demselben Subjecte regiert werden, oder ob ein doppeltes Subject entweder wirklich vorhanden ist, oder doch hinzugedacht werden muss?

In jedem dieser Fälle steht alsdann das Subject entweder im Nominativ, und bezieht sich daher auf ein Verbum activum, oder im Instrumentalis, und bezieht sich auf ein Verbum passivum. Das letztere ist vorzüglich häufig der Fall, da sich die Sanskrit-Sprache häufiger, als die Griechische, Lateinische und Deutsche, statt des Activum, des Participium des Passivum, mit hinzugefügtem, oder ausgelassnem Verbum substantivum bedient.

A.

Der gewöhnlichste Fall ist der, dass das Subject sich auf das, den Hauptsatz bildende Verbum bezieht, die Verbalform gewissermassen einen Zwischensatz ausmacht, und füglich (wenn die Interpunction nicht in der Sanskrit-Sprache durch das Uebergehen der Buchstaben in einander fast unmöglich gemacht würde) zwischen zwei Commata gestellt werden könnte. Eben dies Subject geht alsdann, dem Sinne nach, allerdings auch auf die Verbalform, aber nur dem Sinne nach, und nur insofern, als diese kein eignes

Subject hat, oder voraussetzt. Denn der Construction nach, ist zwischen dem Subject und der Verbalform in diesem Fall keine unmittelbare Beziehung vorhanden.

Hitópadêsa (*ed. of Lond.*) *p.* 11. *lin.* 16. 17.

1 *hiranyakah wiwaran kritwâ niwasati.*

Hiranyakas, nach dem eine Höle Machen, bewohnt sie.

Der Nominativus bezieht sich hier geradezu auf die dritte Person des Verbum. Die Verbalform mit dem von ihr regierten Accusativ bildet einen Zwischensatz, und bedarf grammatisch durchaus nicht der wiederholten Beziehung des Nominativus auf dieselbe.

Dies ist noch sinnlicher in die Augen fallend, wo der Nominativus sich unmittelbar an das Verbum knüpft, und beide der Verbalform nachfolgen.

Hitop. *p.* 14. *lin.* 2. 3.

2 *êtacchrutwâ hiranyakô 'pi wiwarâbhyantarâdâha.*

Nach Hörung von diesem, sagte Hiranyakas auch aus dem Innren seiner Höle.

Daher kann auch das Subject ganz fehlen, und aus dem vorhergehenden Satze auf den folgenden bezogen werden müssen.

So Hitop. *p.* 14. *l.* 13. 14.

3 *ityâlôchyôpasrityâbrawit.*

Nachdem er dies überlegt hatte und hinzugegangen war,
oder: nach dem Ueberlegen und Hingehen, sagte er.

Das Subject liegt hier nur in der Endung der dritten Person, und muss aus dem vorhergehenden Satze, in welchem von einem Schakal die Rede ist, ergänzt werden.

Wenn das Subject im Instrumentalis steht, findet im Ganzen dieselbe Vorstellungsweise Statt.

Hitop. *p.* 13. *l.* 10. 11.

4 *êwamuktwâ têna sarwêshân bandhanâni chinnâni.*

Nach diesem Sagen, wurden durch ihn aller Bande zernagt.

Der Instrumentalis kann hier ganz allein auf das Participium passivum bezogen werden, und muss es sogar; und wenn man auch allerdings ihn wieder in Gedanken zu der Verbalform ziehen, und übersetzen kann: da also durch ihn gesprochen worden war, oder: nach dem also durch ihn Sprechen, so kann man auch die Verbalform ganz allgemein nehmen, und übersetzen: nach dem also Sprechen, nach diesen Worten.

Ebenso ist die Stelle im Hitop. *p.* 15. *l.* 3. 4.

tatastamâyântaṇ drishṭwâ pakshiśâwakairbhayârtaiḥ kôlâhalaḥ kritaḥ. 5

Darauf, bei dem Erblicken ihres (der Katze) Herannahens, wurde von den, von Furcht ergriffnen Jungen der Vögel ein Gekreisch gemacht.

Hier ist offenbar die Hauptidee, dass das Geräusch von den jungen Vögeln gemacht wurde; dass sie es auch waren, welche die Katze herankommen sahen, versteht sich so sehr von selbst, dass die Verbalform, ohne ausdrückliche Wiederholung des Subjects in Gedanken, allgemein genommen werden kann.

Indess kommen bei dieser Constructionsart auch häufige Beispiele vor, wo man, sowohl durch den Sinn, als die Wortstellung darauf gebracht werden kann, den Instrumentalis ausdrücklich lieber auf die Verbalform zu beziehen, und ihn bei dem, die Stelle des Verbum vertretenden Participium bloss in Gedanken zu wiederholen.

Hitop. *p.* 17. *l.* 4. 5.

iti sarwaiḥ pakshibhirniśchitya gridhrô wyâpâditaḥ. 6

Da von allen Vögeln also beschlossen wurde, wurde der Geier getödtet.

Giengen die unterstrichnen Worte hier hauptsächlich auf das Tödten, so wäre allen ein müssiger Zusatz. Allein weil von allen so beschlossen wurde, musste der Geier sterben, indem keiner ihn in Schutz nahm.

In den meisten Fällen kann der Instrumentalis, auch wenn er vorn steht, gleich natürlich auf das Participium passivum bezogen, und die Verbalform allgemein genommen werden.

Hitop. *p.* 28. *l.* 1. 2.

tênâdhitaṇ śrutaṇ têna têna sarwamanushṭhitaṇ,
yênâśâḥ prishṭhataḥ kritwâ nairâśyamawalambitaṇ. 7

Durch den ist gelesen, gehört durch den, durch den Allem nachgelebt,
Von welchem, nach rückwärts geworfnen Hofnungen, sich auf Hofnungslosigkeit gestützt wird.

Es liessen sich aus wenigen Blättern desselben Buchs eine grosse Menge von Stellen den hier erwähnten anreihen, theils solche, wo das Subject offenbar zunächst mit dem Verbum verknüpft ist (*p.* 19. *l.* 9. 15. *p.* 25. *l.* 12. 13. *p.* 26. *l.* 7.), theils solche, wo es natürlicher ist, es, dem Sinne nach, mit der Verbalform zu verbinden (*p.* 33. *l.* 12. 13. *p.* 17. *l.* 20. *p.* 29. *l.* 26. u. f.). Es

würde aber unnütz seyn, Stellen zu häufen, die, bei dem beständigen Gebrauch dieser Verbalformen, auf allen Seiten vorkommen.

Nur eine verdient herausgehoben zu werden, in welcher es in der That hart scheint, den Instrumentalis mit dem, das Verbum vertretenden Participium zu verbinden, und wo es ausschliesslich der Verbalform anzugehören scheint.

Hitop. *p.* 34. *l.* 4. 5. Es ist von einem Fürsten die Rede, der seinen Aufenthalt an einem Ort aufgeschlagen hat:

8 *prâtaścha tênâtrâgatya karpûraśaraḥsamîpê bhawitawyaṇ.*

Und am Morgen, wenn durch ihn dort hingegangen seyn wird (nach dem Hingehen durch ihn), soll in der Nähe des Karpura Sees geblieben werden;

wörtlich: ist zu seyn; das sogenannte Part. fut. passiv. (Wilkins *Gr.* §. 713.) Das Verbum seyn (hier im Begriffe von sich aufhalten, sich befinden) bedarf hier der Hinzufügung des Subjects nicht, und verbindet sich nicht einmal, ohne Härte, mit dem Instrumentalis: es ist durch ihn zu seyn.

In dem passiven Ausdruck steht auch die Verbalform oft ganz unpersönlich.

Hitop. *p.* 9. *l.* 12.

9 *suchintya chôktaṇ suwichârya yat kṛitam.*

Das nach richtiger Ueberlegung Gęsprochene, was nach richtiger Erwägung gethan ist.

So lange indess das Subject der Verbalform, und das Verbum dasselbe bleibt, verändert sich die Construction nie wesentlich. Es muss dies Subject immer zu beiden Redetheilen in Gedanken hinzugenommen werden, es mag sich nun ausdrücklich mehr auf den einen, oder den andren beziehen. Indess ist doch der Unterschied zwischen dem activen und passiven Ausdruck der Sätze (mit dem Nominativus oder Instrumentalis) immer darin fühlbar, dass man bei dem letzten sehr oft zweifelhaft seyn kann, ob das Subject nicht, auch grammatisch, besser zur Verbalform gehört, da bei dem activen Ausdruck der Nominativus geradezu das Verbum bestimmt, und die Verbalform für sich, und mit den von ihr regierten Worten, als ein Zwischensatz, stehen bleibt.

B.

Wenn das Subject nicht dasselbe ist, so hat die Verbalform entweder ein ausdrücklich, in einem eignen Substantivum, oder

Pronomen hinzugefügtes, oder dasselbe muss bloss in Gedanken ergänzt werden. Der letztere Fall steht dem vorigen näher, da das ausdrücklich erwähnte Subject in ihm das Hauptverbum des Satzes allein bestimmt, und ich fange bei demselben an.

a. Activer Ausdruck, wo das Subject im Nominativus steht.

Hier finden sich zuerst Stellen, wo das Subject zwar, wenn man auf die gemeynte Person, oder Sache sieht, dasselbe bleibt, wo es aber auf eine Weise, durch Bezeichnung einer seiner physischen oder moralischen Eigenschaften, angedeutet ist, auf welche die in der Verbalform liegende Handlung nicht passt, so dass man in Gedanken zu dieser nicht die ausgedrückte Eigenschaft, sondern die ganze Person beziehen muss.

Ramayana. *Book* I. *Sect.* 2. *sl.* 16.

taṇ tathâ nihataṇ drishṭwâ nishâdênâṇḍajaṇ wanê, 10
munêḥ śishyasahâyasya kâruṇyaṇ samajâyata.

Den also im Walde von dem wilden Jäger erschlagenen Eingebohrnen sehend, Entstand das Mitleid des schülerbegleiteten Heiligen.

Ramay. *B.* I. *Sect.* 2. *sl.* 19.

tasyêdamuktwâ wachanaṇ chintâbhût. 11

Diese Rede gesagt habend, war sein Gedanke.

Ramay. *B.* I. *Sect.* 3. *sl.* 67. a.

râmasya kôpaṇ wijṇâya lakshmaṇasya cha saṇbhramaḥ. 12

Lakschmanas Verwirrung nach Erkennung des Zornes des Ramas.

Hier passt das Subject des Verbum nicht zu der in der Verbalform ausgedrückten Handlung, da z. B. es nicht das Mitleid, sondern der Bemitleidende ist, welcher sieht. Man muss also in Gedanken ein andres, nur bloss der Verbalform eignes Subject ergänzen, oder die letztere ganz allgemein nehmen, und im obigen Beispiel: bei dem Anblick u. s. f. übersetzen.

Durchaus ähnlich ist folgende Stelle des Hitop. *p.* 24. *l.* 18. 19.

suwêśaṇ purushaṇ drishṭwâ bhrâtaraṇ yadi wâ sutaṇ, 13
yôniḥ klidyati nâriṇâṇ satyaṇ satyaṇ hi nârada.

und des Nalus. XII. 72. 73.

drishṭwaiwa tê paraṇ rûpaṇ — — — wismayô naḥ samutpannaḥ. 14

Im Sehen deiner ausnehmenden Schönheit ist unsre Bewunderung entstanden.

Bisweilen ist das Subject des Hauptverbum ein durchaus verschiedenes, so dass das der Verbalform nur aus dem Sinne und dem Zusammenhange erkannt werden kann.

Hitop. *p.* 8. *l.* 27. Ein alter Tiger hat einen Mann in einen Morast gelockt. Als er darin steckt, sagt der Tiger spöttisch, dass er ihn herausziehen will, dann fährt der Erzähler fort:

15 *ityuktwâ śanaiḥ śanairupagamya têna wyâghrêṇa dhṛitaḥ sa pânthô ' chintayat.*

Nachdem er (nemlich der Tiger) also gesprochen hatte, und langsam, langsam herangekommen war, überlegte der von dem Tiger festgehaltne Wanderer.

Der Tiger ist hier offenbar das Subject des ersten Satzes, und man muss daher die Verbalform sehr eng mit den unterstrichnen Worten verbinden, um einen sonst leicht möglichen Misverstand zu verhüten.

Bisweilen ist zwar offenbar bei der Verbalform nicht das Subject des Hauptsatzes gemeynt, allein man braucht auch kein andres bestimmtes im Sinn zu haben, sondern die Verbalform steht unpersönlich da.

So Nalus. XII. 82. 83.

16 *sa — — âhûya dêwanakuśalairjihmairjitaḥ.*

Er wurde, nach einer Herausforderung, von des Spieles Kundigen, verkehrten Menschen besiegt.

Aus dem Zusammenhange dieser Stelle und der Erzählung der früheren Gesänge geht hervor, dass Nalas, von dem hier die Rede ist, nicht zum Spiele herausforderte, sondern von seinem Bruder Puschkaras (VII. 7.) herausgefordert wurde. Hier aber ist dieser nicht genannt, sondern die Herausforderung allgemein, und ohne Andeutung ihres Urhebers, erwähnt.

An diese Stelle schliesst sich eine andre an, auf die ich allerdings weniger Gewicht lege, weil sie auf einer Leseart der Seramporer Ausgabe des Hitopadesa beruht, die in der Londoner sich anders befindet. Es lässt sich aber bei solchen Verschiedenheiten der Lesearten wohl annehmen, dass keine dem Genius der Sprache für ganz zuwiderlaufend gehalten wurde. Hitop. *ed. of Seramp. p.* 7. *l.* 3.

17 *tataḥ sanjîwaka ânîya darśanaṇ kâritaḥ.*

Darauf wurde Sandschivakas, nachdem man ihn dahin geführt hatte, des Anblickes (nemlich des Löwen) theilhaftig gemacht.

Hier ist das Subject des die Stelle des Verbum finitum vertretenden Participium Sandschivakas. Derselbe kann aber nicht das Subject der Verbalform seyn, sondern diese steht unpersönlich, oder müsste, was in andre Schwierigkeiten verwickelt, passiv übersetzt werden.

Hitôp. *ed. of Lond. p.* 54. *l.* 18. 19. liest man dagegen:

tataḥ sanjîwakamânîya darśanaṇ kâritawantau.

Darauf machten die beiden (nemlich Damanakas und Karatakas) den Sandschivakas, ihn hinzuführend, des Anblicks theilhaftig.

Hier ist die Construction ganz gewöhnlich, und Verbalform und Verbum finitum, oder vielmehr das an dessen Stelle stehende Part. praet. 3. act. haben dasselbe, nur nicht ausdrücklich genannte Subject.

In einigen Stellen bleibt man zweifelhaft, welches Subject man verstehen soll, ob das aus dem unmittelbar Vorhergehenden zu entnehmende, oder das des Hauptverbum.

So Nalus. XIV. 10. Der Drache Karkotakas hat sich ganz klein zusammengerollt, und Nalas hat sich mit ihm in die feuerlose Gegend erhoben. Nun fährt der Dichter fort:

âkâśadêśamâsâdya wimuktaṇ kṛishṇawartmanâ, 18
utsrashṭukâmaṇ taṇ nâgaḥ punaḥ karkôṭakô' brawît.

Da e r die Gegend des Aethers erreicht hatte, die von Feuer befreite,
Sagte der Drache Karkotakas wiederum zu ihm, der Lust hatte, ihn los zu lassen.

Auf wen geht hier das unterstrichne Pronomen? auf Nalas, oder den Drachen? Beide erreichen mit einander den Aether. Aber richtiger wird dieses Wort und noch mehr das des Textes, welches von *śad,* g e h e n , herkommt, von dem Tragenden, als dem Getragenen gebraucht. Dagegen läuft die Construction der Verbalform natürlicher fort, wenn, wie ich es für die wahre Auslegung halte, in beiden Versen der Drache gemeynt ist.

Indess darf man nicht vergessen, dass es hier gar nicht nöthig war, gerade zu bestimmen, wer den Aether erreichte, da beide es thaten, und dass dies eine der Stellen ist, aus welchen man sieht, dass diejenige Erklärung der Verbalform die richtigere ist, welche der Hinzusetzung eines bestimmten Subjects überhebt. Ich würde daher hier die folgende Uebersetzung vorziehen: nach dem Erreichen der Gegend u. s. w.

Auch die Stelle des Nal. XI. 4. 5. würde nach der Boppischen Uebersetzung hierher gehören.

19 *kathamuktwâ tathâ satyaṇ suptâmutsṛijya kânanê,*
kathamutsṛijya gantâsi dakshâṇ bhâryâmanuwratâṇ.

Herr Professor Bopp übersetzt den ersten Vers: *Quomodo, (quod) dixisti, ita verum, dormientem quum reliquisti in sylva?* Hier wäre also *est* bei *verum* ausgelassen, und das Subject des Verbum die dritte Person, das Gesagte, das Subject der Verbalform aber die zweite. Allein ich gestehe, dass mich diese Erklärung nicht ganz befriedigt, da es, bei dieser Art zu construiren, gänzlich an einem Hauptworte fehlt, worauf sich das Adjectivum wahr beziehen kann. Denn die Verbalform kann doch nicht als das Gesagte genommen werden, und wenn man genau zu Werke geht, kann man nur übersetzen: wie, nach der Sagung, also wahr nach dem Verlassen der Schlafenden?

Die Worte des Scholiasten: »Was bei der Heirathswahl gesagt war: Ich werde dich nicht verlassen! Also« entscheiden wohl über die Construction der Stelle nichts, sondern erläutern nur, welche Versicherung gemeynt ist. Sollte man nicht beide Verse zusammennehmen, *satyaṇ adverbialiter* fassen, und übersetzen können:

Wie, wenn du also wahr geredet hast, verlassend im Walde die Schlafende,
Wie verlassend die treue, ergebne Gattin wirst du hingehn?

Die unterstrichnen Worte wären dann eine im Affect geschehene Wiederholung. In der ganzen Stelle scheint mir eine Steigerung der Ideen zu liegen. Wenn du wahr redetest, wie konntest du verlassen, und nachdem du verlassen hattest, weiter gehn, und nicht zurückkehren? Diese verschiednen Sätze sind durch die Verbalformen leidenschaftlich an einander gekettet. Dass ich die erste mit wenn übersetzte, erträgt die Unbestimmtheit des Ausdrucks der Verbalform sehr gut, denn sie sagt nichts als: bei deinem wahrhaft Reden. Im Grunde ist auch wenn hier zu unbestimmt. Die Versicherungen des Nalas trugen so das Gepräge der Wahrheit, und Damayanti hält dieselben noch jetzt, trotz der widersprechenden Handlung, für so wahr, dass sie sich nur wundert, wie dieser Widerspruch zu reimen ist.

b. Passiver Ausdruck.

Hitop. *p.* 7. *l.* 2.

utthâyôtthâya bôddhawyaṇ mahadbhayamupasthitaṇ. 20

Jedesmal beim Aufstehen muss man erkennen eine grosse sich erhebende Besorgniss.

Hier ist der Ausdruck, wie wir ihn auch schon im Vorigen gefunden haben, unpersönlich, aber es scheint immer hervorzugehen, dass das Subject, auf welches das Erkennen geht, von demjenigen verschieden ist, dem das Aufstehen zugeschrieben wird.

In einer andren Stelle des Hitop. *p.* 25. *l.* 9. 10. scheint das Subject gleichfalls zu wechseln:

tatastayâ kuṭṭinyâ tatkâraṇaṇ jâraṇ parijṇâya sâ 21
lîlâwatî guptêna daṇḍêna daṇḍitâ.

Darauf wurde Lilavati, vermittelst der den Buhlen, welcher die Schuld davon trug, erkannt habenden Kupplerin, mit heimlicher Züchtigung gezüchtigt.

Die Verbalform geht hier offenbar nicht auf die Gestrafte, welche das grammatische Subject des Hauptsatzes ausmacht, sondern auf die Kupplerin. Diese steht im Instrumentalis, und dieser Instrumentalis bezieht sich auf das Verbum finitum, nicht zwar in dem Sinn, dass sie die Strafe verhängte oder vollzog, aber dass sie, und ihre Erkennung des Buhlen dieselbe herbeiführte.

Auch eine Stelle im Nal. XIV. 17. scheint hierher zu gehören. Der Drache sagt zu Nalas:

krôdhâdasûyayitwâ taṇ rakshâ mê bhawataḥ kṛitâ. 22

Da ich im Zorne den verflucht habe, ist deine Rettung von mir gemacht worden.

Denn in der Verbalform ist das Subject die Schlange, und in dem als Verbum finitum dienenden Participium ein sich auf Nalas beziehendes Abstractum. Ich finde indess doch Bedenken, diese beiden Stellen hier anzuführen. Der Passiv-Ausdruck dreht allemal den Activ-Ausdruck gerade um, und macht das Object zum Subject. Dem Sinne (nicht der wörtlichen Construction) nach, sind also auch bei dem Participium hier die Kupplerin und die Schlange das eigentliche Subject, und das sich hier auf die letztere beziehende Pronomen *mê* kann, der Analogie andrer Stellen nach, auch auf die Verbalform bezogen werden. Stände statt des Dativus *mê* der Instrumentalis *mayâ*, so könnte hierüber nicht der mindeste

Zweifel übrig bleiben. Indess ist auch kein Grund abzusehen, warum, wenn das Participium passivum, um das wirkende Subject auszudrücken, den Dativus annehmen kann, dies nicht derselbe Fall mit der Verbalform seyn sollte. Dass aber der Dativ statt des Instrumentalis gebraucht wird, lässt sich durch andre Stellen beweisen. Vgl. Ramay. *B.* I. *S.* 9. *sl.* 2. a.

C.

Dass die Verbalform ein ausdrückliches Subject mit sich führe, welches nicht zugleich mit auf das Verbum, das den ganzen Satz bildet, bezogen werden kann, kommt zwar vor, aber nur sehr selten, und ich habe nur sehr wenige Beispiele finden können, welche keine andre Erklärungsart, oder Construction zuliessen. Es ist gewiss, dass sich diese Vorstellung auch am meisten von demjenigen Gebrauch der Verbalform entfernt, den wir oben, als den gewöhnlichsten und natürlichsten, erkannt haben. Bei diesem nemlich bildete die Verbalform einen blossen Zwischensatz, der sich an das Subject und das Verbum des Hauptsatzes anschloss; wenn sie mit einem eignen, von dem des Hauptsatzes verschiednen Subject ausgestattet wird, so entsteht durch sie ein vollständiger Satz, und sie kann sich dem andren nicht mehr gleich geschmeidig anfügen.

Hitop. *p.* 35. *l.* 12. 13.

23 *tatô dûti gatwâ tat sarwaṇ tuṇgabalasyâgrê niwêditaṇ.*

Darauf da die Botin gegangen (gekommen) war, ward dies alles vor dem Tungabalas gemeldet.

Die Seramporer Ausgabe hat aber hier eine andre Leseart. Sie setzt statt des Nominativs *dûti* den Instrumentalis *dûtikayâ* und verändert mithin die sehr ungewöhnliche Construction in eine gewöhnliche, wo der Instrumentalis sich auf das Participium passivum bezieht, welches mit ausgelassnem Verbum substantivum den Satz bildet, und die Verbalform nur dazwischen geschoben ist.

Darauf wurde von der Botin, nach ihrem Dahingehen, dies alles u. s. w.

Da es aber viel wahrscheinlicher ist, dass die seltnere Wortstellung in die gewöhnlichere, als umgekehrt, umgeändert wurde, so dürfte der Leseart der Londoner Ausgabe der Vorzug zu geben seyn.

Nalus. V. 34. 35.

damayantîṇ tathâ wâgbhirabhinandya kṛitâṇjaliḥ, 24
tau parasparataḥ prîtau dṛishṭwâ twagnipurôgamân,
tân êwa śaraṇaṇ dêwân jagmatur manasâ tadâ.

Da er, die Hände zusammen gefaltet, also mit seinen Worten die Damayanti erheitert hatte,
So wendeten sich beide, fröhlich gegenseitig durch einander, sehend die vom Agnis Geführten,
Auch also im Geist um Schutz zu den Göttern.

Hier steht die Verbalform zweimal; zunächst dem Verbum hat sie mit demselben dasselbe im Dualis stehende Subject, allein das erstemal bezieht sie sich nur auf eine der beiden im Verbum gemeynten Personen, und diese steht in Form eines Adjectivs neben ihr. Dies Adjectivum *kṛitâṇjaliḥ* drückt zwar nur die Art und Weise der Stellung des Nalas aus, und hat hier gewissermassen nur die Bedeutung eines Adverbium. Man kann auch dabei *bhûtwâ,* im Seyn, seyend, ergänzen, so wie dies Nal. XIV. 4. a. wirklich mit einem ganz ähnlichen Worte (*prâṇjalir-bhûtwâ*) verbunden ist. Dann entsteht ein neuer Zwischensatz, in welchem das Adjectiv nicht das Subject, sondern das Praedicat ausmacht. Allein wie man sich drehen und wenden möge, so bleibt es immer richtig, dass in dem ersten dieser drei Verse nur von Nalas allein, in den beiden letzten von ihm und Damayanti zugleich die Rede ist, und dass Nalas durch ein, sich bloss auf ihn beziehendes im Nominativ stehendes Adjectivum eingeführt wird. Die Construction würde also, wenn auch das Adjectivum durch Ergänzung einer andren Verbalform gänzlich zum Adverbium gemacht würde, immer zu dem zweiten Fall gehören, wo das Subject wechselt, und der ausdrücklichen unveränderten Wortstellung nach, entfernt sich diese Stelle noch weiter von der gewöhnlichen Construction, und wird der in der Londoner Ausgabe des Hitopadesa (Beispiel 23.) gleich.

Hitop. *p.* 54. *l.* 16. 17.

tatô wânaraiḥ ghaṇṭâṇ parityajya phalâsaktâ babhûwuḥ. 25

Darauf, nach Verlassung der Glocke durch die Affen, wurden sie (nemlich die Affen) auf die Früchte aufmerksam.

Es ist nemlich in dieser Stelle von einer Glocke die Rede, welche im Besitze von Affen ist, und die denselben durch ein Weib entwunden wird, welche die List anwendet, ihre Aufmerk-

samkeit durch hingestreutes Obst von der Glocke abzuziehen. Die Construction der Stelle aber ist sehr merkwürdig, und ich kenne bis jetzt in dieser Hinsicht keine ihr völlig gleiche. Denn der Instrumentalis *wânaraiḥ* kann sich hier durchaus nicht auf das Hauptverbum *babhûwuḥ* beziehen, da dies den Nominativus *wânarâḥ* fordern würde. Er lässt sich auch sonst auf keine Weise mit dem Hauptsatz in Verbindung bringen. Man kann ihn daher nur an die Verbalform *parityajya* anschliessen, und diese hat daher hier deutlich und bestimmt ihr Subject im Instrumentalis, ihr Object im Accusativus bei sich. Zu dem Verbum des Hauptsatzes *babhûwuḥ* muss man das Subject *wânarâḥ* aus *wânaraiḥ*, dem Sinne nach, ergänzen.

Die Seramporer Ausgabe liest hier *wânarâḥ* statt *wânaraiḥ*, wodurch alles leicht und gewöhnlich wird. So ist dies der dritte Fall, in welchem diese beiden Ausgaben in der Construction dieser Verbalformen von einander dergestalt abgehen, dass die eine (die Seramporer zweimal, die Londoner einmal) die leichtere und gewöhnlichere, die andre die seltnere Construction hat. Man darf daher die letztere wohl nicht, als einen Schreib- oder Sprachfehler ansehen, sondern kann annehmen, dass auch sie, den Gesetzen der Sprache nach, für erlaubt gehalten werde.

Ramay. *B.* I. *S.* 1. *sl.* 61. 62.

26 *têna mâyâwinâ dûramapawâhya nṛipâtmajau,*
râvaṇô ' ntaramâsâdya sîtâṇ — — jahâra.

Nach der Entführung der beiden Fürstenentsprossnen durch den Zauberer, raubte Ravanas, in das Innre hineingehend, Sita.

Die Handlung der Verbalform, die Wegführung der beiden Fürstenentsprossnen, geht auf Marichas, der als Zauberer bezeichnet ist, das Hauptverbum auf Ravanas. Allein der Instrumentalis, in welchem Marichas steht, wird vom Hauptverbum regiert. Ravanas raubte die Sita vermittelst der von Marichas vollbrachten Wegführung. Dass der Dualis, welcher den ersten Vers schliesst, ein Accusativ ist, und von der Verbalform regiert wird, braucht nicht bemerkt zu werden.

27 Eine andre Stelle des Ramayana (*B.* I. *Sect.* 9. *sl.* 7. u. folg.) führe ich nicht an, weil sie eine doppelte Interpunction und Construction zulässt. Da sie zu lang herzusetzen ist, muss ich dem Leser überlassen, sie nachzulesen, und bemerke nur, dass, wenn

man den Satz am Ende des ersten Verses des achten Slokas schliesst, und den neuen von dem zweiten bis zum ersten des zehnten Slokas fortlaufen lässt, alsdann auch eine Construction entsteht, wo sich auf die Verbalform *rôpayitwâ,* wachsen machend, pflanzend, der Nominativus *pârthiwaḥ,* auf das Participium *verbi neutrius prayâtâ* (welches für das Verbum finitum, sie giengen, steht) der Nominativus *susamṛiddhâḥ*, die wohl zubereiteten, bezieht. Bei dieser Interpunction gehörte die Stelle zu der hier in Rede stehenden Constructionsart. Da aber diese immer sehr selten ist, so scheint es wohl natürlicher, bei dem ersten Verse des achten Slokas den Satz nicht zu schliessen, sondern dies erst nach dem zweiten des neunten Slokas zu thun. Dann bezieht sich die Verbalform auf das Part. act. *kṛitawân*, welches, mit ausgelassnem Verbum seyn, er machte heisst, und beide haben dasselbe Subject. Indess folgt alsdann die Verbalform mit drei ganzen von ihr regierten Versen auf das Hauptverbum, was gewiss auch sehr ungewöhnlich ist, wenn gleich, mit wenigeren davon abhängenden Worten, das Nachfolgen der Verbalform häufiger vorkommt. Vgl. Nal. XI. 24. Ramay. *B.* I. *S.* 1. *sl.* 62.a.

Ist einmal, wie hier, durch wenige, aber sichre, und keine andre Deutung zulassende Stellen bewiesen, dass die Verbalform, sowohl im Nominativus, als Instrumentalis, ein eignes, sich ausschliesslich auf sie beziehendes Subject haben kann, so können, und müssen sogar auch einige andre Stellen hierhergezogen werden, in welchen das Subject zwar, der mechanischen Construction nach, auch mit dem Hauptverbum verbunden werden kann, allein, dem Sinn und der Stellung nach, doch eigentlich der Verbalform angehört. Von solchen will ich hier noch einige anführen.

Hitop. *p.* 25. *l.* 16. 17.

tataḥ khanitramâdâya têna pariwrâjakêna mama wiwaraṇ 28
khanitwâ chirakâlôpârjitaṇ dhanaṇ gṛihitaṇ.

Darauf wurde mein seit langer Zeit zusammengeraubt gewonnener Reichthum von dem Bettelgeistlichen genommen, der ein Grabscheit ergriff, und meine Höle aufgrub.

Hier gehört der Instrumentalis, dem Sinn nach, wohl offenbar zu den Verbalformen, zwischen denen er steht, und darf bei dem Hauptverbum nicht wiederholt werden.

Ramay. *B.* I. *Sect.* 9. *sl.* 4. 5.

29 *indriyârthairabhimatairnarachittâpahâribhiḥ,*
lôbhayitwâbhyupâyêna kshipramânîyatâṇ wanât.

Nachdem in ihm, vermittelst die Seele anlockender, den Verstand entrückender Gegenstände der Sinne, Begierde erregt ist, werde er durch solche List schnell aus dem Walde herbeigeführt.

Der ganze erste, aus drei im Instrumentalis stehenden Worten gebildete Vers bezieht sich sichtbar allein auf die Verbalform, das Hauptverbum führt sein eignes wirkendes Subject, auch im Instrumentalis, bei sich.

Ramay. *B.* I. *Sect.* 1. *sl.* 78. 79.

30 *samayaṇ tau tataḥ kritwâ narawânarapuṇgawau,*
kishkindhyâṇ râmasugrîwau jagmatustau guhâṇ tadâ.

Da die beiden stärksten der Menschen und Affen eine Zeit bestimmt hatten, so kamen beide, Ramas und Sugrivas, in die Höle von Kischkindhya.

Die Nominative stehen hier in Apposition, da aber das Pronomen *tau,* was ohngefähr dem Homerischen Artikel entspricht, und eine zwischen dem Pronomen demonstrativum, und dem Artikel andrer Sprachen mitten inne liegende Bedeutung hat, dem ersten hinzugefügt ist, so beweist dies, wie die Stellung dieser Casus, dass die des ersten Verses der Verbalform, die des zweiten dem Hauptverbum angehören.

Eine Stelle des Ramayana (*B.* I. *Sect.* 3. *sl.* 142. a.) weicht gewissermassen von allen bisher angeführten ab. Es wird der Inhalt eines Buches des Ramayana angegeben, und eine ganze Reihe von Versen hindurch folgen blosse Nominative auf einander, die zwar in diesen Inhaltsverzeichnissen bisweilen von dem Verbum: w i r d e r z ä h l t unterbrochen sind, aber grossentheils absolut, wie Titel der Abschnitte, bald im Singularis bald im Pluralis da stehen. Auf eine beträchtliche Anzahl solcher Nominative folgen die Verse:

31 *kâwyasya chântê wijṇâya swaputrau tau kuśîlawau,*
wâlmîkêśchaiwa wâkyâni wilâpô râghawasya cha.

Und am Ende des Gedichtes, nach der Anerkennung seiner eignen Söhne, des Kusi und Lava,
Die Reden Valmikis, und die Klage des Raghu-Entsprossnen.

Die Verbalform ist hier offenbar nur eine andre Wendung, welche der Dichter, statt der gewöhnlichen Folge von Nominativen,

gebraucht hat, es müsste denn, was man nur aus diesem, noch ungedruckten Theil des Gedichts beurtheilen könnte, ein näherer Zusammenhang zwischen Valmikis Reden, und jener Anerkennung vorhanden seyn. Auf alle Fälle ist aber die Verbalform, wenn man sie nach der Analogie der obigen Beispiele betrachtet, sehr wunderbar gebraucht. Denn die Anerkennung muss durch Ramas geschehen seyn, welcher der Vater der genannten Jünglinge war, und derselbe mit dem in der Folge erwähnten Abkömmling des Raghu ist. Dies muss man aber wissen, denn in den zunächst vorhergehenden Versen kommen wohl andre Personen, allein Ramas nicht namentlich vor. Nachdem nun auf diese Weise das Subject der Verbalform Ramas ist, folgt als Subject des Substantivs, von welchem hier, wie sonst von dem Verbum, die Verbalform abhängt, Valmiki. Wollte man aber sagen, die Verbalform müsse zu dem weiter folgenden Substantiv: Ramas Klage gezogen werden, so stehen Valmikis Reden, die Construction unterbrechend, dazwischen. Man kann also wohl nur annehmen, dass der Dichter gar nicht beabsichtete, die Anerkennung der Söhne mit Valmikis Reden, und Ramas Klage in irgend eine Sachverbindung zu setzen, sondern die Construction nur des Verses, oder der Mannigfaltigkeit wegen abwechselte, die Verbalform ganz absolut in dem Sinn eines Substantivs nahm, und es für überflüssig hielt, Ramas dabei wirklich namhaft zu machen, theils weil das ganze Gedicht von ihm handelt, und es sich dadurch von selbst versteht, dass, wo nicht ausdrücklich andre genannt werden, er handelnd auftritt, theils weil die Namen seiner Söhne allgemein bekannt waren. So scheinen auch die Englischen Uebersetzer die Stelle gefasst zu haben, die sich um die Verbalform gar nicht kümmern, sondern ebenso übersetzen, als stände sie nicht da: *Rama recognizes his two sons at the end of the song — the discourse of Valmikee — Raghuva's lamentation.*

§. 3.

Die Verbalformen in *twâ* und *ya* werden in der Regel in der Bedeutung einer vergangenen Zeit gebraucht. Dies geht aus allen oben angeführten Beispielen hervor. Es liegt dies auch in ihrer Natur, da sie gewöhnlich dasjenige, worauf etwas Andres folgt, den Grund, aus dem es entspringt, das Werkzeug, vermittelst

dessen es bewirkt wird, anzeigen, und immer als Vorderglieder verbundner Sätze dienen. Indess sind beide Zustände, oder Handlungen oft so unmittelbar auf einander vorgehend, dass sie sich eigentlich mehr begleiten, als folgen, wie (Beispiel 10.) Valmikis Gewahrwerden des erschlagnen Vogels, und sein aus diesem Anblick entspringendes Mitleid, (Beispiel 22.) die Verwünschung des Drachen, und die dadurch bewirkte Rettung Nalas, (Beispiel 12.) Lakschmanas Bemerken des Zornes des Ramas, und seine daraus entstehende Verwirrung, und eine Menge andrer Fälle mehr. In andren Wendungen und Constructionsarten würde man sehr füglich beide solche, als auf einander folgend dargestellte Zustände im Praesens ausdrücken können. Gerade deshalb aber weil die Folge so unmittelbar, und mit so kaum bemerkbarem Zwischenraume angenommen werden kann, wird es schwer, bei diesen Verbalformen solche aufzuzeigen, die nothwendig als Praesens angesehen werden müssen, und in denen nicht noch irgend ein, noch so unbedeutender Zwischenraum nachgewiesen werden könnte. In dem Constructionsgange ist nun ausserdem die Verbalform immer der früher erscheinende Theil.

Herr Professor Bopp hat indess (Anm. zu Nalus. S. 202. 32 Anm. 77.) auf einige Stellen aufmerksam gemacht (Nal. IX. 24. XX. 13. a. Man vgl. ferner Conjugationssystem. 48.), die ich deshalb nicht wiederhole, gegen die sich, nach meiner Ueberzeugung, nichts Gegründetes anführen lässt.

Eine andre, meines Erachtens, gleich beweisende Stelle ist im Hitop. *p.* 22. *l.* 10.

33 *kimatrâwasthâya mayâ kartawyaṇ.*

Was soll ich im hier Bleiben thun?

Wollte man schlechterdings auf der Bedeutung eines Praeteritum bestehen, so könnte man freilich auch hier übersetzen:

Was sollte ich thun, nachdem ich hier geblieben wäre, oder seyn würde?

allein eine solche Auslegung schiene mir wenigstens keineswegs natürlich.

Indess giebt es, wie schon Herr Ritter von Schlegel (Ind. Bibl. S. 125.) bemerkt hat, Stellen, wo die Verbalform mit einem Futurum verbunden ist, und dadurch die Bedeutung eines Futurum perfectum annimmt.

Dies ist Beispiel 8. und Nal. XI. 24. a. der Fall.

Dass jedoch diese Verbalformen wirklich die Bedeutung des Praesens haben können, setzt, ausser den oben angeführten, eine andre Stelle des Nalas (X. 10. a.) ausser allen Zweifel, in welcher der Dichter selbst zu erkennen giebt, dass er die Verbalform als Praesens gebrauchte.

kiṇ nu mê syâdidaṇ kṛitwâ kiṇ nu mê syâdakurwataḥ. 34

Was kann mir nun seyn beim dieses thun, was nun mir, dem nicht thuenden?

Hier ist offenbar der reine Gegensatz das thun, und nicht thun, und es würde durchaus unnatürlich seyn, wenn das eine Wort in einem andren Tempus stände, als das andre. Der Gegensatz würde dadurch schielend. Da nun die Negation in dem Participium des Praesens, nicht des Perfectum ausgedrückt ist, so ist dadurch unbezweifelt klar, dass der Dichter auch die Verbalform in *twâ,* welche den positiven Satz ausdrückt, als ein Praesens ansah. Der Sinn der Stelle überhaupt liesse übrigens beide Tempora zu, da der Redende sich in die Lage setzen kann, schon gehandelt zu haben, und die Folgen der Handlung zu überdenken. Die Stelle ist auch dadurch merkwürdig, dass darin das Participium und die Verbalform gleichgültig zur Bezeichnung desselben Gedankens gebraucht wird, da es doch vom Dichter abhieng, auch in dem ersten Theil des Satzes sich eines Participium zu bedienen, und auch die Verbalform in *twâ* das *a privativum* zulässt.

Die hier betrachteten Verbalformen deuten daher nicht immer ein Praeteritum, sondern auch bisweilen ein Praesens und Futurum an. Da aber in ihnen selbst gar keine Zeitbezeichnung liegt, indem sie, ohne allen Unterschied, immer dieselben bleiben, so redet man genauer, wenn man sagt, dass sie die blosse Handlung des Verbum ausdrücken, das Sagen, Gehen, Erkennen u. s. f., und dass diese Handlung, je nachdem es der Sinn der jedesmaligen Stelle, oder das begleitende Verbum fordert, in alle Zeiten treten kann, die Zeit aber auch nur durch diese, ausserhalb der Verbalform selbst liegenden Umstände bestimmt wird; dass jedoch aus den weiter oben entwickelten Gründen die Bedeutung der vergangnen Zeit bei weitem die vorherrschende ist.

§. 4.

Auf die hier versuchte Darlegung der reinen grammatischen Thatsache würde ich am liebsten die Entwicklung der Meynungen

der einheimischen Grammatiker über diesen Punkt folgen lassen, wenn ich mich nicht ohne die nöthigen Hülfsmittel dazu befände. Ich muss indess recht sehr wünschen, dass diese Lücke bald durch jemand ausgefüllt werden möge, welchen seine Lage hierin besser begünstigt.

§. 5.

Geht man die hier zusammengestellten Beispiele, die ich zwar nicht wagen möchte vollständig zu nennen, die jedoch gewiss die hauptsächlichsten und wesentlichsten Fälle enthalten, in Gedanken durch, so ergiebt sich aus denselben:

1. dass durch diese Verbalformen dem mit dem Verbum finitum ausgedrückten Satze allemal etwas, dem darin Ausgesagten Vorangegangnes, oder dasselbe Begleitendes, oder Bestimmendes hinzugefügt wird;

2. dass diese fernere Bestimmung bald allein steht, bald andre Begriffe von sich abhängig macht, bald sich mit dem Hauptsatze auf dasselbe, bald auf ein eignes, verschiednes Subject bezieht;

3. dass diese Verbalformen zu activem und passivem Ausdruck dienen, dass sie gegenwärtige, vergangne und zukünftige Zeit andeuten, dass das Subject bei ihnen in jedem Genus und Numerus stehen kann;

4. dass diese Verbalformen in allen diesen Fällen durchaus unverändert bleiben, und dass die einzige Verschiedenheit, die sich in ihrem Gebrauch findet, die Endung in *twâ* und *ya*, von allen hier aufgezählten Umständen, und überhaupt von ihrem syntaktischen Gebrauche unabhängig ist;

5. dass sie also durch sich selbst nichts, als den blossen allgemeinen und unbestimmten Begriff einer Handlung, oder eines Vorganges enthalten, alle ferneren Bestimmungen dieses Begriffs aber lediglich aus den ausdrücklich dabei stehenden Worten oder aus dem Sinne des Ganzen genommen werden müssen;

6. dass sie mit dem Satze, zu dem sie gehören, durch keinerlei eignes Beziehungswort, Conjunction, oder Praeposition, verbunden sind, oder dass, wenn eine Andeutung solcher Beziehung vorhanden seyn sollte, dies nur in ihren Lauten selbst liegen kann;

7. dass sie, ihrer Bildung und Endung nach, eigne Formen, nicht andre, sonst unter bestimmten Namen in der Sprache vorkommende, nur zu diesem Zwecke gebrauchte sind, sondern dass,

wenn sie analogisch auf andre Formen zurückgebracht werden können, dies erst aufgefunden und erwiesen werden muss.

Auf diese Weise stellt sich, wie es mir scheint, die Natur dieser Formen der Sanskrit-Sprache dar, wenn man sie bloss an und für sich selbst betrachtet, ohne sie irgend einer der Classen der Redetheile unterordnen zu wollen, welche die allgemeine Grammatik oder die besondre einzelner Sprachen aufstellt.

Die flüchtigste Vergleichung mit diesen wird hinreichen zu zeigen, dass wenigstens die gewöhnlich bekannten morgen- und abendländischen Sprachen sätzeverbindende Verbalformen von so vielumfassendem Gebrauch nicht besitzen.

Wir wollen nun im Folgenden die Bestimmung dieser Verbalformen nach allgemeinen Begriffen, und der Grammatik der verwandten Sprachen versuchen.

§. 6.

Die in *twâ* und *ya* ausgehenden Verbalformen werden gebraucht, Nebensätze mit einem Hauptsatz in Eins zu verknüpfen.

Bei einer solchen Verbindung ist der Nebensatz entweder ein absoluter, scheinbar für sich bestehender, oder eine Erweiterung eines der Theile des Hauptsatzes; und in beiden Fällen muss die in ihm enthaltne Verbalform eine solche seyn, welche nicht zum Verbum finitum gehört.

Die Verbalformen dieser Gattungen sind das Participium, der Infinitivus, das Gerundium, und das Supinum.

Von diesen ist das Participium die schicklichste für absolute Sätze, indem es, sich durch Genus und Casus dem Subject anschliessend, und zugleich Vox und Tempus des Verbum andeutend, am besten den Mangel des Verbum finitum ersetzt, an welchem die absoluten Sätze gerade leiden. Es lässt sich aber aus allgemeinen Gründen nicht behaupten, dass absolute Sätze nur durch Participien gebildet werden könnten.

In Nebensätzen, welche Theile des Hauptsatzes erweitern, kann das Participium, als Attributivum, sich nur an das Nomen, es stehe im Subject oder Praedicat, anschliessen. Eine genauere Ausführung des Verbum (der Copula des Satzes) oder eines zum Subject oder Praedicat gehörenden Nomen ist nur durch ein Adverbium möglich. Die Stelle des Adverbium aber vertritt unter den Verbalformen das Gerundium. Denn wenn ich sage

citissime, oder *festinando se recepit*, so füge ich in beiden Fällen dem Verbum, nicht, wie wenn es *festinans* hiesse, dem Subject, eine Nebenbestimmung hinzu.

Die Sanskrit-Sprache bedient sich zu ihren absoluten Sätzen gewöhnlich der in den Locativus gestellten Participien, und da dieser Casus nur anzeigt, dass eines im andren enthalten ist, so giebt es keine richtigere Bezeichnung der Inhaerenz des Nebensatzes im Hauptsatze, keine gleich bestimmte und allgemeine Beziehung des einen auf den andren. Man findet aber auch Beispiele absoluter Genitive, obgleich Wilkins derselben nicht erwähnt. So Nal. XII. 8. Ramay. *B.* I. *Sect.* 32. *sl.* 31. *Sect.* 1. *sl.* 50—52.*) Ein absoluter Nominativus scheint *Sect.* 4. *sl.* 68. *Sect.* 35. *sl.* 19. a. zu stehen. Denn da in diesen Stellen die beiden Sätze offenbar in Sachverbindung mit einander sind, so lässt sich bei dem Participium des ersten nicht füglich das Verbum substantivum ergänzen, um ihm Selbständigkeit für sich zu geben.

Die durch die Verbalformen in *twâ* und *ya* gebildeten Nebensätze können gleichfalls als absolute betrachtet werden. Da, wo in denselben die Verbalform ihr eignes Subject hat, und noch mehr, wo dieses ausdrücklich erwähnt ist, wie in Beispiel 23. 24. 26—30. passt diese Erklärungsart vorzüglich gut. Denn da man, bei Gleichheit des Subjects, nur den Hauptsatz am Subject selbst zu erweitern braucht, so bringt erst die Verschiedenheit die Nothwendigkeit absoluter Sätze hervor, und bildet im Griechischen

---

*) *vasatastatra râmasya wanê wanacharaiḥ saha,*
rakshôbhyaḥ kâmarûpibhya ṛishayô ' bhyâgaman bhayât,
râmaṇ kamalapatrâkshaṇ śaranyaṇ śaraṇârthinâṇ,
mahêndramiwa durdharshaṇ wâṇakhaḍgadhanurdharaṇ.

Da Ramas im Walde mit den Waldbewohnern wohnte,
Kamen die Heiligen, aus Furcht vor den sich nach Gefallen umgestaltenden Rakschas,
Zu Ramas, dem lotusblattäugigen, dem Beschützer der Schutzbedürftigen,
Wie zum grossen Indras, dem schwer sichtbaren, dem Pfeil, Schwert und Bogen haltenden.

Die Englischen Uebersetzer nehmen entweder diese Stelle anders, oder lassen doch ihre eigentliche Construction nicht sehen. *To him dwelling with the sylvan inhabitants did the holy sages resort through fear — — — even to Rama whose eye cet.* Allein der Accusativus *râmaṇ* wird geradezu vom Hauptverbum regiert, das mit dem Genitiv nicht verbunden werden kann, und von der durch die Uebersetzer eingeschobnen Partikel *even* ist im Text keine Spur anzutreffen.

geradezu die Regel ihres Gebrauchs. Wo das Subject nicht ändert, ist die Annahme eines absoluten Satzes zwar nicht nothwendig, sie wird sogar weniger natürlich, aber sie bleibt immer möglich, so wie die Bildung eines solchen im Griechischen auch ausnahmsweise erlaubt.

Für die gegenwärtige Untersuchung kommt indess wenig darauf an, zu welcher Gattung von Nebensätzen die hier erwähnten gehören. Denn die oben von einander geschiednen Gattungen laufen, bei genauerer Betrachtung, wieder auf dieselbe hinaus. Auch die absolut stehenden Nebensätze müssen doch, als dem Hauptsatz einverleibt (inhaerent) gedacht werden. Darum bedienen sich die Sprachen meistentheils zu denselben der *casus obliqui*, als der Abhängigkeit bezeichnenden; absolute Nominative sind, nach allgemeinen Begriffen, nicht zu rechtfertigende, und nur vermittelst besondren Sprachgebrauches verständliche Anomalien. Als einverleibt gedacht aber werden die absoluten Nebensätze zu Erweiterungen des Hauptsatzes, und bei Verschiedenheit des Subjects ist solche Erweiterung nur am Verbum, und mit einer Verbalform nur durch ein Gerundium möglich. *θεοῦ θέλοντος* und *viso lupo* sind soviel, als: bei dem Wollen des Gottes, nach dem Gesehen werden des Wolfes.

Die ganze und eigentliche Frage ist daher immer die: sind die Verbalformen in *twâ* und *ya* Participien, welche sich an das Subject, oder Gerundien, welche sich an das Verbum des Hauptsatzes anschliessen?

§. 7.

Hier aber sey es mir erlaubt, erst in eine genaue Erörterung des Begriffs des Gerundium einzugehen, der mir, wie er in den bisherigen Theorien der allgemeinen Grammatik aufgestellt ist, noch einer schärferen Bestimmung zu bedürfen scheint.

Dass das Gerundium zum Infinitivus gehört, dass aber weder jenes, noch dieses unter die Modi zu zählen sind,*) glaube ich

*) Die alten Griechischen und Römischen Grammatiker thun dies demungeachtet, insofern sie nicht den Infinitivus ganz vom Verbum trennen. (*Putschii Auct. Gramm. Lat.* 2758.) Ihre Erklärung der *modi* ist zwar weiter und unbestimmter, als sie seyn sollte; denn *modi* sind ihnen (Priscianus bei *Putsch.* 819.) *diversae inclinationes animi varios eius affectus demonstrantes*, (*l. c. p.* 820.) *quas varia consequitur declinatio verbi*. Allein auch hiernach hätten sie den Infinitivus ausschliessen sollen. Apollonius

voraussetzen, und mich nur dabei aufhalten zu dürfen, dass die Gränze zwischen diesen beiden Formen, meines Erachtens, nicht richtig gezogen, und dadurch vorzüglich die wahre Natur des Infinitivs verkannt wird.

Nach den gewöhnlichen Begriffen kommt der Infinitiv einem Nomen gleich, und die Gerundien entstehen durch die Declination dieses Verbalsubstantivs.*)

Beides ist unläugbar wahr, allein die Eigenschaft, in welcher der Infinitiv ein Nomen genannt werden kann, scheint mir nur eine abgeleitete; man muss hiervon den Zustand unterscheiden, in welchem er sich in der Abhängigkeit von einem andren Redetheil, einem Verbum oder Nomen, befindet, und die Erklärung desselben so stellen, dass sich diese beiden Zustände daraus herleiten lassen.

Diejenigen, welche den Infinitiv überall für ein Nomen halten,

---

nennt zwar auch den Infinitiv eine ἔγκλισις. (*De synt.* 3, 13.) Allein er erkannte recht gut, dass er eigentlich nur den allgemeinsten Begriff mit den übrigen *modi* gemein hat, indem er nicht die ψυχικὴν διάθεσιν besitzt, die den *modi* eigen ist; und wenn man die ganze Theorie dieses Grammatikers zusammennimmt, so findet man in derselben vollkommen richtig den Infinitiv mit dem Participium (als die Grundlage des Verbum) zusammen-, und beide den *modi* und Personen entgegengestellt. Noch deutlicher aber fällt es freilich in die Augen, dass der Infinitiv kein *modus* ist, wenn man (Bernhardis Anfangsgründe der Sprachwissenschaft. §. 52. *nr.* 8.) die *modi* als die Bezeichnung der Arten des Seyns im Verbum im Verhältniss auf ein darstellendes Subject ansieht. Sie können alsdann nur dem Verbum finitum angehören. Bloss insofern das Gerundium (wovon weiter unten) bisweilen Nothwendigkeit anzeigt, könnte es, wenn es sich durch Zahl und Person conjugiren liesse, zu den *modi* gerechnet werden. Hermann schliesst den Infinitivus gleichfalls (*De emendanda rat. Graec. Gramm. p.* 173. 204.) von den *modi* aus.

*) *Nota autem, quod vim nominis rei ipsius habet verbum finitum* (muss heissen *infinitum*), *unde quidam nomen verbi hoc esse dicebant. Dico enim bonum est legere, ut si dicam, bona est lectio.* (Priscianus bei *Putsch.* 808.) *Infinitivorum vis in nomen rei resolvitur.* (*l. c.* 811.) *Significat autem infinitum ipsam rem quam continet verbum.* (*l. c.* 1130.) *Supina vel participialia, cum nec personas discernant, et temporibus careant, sine quibus verbum esse non potest, et Casus assumant, et praepositionibus separatis adiungantur, sine dubio mihi nomina esse videntur, quae tamen loco infinitorum ponuntur tam activorum, quam passivorum.* (*l. c.* 822.) Apollonius nennt zwar den Infinitiv ὄνομα ῥήματος (*de synt.* I. 8.) und (*de adverbiis*) πᾶν ἀπαρέμφατόν ἐστιν ὄνομα πράγματος. Allein er nimmt dies nicht in dem Sinn, den wir mit dem Nomen verbinden, der Infinitiv ist ihm beinahe das eigentliche Verbum selbst. I. 4. rechnet er ihn geradezu zu den Verben. S. Bernhardi. *l. c.* §. 47. *nr.* 1. 8. Hermann trennt den Infinitivus vom Nomen. (*l. c. p.* 174.)

werden zwar auch seinen Zustand der Abhängigkeit aus dieser Voraussetzung erklären, und die Unterscheidung dieser beiden Zustände mithin überflüssig finden; sie werden den Infinitiv, zu einem Verbum activum gefügt, einem Accusativus, zu einem Substantivum, einem Genitivus u. s. w. gleich stellen, und dies durch den Gebrauch der Lateinischen Gerundien und Supina in diesen Fällen unterstützen. Allein meinem Gefühle, und ich glaube, dem Gefühle eines jeden, der irgend darauf achten will, widerstrebt es, den mit einem Verbum verknüpften Infinitivus auch nur entfernt als ein Nomen anzusehen, und den Unterschied zu verkennen, der zwischen den Redensarten: ich habe Lust zu essen, er befahl zu plündern, und: ich habe Lust zum Essen, er befahl das Plündern, unläugbar liegt. Der reine Infinitivus, abhängig von einem andren Redetheil, vorzüglich einem Verbum, ist so enge mit dem letzteren verbunden, dass beide gleichsam nur Einen Begriff ausmachen. Ein von einem Verbum regiertes Nomen ist dagegen vollkommen in der Vorstellung von demselben geschieden. Dass dieser Unterschied nicht auf eine Spitzfindigkeit hinausläuft, sondern wirklich gegründet ist, erhellet daraus, dass in Sprachen, welche Mittel besitzen, den Infinitivus als ein Nomen darzustellen, dies sogleich geschieht, als ein Grund vorhanden ist, den engen Zusammenhang zwischen dem regierenden Verbum und dem Infinitivus aufzuheben. Ein solcher Grund kann in diesem Verbum liegen. Denn da der Begriff desselben in solchen Phrasen allemal unvollständig ist, indem der Infinitiv ihn erst ergänzen soll,*) so eilt, wo der reine Infinitiv steht, der Nachdruck der Rede über das regierende Verbum hinweg, und heftet sich erst dann auf denselben, wenn der Infinitivus, als Nomen, Selbständigkeit gewinnt. So bei Sophokles. *Oed. Col. v.* 441—443.

οἱ δ'ἐπωφελεῖν,
οἱ τοῦ πατρὸς, τῷ πατρὶ δυνάμενοι, τὸ δρᾶν
οὐκ ἠθέλησαν.

— die, könnend wohl
Beistehn dem Vater, des Vaters Söhne, wollten nicht
Das Handeln. —

*) Im Deutschen und einigen verwandten Sprachen wird hier noch einmal, und noch feiner unterschieden, da auch der reine Infinitivus bisweilen mit der ihm eigenthümlichen Partikel (ich eile zu essen), bisweilen ohne dieselbe (ich will essen) steht. Dies rührt aber nur daher, dass die Unvollständigkeit der regierenden Verba Grade zulässt, und jene, der Partikel nicht bedürfende Verba gleichsam nur als Hülfsverba gelten.

und Ajax. *v.* 1142—1145.

> *ἤδη ποτ᾽ εἶδον ἄνδρ᾽ ἐγὼ γλώσσῃ θρασὺν,*
> *ναύτας ἐ φ ο ρ μ ή σ α ν τ α χειμῶνος τὸ πλεῖν,*
> *ᾧ φ θ έ γ μ᾽ ἂν οὐκ ἂν εὗρες, ἡνίκ᾽ ἐν κακῷ*
> *χειμῶνος εἴχετ᾽ —*
>
> Schon sonst ich Männer sahe, mit der Zunge kühn,
> In Winterszeit zum Segeln m a h n e n d Schiffer an,
> Bei denen keinen L a u t du fändest, wenn die Noth
> Des Winters je sie fasste. —

In diesen beiden Stellen ist das W o l l e n dem K ö n n e n, das laute A n m a h n e n dem V e r s t u m m e n entgegengesetzt, und in beiden der Infinitiv in ein Nomen verwandelt, um den gewichtig gewordnen Verben nichts an ihrem vollen Nachdruck zu nehmen. Der Trennungsgrund kann aber auch in dem Begriff des Infinitivus selbst liegen. So bei Xenophon. *Memorab.* III. 6, 6.

> *οὐκοῦν, ἔφη, τὸ μὲν πλουσιωτέραν τὴν πόλιν ποιεῖν ἀναβαλούμεθα. πῶς γὰρ οἷόν τε, μὴ εἰδότα γε τὰ ἀναλώματα καὶ τὰς προσόδους, ἐπιμεληθῆναι τούτων;*
>
> Also, sagte er, das die Stadt reicher zu machen wollen wir aufschieben. Denn wie wäre es möglich, ohne die Ausgaben und Einkünfte zu kennen, dafür zu sorgen?

Hier wird aus mehreren Gegenständen der Berathung einer, von dem schon vorher gesprochen worden war, herausgehoben, und deshalb der Infinitiv, der sich sonst allein an das regierende Verbum angeschlossen hätte, als Bezeichnung einer besonders bemerklich gemachten Sache, auf die man sich wieder bezieht, durch den Artikel in ein Nomen verwandelt.*) Man könnte hier-

---

*) Vergleicht man auch die übrigen in Matthiaes Grammatik §. 541. 542. gesammelten Stellen dieser Art, so finden sich auch bei ihnen Verschiedenheiten der Bedeutung. Ich möchte überhaupt bezweifeln, dass die Hinzufügung des Artikels in Wortstellungen dieser Art, wo der Infinitivus natürlicher ohne ihn steht, jemals ganz gleichgültig seyn dürfte. In den für diese Behauptung von Matthiae angeführten Stellen ist der Unterschied sehr in die Augen fallend, da in den beiden ohne Artikel der Sinn nur der ist (§. 541.), dass die Handlung des Infinitivs, wie das regierende Verbum andeutet, noch nicht, oder später geschieht, in den beiden mit dem Artikel aber diese Handlung herausgehoben, und andren entgegengesetzt wird. In andren Stellen dürften jedoch die Nuancen weniger bemerkbar seyn. Apollonius sagt zwar (*De synt.* I. 8.) ganz allgemein, dass die Infinitive mit und ohne Artikel stehen können, und führt als Beispiel an: *τὸ φιλοσοφεῖν βούλομαι, ἤπερ τὸ πλουτεῖν.* Ob aber nicht hierbei ein Unterschied in der Bedeutung sey, darauf kam es ihm in dieser Stelle nicht

gegen zwar einwenden, dass der reine Infinitiv dem ohne Artikel unbestimmt stehenden Nomen gleich komme; allein ungerechnet, dass der blosse Infinitiv durchaus nichts an sich trägt, was ihn zum Nomen stempelt, dürfte dann in den beiden Stellen des Sophokles der Artikel nicht stehn, da in ihnen der Nachdruck nicht auf dem Begriff des Infinitivs, sondern des regierenden Verbum liegt.*) Man kann sich eben so wenig mit der eigenthümlichen Natur des Verbal-Substantivs durchhelfen; denn auch dies muss doch unter den allgemeinen Begriff des Substantivs fallen, welcher, meinem Gefühl nach, dem reinen Infinitiv ganz fremd ist.

Wenn aber der Infinitiv in seinem Gebrauch nicht als ein Nomen erklärt werden kann, so muss man ihn auf andre Weise definiren und herleiten. Dies kann entweder aus dem Begriff des Verbum finitum, oder aus dem des Participium geschehen. Jenes ist der leichtere Weg, dieses aber der eigentlich richtige philosophische.

Der Infinitivus steht dem Verbum finitum gegenüber; er entspringt, wenn man von diesem dasjenige absondert, was dasselbe zum Verbum finitum macht, das durch Modus, Numerus und Person bestimmte**) Seyn, alle übrigen Merkmale aber bestehen

---

an. Gerade in seinem Beispiel, wo die Infinitive einander entgegengesetzt werden, war die Hinzufügung der Artikel keineswegs bedeutungslos.

*) Dass der Artikel beim Infinitiv gar nicht immer, als bestimmter angesehen werden darf, beweist vorzüglich gut eine Stelle, auf die ich durch die Güte des Herrn Professor Becker aufmerksam gemacht worden bin. Bei Plato (*de republ.* I. 4. *ed. Bip. p.* 374.) heisst es: *ὅτι αὐτὸ τῶν ἐν αὐτῷ ἕκαστον τὰ αὑτοῦ πράττει ἀρχῆς τε πέρι καὶ τοῦ ἄρχεσθαι.* Hätte das *τοῦ* hier die Kraft des bestimmten Artikels, und zeigte es nicht bloss die Verwandlung des Infinitivs in ein Nomen (eigentlich Gerundium) an, so würde es auch *τῆς τε ἀρχῆς* u. s. w., heissen. So aber ist es hier nicht für den Sinn der Stelle nothwendig, sondern nur wegen der grammatischen Verbindung des Infinitivs mit der Praeposition.

**) Der Infinitivus heisst daher auch bei den Lateinischen Grammatikern *impersonativus* (Diomedes bei *Putsch.* 331.), und auch sein gewöhnlicher Name wird daher abgeleitet. Der Infinitivus der Portugiesischen Sprache macht hiervon eine, jedoch nur scheinbare Ausnahme, indem er durch alle Personen hindurch Pronominal-Suffixa annimmt. (Lobato, *Arte da Gramm. da l. Portugueza. p.* 58. *nt.* a. Jungs Portugies. Gramm. S. 177.) Es ist nicht zu läugnen, dass diese auf eine, seiner Natur eigentlich unangemessne Weise ihm ein Subject anfügen. Man muss dies aber nur wie eine Art *nominativus* oder auch *accusativus cum infinitivo,* und so ansehn, dass nicht, wie im Verbum finitum, diese Pronomina regieren, sondern von ihm regiert werden. Dass er wirklich Infinitivus bleibt, und nicht zum Verbum finitum übergeht, beweist die übrige Construction. Denn er hängt, auch in dieser Gestalt, immer von etwas Vorher-

lässt. Der Infinitivus gehört also im genauesten Verstande zum Verbum, er verlässt nicht einmal das Gebiet desselben, und es wohnen ihm alle Eigenschaften bei, welche das Verbum, unabhängig von dem Begriff des subjectiv bestimmten Seyns, besitzt.

Das Participium füllt, gemeinschaftlich mit dem Adjectivum, die Classe der Attributiven aus, es unterscheidet sich aber dadurch von demselben, dass es nicht in der Substanz ruhend, sondern energisch, sich bewegend und wirkend ist. Trennt man nun von dem Begriff des Participium dasjenige, wodurch es ein Attributivum wird, und lässt man ihm, ohne ferneren Zusatz, seine ganze übrige Natur, so bildet man den Infinitivus. Dieser steht also im eigentlichsten Verstande zwischen dem Participium und dem Nomen in der Mitte: nicht so, dass er die Natur beider in sich vereinigte, aber so, dass er keines von beiden ganz ist, dagegen von dem ersteren ausgeht, und sich dem letzteren dergestalt nähert, dass er durch einen Schritt weiter dazu übergehen kann. Er theilt alle Eigenschaften mit dem Participium, welche dieses nicht als attributivisch bezeichnen, aber keine andren, als diese. Er deutet also, intransitiv, die innerliche Bewegung an, transitiv, die aus sich herausgehende; und wieder activ, die wirkende, passiv, die leidende, im Medium, die sich auf sich selbst beschränkende. Er bestimmt das Verhältniss der Handlung zur Zeit, hat daher, wo er nicht aoristisch steht, drei Tempora, aber nicht mehr, da er nicht das bestimmte Seyn zu bezeichnen vermag, durch dessen Verbindung mit den Punkten im Verlaufe der Handlung die übrigen Tempora entstehen.*) Er ist nicht zum Nomen übergegangen, und wird nicht als Sache betrachtet. Er kann daher nicht als einzeln, und nicht als Mehrheit gedacht werden, hat keinen Numerus; es kann zwischen ihm, und andren Redetheilen keine mehrfachen Beziehungen, wie zwischen zwei Substanzen geben; als reines Handeln, kennt er nur die zu einem handlenden Subject, und dies kann nur Eine und immer dieselbe

---

gehendem, und nicht von einer Conjunction, sondern entweder einfach von einem Verbum *(tomar-em o seu porto tanto prêza)* oder von einer Praeposition ab *(nósoutros sem a vista alevantar-mos; minha desdita de faltar-em as occasioens)*. In einigen Amerikanischen Sprachen findet sich der gleiche Fall bei Gerundien.

*) Bernhardi. *l. c.* §. 47. *nt.* 3. Bei den Römischen Grammatikern ist dies so ausgedrückt, dass der Infinitiv *coniuncta tempora* hat. Priscian bei *Putsch.* 808. Hermann (*l. c. p.* 225.) leitet dieselbe Eigenschaft des Infinitivs aus seiner Theorie der relativen und nicht relativen Zeiten her.

seyn, nemlich dass so gehandelt werde; er hat also keine Casus: er ist indeclinabel.*)

Da dem Infinitiv, nach der ersten der hier versuchten Herleitungen, der Ausdruck des bestimmten Seyns mangelt, und er, nach der zweiten, weder inhaerent, wie ein Attributivum, noch selbständig, wie eine Substanz ist, so kann er sich nur in einem Zustande der Abhängigkeit befinden, und das Verhältniss dieser Abhängigkeit muss dasjenige seyn, in welchem ein Handeln zu dem handlenden Subject steht. An sich bezeichnet er, nach Bernhardis sehr gelungenem Ausdruck (*l. c.* §. 65. *nr.* 11.) nichts als ein blosses ununterscheidbares Fliessen der Handlung. Der Infinitiv hängt entweder von einem Verbum finitum, oder einem andren Redetheil ab. In jenem Fall mangelt dem Verbum allemal etwas an seiner Vollständigkeit, das erst durch den Infinitiv ersetzt wird; die Person bezieht sich, dem Sinne nach, vollkommen auch auf den Infinitiv: da aber ein andres Verbum dazwischen tritt, so wird diese Beziehung unterbrochen, und da die Handlungen beider in ein modificirtes Handeln verbunden werden sollen (ich kann und ich esse in: ich kann essen), so verknüpft das eine, in der untergeordneten Form des Infinitivs, das andre mit sich. Völker, in welchen das formale Denken nicht die Stärke erlangt hat, die geeigneten grammatischen Formen hervorzubringen, lassen, im Sinn und mit der Bedeutung des Infinitivs, wirklich die beiden Handlungen einzeln auf einander folgen; andre, weiter vorgedrungne, verknüpfen den Infinitiv und das regierende Wort wirklich in Ein zusammengesetztes.**) Wenn der Infinitivus von einem andren Redetheil, als dem Verbum abhängt, scheint er, auf den ersten Anblick, eher als ein Nomen genommen werden zu können, und geht auch in dieser Stellung meistentheils im Lateinischen in ein Gerundium über, was bei der Verknüpfung mit dem Verbum weniger möglich ist, und am wenigsten bei denjenigen Verben, die, bei ihrer ursprünglichen Unvollständigkeit in der Bedeutung, wie können, wollen, müssen, fast als Hülfsverba gelten

*) Alle diese Eigenschaften erkannten auch die Lateinischen Grammatiker in ihm, und nannten ihn, wegen seiner Indeclinabilität, auch *perpetuus*. *Putsch*. 331. 2062. Eben so Apollonius: *αὐτὸ γὰρ τὸ πρᾶγμα ἕν ἐστι, τὸ γράφειν cet.* (*De synt.* III. 13.)

**) In der Sprache der Lule, einer Süd-Amerikanischen Nation, heisst: ich pflege zu essen, *caic tucuec*, wörtlich: ich esse, ich pflege. Die im Text erwähnte Zusammensetzung findet sich in der Mexikanischen Sprache.

können*). Allein auch mit andren Redetheilen verknüpft, bleibt dem Infinitivus seine wahre Natur, und er kann auch da sehr oft wirklich durch ein nur abhängig gestelltes Verbum finitum ersetzt werden, wie wenn man statt: meine Sehnsucht dich endlich wieder zu sehen, sagt: meine Sehnsucht, dass ich u. s. f. Er bezieht sich alsdann, dem Sinne nach, allemal auf ein, in dem regierenden Redetheil bestimmt, oder unbestimmt liegendes Subject.**)

---

*) *Nec omne* ἀπαρέμφατον *cuicunque verbo iunctum sensum exprimit, sed illis tantum quae nullam rem per se dicta significant.* Diejenigen Verba, die vorzüglich in diesem Fall sind, heissen bei den Lateinischen Grammatikern *verba arbitraria* (*Putsch.* 2759.), auch *voluntativa* (*l. c.* 1129.) Auf ähnliche Art Apollonius. Er stellt diesen ῥήματα προαιρετικὰ die ἐμπεριεκτικὰ πραγμάτων entgegen, und sagt von jenen voluntativen, dass sie, als gleichsam leer, durch die Hinzufügung der Sache, vermittelst des Infinitivs, ergänzt werden. (*De synt.* III. 13.)

**) Ich pflege da, wo es auf Begriffe der allgemeinen Grammatik ankommt, Bernhardis Anfangsgründen der Sprachwissenschaft zu folgen. Denn es hat mir, nach langem, und in sehr verschiednen Zeiten wieder vorgenommnem Studium, immer geschienen, dass dieser, den Wissenschaften zu früh entrissne Mann in seinen verschiednen Schriften, vorzüglich aber in der eben genannten, das richtigste, durchdachteste und mit den tiefsten unter den alten Grammatikern am meisten zusammenstimmende System allgemeiner Grammatik aufgestellt hat, dessen sich nicht bloss Deutschland, sondern auch das Ausland rühmen kann. In der Erklärung des Infinitivs aber habe ich geglaubt, von ihm abgehen zu müssen. Daher ist die so eben versuchte Entwicklung in dem Wesen des Begriffes selbst von dem durch Bernhardi aufgestellten verschieden. Denn er betrachtet den Infinitiv, wenn man die Hauptstellen seiner Schrift zusammennimmt (§. 43. *nr.* 18. §. 45. 47.), durchaus als ein Substantivum, und als den Nominativ der Gerundien. Seinen abhängigen Gebrauch kann er allerdings nicht verkennen, allein er findet nicht ausschliessend in diesem die wahre Natur des reinen Infinitivs, sieht seinen Uebergang zur Form des Nomen nicht als bloss daraus abgeleitet an, trennt nicht seinen indeclinabeln und declinabeln Zustand, der mir das Gerundium ist, und vermischt daher beide Formen mit einander. Auf der andren Seite jedoch steht wieder Bernhardi der von mir entwickelten Ansicht sehr nahe. Er beschreibt, wie ich oben gesagt, in einer gelegentlich vorkommenden Stelle, den Infinitiv, indem er ihn dem Verbum finitum entgegenstellt, in seiner ganz eigenthümlichen Natur, er nennt ihn gleichfalls ein Mittelglied zwischen Participium und Substantivum. Aber er betrachtet ihn (§. 43. *nr.* 18. §. 47. *nr.* 9.) zu sehr als eine Handlung, und nicht als ein Handeln, worin ein bedeutender Unterschied liegt, und scheint mir nur darin zu irren, dass, indem er den Infinitivus ganz richtig aus einem Uebergang des Participium zum Substantivum ableitet, er ihn gleich substantive Form annehmen lässt (§. 45. *nr.* 8. 10.), statt einen Augenblick inne zu halten, und zugleich von beiden Formen, der Substantialität und der Inhaerenz, zu abstrahiren, und die blosse Energie, das blosse sich Bewegen, dessen grammatische Form der reine Infinitiv ist, festzuhalten. Vielleicht findet man aber, dass Bernhardi gerade daran recht that, weil, was nicht Attributivum ist, eben dadurch nothwendig zur Substanz werden muss. Allein die Abstraction kann, indem sie den Begriff des

Die hier aufgestellte, und, wie ich glaube, gerechtfertigte Verbalnatur des Infinitivs würde dieselbe bleiben, wenn auch in allen Sprachen das, was man Infinitiv nennt, als ein Verbalsubstantivum nachgewiesen werden könnte. Es würde sich daraus nur das folgern lassen, dass diese Ansicht des Infinitivs die wäre, welche sich dem im Denken noch minder geübten Sprachsinn

---

Attributivs zurückstösst, auch den der Substantialität entfernt halten, und muss es, wenn sie rein das auffassen will, was das Wesen des Verbum ausmacht. Wie sie die Substantialität einmischt, geht dies Wesen nothwendig verloren. Denn mit diesem Begriff tritt der der Zahl, und der mannigfaltigen Beziehungen ein, da die Energie des Verbum, rein als Energie gedacht, nur Eine, nemlich die zum handlenden Subject, dass es handle, haben kann. Im Participium gehören zwar beide darin verbundnen Eigenschaften durchaus wesentlich dem Verbum an, allein es theilt den der Inhaerenz mit dem Adjectivum, und nur der der Energie kommt dem Verbum ausschliessend zu. Insofern ist der reine Infinitiv, als die grammatische Form dieser Energie, die wahre Grundlage des Verbum.

Auf diese Weise sahen Apollonius (*De synt.* III. 13.) und vor ihm die Stoiker den Infinitiv an, wenn sie ihn *ῥῆμα*, das Verbum finitum aber *κατηγόρημα* oder *σύμβαμα* nannten. Bei Apollonius heisst er *τὸ γενικώτατον ῥῆμα*, und alle andre *modi* werden auf ihn zurückgeführt. Ueberhaupt ist Apollonius Theorie vom Verbum aus der tiefsten Natur dieses Redetheils geschöpft, und es ist wunderbar, dass, statt auf dem von ihm gebahnten Wege gleich fortzugehen, man nur erst später dazu zurückgekehrt ist. Was er (*l. c.*) *ῥῆμα* nennt, ist, was bei Bernhardi Participium heisst, oder vielmehr die in diesem liegende Energie, ohne die attributive Form; diesem wohnen das Genus (*ἡ διάθεσις*) und die Zeit bei, es macht aber für sich nicht das ganze Verbum (nemlich das finitum) aus. Hierzu treten die Personen (bei Bernhardi das Seyn) mit dem Numerus, und der *ψυχικὴ διάθεσις*, welche den Modus bildet. Diese beiden sind dem *ῥῆμα* fremd (*οὐ φύσει παρέπεται τῷ ῥήματι*), sondern sind ein *παρακολούθημα τῶν προσώπων*. Man sieht hieraus zugleich, was dieser Theorie noch fehlte, den Begriff ganz zu erschöpfen; es schien mir aber nicht unwichtig, auf dieselbe aufmerksam zu machen, da bei vielen Grammatikern der späteren Zeit das eigentliche reale Wesen des Verbum fast ganz in dem formalen Begriff der logischen Copula aufgeht. Wenn Hermann (*l. c.* 174.) die Verba zu den Adverbien zählt, so folgt er dabei nicht der von einigen Griechischen Grammatikern behaupteten, von Apollonius (III. 23.) widerlegten Meynung, sondern einer ganz eigenthümlichen. Da er aber (*l. c.* 128. 131. 151.) die Adverbia zu den Partikeln rechnet, und diese als die Bezeichnungen des Praedicats erklärt, indem die Adjectiva, als eine Gattung der Nomina, nur zum Subject gehören, so würde es zu weit führen, bloss bei Gelegenheit eines einzelnen Punktes, in eine ganze, von den gewöhnlich angenommnen so weit abweichende Theorie einzugehen. Am nächsten bleiben der wahren Natur des Infinitivs, meines Erachtens, diejenigen, die, wenn sie auch keine genaue und vollständige Bestimmung seines Begriffs bezweckten, dennoch seine substantive Form von seiner abhängigen trennen. So z. B. Matthiae in seiner Griechischen Gramm. §. 159. 530. 538., obgleich er ihn den *modi* beizählt, und die Definition, dass in demselben die Handlung als an und für sich bestehend, durch keine Verhältnisse bestimmt, betrachtet wird, zu schwankend, und nicht ganz richtig ist, da doch Zeitverhältnisse dem Infinitiv wirklich bleiben.

am leichtesten darstellte, und dass daher die Nationen auch dann noch bei derselben geblieben wären, wenn sie schon die wahre Natur des Infinitivs richtiger gefühlt hätten. Es ist indessen jener Beweis selbst, sogar bei dem Griechischen und Lateinischen Infinitiv, noch lange nicht geführt, und ich gestehe, dass es mir noch nie gelungen ist, den Ursprung dieser Formen mit einiger Wahrscheinlichkeit zu erklären. Gewiss aber spricht schon das gar sehr gegen die Ansicht, auch nur historisch alle Infinitive für Verbalsubstantiva anzusehen, dass einige Nationen (es mögen nun cultivirte, oder rohe seyn) den Infinitiv gerade durch Verbalflexionen andeuten, wodurch zugleich historisch die zwei Wege gegeben sind, auf welchen, bei der Nicht-Erkennung seiner wahren Natur, ihre Stellvertreter gesucht werden können, bei dem Nomen und dem Verbum finitum.

So lange das Verbum mit einer Person, als Verbum finitum, gedacht wird, erscheint dasselbe eigentlich nicht anders, als an ihr, oder vielmehr sie in der durch das Verbum bezeichneten Art des Seyns, Handelns oder Leidens. Mit dem Hinwegdenken der Persönlichkeit aber ist der erste Schritt gethan, dasselbe als eine Sache zu betrachten. Lässt man es in diesem Zustande, als abhängigen Infinitivus, von einem andren Verbum regieren, so geht, wie wir weiter oben sahen, sein Begriff auf das Subject des regierenden Verbum über. Man kann aber diese Abhängigkeit willkührlich aufheben, und den Infinitiv, entweder bloss in der Idee, oder zugleich durch grammatische Bezeichnung, als Substanz betrachten. Man kann bei der philosophischen Herleitung seines Begriffs in dem Uebergange vom Participium zum Substantiv einen Schritt weiter gehen, als wir erst thaten, und dem durch das Wegdenken der attributiven Form vom Participium gebildeten Infinitiv auch die substantive Form geben. Er empfängt alsdann alle Eigenschaften des Nomen, die mit seiner Natur verträglich sind, Genus, da Wörter mit ihm verbunden werden, an welchen man es bezeichnet, Casus, da er die Eine Beziehung auf ein handlendes Subject verlassen hat, und als Sache in mehrere treten kann, doch keinen Numerus, da das Handeln an sich immer nur Eins und dasselbe seyn kann. Er behält aber zugleich alle Eigenschaften seiner Verbalnatur, namentlich die Beziehung auf mit ihm verknüpfte Objecte im Regieren des Accusativs.

In diesem Zustande wird der Infinitiv zum Gerundium.*)

---

*) Schon Trypho hatte eine Scheidung des Infinitivs vorgenommen, indem er die

Geht die Sprache noch weiter, und bedient sie sich der Form des Infinitivs auch als eines Nomen, ohne alle Verbalnatur, daher mit andrer Beziehung auf das Object, oder bildet sie von andren Theilen des Verbum Substantiva, so nennt man diese, nach dieser ihrer Bildung, Verbal-Substantiva.*)

So ist also das Gerundium nicht bloss eine Form gewisser Sprachen, sondern nach Begriffen der allgemeinen Grammatik gerechtfertigt, und als nothwendig dargestellt. Als Zwischenglied zwischen dem reinen Infinitiv und dem Verbalsubstantiv bedarf es sogar einer eignen Benennung. Wer es mit dem ersteren verwechselt, verwickelt sich in Widersprüche, da der Infinitiv indeclinabel, das Gerundium declinirbar ist. Die blosse durch das Verbum bezeichnete Energie, ohne substantive Form gedacht, ist der Infinitivus, in dieser das Gerundium. Das letztere wird daher auch ein äussres Kennzeichen des Substantivs an sich tragen müssen, weil es sonst unmöglich wäre, die substantive Form an ihm zu erkennen, und man dieselbe bloss, dem Sinne nach, zum Infinitiv hinzudenken müsste.

Die vollkommenste Bezeichnungsart der Gerundien ist unstreitig die in der Griechischen Sprache gewöhnliche, durch den mit dem Artikel versehenen Infinitiv. Denn da dieser Genus und Tempus des Verbum andeutet, so lässt sich der Ausdruck der Idee überall genau anpassen, da die Lateinischen Gerundia die Activ- und Passivbedeutung in denselben Formen verbinden,**) und der Zeitbestimmung gänzlich ermangeln.***) Der Begriff des

---

Infinitive mit dem Artikel Nomina der Verba (ὀνόματα τῶν ῥημάτων), die ohne Artikel ῥήματα nannte. Apollonius (I. 8.) sucht ihn zu widerlegen, aber mit Gründen, die schwerlich überzeugend gefunden werden.

*) Bernhardi nennt den Infinitiv selbst ein Verbal-Substantiv. Allein um Missverstand zu verhüten, ist es nicht einmal gut, dem Gerundium diesen Namen zu geben. Die im Deutschen substantivisch gebrauchten Infinitive sind offenbar Substantiva und keine Gerundia, da sie, wie jene, den Genitiv regieren, oder genauer zu sprechen, wenn man sie dies thun lässt: das Berauben der Kirchen, das Verführen der Jugend.

**) Priscian bei *Putsch.* 811. Es ist dies nemlich so zu verstehen, dass, wenn das Gerundium durch ein Verbalnomen vertreten wird, in diesem eigentlich gar keine, dem Genus des Verbum entsprechende Bezeichnung liegt, sondern es lediglich darauf ankommt, wie das Subject zu demselben, der Construction und dem Sinne nach, gestellt wird.

***) Höchst merkwürdig, und vielleicht einzig ist die Stelle in Sallusts Jugurtha. *c.* 100., in der jedoch nicht alle Handschriften übereinstimmen: *diffidentia futuri quae imperavisset.* Obgleich hier, der grammatischen Form nach, kein Gerundium gebraucht ist, so steht *futuri* unläugbar eben so, als im Griechischen τοῦ γενήσεσθαι ἃ *cet.* gesagt werden würde.

Infinitivs wird auch bei dieser Bezeichnungsart durch keinen Nebenbegriff unklar gemacht. Dennoch pflegt man in unsren Grammatiken diesen substantivisch gebrauchten Infinitiven gar nicht den Namen der Gerundien zu geben, obgleich die Lateinischen Grammatiker die Einerleiheit beider Formen sehr gut einsahen. (Priscian bei *Putsch.* 808. 809.)*) Dagegen legt man diesen Namen den Griechischen auf *τέος* ausgehenden Verbalien bei (Matthiae. *l. c.* S. 287.), bei denen er aber eine ganz andre Bedeutung hat.

Den Griechischen Grammatikern ist das Gerundium, als besondre und eigen benannte Form, gänzlich fremd.**) Bei den Römern wurde dieser Name den mit dem Begriffe des Müssen verbundnen Verbaladjectiven, oder Participien des Futurum im Passivo, und noch eigentlicher dem Neutrum des Singulars derselben gegeben, welche jenen Griechischen Verbalien entsprechen. Da kein Artikel vorhanden war, und der Infinitivus indeclinabel ist, so wäre kein andres Mittel gewesen, diesen als ein Nomen zu bezeichnen, als wenn man ihn mit einer Praeposition, als Casuszeichen verbunden hätte, was der Sprachgebrauch nicht erlaubte. Man bediente sich also des Neutrum des Singulars jener part. fut. pass.***) und in bestimmten Wortstellungen aller Casus derselben, um die Umwandlung des Infinitivs in ein Nomen zu bezeichnen, und so mischt sich in dem lateinischen Gerundium der Begriff des Infinitivs mit dem dieser, eine Nothwendigkeit bezeichnenden Verbalien; und dieser so verbundne Begriff ist alsdann, oft zu grossem Nachtheil der Bestimmtheit des Ausdrucks, auch in unsre Sprachlehren übergegangen. Von einigen Seiten konnte man zwar wohl darauf geführt werden, gerade diese Form zu wählen. Bei einer grossen Menge von Fällen, wo man sich

---

*) *Quando vero gerundia sunt i. e. loco infiniti cum articulo iuncti apud Graecos accipiuntur cet.*

**) *Haec forma Latinitati non solum praestat ornatum, sed illud quoque, ut aliquid habere videatur quod Graeci iure desiderent. Putsch.* 2765.

***) Auf ähnliche Art ist *δυνησόμενον* bei Theognis. *v.* 327. 328. (Bruncks *Gnomici.*)

Ζεύς μοι τῶν τε φίλων δοίη τίσιν —
τῶν τ' ἐχθρῶν μεῖζον, Κύρνε, δυνησόμενον.

Wenn die Lesart (s. Brunck) richtig ist, so kann man das letzte Wort nur als den in das Neutrum part. fut. umgestellten Infinitiv ansehen. Stellen dieser Art sind aber, wenn es noch andre ganz gleiche giebt, zu selten, als dass man in ihnen den Ursprung der lateinischen Form suchen könnte, die vielmehr den Sanskritischen nahe verwandt ist.

des substantivirten Infinitivs bedient, drückt derselbe eine Absicht, ein Ziel, also etwas noch Zukünftiges aus. Nun sind zwar die lateinischen Formen in *dus* keine eigentlichen Participia futuri: nicht futuri, da einige, wie *oriundus*, sich noch als *praesentia* erhalten haben; nicht Participia, da ihr Begriff zwischen dem des Participium und Adjectivum schwankt, wie schon die offenbar verwandten Formen auf *bundus (moribundus, furibundus)* beweisen. Die Lateinischen Grammatiker geben selbst zu, dass sie wenigstens auch als Nomina gelten müssen, und der blosse Begriff des Fut. pass. enthält schlechterdings nicht den Begriff der Nothwendigkeit, von dem sie (wo sie nicht bloss im Sinn von Infinitiven stehen) nie frei sind.*) Allein umgekehrt ist doch dasjenige, was geschehen soll, immer zukünftig, und beide Begriffe berühren sich so nahe, dass sollen in einigen Germanischen Sprachen Hülfsverbum des Futurum ist. Da diese sogenannten Participien, gerade in der Bedeutung der Nothwendigkeit, meistentheils mit dem Verbum substantivum verbunden sind, so lässt sich (obgleich nicht immer, nach dem Gebrauch dieser oder jener Sprache) dieser Sinn auch durch dies Verbum und einen Infinitivus ausdrücken (es ist mir zu gehen, statt: ich muss gehen), und diese Verwandtschaft mochte bei der Anwendung dieser Formen zu doppelter Bedeutung geahndet worden seyn. Von andren Seiten aber war diese Anwendung auf das wahre Gerundium wieder höchst unbequem. Der Beimischung einer fremden Idee, und der Unmöglichkeit, Genus und Tempus des Verbum anzudeuten, ist schon oben erwähnt; allein die Bezeichnung einer wirklich vergangnen Handlung, die von keiner Seite mehr als zukünftig darzustellen ist, kann gleichfalls durch diese Formen nicht geschehen.

Die Lateinischen Grammatiker verwechslen indess das Gerundium nicht mit jenen Participien, sondern trennen vielmehr beide sorgfältig von einander, und geben die Unterschiede zwischen beiden an. Das Gerundium, der Form nach das Neutrum singul. jenes Particips, wird von ihnen wie ein Verbum, ein Infinitiv, in einiger Rücksicht auch wie ein Adverbium behandelt, das Participium nach Art der Nomina.**) Doch liegt dieser Unterschied

*) *Omnia tamen in dus desinentia participia, eadem nomina esse possunt cum amittunt tempus, ut amandus, ὁ φιληθησόμενος. καὶ ὁ φιλητέος cet.* Priscian bei *Putsch.* 927. Es wird auch bemerkt, dass diese Formen auch von Verben gebildet werden, die kein Passivum zulassen. (Diomedes bei *Putsch.* 390.)

**) *Putsch.* 390. 809. 823. 1788. Dies erstreckte sich selbst zum Theil auf die

nur in der Construction und der grammatischen Behandlung. Denn der Sinn der substantivirten Infinitive (folglich der eigentlich gerundive) findet sich ebensowohl in den, von den Grammatikern eigentlich Gerundien genannten Formen, dem immer mit dem Accusativ construirten Neutrum singul., als in dem Participium, wo dieses dem Casus und Numerus des begleitenden Substantivs folgt. Durch diese Umstellung in der Construction kann das Gerundium einen Plural bekommen, welches ein merkwürdiges Beispiel abgiebt, wie eine grammatische Form Eigenschaften, die ihr ganz fremd sind, dadurch annehmen kann, dass sie durch eine andre von ungleicher Natur vertreten wird. *His legendis*, oder *haec legendo proficimus* sind gleichbedeutend und geben beide nur den Gerundivsinn: durch das Lesen von diesem.

In der Bedeutung eines substantivirten Infinitivs hat das lateinische Gerundium (das part. fut. pass.) keinen Nominativ. Dieser *(amandum, eundum)* führt bloss die Bedeutung der Nothwendigkeit mit sich. Dies hat darauf geführt, als den Nominativ den reinen Infinitiv *(amare, ire)* anzusehen.*) In der That kann der Infinitiv, wenn er unabhängig, als Subject im Nominativ steht, nur als Substanz, mithin gerundiv gedacht werden. Denn er kann sich alsdann auf kein, weder bestimmt noch unbestimmt bezeichnetes Subject, dem er, als einem Handlenden zuzuschreiben wäre, beziehen. Allein es fehlt ihm immer das zu dem Begriff eines Gerundium in einer besondren Sprache nothwendige Zeichen der Substantivirung, und insofern ist es doch richtiger zu sagen, dass, weil das Lateinische Gerundium des Nominativs ermangelt, der Infinitiv dafür gebraucht wird. Allein den Infinitiv auch als einen Accusativ des Gerundium ansehen zu wollen, würde theils unnütz seyn, da der Infinitiv, als Object, sich anders erklären lässt, und das Gerundium einen Accusativ besitzt, theils auch in grosse Verwicklungen führen. Denn man müsste, nach demselben Raisonnement, dann den Infinitiv in vielen Redensarten (wie z. B. in *peritus dicere* statt *peritus dicendi*) auch für einen Genitiv ansehen, und geradezu zwei Gerundia, ein declinables und ein indeclinables, annehmen.**)

Quantität des Endungsvocals. Das *o* im Gerundium in *do* wurde mittelzeitig gebraucht, *more verborum, sive adverbiorum in o terminantium*, wie es bei Priscian heisst.

*) Bernhardi. *l. c.* §. 47. *nr.* 8.

**) Die Römischen Grammatiker wichen in der Classification und der Erklärung

Das Supinum ist, nach allgemeinen Begriffen, keine eigne Wortform,*) und wenn die Lateinischen Grammatiker zwar dasselbe wohl vom Gerundium unterscheiden,**) so vermischen sie doch auch beide unter dem Namen der Participialien, und zählen Supina unter der Classe der Gerundia, und umgekehrt***) auf. Ihrer Form im Lateinischen nach, sind die Supina Substantiva, von denen der Accusativus und Ablativus allein in dem wahren Verbalsinn gebraucht wird.†) Sie kommen durchaus mit dem Infinitiv der Sanskrit-Sprache überein, ihr Accusativ unmittelbar, ihr Ablativ in den Fällen, wo jener Infinitiv in Verbindung mit einem andren Worte tritt. Im Gebrauche unterscheidet sich ihr Accusativ, um erst von diesem zu sprechen, von dem Gerundium. Denn er duldet nicht, wie dieses, die Hinzufügung einer Praeposition,††) sondern gleicht darin dem Infinitiv. Da er auch immer ein Streben nach etwas ausdrückt, und dem mit *ad* versehenen Gerundiv-Accusativ entspricht, so hat er hierin dieselbe Tendenz, als der Infinitiv, und bildet im Lateinischen den Infin. fut. durchaus als ein Infin. praes., der mit einem Zukunft andeutenden Worte

---

der Gerundien von einander ab. Einige, denen aber Donatus (*Putsch.* 1788.) widerspricht, wollten sie nicht für eine eigne Form im Verbum (einen eignen *modus*, in ihrer Art zu reden) gelten lassen, sondern nannten sie *participiorum a passivo futuri et praeteriti* (dies geht auf die Supina) *declinationem*. Andre hingegen sehen in ihnen einen eignen, jedoch den Participien ähnlichen *modus*. Sie heissen daher *participialia* (Varro. *l.* IX. *Ed. Bip. p.* 168. Quinctilian. *l.* I. *Ed. Bip. p.* 33.) und *participialis modus*, jedoch auch *gerundi modus, modus gerundivus*, und *usurpativa species* bei denen, nach welchen *iste sermo non est participialis, sed propria sermonis species*. (*Putsch.* 333. 389. 1873. 1787. 1788. 1948.) Diese letzten erkannten den genauen Zusammenhang der Gerundien mit den Infinitiven. *Species usurpativa infinitiva est.* (Diomedes. *l. c.* 390.) *Quidam putant verba infinitiva.* Nach andren Grammatikern endlich waren die Gerundia Adverbia der Beschaffenheit. (*Putsch.* 153.)

*) Bernhardi scheint hierüber noch zweifelhaft gewesen zu seyn, indem er von »etwanigen Supinis« spricht. (*l. c.* §. 64. *nr.* 6.)

**) *Futuri vero temporis participia finiunt ab extremo supino: amatu, amaturus. Putsch.* 919. *Plautus gerundium eius abiendi dixit.* 924.

***) *Gerundia quoque vel participialia . . . legendi, legendo, legendum, lectum, lectu.* Priscian. *l. c.* 808. *Verba supina sunt haec: dicendi, dicendo, dicendum, dictum, dictu.* Charisius bei *Putsch.* 150.

†) So Priscian. *l. c. Videtur tamen hoc quoque (quaesitum) quasi ipsius rei esse accusativus. Sequens quoque forma, quae in u terminatur, ablativus mihi videtur ipsius nominis quo res ipsa significatur. l. c.* 810. 811.

††) Dies leitet Priscian aus der Bedeutung der Bewegung nach einem Ort hin ab, und erläutert es durch die Analogie der Namen der Oerter, welche eben so construirt werden. *l. c.*

(eo dormitum) verbunden ist. Diese seine Natur mag wohl daher entstanden seyn, dass dieses Supinum ursprünglich aus dem Sanskrit-Infinitiv stammte, aber da die Römer einen eigentlichen Infinitiv hatten, einen verschiednen Gebrauch erhielt.*) Vielleicht rührte es auch daher, dass von mehreren Verben keine Supina üblich waren,**) deren man, streng genommen, da man Infinitive und Gerundien hatte, entbehren konnte. Doch ist nicht zu läugnen, dass sie, energischer als jene beiden Formen, die Bewegung des Entschlusses andeuten, und dem Lateinischen Ausdruck dadurch nicht bloss eine schöne Mannigfaltigkeit geben, sondern auch die ihm ganz eigenthümliche Festigkeit, Würde und Kraft nicht wenig befördern. Das Supinum in *u* erklären die Römischen Grammatiker ganz nach Art eines Ablativs: *visu* für *visione* (Priscian. bei *Putsch.* 811.); *dictu mirabile, dum dicitur.* (Diomedes. 333.) Hiernach wäre zwischen dem Supinum solcher Verben, von denen es, wie von *video,* gleichklingende Substantiva giebt, und diesem Substantivum kein Unterschied anzutreffen. Wenn man aber Redensarten, wie *obstupuit visu, horrescit visu,* und *terribiles visu formae, mirabile visu* vergleicht, so drängt sich dem Gefühl unwillkührlich ein sehr bedeutender Unterschied auf, der auch darin offenbar ist, dass man im Griechischen die ersten durch ein Participium, die letzten durch einen Infinitiv übersetzen würde. Es ist in den letzten unläugbar eine Richtung auf etwas, noch nicht vorhandnes. Der Schrecken, das Wunder gehen schon an, ehe man noch recht gesehen hat, diese Nuance liegt in der Verbindung der Infinitivform mit dem Adjectiv, und verstärkt sichtbar den Sinn. In dem Supinum in *u* findet sich daher noch mehr, als in dem in *um,* die Natur des Infinitivs, und es entfernt sich stärker vom Gerundium, da es nicht eben so durch das Gerundium in *do* mit der Praeposition *in,* wie das Supinum in *um* durch das Gerundium in *dum* mit der Praeposition *ad* vertreten werden kann. Es bleibt daher sehr zweifelhaft, ob man es nicht als unmittelbar aus dem *status absolutus* des Sanskrit-Infinitivs, und mithin als ein *indeclinabile*, nicht aber als einen Ablativ ansehen muss.***) Quinctilian begünstigt gewissermassen

---

*) Herr Professor Bopp bemerkt (Conjugationssystem. S. 114.), dass das Supinum in *um* in älteren lateinischen Schriftstellern auf eine Weise vorkommt, in welcher man später den Infinitiv an seine Stelle setzte.

**) *Putsch.* 921. 868.

***) Herrn Professor Becker verdanke ich die Bemerkung, dass das Supinum in *u*

diese Meynung, indem er *dictu* und *factu* den Adverbien *noctu* und *diu* gleichstellt.*) Doch waren diese freilich ursprünglich auch Ablative.**)

Auf die hier ausführlich entwickelte Weise scheinen mir die Begriffe des Infinitivus, Gerundium und Supinum sorgfältiger und genauer bestimmt, als dies bisher geschehen war. Es könnte indessen vielleicht noch zweckmässiger scheinen, den sich auf die Sprache überhaupt beziehenden reinen Formen die Namen

des Infinitivus an und für sich,
des substantivirten Infinitivs, und
des Verbal-Substantivs

zu geben, und den des Gerundium auf die bestimmte Form des Lateinischen zu beschränken. Der letztere gewährt aber mehr Kürze und Bequemlichkeit, und wird dadurch vollkommen gerechtfertigt, dass die Lateinischen Grammatiker ihn gerade vorzüglich für den substantivirten Infinitiv brauchen.***)

§. 8.

Es schien mir unerlasslich, den Begriff der Gerundien im Allgemeinen genau festzustellen, ehe ich versuchte, ihn auf eine bestimmte Sprachform anzuwenden. Jetzt da dies geschehen ist, kehre ich zurück zu der Hauptfrage der gegenwärtigen Untersuchung: ob die in *twâ* und *ya* ausgehenden Formen Participia oder Gerundia sind?

Wilkins (*Gramm.* 736—761.) nennt diese Formen indeclinable Participien, in welchen, der Bedeutung nach, das Part. praes. des Hülfsworts h a b e n mit dem Part. praet. pass. *(having done)* verbunden ist. Forster (*Gramm. p.* 463. *nr.* 7—9.) erklärt dieselben auf die gleiche Weise, setzt jedoch hinzu, dass, wenn sie mit dem verbietenden *alaṇ*, oder mit *khalu* verbunden sind, sie zu Gerundien werden mit den Praepositionen i n, a n oder z u. Man bedient sich nemlich dieser Formen auch, um, mit Hinzusetzung

---

vielleicht als ein Dativus zu betrachten sey. Dem Sinne desselben würde dieser Casus vollkommen entsprechen.

*) *Nam ut noctu et diu, ita dictu et factu. l. c.*

**) Der Name der Supina soll, nach Priscian (*l. c.* 811.), daher stammen, dass die Participia pass. von einigen so genannt wurden, und man sie von diesen ableitet.

***) Man sehe die oben angeführten Stellen. Auch den Namen des Gerundium leiten sie einfach davon ab, *quod nos aliquid gerere significat,* worin mithin die blosse Handlung des Verbum, wie der Infinitiv sie ausdrückt, angedeutet wird. *Putsch.* 1873.

jener Wörter, auszudrücken, dass etwas genug geschehen ist, und nun damit inne gehalten werden soll. Nach Carey sind dieselben adverbialische Participia des Praeteritum. *(Adverbial past participles. Gramm. p.* 155.)

Man sieht leicht, dass diese Benennungen weniger von den Formen selbst, als von den Wortstellungen hergenommen sind, in welchen sie am besten ins Englische übertragen werden konnten. Sie dürften daher leicht mehr dem Geiste dieser Sprache, als dem des Sanskrit gemäss seyn.

Ein indeclinables Participium ist schon an sich ein auffallender Begriff. Denn jedes Participium ist, seiner Natur nach, eben so, wie ein andres Attributivum, declinirbar. Allerdings giebt es nun zwar solche Erscheinungen in einigen Sprachen, allein in einer so flexionsreichen, so vollständig organisirten Sprache, als die Alt-Indische, würde ich wenigstens sie weder erwarten, noch, ohne sehr bündige Beweisgründe, annehmen.*). Man darf nicht vergessen, dass hier noch hinzukommt, dass diese Verbalformen auch nicht immer dieselbe Zeit andeuten.

Die Endung und Bildung der Verbalform in *twâ* hat mit keinem Sanskrit-Participium irgend eine Verwandtschaft, und die Form dieser Wörter kann nicht auf die Participialnatur derselben führen.

Die Endung *ya* ist aber allerdings die des part. fut. pass., doch ist die grammatische Bildung der Verbalform mit der des Participium nur in Einem Falle gleich. Die Natur der grammatischen Formen hängt nemlich, besonders in der Sanskrit-Sprache, nicht bloss von der Endung, sondern auch von der Veränderung der übrigen Buchstaben ab. Dies haben die Indischen Grammatiker auf eine, allerdings bisweilen mehr das Gedächtniss beschwerende, als das Lernen erleichternde, bisweilen auch auf eine nicht ganz genügende, aber im Ganzen immer sinnreiche, und Dank verdienende Weise durch gewisse servile (d. h. nicht in die Endung mit aufzunehmende, sondern bloss grammatisch bedeutsame) Buchstaben angedeutet. Ich würde es, um dies beiläufig zu bemerken, immer für nützlich halten, diese Benennungen beizubehalten, da sie mancherlei Verwechslungen vorbeugen können. Redet man z. B. bloss von einer in *ya* endenden Verbalform, so ist diese dem declinablen Participium

*) Vgl. hierüber Bopps Conjugationssystem der Sanskritsprache. 46.

fut. pass. und der erst genauer zu bestimmenden unveränderlichen Verbalform gemeinschaftlich eigen. Benennt man aber die letztere mit jenen Grammatikern *yap* oder *kyap*, wodurch angedeutet wird, dass der Vocal des Worts nicht umgeändert wird (welches in dem servilen *k* liegt), und dass vor das End-*ya*, wenn der unmittelbar vorhergehende Vocal kurz ist, ein *t* gestellt werden muss (welches in dem servilen *p* liegt), so sieht man, dass die Bildung jenes Participium gar nicht immer, sondern nur in Einem Fall dieselbe ist. Denn jenes Participium hat, nach eben jenen Grammatikern, ausser der Endung *kyap* noch die in *ḍyaṇ* und *ya*, die man, wenn man bloss *ya* sagt, mit jener vermengt. In Einem Falle also, d. h. bei gewissen Wörtern, wird das Part. fut. pass. gerade eben so, als die unveränderliche Verbalform gebildet, nemlich mit Anfügung eines *ya*, gelegentlicher Vorsetzung eines *t* und ohne Umänderung des Wurzelvocals. Der Unterschied zwischen beiden Formen, die Declinirbarkeit ausgenommen, ist dann nur, dass das Participium fut. pass. auch von einfachen, die Verbalform nur von den mit Praepositionen zusammengesetzten Wurzeln gebildet werden kann. *utkṛitya* ist sowohl Participium fut. pass., als unveränderliche Verbalform. Allein nur der kleinsten Anzahl von Wörtern ist diese Bildung dieses Participiums, und einer noch geringeren ist sie ausschliesslich eigen. Bei den übrigen wird der Vocal umgeändert, oder verlängert, welches die bei den grammatischen Ausdrücken *ḍyaṇ* und *ya* vorhandnen und fehlenden servilen Buchstaben andeuten.

Allein diese Participia fut. pass. werden von andren Indischen und Englischen Grammatikern nicht als wahre Participia, sondern als Participial-Adjectiva (Forster. *Gr. p.* 465.) angesehen, und in der That ist diese Ansicht richtiger. Ihre Bedeutung ist die, dass etwas zu machen, oder zu leiden ist, also geschehen soll, und sie sind daher den Griechischen Verbaladjectiven in τέος und dem angeblichen part. fut. pass. im Lateinischen ähnlich, von dem wir auch oben sahen, dass es mehr Adjectiv-, als Participialnatur besitzt. Sie sind, ihrer Natur nach, allerdings zukünftiger Bedeutung, enthalten aber die im Begriff des blossen Futurum gar nicht liegende Hauptbestimmung des Müssen, der Nothwendigkeit, und werden dagegen, als bloss zukünftige Zeit, ohne diesen Nebenbegriff, anzeigend, nie gebraucht. Man leitet sie nur, wenn sie in *tawya* endigen, von einem Futurum, nemlich dem sogenannten ersten Futurum ab, in allen übrigen Fällen entstehen sie aus der

Wurzel. Obgleich sie participia pass. heissen, steht ihrer besondren Form kein part. act. gegenüber; da die so vollständig organisirte Sanskrit-Sprache sonst für jedes Participium eine Activ- und eine Passivform besitzt. Es giebt ausserdem im Sanskritverbum ein regelmässiges Participium des zweiten Futurum, und obgleich dies keine besondre Passivform hat, so wird doch die des Medium statt der passiven gebraucht. Dagegen fehlt allerdings ein besondres des Fut. 1., da man die Formen, von denen hier die Rede ist, ihrer Bedeutung nach, nicht für reine part. fut. gelten lassen kann. Wilkins stellt (*Gramm.* 735.) ausdrücklich darin einen Unterschied zwischen diesen, und den übrigen Participien auf, dass er sagt, dass diese, ausser ihrer ursprünglichen Participialbedeutung, beständig als Adjectiva in der Bedeutung der Nothwendigkeit, der Gemässheit und der Fähigkeit vorkommen. Er legt ihnen ferner, nach der Natur ihrer Wurzeln, active, passive, transitive und intransitive Bedeutung bei, was, wie wir bei der Untersuchung über das Lateinische Gerundium sahen, wohl dem Verbalnomen, nicht aber dem wahren Participium zukommen kann. Ich muss hier gelegentlich darauf aufmerksam machen, dass Wilkins in diese Behauptung auch die Part. 3. praet. passivi einschliesst. Man muss aber wohl seine, hier nur gelegentlich und allgemein gemachte Aeusserung nach einer andren (690.) ausdrücklich und speciell gemachten erklären, wo er bestimmt sagt, dass diese Participia, von transitiven Verben gebildet, passive Bedeutung haben, dagegen entweder active oder intransitive *(active or neuter)*, wenn sie von intransitiven Wurzeln, oder solchen, die Gehen und Kommen anzeigen *(if the root be intransitive or denote going or coming)*, abstammen. Er hätte für den letzteren Fall auch passive Bedeutung hinzufügen sollen. Denn die Anomalie besteht gerade darin, dass von einem intransitiven Verbum ein passives Participium gebildet, und auch von dem Casus, den das Passivum fordert, begleitet wird. Man sagt daher sowohl activ *sarwê gatâḥ*, alle sind gegangen, als *âgataṇ sarwaiḥ*, es ist von allen angekommen worden. Wenn diese Participia bisweilen mit einem Accusativ verbunden werden, so ist alsdann ihre Bedeutung wenigstens meistentheils von der Art, dass sich dieser Accusativ auf andre Weise erklären lässt, als er sonst bei einem transitiven Activ-Participium steht.*)

---

*) Ich drücke mich über diesen Punkt mit Fleiss mit einiger Vorsicht aus, da er

Gerade die Aehnlichkeit, die zwischen der Bildung des angeblichen part. fut. pass. und der unveränderlichen Verbalform in *tya* herrscht, spricht mehr für die Gerundiv- als Participial-Natur der letzteren.

§. 9.

Die Sanskrit-Sprache kann, um zwei Sätze zusammenzuziehen, das Participium an das Subject des Hauptsatzes knüpfen, oder es in absoluter Stellung diesem vorausgehen lassen. Es steht ihr aber noch ein drittes, der Griechischen und Lateinischen Sprache nicht erlaubtes Mittel zu Gebot. Sie kann nemlich zwei Wörter

---

noch genauerer Prüfung zu bedürfen scheint. Wilkins Regel ist weder erschöpfend, noch hinlänglich bestimmt. Carey (*Gramm. p.* 511. 512.) giebt mehr umfassende. Aber auch er lässt noch viel zu erläutern übrig. Gewiss scheinen mir folgende zwei Punkte: 1., Die scheinbar active Bedeutung kann in sehr vielen Fällen auf eine rein intransitive zurückgebracht werden. Dies scheint mir der Fall Ramayana. *B.* 1. *Sect.* 35. *sl.* 64. a., wo *prâptaḥ,* das kurz vorher zweimal passiv auf die erworbene Sache bezogen worden ist, plötzlich der Person angehört, und scheinbar activ die Sache im Accusativ regiert: Dadurch hast du erlangt u. s. w. Allein dies Participium heisst nicht bloss erlangt, sondern auch hingedrungen zu etwas, an etwas geheftet, und so kann hier die Bedeutung auch intransitiv seyn. 2., Wörter, die, ihrem Sinne nach, transitiv und intransitiv seyn können, werden, jedoch ohne Accusativ, in diesem Participium intransitiv gebraucht; *bhuktamĕtadanantasya,* das Essen, nicht das Gegessne, des Anantas. Dies liesse sich auch auf die eben erwähnte Stelle des Ramayana anwenden. — Die eigentliche Frage aber ist: ob 1., bei wahren intransitiven Verben dies Participium activum einen Accusativ auf eine Weise regieren könne, welche gar keine intransitive Erklärung zulässt? und ob es bei eigentlich transitiven Verben, und die gewöhnlich nur als solche gebraucht werden, transitiv activ seyn kann? Das letztere bezweifle ich; was aber das erstere betrift, so scheint das aus Carey angeführte Beispiel *wiśwam-anujîrṇî'nantaḥ,* der die Welt zerstörende Anantas, aus dem intransitiven *jṛî,* vergehen, alt werden, zu beweisen, dass die Frage bejaht werden müsse. Dass ein solcher, zugleich activer und passiver Gebrauch eines Participium eine Anomalie ist, lässt sich nicht läugnen. Allein auch in andren Sprachen gehen Participia und Adjectiva in einander über, und in der Indischen ist dies um so weniger zu verwundern, als sie die Participien eigentlich nur wie andre, durch Kridanta-Suffixa gebildete Wörter behandelt. Dass die part. praet. 3. pass. sich wirklich der Natur blosser Adjective nähern, beweist auch das, dass eine ganze, mit einem eignen grammatischen Zeichen *ṇi* versehene Classe von Wurzeln denselben zugleich gegenwärtige und vergangne Bedeutung giebt, was gleichfalls aus der Natur der Verba heraustritt. Dieselben nehmen auch zugleich active und passive Bedeutung an. Fast alle bezeichnen Gemüthsstimmungen, und solche Zustände, die eine gewisse Dauer haben, und daher der Unterscheidung der Vergangenheit und Gegenwart eher entrathen können. Es ist nur zu verwundern, dass eine Menge andrer Wurzeln von ähnlicher Bedeutung nicht dieselbe Eigenschaft haben, als die ausdrücklich mit *ṇi* bezeichneten, deren Zahl sich nur auf etwa 40. bis 50. beläuft.

in ein Compositum verknüpfen, und dieses, in Gestalt eines Adjectivum, dem Nomen, das zum Subject dient, als Beiwort beifügen. Da nun eins dieser Wörter ein Participium seyn kann, so kann auf diese Weise eine ganze Handlung in ein einziges Beiwort eingeschlossen werden, und sie vermag durch ein solches Beiwort auszudrücken, wozu im Griechischen und Lateinischen absolute Participien erfordert werden würden.

Folgende Stelle wird dies genauer erläutern. (Ramay. *B.* 1. *Sect.* 1. *sl.* 62. 63.)

râmô ' pi hatamârichô niwṛittô bahu chintayan,
śûnyaṇ drishtwâśramapadaṇ wilalâpa salakshmaṇaḥ.

Auch Ramas, nachdem er den Marichas erschlagen hatte, sehr besorgt zurückkehrend,
wehklagte, bei dem Leer-Finden der Einsiedelei, mit Lakschmanas.

Hier ist das zweite Wort des ersten Verses die Zusammensetzung, welche *Bahuvrîhi* genannt wird, und die ganz dieselbe mit den Griechischen Beiwörtern ἑκατογκέφαλος, χρυσόχειρ u. s. f. ist, allein in viel grösserem Umfang gebraucht werden kann. Von Wort zu Wort müsste man hier übersetzen: der den erschlagnen Marichas habende, der mit ihm begabte, versehene. An dies Beiwort schliesst sich das Part. praet. eines intransitiven Verbum an, dann folgt die Verbalform, von der wir hier reden, und endlich erst das Verbum finitum. So sind hier vier Sätze in Einen verbunden. Ramas hatte den Marichas erschlagen, er kehrte zurück, er sah seine Wohnung leer, er klagte mit Lakschmanas. Da es der Sanskritsprache an dem Participium keiner Zeit im Activum und Passivum gebricht, so hätten alle diese Sätze in einfach an einander gehängte Participien gekleidet werden können. Allein es war unstreitig ausdrucksvoller, in den grammatischen Formen zu wechslen, die vorhergegangne That dem Subject, als sein Beiwort, wie sonst das des Feindebezwingers, beizugeben, dann die einfache Rückkehr, als Participium, auszudrücken, und das, was die Hauptsache des ganzen Satzes: das Wehklagen, begründet, als Handlung. Aus diesem Reichthum und dieser Freiheit der Sprache im Gebrauch der Participien, so wie aus der durch das gegebne Beispiel belegten Anwendung verschiedner Formen in nuancirter Andeutung der Begriffe, scheint mir hervorzugehen, dass es schon an sich nicht wahrscheinlich ist, dass die hier betrachteten Formen auch nur Participien wären. Die Sprache würde durch eine Form mehr von diesen nichts gewinnen,

und durch ihre Unveränderlichkeit eine weit mangelhaftere erhalten, als sie in den andren besitzt. Sieht man dagegen diese Formen für Gerundien an, so wächst dadurch die Mannigfaltigkeit der Sprachformen, und der Ausdruck gewinnt eine neue und dem Gedanken sich in weiterem Umfange anpassende Gestalt. Denn das Participium ist dadurch gebunden, das dasselbe sich, als ein Attributivum, allemal auf ein Subject beziehen muss, da das Gerundium, als der blosse, aber ganze Verbalbegriff mit der Möglichkeit aller Beziehungen, deren das Verbum fähig ist, ohne eine nothwendig andeuten zu dürfen, mehr Umfang und Freiheit gewährt.

§. 10.

Geht man die im Vorigen gesammelten Beispiele in der Absicht durch, zu prüfen, ob in ihnen die Verbalform nach Art eines Participium erklärt werden kann, so verstatten alle, ein einziges ausgenommen, eine solche Erklärung, selbst ohne dass man gezwungen wird, der Verbalform einen passiven Ausdruck zu geben, der nur bisweilen die Construction leichter und natürlicher macht. Allein man kann bei dieser Erklärung durch das Participium nicht immer nach derselben, sondern muss nach zwei verschiednen Methoden verfahren.

Man muss nemlich die Verbalform entweder als ein Part. act. ansehen, welche zu demjenigen Casus gehört, der entweder Subject im Hauptsatze ist, oder doch sonst mit dem Hauptsatz in Verbindung steht;

oder man muss die Verbalform als einen absoluten, im Nominativ stehenden Participialsatz betrachten.

Eine lange Reihe von Stellen erlauben die eine, oder die andre Erklärung, allein einige wenige lassen allein die letztere zu.

Ueberall nemlich, wo die Verbalform und das Verbum des Hauptsatzes dasselbe Subject haben, oder wo doch nichts im Wege steht, ebensowohl die Verbalform, als ein Attributivum, auf ein im Hauptsatz ausgedrücktes Nomen zu beziehen, oder sie absolut zu stellen, und ein Subject im Nominativ zu ihr zu ergänzen, sind beide Ansichten anwendbar.

Beispiel 1—3. Entweder:

Hiranyakas, eine Höle gemacht habend, bewohnte sie;

oder:

nachdem H. — hatte u. s. f.

Hier gilt die Verbalform für einen Nominativ.

Beispiel 10—14. 20. Entweder:

Das Mitleid des, den erschlagnen Vogel gesehen habenden Heiligen wurde rege;

oder:

da der Heilige — hatte, so ward u. s. w.

Hier stellt die Verbalform das Participium im Genitiv vor.

Beispiel 18. nach der Boppischen Uebersetzung. Entweder:

zu dem, den Aether erreicht habenden sagte u. s. f.

oder:

da er — hatte, so sagte u. s. f.

Hier vertritt die Verbalform den Accusativ.

Beispiel 4—6. 8. 15. 21. 26. 28. 29. Entweder:

durch diesen also gesprochen habenden wurden aller Bande zernagt,

oder mit ergänztem, und in den Nominativ gestelltem Subject:

da er also gesprochen, wurden u. s. f.

Unter den übrigen Beispielen dieser Classe dürften folgende besondrer Erläuterung bedürfen:

Beispiel 6. Entweder:

der Geier wurde von allen überlegt habenden Vögeln getödtet,

oder:

nachdem (sie alle) überlegt hatten, wurde er von ihnen u. s. f.

Beispiel 8. Entweder:

durch den am Morgen früh dahin gehenden muss daselbst geblieben werden,

oder:

nachdem (er) — gegangen seyn wird, muss durch ihn da geblieben werden.

Beispiel 15. Entweder:

der Wanderer, von dem also gesprochen habenden, und langsam herzugeschlichnen Tiger gehalten, überlegte,

oder:

da (nemlich der Tiger) also gesprochen hatte, und herzugeschlichen war, überlegte der von dem Tiger u. s. f.

Hier ist jedoch die letzte Constructionsart nicht gerade natürlich, da nach ihr nur der Zusammenhang ergiebt, was hier das Subject der Verbalform ist.

Beispiel 21. Entweder:

Lilavati wurde mit Hülfe der den Buhlen erkannt habenden Kupplerin bestraft,

oder:

da (man, oder der Ehemann) den Buhler durch die Kupplerin erkannt, so wurde Lilavati u. s. f.

Hier ist gegen die letzte Constructionsart noch mehr einzu-

wenden, da man, weil die Participialform im Activum nicht impersonal seyn kann, eine sonst in der Erzählung nicht vorkommende Person ergänzen muss.

Beispiel 26. Entweder:

Ravanas raubte die Sita vermittelst des, die beiden Fürstenentsprossnen weit entführt habenden Zauberers,

oder:

Ravanas raubte die Sita vermittelst des Zauberers, da (dieser) die beiden Fürstenentsprossnen weit entführt hatte.

Beispiel 29. Entweder:

durch die, ihn durch Sinnlichkeit anlockende List, werde er herbeigeführt,

oder:

nachdem man ihn durch — — angelockt hat, werde er u. s. w.

Auch hier muss bei der letzteren Ansicht die Verbalform so genommen werden, dass eine unbestimmte Person ergänzt wird.

In allen diesen Fällen wird die Verbalform zum Attributivum eines im Instrumentalis stehenden Nomen, oder Pronomen.

Ausschliesslich als absolute Participial-Constructionen können die Fälle genommen werden, wo die Verbalform von ihrem eignen Subjecte begleitet ist, dieses im Nominativ steht, und dieser Nominativ auf keine Weise zur Construction des Hauptsatzes gehören kann.

Beispiel 23. 24. In diesen beiden Beispielen bleibt nichts übrig, als die Verbalform mit ihrem Nominativ absolut zu stellen. Als Attributivum könnte sie nur zu diesem Nominativ gehören, und dieser kann nicht in dem unmittelbar folgenden Hauptsatze Platz finden, der ein andres grammatisches Subject hat.

Ganz unmöglich aber wird die Erklärung durch ein Participium in der Stelle Beispiel 25.

Da sich in dieser der Instrumentalis schlechterdings nicht in die Construction des Hauptsatzes verweben lässt, so kann die Verbalform nicht, wie in Beispiel 26. und andren, als ein Attributivum auf ihn bezogen werden. Dass dieser Instrumentalis als ein absoluter Participialsatz gelten könne, wird wohl keinem, mit dem Geiste der Constructionen aller Sprachen irgend Vertrauten einfallen. Die Verbalform passiv zu nehmen, wo der Instrumentalis sich allerdings natürlich auf sie beziehen würde, erlaubt wieder der von ihr regierte Accusativ nicht. Wie man sich also wenden möge, so kann die Verbalform hier nie für ein Participium, sondern allein für ein Gerundium gelten.

Aus dem Bisherigen geht hervor, dass die Verbalformen in *twâ* und *ya* allerdings meistentheils als Activparticipien erklärt, und übersetzt werden können, dass es indessen doch selbst in den wenigen hier zusammengetragnen Beispielen eins giebt, in welchem sogar jede Erklärung als Participium unmöglich ist. Die Anwendbarkeit dieser Erklärungsweise aber auf die übrigen Stellen ist wenig zu verwundern, da dieselbe auf den beiden Voraussetzungen beruht, dass jene Formen, als indeclinabel, sich jedem Casus anzuschliessen im Stande sind, und dass man durch sie auf jede Weise absolute Participial-Constructionen im Nominativ bilden kann. Es giebt indessen einige Stellen, wo die Participial-Erklärung zwar auch möglich, allein, besonders bei activem Ausdruck, weit entfernt ist, natürlich zu erscheinen. Es sind dies diejenigen, wo die Verbalformen unpersönlich genommen werden müssen, und der Grund leuchtet sogleich ein, als man bedenkt, dass das Participium, als ein blosses Attributivum, allemal eines bestimmten Subjectes bedarf.

Beispiel 9. 16. 20.

das, wohl überlegt habend (d. h. nachdem man wohl überlegt hat) Gesprochne;

er, e i n e r i h n herausgefordert habend, wurde besiegt.

Hier müssen die unterstrichnen Worte rein hinzugesetzt werden.

Natürlicher wäre allerdings der passive Ausdruck:

das wohl überlegt Gesprochne;

er, herausgefordert, wurde besiegt.

Allein die natürlichste Uebersetzung ist die durch Gerundien und Verbalsubstantiva:

das, nach Ueberlegung, Gesprochne;

er wurde, nach einer Herausforderung, besiegt.

Diese Stellen, die gar nicht zu den seltnen gehören, und die unmittelbar vorher berührte, welche gar keine Participial-Ansicht zulässt, unterstützen die im Vorigen für die Meynung, dass die Verbalformen in *twâ* und *ya* nicht Participia sind, aufgeführten Gründe.

§. 11.

Da wir dieselben jetzt als Participien betrachtet haben, wollen wir versuchen, sie nunmehr als Gerundien anzusehen.

Prüft man nun die im Vorigen gesammelten Beispiele jetzt aufs neue von dieser Ansicht aus, so ist es, meinem Gefühl nach,

offenbar, dass sich dieselben, einige seltne ausgenommen, die ich gleich besonders berühren werde, viel natürlicher als Gerundien auffassen lassen, denn als Participia. Selbst wo das eine gleich natürlich als das andre seyn sollte, gewinnt die Construction, und wird mannigfaltiger und ausdrucksvoller, wenn man das erstere annimmt. Die beiden bestimmten Vortheile, welche die Erklärungsart durch das Gerundium gewährt, sind die, dass diese Verbalform nicht der ausdrücklichen Hinzufügung eines bestimmten Subjects bedarf, und dass sie, wie oben gezeigt worden, ebensowohl in activem, als passivem Sinn genommen werden kann. Das erstere bewirkt, dass die Gerundiv-Erklärung für die Fälle (Beispiel 9. 16. 20.), wo die Verbalform unpersönlich steht, fast ausschliesslich die passende ist; das letztere erleichtert die Construction der Sätze, wo (wie Beispiel 4—6. 8. 15. 21. 26. 28. 29.) ein Instrumentalis sich zugleich auf die Verbalform, und das Hauptverbum bezieht. Wenn man bei der Participial-Erklärung allemal absolute Participialsätze annimmt, so werden die einfachsten Constructionen höchst schwerfällig und ungelenk, da hingegen die Verbalform, nach Gerundiv-Art erklärt, sich, gleich einem Adverbium zum Hauptverbum, leicht, wie ein Zwischensatz einschiebt. Zieht man dagegen die, als Participium genommene Verbalform auf den Casus des Hauptsatzes, so bleibt es doch höchst auffallend, dass sie sich unverändert jedem Casus anschliessen soll. Und mit welchem Grunde liesse es sich rechtfertigen, dass man, statt der vorhandnen bestimmten und declinirbaren Participien, eine so sonderbare Abart derselben gebraucht hätte? Die blosse, gerade in dieser Unveränderlichkeit liegende Bequemlichkeit könnte doch wohl nicht als genügender Grund angesehen werden. Allein das Gerundium, statt des Participium, zu gebrauchen, waren wirklich triftige Gründe vorhanden, indem dadurch eine ganz andre Construction, mithin eine ganz andre grammatische Ansicht des Gesagten entsteht.

Um indessen die Untersuchung ganz unpartheiisch zu beschliessen, muss man gestehen, dass, so wie wir eine Stelle gefunden haben, in welcher sich die Verbalform nicht als Participium erklären lässt, es gleichfalls solche giebt, welche der Erklärungsart durch das Gerundium, wenn auch nicht in gleichem Grade, widerstreben.

Es sind dies diejenigen, welche, nach unsrer obigen Bemerkung, wenn man die Verbalformen für Participia nimmt, nur als absolute Participialsätze gelten können. Beispiel 23. 24.

In diesen nemlich wird die Verbalform unmittelbar mit dem Nominativus verbunden. Wenn aber die Verbalform ein Gerundium ist, so lässt sich dies mit streng grammatischen Begriffen nicht vereinigen. Denn das Gerundium ist, wie wir oben gezeigt, nichts andres, als der selbständig betrachtete, und daher zum Nomen gemachte Infinitivus. Fügt man nun zu dem Infinitivus einen Nominativus, so könnte dieser nur Subject und regierend, nicht Object und regiert seyn. Es würde daher alsdann dem Infinitivus dasjenige, wovon er den Namen trägt, genommen, und ihm das zugesellt, was nur dem Verbum finitum zukommt. Aus diesem richtigen und natürlichen Gefühl muss man es, dünkt mich, erklären, dass in der Construction, die man richtiger den Infinitivus cum Accusativo, als umgekehrt nennen würde, das wirkliche und unbestreitbare Subject in den Accusativ gesetzt wird. Vermöge dieser Construction wird ein selbständiger Satz eben so, als Praedicat, oder Theil des Praedicats mit einem andren Satze verbunden, als dies bei den absoluten Participialsätzen, als Theilen, oder Bestimmungen des Subjectes geschieht. Es muss daher dem zu verbindenden Satze eben so seine Selbständigkeit, d. h. sein Verbum finitum genommen werden. Dies geschieht aber bei dieser Construction durch Verwandlung in den Infinitivus. Dieser Infinitivus wird nun von dem Hauptsatze regiert, und er regiert wieder alle einzelnen Theile des zu ihm gehörenden Satzes, und gerade weil er dies thut, muss er den Nominativ, der das Subject des für sich bestehenden Satzes war, nun in einen Accusativus verwandeln.

Im Griechischen bleibt zwar häufig auch bei dem Infinitivus in diesen Fällen der Nominativus, entweder ausdrücklich, oder stillschweigend stehen, so oft nemlich in dem neu verbundnen, regierten Satze von demselben Subjecte, als im regierenden die Rede ist, und dieses in diesem gleichfalls im Nominativus steht. Allein diese, allerdings auch anomalische Construction hat einen besondren Grund, der sich auf das ganze Constructionssystem der Sprache bezieht. Der Nominativus wird in diesen Arten der Wortverbindungen zwar allerdings auch vom Infinitivus regiert, welcher selbst unmittelbar vom Hauptsatze abhängt, und man würde durchaus irren, wenn man ihn wollte vom Hauptverbum regieren lassen; allein der Grund der Verwandlung des Accusativs, welchen der Infinitivus hier eigentlich fordert, ist die Sorgfalt, welche die Griechische Sprache in ihrer ganzen Constructionsweise

für die Klarheit und Leichtigkeit der mit einander verbundnen, oder in einander verschlungnen Sätze hegt. Aus dieser Sorgfalt fliesst, dass sie gern da, wo der Gegenstand nicht wechselt, denselben Casus auch durch die verbundnen Sätze fortlaufen lässt. Dass dies der Grund dieser Abweichung ist, und dass derselbe gar nicht in der Natur des Nominativs liegt, geht deutlich daraus hervor, dass, wenn im nemlichen Fall der Gegenstand, von welchem im Hauptsatze der nachfolgende Infinitivus abhängt, in einem andren Casus, dem Genitiv oder Dativ, steht, der Infinitivus auch sein (ursprünglich und eigentlich als Accusativ zu denkendes) Subject in diese Casus versetzt. Dem Princip und der Absicht nach, kann daher diese Construction mit der gleichfalls von der gesetzmässigen und natürlichen sehr abweichenden des Pronomen relativum verglichen werden, wo dieses auch, statt in den Casus zu treten, welchen das Verbum des Satzes, zu dem es gehört, regiert, den des vorhergehenden Nomen und Pronomen annimmt, auf welches es sich bezieht. Es darf auch nicht vergessen werden, dass jene Verbindung des Nominativus mit dem Infinitivus nicht schlechterdings nothwendige Regel ist, sondern dass, auch bei gleichem Subject, der Accusativus gesetzt werden kann, und wirklich gesetzt wird.

Dass hier nicht die Fälle angeführt werden können, wo der Nominativus, als Praedicat, bei dem Infinitivus eines Verbum neutrum oder passivum steht, begreift sich von selbst, da hier von dem Subjecte des Infinitivus die Rede ist.

Auf eine andre Weise verbindet sich im Griechischen der Nominativus mit dem Infinitivus in der Redensart ἑκὼν εἶναι. Allein hier wird nicht der Nominativus (der ebensowohl jeder andre von der übrigen Construction des Satzes geforderte Casus seyn kann) vom Infinitivus, sondern umgekehrt dieser von jenem regiert. Der Infinitivus hat einen beschränkenden, aber bestätigenden Sinn, und kann, genau genommen, nur durch das Hinzudenken einer Conjunction an das andre Wort angeknüpft werden. F r e i - w i l l i g, d e m S e y n, d e m W e s e n n a c h, also w i r k l i c h, wenn es auch anders schiene. In vielen Stellen steht dann aber dieser Infinitivus ohne alle so bestimmte Bedeutung. Man könnte denken, dass der Infinitivus hier bloss die Stelle des Participiums verträte. Allein, da wo die Bedeutung desselben praegnant ist, könnte das Participium (das nicht einen Augenblick mehr sagen würde, als das Wort selbst) nicht dieselbe Kraft haben, als der Infinitivus.

Die Sanskritsprache kennt dieselbe Wortverbindung, jedoch, soviel ich weiss, nur mit dem Nominativ, und bedient sich dazu der Verbalform in *twâ*. Wir haben schon oben das Beispiel *prânjalirbhûtwâ* angeführt. Die Vergleichung mit dem Griechischen scheint hier einen Beweis mehr abzugeben, dass diese Form ein Gerundium ist: mit gefalteten Händen im Seyn, seinem Seyn nach.

Durch Beispiele, die sich von der Griechischen Sprache entlehnen liessen, kann daher die Anomalie nicht gerechtfertigt werden, welche unläugbar in dem Gebrauche des Nominativs bei den Verbalformen in *twâ* und *ya* liegt, wenn man dieselben als Gerundia erklärt. Es ist wohl keinem Zweifel ausgesetzt, dass ihre Construction natürlicher schiene, wenn, statt des Nominativs, der Instrumentalis in derselben gebraucht wäre. Als Participien erklären sich die Verbalformen in diesen Stellen bequem und leicht. Ich glaube indessen nicht, dass man darum sogleich von der Voraussetzung abgehen müsse, dass sie Gerundien sind. Kleine Abweichungen dieser Art hängen von der Ansicht ab, welche Nationen sich von der Natur ihrer Sprachformen bilden, und von der Richtung, welche der Gebrauch ihnen giebt. Es ist nichts weniger, als ungewöhnlich, dass in diesem eine Form sich zu einer andren hinüberneigt, und auf diese Weise die strengen Gränzen ihrer eigenthümlichen Natur überschreitet.

§. 12.

Wie aber ist das Gerundium in der Sanskritsprache vorhanden? Dies ist die Frage, welche, wenn auch der Sinn der einzelnen Stellen die Uebertragung in diese Form begünstigt, noch zu beantworten übrigbleibt.

Das Gerundium ist der substantivirte Infinitiv, und wird daher grammatisch durch Substantivzeichen am Infinitiv erkennbar. So ist es nemlich, wo dasselbe, wie im Griechischen, in seiner wahren Gestalt vorhanden ist. Im Lateinischen kann dies nicht Statt finden, weil der Infinitiv die Verbindung mit keinem Substantivzeichen duldet; im Sanskrit kann dies noch weniger seyn, da der Infinitiv schon selbst ein Substantivzeichen an sich trägt, folglich nicht eigentlich ein Infinitiv, sondern ein, als Infinitiv gebrauchtes Substantivum ist. Da aber dies Substantivum den Casus des Verbum (wenigstens in der Regel) regiert, und da es in seinem Gebrauche

dem Infinitive, wenn auch bisweilen mangelhaft, gleichkommt, so kann man es, nach den obigen Begriffen, ein Gerundium, oder, wenn man dies, wegen der Aehnlichkeit der Bildung mit der Lateinischen Form, vorzieht, ein Supinum nennen.

Herr Professor Bopp hat hierauf zuerst aufmerksam gemacht, und die Sache scheint mir vollkommen ausser Zweifel gesetzt.

Die äussere Form des Infinitivs ist die des Accusativs eines in *tu* endenden Substantivs. Er regiert den Casus des Verbum, nimmt keine Tempora an, und ist gleichgültig gegen die Beziehung des Genus des Verbum, welche, indessen er derselbe bleibt, im regierenden Worte liegen muss. Er lässt sich zwar übrigens vollkommen als ein Infinitiv behandeln, steht nach Verben und nach andren Redetheilen, selbst bisweilen da, wo eigentlich der Genitivus des Gerundium passend*) wäre, allein immer lässt er sich als der Accusativus eines Substantivs erklären, entweder gerade zu, als Object der Handlung, oder, mit ausgelassner Praeposition (nach dem Sinn andrer Sprachen), als Ziel der Bewegung der Handlung, wie das Lateinische Supinum in das Gerundium in *dum* mit *ad* verwandelt werden kann. Abgesonderte Praepositionen, die sich durchaus nicht als andre Redetheile (Nomina, Adverbien) ansehen liessen, sind ohnehin in der Sanskritsprache selten,**) und es mag daher stammen, dass auch das Lateinische, wenn der Ausdruck erlaubt ist, ganz Sanskritisch gebliebne Supinum niemals eine Praeposition zulässt. Dass auf diese Weise der Infinitiv nicht in seiner reinen Natur, sondern immer substantivisch angesehen wurde, hat, wie ich glaube, wieder einen Einfluss auf die Bedeutung, und den Gebrauch der im Vorigen berührten unvollständigen Verba, bei deren Ergänzung der reine Infinitiv am deutlichsten hervortritt, ausgeübt. Diese Verba allgemeiner Bedeutung (wollen, mögen, können, dürfen, sollen, müssen u.s.w.) sind zwar in allen Sprachen von bestimmter und concreter ausgegangen, und das Abschleifen derselben durch den Gebrauch, so wie die Vervielfältigung der Wörter selbst, zeigt sich in denjenigen Sprachen recht, deren Conjugation der Hülfsverba bedarf. Allein unläugbar scheint es mir doch, dass die Sanskrit-Verba, durch

---

*) Nal. XX. 16. *nâyaṇ kâlô wilambitum, non id (est) tempus cunctari* statt *cunctandi*, wie man auch im Lateinischen das eine und das andre, obgleich jenes selten sagt, doch wörtlich *ad cunctandum*, zum Zögern.

**) Vgl. Schlegels Indische Bibliothek. 3. Heft. S. 332.

welche wollen,*) können**) und müssen***) angedeutet wird, zur Bezeichnung des reinen Begriffs dieser Zustände, frei von Nebenideen, ungleich unbequemer sind, als die gleichbedeutenden

---

*) Für diesen Begriff sind mir keine andren Ausdrücke bekannt, als die wünschen bedeuten. Der gewöhnlichste ist *ish.* Diesem ist sein ursprünglicher Begriff des Verlangens immer sichtbar beigemischt, und er reicht daher für das allgemeinere Wollen, das oft vom Wunsche ganz entfernt seyn kann, nicht aus.

**) Für den Begriff des Können giebt es die beiden Wurzelwörter *śak* und *shah,* letzteres mit der Vorsylbe *ut.* Beide drücken zwar ein Vermögen, ein Ausdauern, Aushalten aus, allein sie scheinen mir keinesweges gleichbedeutend. In dem erstern Worte liegt mehr die Kraft, die Stärke, vorzüglich die physische; in dem Letzteren hauptsächlich ein Ertragen, also vorzüglich ein moralisches Vermögen. Das einfache *shah* oder *sah* heisst wirklich tragen. Diese Nuance der Bedeutung findet sich nun auch in dem Gebrauch. Wenn davon geredet wird, dass man nicht für einen andren um ein Weib anhalten (Nal. III. 8.) oder den Zorn nicht bändigen kann (*Ib.* VI. 14.), oder dass man unter Bedingungen bei jemand wohnen will (*Ib.* VIII. 67.), wird *shah* ganz eigentlich gebraucht, und geht daher in den Begriff des wagen, sich unterfangen über. Von dieser Art scheint der Unterschied der zwei sonst ähnlichen Verse des Ramayana. B. 1. Abschn. 23. *sl.* 31. und Abschn. 24. *sl.* 16.a. zu seyn. Das in dem ersteren gebrauchte *śaktaḥ* zeigt, mit der Negation verbunden, die absolute Unmöglichkeit, den Mangel der Kraft an; *utsahatê* im letzteren den Mangel an Muth, das Nicht-Wagen. So nimmt auch beide die Englische Uebersetzung. Denselben Sinn lege ich dem *utsahê* in Nal. III. 10. bei. Es ist da nicht von Gewaltthat die Rede, und es bedurfte nicht der Kraft, aber wohl der Verwegenheit, in ein wohlbewachtes Haus einzugehen. *śak* ist mehr das Können überhaupt, wie wenn man vor Körperschwäche nicht einen Fuss vor den andren setzen (Nal. XIV. 7.a.) oder vor feindseligen Göttern ein Opfer nicht, ohne Störung, vollbringen kann. (Ramay. *B.* I. *Sect.* 17. *sl.* 5.a.) Es kann daher, als das allgemeine Wort, auch da stehn, wo man sonst *shaha* findet, wie es Nal. I. 3.a. vom Besiegen der Liebe, wie jenes VI. 14. von dem des Zorns gebraucht wird. Auch wird an ihm das Passivum ausgedrückt. (Nal. XX. 5.; XXVI. 21.a.)

***) Das gewöhnliche Verbum ist *arha.* (Indische Bibl. Heft. 1. S. 109.) Wenn in Bopps Nalas dies oft durch *velis, velitis,* und in der Englischen Uebersetzung des Ramayana durch *be pleased* übersetzt ist; so kommt dies wohl nur daher, dass in diesen Stellen das Müssen als Bewegungsgrund eines fremden Willens vorgetragen wird, und das Verhältniss der Personen von der Art ist, dass nur bittende Vorstellung für dieselben passt. Der Grundbegriff des Wortes, wo es in andren grammatischen Formen vorkommt, ist: geschickt, passend, würdig zu etwas seyn. So steht es Nal. XXXV. 3. und in vielen andren Stellen. Dass das Verbum selbst in diesem Sinne gebraucht werde, bezweifle ich. Allein die durch dasselbe ausgedrückte Idee des Müssen schliesst sich an diesen Grundbegriff an, und trägt gewöhnlich die Spur dieses Ursprungs an sich. Man muss so handeln, weil es so passend, geziemend, pflichtmässig ist. Daher muss dies Verbum, nach Verschiedenheit der Stellen, auch oft durch *decet, par, consentaneum est* übersetzt werden. In einigen ist es freier von diesen Nebenbegriffen. So Ramay. *B.* 1. *Sect.* 18. *sl.* 16. 17.a., wo die Nothwendigkeit bloss durch den Wunsch, einen Zweck zu erreichen, bedingt wird. In Ramay. *B.* 1. *Sect.* 12. *sl.* 52. übersetzen zwar

Griechischen und Lateinischen. Wie ich nun aber dies der substantivischen Ansicht des Infinitivs zuschreibe, so glaube ich, könnte man, wenn man noch Gründe häufen müsste, von dieser Eigenthümlichkeit auf sie zurückschliessen. Damit hängt, sey es als Ursache, oder als Wirkung, eine andre zusammen, dass nemlich die Sprache jedes Verbum in die begehrende Form umbilden, und diese wieder an Adjective hängen, auch durch Sylbenwiederholung verstärken kann, und dass sie von den, mit dem Begriff der Nothwendigkeit gestempelten Verbal-Adjectiven einen weit ausgedehnteren Gebrauch macht, als die Griechische und Lateinische. Das Müssen wird grössentheils durch diese bezeichnet.

Den Genitiv des Gerundium findet man im Sanskrit in den zusammengesetzten Wörtern, in welchen das erste Element ein Verbalnomen in *tu* ist, welches den Casus des Verbum regiert, von dem es abstammt. So Nal. IX. 31. a.

na châhaṇ tyaktukâmastwâm.

ich bin nicht dich zu verlassen Begierde tragend.

Ob man das erste Element dieses zusammengesetzten Wortes ein Wort im *status absolutus*, oder den Infinitiv mit weggeworfner Endung nennt, kommt auf dasselbe hinaus. Denn der Infinitiv verwandelt sich, nach weggeworfner Endung, von selbst in den *status absolutus*.

Es fragt sich nun, ob die Formen in *twâ* und *ya* gleichfalls, wie Herr Professor Bopp behauptet (Conjugationssystem. S. 37—60. Nalus. Anm. 77.), Herr Ritter von Schlegel aber (Indische Bibl. S. 124—127.) bestritten hat, auch ihrer grammatischen Bildung nach (da wir in Absicht der Bedeutung dies schon bevorwortet haben) den Gerundien beizuzählen sind? und wir müssen, um alle Data zur Entscheidung vollständig zu besitzen, jetzt auch das sogenannte indeclinable Wiederholungsparticipium in *am* hinzunehmen.

Das erste, was bei der Vergleichung dieser Formen ins Auge fällt, ist, dass zwei, *twâ* und *am*, Casusendungen an sich tragen, der Form *ya* dies aber fehlt.

---

die Englischen Herausgeber das Verbum durch: *the King is worthy*. Allein die Brachmanen wollten nicht sagen, dass sie unwürdig wären, Land zu beherrschen. Ihre Meynung ist nur, dass dem König allein die Beherrschung der Erde zukommt. Wir, fügen sie hinzu, sind nicht im Stande Länder zu beschützen.

twâ mit Herrn Professor Bopp für einen Instrumentalis eines Verbalsubstantivs in *tu* und folglich, da es den Casus des Verbum regiert, und von derselben Gattung ist, welche auch den Infinitiv bildet, eines Gerundium (im obigen Sinne des Worts) zu halten, glaube ich keinen Anstand nehmen zu dürfen. Die Endung *á* ist dem Instrumentalis dergestalt eigen, dass man in einem allgemeinen Declinationsschema, wo man einzelne Abweichungen übergienge, demselben keine andre beilegen könnte. Die Ableitung von einem Nomen in *tu* ist durchaus regelmässig, wenn dieses, wie so viele Abstracta, ein Femininum ist. Im Sinne entspricht der Gebrauch der Form dem des Instrumentalis mehr, als irgend eines andren Casus. Die Verbindung mit *alaṃ* und *khalu* geschieht mit dieser Form, und bei unläugbaren Substantiven mit dem Instrumentalis. (Carey's *Gramm. p.* 880. *nr.* 30.) Diese Verbindung ist auch ausserdem merkwürdig, weil die Form darin in einem andren Sinne, als gewöhnlich genommen wird, und in einem dem Gerundium dergestalt zusagenden, dass Forster, der sonst alle diese Formen indeclinable Participien nennt, doch hier auch ein Gerundium zu finden glaubt.

Obgleich aber der Infinitivus und die Verbalform in *twâ* hiernach von Substantiven in *tu* herkommen würden, so kann man sie darum nicht bei jeder Wurzel von einem und eben demselben herleiten. Herr Professor Bopp hat dies schon in seinem Conjugationssystem. S. 57. bemerkt, und Herr Ritter von Schlegel hat es (Indische Bibl. Heft. 1. S. 126.) mit mehreren Beispielen in seiner Recension der Boppischen Ausgabe des Nalas ausgeführt, die sich durch eine eben so gelungne, als geistreiche Auslegung mehrerer schwierigen Stellen dieses Gedichtes so glücklich auszeichnet. Der Infinitivus wird, die eigenthümliche Endung abgerechnet, mit denselben Wurzelveränderungen und eben so gebildet, als das erste Futurum; die Verbalformen in *twâ* folgen zwar auch diesem Tempus in dem Punkt der Annahme eines *i* vor dem *t*, richten sich aber da, wo die Wurzeln in Consonanten ausgehen, nach den Regeln der Bildung der Participien des dritten Praeteritum des Passivum, wo dieses in *ta* endigt. Der Infinitivus und die Verbalform müssen daher von einander abweichen, wo das erste Futurum und das eben erwähnte Participium nicht mit einander übereinstimmen. Darum bleibt aber das Wesen der Form immer dasselbe.

Die Wiederholungsform in *am* dient anzuzeigen, dass, indem

eine zweite Handlung anfängt, eine erste vorhergängige noch fortdauert. Sie wird in der Regel zweimal nach einander gesetzt.

chêtaṇ chêtaṇ,

nach wiederholtem Ueberlegen, indem ein Ueberlegen zum andren hinzukommt.

In mehreren Fällen aber wird die Wiederholung unterlassen.

agrêbhôjaṇ,

bei dem vorausgegangnen Essen. (*having first eat.* Forsters *Gramm. pag.* 463.)

Diese Form regiert, wie die andren, einen Accusativ da, wo das Verbum sein Object in den gleichen Casus stellen würde.

urâṇsi pratipêshaṇ yudhyatê,

mit die-Brüste-Zermalmen wird gekämpft.

Grammatisch trägt die Form die Individualität eines Casus an sich, nemlich des Accusativs. So weit ist sie der in *twâ* gleich.

Sie hängt aber mit dem Infinitiv auf keinerlei Weise zusammen, und kann daher, nach der grammatischen Bildung, eigentlich nicht Anspruch machen, ein Gerundium zu heissen, obgleich sie der Bedeutung desselben vollkommen entspricht. Sie scheint mir ein von den Wurzeln der Verben durch das Suffixum *a* gebildetes Substantiv. Sie folgt indessen bei dieser Bildung eignen Wurzelveränderungen, die nicht überall mit den, dem Suffixum *a* sonst eigenthümlichen übereinkommen. Oft jedoch ist dies der Fall. So heisst das sogenannte Wiederholungs-Participium von *han*, tödten, *ghâtaṇ*; und das von derselben Wurzel durch das Suffixum *a* gebildete Substantivum ist *ghâta.*

Von diesen beiden Formen ist die in *ya* ausgehende dadurch wesentlich verschieden, dass sie kein Casuszeichen an sich trägt. Sie kann nur für ein Wort im *status absolutus*, oder allgemein für ein Indeclinabile gelten. Sie hat indessen eine zu grosse Uebereinstimmung mit dem angeblichen Participium des Futurum im Passiv, als dass man sie nicht mit diesem nahe verwandt glauben sollte. Dass der mit diesen Participien verbundne Begriff der Nothwendigkeit nahe mit dem des substantivirten Infinitivs zusammenhängt, ist schon oben bemerkt worden, und so konnten in der Sanskrit-Sprache, wie in der Lateinischen, dieselben wohl auch als solche Infinitive gebraucht werden. Wie aber im Lateinischen vorzugsweise hierzu das Neutrum singul. diente, so konnte man hier den *status absolutus* dazu auswählen, und eben so kann in diesem besondren Gebrauch die eigenthümliche, im Participium

nur bei gewissen Wurzeln übliche Bildungsart liegen. Die Muthmassung des Herrn Professor Bopp, dass auch diese Form ein Instrumentalis von Substantiven in *i* sey, hat allerdings die Analogie andrer Fälle für sich, wo der lange Vocal in einen kurzen übergegangen ist, und empfiehlt sich auch dadurch, dass die Sanskrit-Sprache in der That, selbst unter den Indeclinabilien, nur sehr wenig Wörter, allein stehend, im *status absolutus*, oder ohne eine wirkliche Casusendung lässt. Diese Gründe reichen jedoch, meinem Gefühl nach, nicht hin, ihr den nothwendigen Grad der Wahrscheinlichkeit zu verleihen. Es liesse sich auch auf keine Weise erklären, warum Substantiva in *tu* einfachen, in *i* mit Praepositionen versehenen Wurzeln zu Theil werden sollten. Dies wird zwar auch dadurch nicht genügend aufgeklärt, dass man diese Form dem Part. fut. pass. nahe bringt. Allein es verdient doch beachtet zu werden, dass der Umstand, ob ein Verbum eine Praeposition mit sich führt, oder nicht, auf die Bildung dieser Art grammatischer Formen, mehr als auf die irgend einer andren, Einfluss ausübt.

Die drei angeblichen indeclinablen Participialformen bieten also einen Instrumentalis, einen Accusativ und ein Wort in dem grammatisch formlosen Zustande dar, den man nur im *status absolutus*, und in einigen Indeclinabilien findet. Unter dieser dreifachen Gestalt verbindet die Sanskrit-Sprache Nebensätze, die, der grammatischen Folge nach, dem Hauptsatze vorausgehen, mit diesem. Die Verknüpfung durch den Instrumentalis begreift sich von selbst, da dieser Casus Beziehungen ausdrückt, die durchaus geeignet sind, den Begriff des Nebensatzes dem Hauptsatze einzuverleiben. Der Accusativus ist dazu weniger geschickt, da er geradezu den Gegenstand des Verbum bezeichnet. Sein Gebrauch scheint mir nur daher zu erklären, dass er adverbialisch gestellt ist. Denn das Adverbium wird auch sonst durch den Accusativ eines Nomen dargestellt. Nal. XIII. 50. XV. 19. Auf eben die Weise muss, glaube ich, der Gebrauch des formlosen Wortes erklärt werden, da Adverbia in ähnlicher Gestalt vorkommen. Dass aber dem Hauptsatze auf diese Weise einverleibte Nebensätze sich wirklich unter den Begriff der Adverbien fassen lassen, und da durch diese Nebensätze eigentlich die im Verbum liegende Handlung neue Bestimmungen erhält, unter denselben gefasst werden müssen, ist weiter oben ausgeführt worden.

Legt man nun alle aus Ideen der allgemeinen Grammatik,

oder aus fremden Sprachen entlehnte Begriffe bei Seite, und beachtet man bloss die eigenthümliche Natur dieser Sanskrit-Formen, so muss man sagen, dass die Sprache, um die Anknüpfung eines dem Hauptsatze vorausgehenden Nebensatzes zu bewirken, das Verbum finitum des Nebensatzes in ein aus der Wurzel desselben gebildetes Nomen umbildet, welchem sie dieselbe Construction, als dem Verbum ertheilt, und dass dies Nomen dann entweder in einen Casus gesetzt wird, der die Beziehung beider Sätze zu einander anzeigt, oder die Stellung eines Adverbium erhält.

Die Frage aber, ob diese Formen nun Participien, oder Gerundia sind, lässt sich, dünkt mich, nicht auf diese einfache Weise beantworten.

Die Antwort, die ich als das Resultat dieser ganzen Untersuchung ansehen würde, ist folgende.

Man muss die Bedeutung der Formen von ihrem grammatischen äussren Charakter unterscheiden.

Dem Sinn und der Bedeutung nach, sind alle diese Formen wirkliche Gerundien, und sie als Participien betrachten zu wollen, ist weniger natürlich, und widerspricht auch dem Genius der Sprache.

Der äussren grammatischen Form nach, kann es, genau genommen, gar keine Gerundia d. h. substantivirte Infinitive im Sanskrit geben, weil der Infinitivus selbst fehlt. Da indessen doch ein Nomen die Stelle des Infinitivs vertritt, und es ausserdem Eigenschaft des Gerundium ist, den Casus des Verbum zu regieren, so muss die Form in *twâ,* welche zugleich diese Eigenschaft besitzt, und selbst zu jener Art Nomina gehört, nothwendig ein Gerundium heissen. Die in *am* besitzt von der Natur des Gerundium nur dieselbe Art, ihren Gegenstand zu regieren. Der in *ya* ist diese gleichfalls eigen, und sie ist ausserdem einer Art der Nomina verwandt, die an sich und in andren Sprachen enge mit dem Gerundium zusammenhängen.

Zu den Participien aber gehört keine dieser Formen, insofern man nemlich auch die sogenannten part. fut. pass. nur für Verbal-Adjectiva ansieht; und indeclinable Participien können sie um so weniger genannt werden, als wenigstens zwei die Individualität eines Casus an sich tragen, und alle nur darum ihre Form nicht ändern, weil die zu dieser Form passende Beziehung, in der sie stehen, immer eine und eben dieselbe bleibt.

8.

Ueber den Nationalcharakter der Sprachen.

Bruchstück.

Ich habe in einer meiner früheren akademischen Vorlesungen die Aufmerksamkeit darauf zu richten versucht, dass die Verschiedenheit der Sprachen in mehr, als einer blossen Verschiedenheit der Zeichen besteht, dass die Wörter und Wortfügungen zugleich die Begriffe bilden und bestimmen, und dass, in ihrem Zusammenhange, und ihrem Einfluss auf Erkenntniss und Empfindung betrachtet, mehrere Sprachen in der That mehrere Weltansichten sind.

Ich habe in einer andren Vorlesung in dem Baue der Sprachen die Stufe aufgesucht, von welcher aus Dichtung und wissenschaftliche Forschung erst in Klarheit und Freiheit möglich werden, und mithin eine Forderung aufgestellt, die, ohne Rücksicht auf besondre Eigenthümlichkeit, an alle ergeht.

Ich wünschte gegenwärtig auf diesen Grund fortzubauen, die Sprachen an dem Punkte aufzunehmen, wo sie im Stande sind, in das Tiefste und Feinste des geistigen Strebens einzugreifen, allein die Individualität in Betrachtung zu ziehen, in der sie sich auf verschiedene Wege vertheilen, um, jede mit der ihr einwohnenden Kraft, das allen gemeinschaftlich vorliegende Gebiet in das Eigenthum des Geistes umzuschaffen.

Dass Individualität Einheit der Verschiedenheit ist, braucht

Handschrift (22 halbbeschriebene Folioseiten, mit dem Titel „Unvollendete Abhandlung") in der Königlichen Bibliothek in Berlin. — Erster Druck: Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft 13, 211—232 (1882).

kaum erwähnt zu werden. Sie wird nur da bemerkbar, wo man in der Beschaffenheit, durch welche sich eine Sprache von der andren unterscheidet, auf gleiche Weise bewirkte und zurückwirkende Einerleiheit erkennt. Eine wahrhaft geistige aber kann nur in Sprachen vorhanden seyn, die schon eine höhere Stufe der Ausbildung erreicht haben.

Die Untersuchung dieser Individualitaet, ja sogar ihre genauere Bestimmung in einem gegebenen Falle ist das schwierigste Geschäft der Sprachforschung. Es ist unläugbar, dass dieselbe, bis auf einen gewissen Grad, nur empfunden, nicht dargestellt werden kann, und es fragt sich daher, ob nicht alle Betrachtung derselben von dem Kreise des wissenschaftlichen Sprachstudiums ausgeschlossen bleiben sollte?

Die Zergliederung des Baues und der Bestandtheile der einzelnen Sprachen gewährt zwei Arten des Gewinnes, die niemand leicht in Abrede stellen wird. Sie verbreitet Licht über die Art, wie der Mensch die Sprache zu Stande bringt, und ist allein fähig, mit Sicherheit über die Abstammung der Sprachen und Nationen zu entscheiden.

Von der letzteren dieser beiden Aufgaben ist es nicht nothwendig, hier weiter besonders zu reden. Die erstere hat man bisher meistentheils nur auf dem philosophischen Wege zu lösen versucht. Dies ist auch so wenig zu tadeln, dass man ihn auch künftig wird immer, neben dem historischen, verfolgen müssen, da jede Vernachlässigung des reinen Denkens sich in allen wissenschaftlichen Bemühungen immer empfindlich rächt. Allein das Schlimme war, dass man die philosophische Untersuchung zugleich durch Thatsachen, und durch unvollständig gesammelte, unterstützte, wodurch sich in den meisten Versuchen allgemeiner Grammatik dem entschieden Richtigen viel Halbwahres, und manches offenbar Falsche beimischte.*) Das geschichtliche Studium kann zwar niemals Vollständigkeit gewähren, weshalb auf keinem Gebiete, auf welchem das reine Denken Gültigkeit hat, Erfahrung an die Stelle desselben treten kann. Allein es ist ganz etwas Andres,

*) Ich erinnere hier nur an das oft über die Folge der Ausbildung der verschiedenen Redetheile Behauptete, wo man bald das Nomen, bald das Verbum für den ursprünglichen hielt, und das Pronomen ganz spät entstehen liess, ohne zu bedenken, dass ursprünglich Nomen und Verbum gar nicht grammatisch geschieden waren, und das letztere erst durch die Verbindung des Pronomen mit dem noch grammatisch zwitterartigen Wort entstand.

wenn die gesammte Masse des geschichtlich Bekannten, als wenn nur ein Theil davon zusammengestellt wird, da die Erfahrung immer in dem Grade ihrer Ausdehnung Allgemeinheit gewährt.

Es muss aber durch das vergleichende Sprachstudium dreierlei geschichtlich dargestellt werden:

1. wie jede Sprache die verschiedenen, bei dem Bedürfniss der Rede vorkommenden Aufgaben löst?

auf der einen Seite die grammatischen, und zwar wiederum:

welche Ansicht sie von jedem der einzelnen Redetheile, und von ihrer Verbindung gewährt?

welcher Bezeichnungsart der grammatischen Begriffe, der Anfügung, der Beugung, des Umlauts u. s. f. sie sich bedient?

welche Laute sie hierzu bestimmt, ob nur gewisse, wie die Arabische die sogenannten servilen, oder alle, und welche in jedem einzelnen Fall?

auf der andren Seite die lexicalischen Aufgaben:[1])

wie in Absicht der Laute Wörter aus Wörtern entstehen?

nach welcher Vorstellungweise in der Bedeutung der Wörter Begriffe aus Begriffen hergeleitet werden?

wie die Wörter sich zu den Begriffen, jedes den ihm angewiesenen erschöpfend, oder auch mehrere verwandte umfassend, verhalten?

ob und welcher erkennbare Zusammenhang zwischen den Lauten und ihren Bedeutungen Statt findet?

2. wie und woran die Sprachen, welchen wir einen langen Zeitraum hindurch folgen können, Veränderungen in ihrem Inneren erfahren haben?

3. welche Verschiedenheiten in Wortbau und Redefügung die näheren und entfernteren Verwandtschaftsgrade in Sprachen gemeinschaftlicher Abkunft zulassen?

---

[1]) *Nach „Aufgaben" gestrichen: „wie durch systematische Anhängung bezeichnender Silben nach Bestimmungen der Bedeutung geschiedene Classen von Wörtern, Abstracta, Collectiva, Diminutiva u. s. f. entstehen? wobei alle über die grammatischen Beugungssilben aufgeworfene Fragen wiederkehren.*

wie aus einfachen Grundlauten durch Veränderung und Vermehrung ihrer Bestandtheile Wortfamilien, aus grammatischen Beugungen abgeleitete Wörter, aus einfachen zusammengesetzte gebildet werden?

nach welcher Vorstellungsweise aus schon vorhandenen Begriffen neue hergeleitet, und nun dieselben Wörter zur Bezeichnung mehrerer gebraucht, oder zur Andeutung neuer analog verändert, oder zusammengesetzt werden?"

Die systematische Zusammenstellung aller Thatsachen, welche die bekannten lebenden und todten Sprachen zur Beantwortung der hier aufgeworfenen Fragen liefern, ist ein Unternehmen, an dessen Möglichkeit und Wichtigkeit niemand zweifeln wird. Sie muss der Abfassung einer wahren Geschlechtstafel der Sprachen sogar vorangehen, da sich erst aus ihr ergeben kann, welche Uebereinstimmungen? in welchen Punkten und welchem Umfange? auf Gleichheit der Abstammung zu schliessen berechtigen.

Es giebt aber noch eine dritte Anwendung des geschichtlichen Sprachstudiums, die, deren Schwierigkeiten im Vorigen erwähnt worden sind, die Untersuchung der Individualität, in welcher die Sprachen auf das Denken und Empfinden einwirken.

Ich habe nicht geglaubt, dass mich diese Schwierigkeiten von der Behandlung dieses Gegenstandes abhalten dürften. Die Frage, ob die Sprachen in der That eine bestimmte Form geistiger Einwirkung besitzen, und ob, und woran diese Form in ihnen erkennbar ist, kann nicht übergangen werden, wenn das Sprachstudium es nicht aufgeben will, sich gerade in seiner höchsten und wichtigsten Beziehung klar zu werden. Richtige Ansicht lebendiger Kräfte muss allerdings die Hoffnung abschneiden, das Wirken derselben in seiner Individualitaet erschöpfend darzustellen. Man kann aber dem Umriss, dessen Linien wahrhaft zu beschreiben allerdings unmöglich bleibt, so nahe kommen, so viele Punkte bemerken, die seine Richtung bestimmen, dass sich dasjenige, was der genauen Schilderung widerstrebt, dennoch bis auf einen gewissen Grad empfinden und erahnden lässt. Man kann um so weniger der Begierde widerstehen, wenigstens den Versuch zu wagen, als das ermüdende Sammeln der unzähligen Einzelheiten, welches die Erforschung jeder Sprache voraussetzt, erst durch diese höheren Betrachtungen wirklich belohnt wird.

Die Eigenthümlichkeit der Nationen und Zeitalter vermischt sich so innig mit der der Sprachen, dass man unrecht thun würde, den letzteren zuzuschreiben, was ganz oder grössentheils den zuerst genannten Umständen angehört, und wogegen sich die Sprachen nur leidend verhalten. Schon einzelne Schriftsteller vermögen, mit denselben Wörtern, denselben Redefügungen, nur durch einen andren Gebrauch, vermittelst des kräftigen Anhauchs ihres Geistes, der Sprache in ihren Werken einen neuen Charakter aufzudrücken. So bleibt darum doch nicht weniger wahr:

1. dass die Sprache durch die auf sie geschehende Einwirkung

eine Individualität erhält, die insofern ganz eigentlich auch zu ihrem Charakter wird, als sie nun auch wiederum in demselben zurückwirkt, und als sie sich nur innerhalb der Gränzen desselben mit Willigkeit gebrauchen lässt.

2. dass ihre Rückwirkung um so bestimmender ist, als in ihr das vermittelst ganzer Zeiträume und Nationen in Masse Hervorgebrachte auf das Individuum einwirkt, dessen selbst schon, durch die Gleichheit der Einwirkungsursachen ähnlich gestimmte Individualität ihr nur wenig zu widerstehen vermag.

3. dass, insofern auch, wie eben gesagt worden, einzelne Eigenthümlichkeit den Sprachen einen neuen Charakter verleihen kann, auch solche Bildungsfähigkeit zu ihrem ursprünglichen Charakter selbst gehört.

4. dass, da alle Folgen von Ursachen und Wirkungen stätige Reihen sind, in welchen jeder Punkt durch einen vorhergehenden Punkt bedingt wird, und da unsre geschichtlichen Hülfsmittel uns immer nur in die Mitte, nie in den Anfang einer solchen Reihe versetzen, jede einzelne Sprache der Nation, welcher wir sie zuschreiben, schon in einer gewissen Gestalt, mit bestimmten Worten, Formen und Fügungen überkommen ist, und daher eine Einwirkung auf sie ausgeübt hat, die nicht bloss Rückwirkung einer von ihr empfangenen, sondern für diese Nation ursprünglicher Charakter der Sprache selbst war.

5. dass mithin, wenn man die Nation mit der Sprache zusammendenkt, in der letzteren allemal ein ursprünglicher Charakter mit einem von der Nation empfangenen in Eins zusammengeschmolzen ist. Zwar darf man auch hier nicht, und am wenigsten geschichtlich, einen gleichsam festen Punkt annehmen, wo eine Nation ihre Sprache im Entstehen empfängt, da das Entstehen der Nationen selbst nur ein Uebergehen in stätigen Reihen ist, und sich ebensowenig ein Anfangspunkt einer Nation, als einer Sprache gedenken lässt. Allein unsre Geschichtskunde rechtfertigt doch nirgends die Annahme, dass je eine Nation durchaus vor ihrer Sprache vorhanden gewesen, oder um es mit andren Worten auszudrücken, dass irgend eine Sprache allein durch die Nation, der sie angehört, gebildet worden wäre. Demnach liegt auch in jeder Sprache eine ursprüngliche Eigenthümlichkeit und Einwirkungsweise. Doch kann in den Sprachen, deren Ursprung in das Dunkel der Zeiten zurückgeht, diese Verbindung eines doppelten Charakters gleichgültig erscheinen, da sich über den ursprünglichen

nichts mehr ausmachen lässt. Wo aber Sprachen, wie die lateinischen Töchtersprachen, durch Veränderung und Vermischung uns als völlig ausgebildet bekannter entstanden sind, und, wie in diesem Fall, auch die Literatur der früheren auf die späteren einwirkt, da wird die Unterscheidung des Gemeinsamen und Eigenthümlichen leicht und wichtig zugleich.

So lässt sich, ohne Verwechslung der wirkenden Ursachen, eine Eigenthümlichkeit in den Sprachen erkennen, die wirklich die ihrige ist, oder doch zu der ihrigen wird, und man würde das innerste Wesen und die bedeutungsvolle Mannigfaltigkeit der Sprachen verkennen, wenn man das Gepräge des Nationalcharakters in ihnen unbeachtet liesse. Man würde ebensosehr die feine, aber tiefe Verwandtschaft zwischen den verschiedenen Arten geistiger Hervorbringung und der eigenthümlichen Weise jeder Sprache übersehen, wenn man nicht sich zu erklären versuchte, wie und warum jede sich vorzugsweise der einen, oder anderen aneignet, und nur wenn man den Charakter der Nationen in allen nicht mit Sprache zusammenhängenden Aeusserungsweisen, den von subjectiver Individualität unabhängigen der verschiedenen Bahnen des Denkens und Schaffens, und denjenigen, welche die Sprachen besitzen, und annehmen können, in der Betrachtung verbindet, nähert man sich der Einsicht in die Mannigfaltigkeit und Einheit, in welchen sich das unendliche und unerschöpfliche Ganze des geistigen Strebens zusammenwölbt.

Der zarte Sprachsinn der Griechen fühlte den engen Zusammenhang der Dichtungsarten und Sprachweisen so sehr, dass, auch als Volksmässigkeit nicht mehr die Veranlassung war, jede nur in einem ihr besonders gewidmeten Dialect der reichen Sprache ausgeführt ward, und die Macht des Sprachcharakters zeigt sich hier an einem lebendigen Beispiel. Denn wenn man die Rollen verwechselt, sich die epische Dichtung in Dorischer, die lyrische in Ionischer Mundart denkt, fühlt man sogleich, dass nicht Laute, sondern Geist und Wesen umgetauscht sind. Die höhere Prose hätte sich, ohne den Attischen Dialect, niemals wahrhaft entfalten können, und die Entstehung desselben, so wie seine merkwürdige Verwandtschaft mit dem Ionischen, wird daher zu einem der wichtigsten Ereignisse in der Geschichte des menschlichen Denkens. Denn schwerlich hat es vor, oder unabhängig von ihm Prosa im höchsten Verstande des Worts gegeben; diejenige, welcher der menschliche Geist zu seiner edelsten und freiesten Entwicklung

bedurfte, ist erst in und nach ihm entstanden. Allein dies verdienet und fordert eine eigne, der Folge dieser Untersuchungen vorzubehaltende Ausführung.

Ich habe im Vorigen festzustellen versucht, dass und inwiefern es einen Charakter der Sprachen giebt. Zunächst und am vollsten und reinsten liegt er in dem lebendigen Gebrauche der Rede. Dieser aber stirbt mit den Redenden und Hörenden dahin, und wir müssen daher den Charakter der Sprachen auf dasjenige beschränken, was davon in ihren todten Werken, und wo sie dieser entbehren, in ihrem Bau und ihren Bestandtheilen übrigbleibt. In noch engerem Sinn verstehen wir darunter das, was sie ursprünglich besitzen, oder sich doch schon so früh angeeignet haben, dass es auf die Generation der Sprechenden, als ihr gewissermassen fremd, bedingend einwirkt.

Durch diesen Charakter wirken aber die Sprachen weit über alle Geschlechter der Nationen, denen sie angehören, hinaus, wenn sie nemlich früh, oder spät, oft nur als schon erstorbene, in ihren Werken, oder auch nur in der Kenntniss ihres Baues mit andren in Berührung treten. Ihr Einfluss auf einander wird dadurch ein zwiefacher; ein bewusstloser, indem sie Wesen und Charakter den von ihnen abstammenden mittheilen, und ein andrer, gerade im Verhältniss der Tiefe und der Klarheit des Bewusstseyns immer wachsender, wenn sie ein Gegenstand des Studiums für Nationen anderweitig gebildeter Sprachen werden, oder mit diesen in lebendige Verbindung gerathen. Die Griechische und Lateinische Sprache, um jetzt nur diese zu nennen, verdanken in ihrem ursprünglichen Bau ihre Anlage zum gelingenden Ausdruck jedes Gedankens der Alt-Indischen. Aber diese Verbindung war auf dem Wege vorgegangen, auf dem die Natur, auch das höchste Geistige vorbereitend, wirkt; tiefe Nacht hatte sich darüber verbreitet; und sie war für die Geschichte verloren, ohne die Niederlassung Europaeischer Nationen auf Indischem Boden, von welcher die Bekanntschaft mit dieser Sprache nicht gerade für das weltliche Treiben der Völker, aus der jene Niederlassung entstand, eine besonders wichtige Folge ist, allein für die Menschheit in der Erweiterung und Erhöhung ihres Denkens wohl die dauerndste seyn dürfte. Man ist dadurch plötzlich in ein Alterthum hinabgestiegen, das, dem Ausdruck und Charakter nach, weit über das Griechische hinausreicht, und in dem man, wundervoll ergriffen von der Würde geistiger Ansicht, der eisernen Beharrlichkeit tiefsinniger Betrach-

tung, und der grossartigen Fülle immer in ganzen Massen aufgestellter Naturbeschreibung, verweilt. Man kann aber mit Zuversicht vertrauen, dass sich an jenen mächtigen Einfluss, welchen die Alt-Indische Sprache durch den nur historisch verdunkelten Zusammenhang mit unsrer vaterländischen, und den classischen, welchen diese einen grossen Theil ihrer Ausbildung verdankt, auf unsre heutigen wissenschaftlichen Fortschritte ausübt, mit der Zeit ein zweiter anknüpfen wird. Wenn, wie es bei der Wissbegierde unsrer Zeit schwerlich fehlen kann, Indische Literatur und Sprache unter uns so bekannt werden, als es die Griechischen sind, so wird der Charakter beider einestheils Spuren in der Behandlung unsrer Sprache, unsrem Denken und Dichten hinterlassen, andrentheils aber ein mächtiges Hülfsmittel abgeben, das Gebiet der Ideen zu erweitern, und die mannigfaltigen Wege auszuspähen, auf welchen der Mensch mit demselben vertraut wird.

Von dieser Seite gewinnt die Verschiedenheit der Sprachen eine welthistorische Ansicht. Das Zusammentreten verschiedenartiger Eigenthümlichkeiten leiht dem Denken neue Formen, auf die nachfolgenden Geschlechter überzugehen; die Kraft und das Gebiet der Ideen wachsen zugleich, und werden zum gemeinsamen Eigenthum eines jeden, der nicht die Mühe scheut, sich den Zugang dazu zu bahnen. Solange diese Kette, welche die Gedanken und grossentheils auch die Empfindungen der Nationen Jahrtausende hindurch an einander knüpft, nicht durch gewaltsame Umwälzungen zerrissen wird, geht nie das Alte verloren, indem es immer neuen Zuwachs empfängt, und dies Fortschreiten kennt ebensowenig, als der Gedanke und die Empfindung selbst, eine Schranke.

Jede menschliche Einrichtung hat einen Gipfelpunkt, über den es vergeblich seyn würde, sie hinausführen zu wollen, weil einmal in ihm das Ziel wirklich erreicht ist; allein die Idee, welche einer solchen Einrichtung zum Grunde liegt, kann bis ins Unendliche hin reiner, vollständiger, in mannigfaltigeren Berührungen mit allen übrigen gedacht und empfunden werden. So liesse sich denken, dass die Abschaffung der Sklaverei, welche von dem Augenblick begann, als durch die Verbreitung des Christenthums die Scheidewand zwischen den Nationen sank, und eine allgemeine Verbrüderung aller entstand, einst auf dem ganzen Erdboden vollendet seyn könnte. Es wäre dieser Einrichtung alsdann nichts mehr hinzuzusetzen. Allein die innere Würdigung dieser Freiheit, gegründet auf die Erkenntniss desjenigen in der menschlichen Natur, worauf

das Anrecht auf Freiheit beruht, kann ebensowenig in ihrem Wachsthum, als in jener Erkenntniss ein Ende finden.

In dem Gebiete des Denkens selbst aber wirkt die Sprache gerade auf eine Weise, die von selbst jedes Stillstehen bei einem erreichten Punkte verbietet. Denn es hängt nicht von ihrer Beschaffenheit die Erforschung einer Wahrheit, die Bestimmung eines Gesetzes, als wobei auch das Geistige eine feste Gränze sucht, wohl aber die Stimmung ab, in welcher der Mensch seine gesammten inneren Kräfte entwickelt; und wie er darin einem Unendlichen nachstrebt, so begleitet auch sie ihn durch Aufforderung, und Verleihung von Muth und Kraft auf diesem endlosen Wege.

Daher ist das Fortschreiten in der Wechselwirkung des Gemüths und der Sprache auf einander nicht zu vermischen weder mit dem Fortschreiten in gesellschaftlichen Einrichtungen, und der daraus entspringenden sittlichen Vervollkommnung, noch mit dem Fortschreiten in Wissenschaft und Kunst, obgleich es mit beiden in der engsten Berührung steht. In sich selbst aber äussert sich der aus dem Einfluss der Sprache hervorgehende Gewinn auf eine zwiefache Weise, als erhöhete Sprachfähigkeit, und als eigenthümliche Weltansicht. Man lernt sich des Gedankens besser und sicherer bemeistern, ihn in neue anregende Formen giessen, und die Fesseln minder fühlbar machen, welche die nach einander fortschreitende, und immer sondernde und wieder verbindende Sprache der Schnelligkeit und Einheit des reinen Gedankens anlegt. Insofern aber die Sprache, indem sie bezeichnet, eigentlich schafft, dem unbestimmten Denken Gestalt und Gepräge verleiht, dringt der Geist, durch das Wirken mehrerer unterstützt, auch auf neuen Wegen in das Wesen der Dinge selbst ein.

Was in langen Reihen auf einander folgender Ursachen und Wirkungen hinläuft, hat vorzugsweise ein Recht, der Weltgeschichte anzugehören, und um so mehr, als es näher das gesammte Wesen der Menschheit betrift. Darum sagte ich im Vorigen, dass die Verschiedenheit der Sprachen, in ihrem, hier beschriebenen Einfluss auf das durch sie bestimmte Wirken des Gemüths, eine welthistorische Ansicht gewänne. Denn Vorzeit und Gegenwart stehen darin nicht bloss durch die Reihe vermittelnder Geschlechter, zwischen welchen die Sprache gleichsam eine fortwährende geistige Zeugung bildet, in Verbindung, sondern das Aufbewahren des Geistes in der Schrift knüpft auch unmittelbar Zeiten und Fernen an einander.

Die Sprachen und ihre Verschiedenheit müssen daher als eine die Geschichte der Menschheit durchwaltende Macht betrachtet werden, und wenn man sie übersieht, oder ihren Einfluss nicht rein, oder zu beschränkt auffasst, so muss es allemal dem Begriff, wie die Menschheit zu dem Besitz der geistigen Masse — wenn der Ausdruck erlaubt ist — gelangt ist, welche sie dem Reich der Gedanken in Bestimmtheit und Klarheit abgewonnen hat, an Vollständigkeit mangeln. Es wird ihm sogar gerade das Wichtigste fehlen, weil die Sprache am unmittelbarsten auf den Punkt hinwirkt, wo die Erzeugung des objectiven Gedankens und die Erhöhung der subjectiven Kraft in gegenseitiger Steigerung aus einander hervorgehen. Die Betrachtung der Einwirkung der Fortschritte der Nationen in Wissenschaft und Kunst, und des Zusammenhanges ihrer Literaturen kann allein diesen Mangel nicht ersetzen. Es ist darin mehr, als was die Sprache wirkt, und nicht Alles, was ihr angehört, enthalten.

Von diesem Gesichtspunkt aus treten nun die verschiedenen Sprachen in verschieden umgränzte Kreise des Einflusses. Einige müssen wir als solche anerkennen, die zu unsrer heutigen Bildung wesentlich beigetragen haben, und zu der Reihe von Entwickelungen gehören, in welcher diese von dem fernsten Alterthume aus fortgeschritten ist. Andre haben sich ein abgesondertes Gebiet geistiger Bildung, ohne unmittelbaren Zusammenhang mit dem unsrigen, geschaffen. Viele haben entweder den Grad der Entwicklung nicht erreicht, aus dem Geisteswerke hervorgehen, oder sind wieder von dieser Höhe herabgesunken. Sie sind daher hier nur wichtig, insofern sie zur Stammgeschichte andrer Sprachen gehören, oder insofern sie die verschiedenen Culturzustände der Nationen an einzelnen Beispielen beweisen. Denn die durch diese weltgeschichtliche Betrachtung der Sprachen zu lösende Aufgabe ist zu zeigen, wie die Sprache, hervorgehend aus Naturlaut und Bedürfniss, zur Erzeugerin und Erhalterin des Höchsten und Zartesten in der Menschheit wird. Nach der Verschiedenheit dieser ihrer Schicksale, so wie nach ihren anderweitigen Verbindungen und Verwandtschaften müsste man nun die uns bekannt gewordenen Sprachen absondern und zusammenstellen, ihren Charakter bestimmen, die Ursachen desselben in ihrem Bau aufsuchen, und ihre geschichtliche Geltung würdigen.

Vorher aber ist es nothwendig, um sich nicht in unbestimmten und schwankenden Begriffen zu verlieren, im Allgemeinen genauer

festzustellen und durch Beispiele anschaulich zu machen, worin der Charakterunterschied der Sprachen bestehen, wie an der Kraft, die vermittelst der Sprache den Gedanken erzeugt, und an dem Gedanken selbst offenbar werden kann? sowie durch welche Anlagen der Sprache, und welche Beschaffenheiten ihres Baues die Eigenthümlichkeit des Charakters entsteht? Ja es hätten sogar diese Untersuchungen der Darstellung, wie sich die Sprachen, nach dem Einfluss ihrer Charaktereigenthümlichkeit, geschichtlich bearbeiten lassen, vorausgehen sollen, da es erst von ihnen abhängt, ob sich ihr Einfluss mit einer zu solcher Bearbeitung genügenden Bestimmtheit auffassen lässt.

Ich habe aber die natürliche Ordnung hier absichtlich umgekehrt, weil es mir darauf ankam, zu zeigen, wie wichtig und wesentlich das vergleichende Sprachstudium für die Einsicht in die Gesammtheit des geistigen Wirkens der Menschheit ist, da die Vernachlässigung desselben augenblicklich eine bedeutende Lücke darin sichtbar macht. Denn es giebt noch immer nur zu Viele, welche den Werth der Beschäftigung mit einer Sprache nur nach dem Werth ihrer Literatur abmessen, das Studium solcher, welche gar keine besitzen, nur für Befriedigung müssiger wissenschaftlicher Neugier ansehn, und die Untersuchung von Lauten, Wörtern und Beugungen kleinlich, und einer philosophischen Behandlung unwürdig finden. Dennoch ist die Sache sehr einfach. Ist es wahr, und im Ganzen dringt sich schon aus eigner Erfahrung dem Gefühl die Ueberzeugung davon auf, dass die blosse Eigenthümlichkeit der Sprache Einfluss auf das Wesen der Nationen ausübt, sowohl derer, welchen sie angehört, als derer, die nur, als mit einer fremden, mit ihr vertraut werden, so lässt sich das sorgfältige Studium der Sprache von nichts ausschliessen, was sich, in Geschichte und Philosophie, mit dem innersten Menschen beschäftigt. Da aber die Sprache nur durch sich wirkt, so muss man dieselbe auch, wie überhaupt jeden Gegenstand, den man wahrhaft ergründen will, nur um ihrer selbst willen, und unabhängig von jedem andren Zwecke studiren. Dies, sie nicht als Mittel zum Verstehen, sondern als Zweck in sich, als Werkzeug des Denkens und Empfindens einer Nation, anzusehen, ist die Grundlage alles eigentlichen Sprachstudiums, von welchem sich jede andre Erlernung einer Sprache, wie gründlich sie sey, ihrem Wesen nach entfernt. Dies Studium der Sprache in sich ist nun wie das jedes andren Naturgegenstandes. Es muss, so viel als

möglich, alle Gattungen umfassen, weil jede zu dem Ganzen des Begriffes überhaupt gehört, es muss in die feinste Zergliederung der Bestandtheile eingehen, weil die Gesammtheit des Einflusses der Sprache nur aus der immer wiederkehrenden Wirksamkeit dieser Bestandtheile zusammengesetzt ist.

Es kommt also jetzt auf die Beantwortung der Frage an, in welcher Art die Charakterverschiedenheit der Sprachen erweiternd und erhebend auf die Erkenntniss und Empfindung einzuwirken vermag?

Die Sprache hat, nach der Insensitaet ihrer Wirksamkeit, einen dreifachen Zweck.

Sie vermittelt das Verständniss, und bedarf insofern der Bestimmtheit und Klarheit.

Sie leiht der Empfindung Ausdruck, und ruft die Empfindung hervor, und bedarf insofern der Stärke, der Zartheit und der Geschmeidigkeit.

Sie regt, selbst schaffend, durch die Gestalt, die sie dem Gedanken ertheilt, zu neuen Gedanken und Gedankenverbindungen an, und bedarf insofern des Geistes, der sein Gepräge, als Spur seines Wirkens, in dem Worte zurücklässt.

Eine Sprache kann sich von der andren durch die hervorstechende Stärke in einer dieser Wirkungsarten, wie durch Schwäche in andren unterscheiden, allein jede der drei fordert eigentlich die andern, und wie eine allein waltet, geräth sie auf einen Abweg, die Klarheit auf nüchterne Gehaltlosigkeit, der Empfindungsausdruck auf schwülstige, oder gezierte Empfindelei, die sinnvolle Gewichtigkeit auf grübelnde Dunkelheit. Die fehlerfreie Eigenthümlichkeit entsteht daher durch ein angemessenes Zusammenstimmen dieser Wirkungsarten, in dem aber eine vorherrschend ist.

Die Sprache drückt den Gedanken und die Empfindung, als Gegenstände, aus, aber sie folgt auch der Bewegung des Denkens und des Empfindens, der Schnelligkeit, Gleichartigkeit und Ungleichartigkeit ihres Ganges, den eigenthümlichen Wahlverwandtschaften, nach welchen sich bei verschiedenen Nationen Gedanken und Empfindungen an einander reihen. Beides, das formale Begleiten des Denkens, und das materiale Bezeichnen des Gedankens wirken befördernd, aber auch beschränkend auf einander. Die zu gehaltvolle Bezeichnung nach innerer Ideenverbindung hemmt die leichte Gewandtheit, die zu geschmeidige Schnelligkeit raubt dem Gewicht der sinnlicher werdenden Bezeichnung.

Der Mensch denkt, fühlt und lebt allein in der Sprache, und muss erst durch sie gebildet werden, um auch die gar nicht durch Sprache wirkende Kunst zu verstehen. Aber er empfindet und weiss, dass sie ihm nur Mittel ist, dass es ein unsichtbares Gebiet ausser ihr giebt, in dem er nur durch sie einheimisch zu werden trachtet. Die alltäglichste Empfindung und das tiefsinnigste Denken klagen über die Unzulänglichkeit der Sprache, und sehen jenes Gebiet als ein fernes Land an, zu dem nur sie, und sie nie ganz führt. Alles höhere Sprechen ist ein Ringen mit dem Gedanken, in dem bald mehr die Kraft, bald die Sehnsucht fühlbar wird.

Daraus entstehen zwei höchst merkwürdige Unterschiede unter den Sprachen; der eine aus dem Grade des Gefühls jener Unzulänglichkeit, und dem Streben sie aufzuheben, der andre aus der Verschiedenheit der vorherrschenden Ansichten in der Bezeichnungsart, da die Vielseitigkeit der Gegenstände, verbunden mit der Mannigfaltigkeit der Auffassungsorgane, eine unbestimmbare Anzahl derselben erlaubt.

Einige Nationen begnügen sich gleichsam mehr an dem Gemälde, das ihre Sprache ihnen von der Welt entwirft, und suchen nur in sie mehr Licht, Zusammenhang und Ebenmass zu bringen. Andre graben sich gleichsam mühseliger in den Gedanken ein, glauben nie genug in den Ausdruck legen zu können, ihn anpassend zu machen, und vernachlässigen darüber das in sich Vollendete der Form. Die Sprachen beider tragen dann das Gepräge davon an sich. Es sind aber auch hierin noch Nuancen. Die mehr auf die Form, wenn auch der Gehalt leiden sollte, bedachten Nationen suchen bald vorzugsweise die logische, besonders Klarheit und leichtes Verständniss fordernde, bald eine, mehr die Einbildungskraft ansprechende, sinnlichere.

Die andre, aus der Bezeichnungsart entstehende Gattung der Sprachunterschiede beruht auf der Ansicht der Gegenstände, und der nach ihnen gebildeten Begriffe. Ungeachtet der unendlichen Verschiedenheit derselben, liegt in allen, indem sie von Einer Nation aufgefasst werden, etwas Gemeinsames der Erscheinung, das sich dem Worte, als Zeichen, mittheilt. Man kann dies wohl, in groben Umrissen, so charakterisiren, dass die Wörter einer Sprache mehr sinnliche Anschaulichkeit, einer andren mehr innre Geistigkeit, einer dritten mehr nüchterne Begriffsdarlegung u. s. f. besitzen, allein die Mannigfaltigkeit, und vor allem die Eigenthümlichkeit der Auffassung in der Bezeichnung lässt sich nicht in so

allgemeine Ausdrücke bannen. Keine jener angeführten Eigenschaften steht so vereinzelt da, und wo sie sich auch in verschiedenen Nationen gemeinsam finden, sind sie in keiner dieselben. Man muss die Nationen in ihrer Eigenthümlichkeit, ihre Werke, endlich die Bestandtheile der Sprache studiren, dann dem Gefühl überlassen, sich ein Bild zu entwerfen, und dies erst, so gut als es angeht, in Worte kleiden. Auch die Gattung der Gegenstände und Gefühle, durch welche eine Nation überhaupt vorzugsweise, oder in ihrem frühesten Daseyn, wo die Sprache ihre erste Form empfängt, getroffen wird, wirkt auf die Sprache ein.

Die Sprache, und dies betrift vorzüglich ihre hier erwähnten Verschiedenheiten, ist von einer Seite mit der Kunst zu vergleichen, da sie, wie diese, das Unsichtbare sinnlich darzustellen strebt. Denn wenn sie auch im Einzelnen und in ihrem alltäglichen Gebrauche sich nicht über die Wirklichkeit zu erheben scheint, so liegt doch immer das ganze Bild aller Gegenstände, und nicht bloss dieser, sondern auch ihrer unsichtbaren Verknüpfungen und Verwandtschaften in ihrem Schoosse aufgerollt da. Wie also das Gemälde des Künstlers bleibt sie der Natur mehr, oder minder getreu, verbirgt, oder zeigt sie mehr die Kunst, stellt sie ihren Gegenstand vorzugsweise in diesem oder jenem Ton der Farben dar.

Von der andren Seite aber ist die Sprache der Kunst gewissermassen entgegengesetzt, da sie sich nur als Mittel der Darstellung betrachtet, diese aber, Wirklichkeit und Idee, insofern sie abgesondert vorhanden sind, vernichtend, ihr Werk an die Stelle beider setzt. Aus dieser beschränkteren Eigenschaft der Sprache, als Zeichen, entstehen neue Charakterunterschiede derselben. Eine Sprache zeigt mehr Spuren des Gebrauchs, und der Verabredung, trägt mehr Willkühr, die andre mehr Natur an sich, was vorzüglich bei der Herleitung der Bedeutungen bei verschiedenen sowohl, als denselben Wörtern sichtbar wird. In jeder Sprache sind, ausser der Bezeichnung der wirklichen Gegenstände des Denkens und Empfindens, Bestandtheile, die nur der Verknüpfung, der grammatischen Technik angehören. Von dem Verhältniss dieser ihrer beiden Theile zu einander hängt es ab, wie sich die Begriffe dem Gemüth darstellen, in gedrängteren, oder leichteren Massen, in mehr fliessendem, oder schroffem und unterbrochnem Zusammenhange. Der Grund dazu, die Möglichkeit, oder Unvermeidlichkeit des einen, oder andren Charakters, liegt in dem festen und ur-

sprünglichen Bau der Sprache; die Folgen aber äussern sich in dem feinsten und durch Bildung ausgearbeitetsten Wirken des Geistes.

Je nachdem nun eine Sprache anders geformt ist, erhält sie auch eine andre Tauglichkeit zu dieser, oder jener geistigen Wirksamkeit. Es wäre aber dennoch unrichtig, wenn man, wie wohl versucht worden ist, die Sprachen hiernach absondern, die einen der Dichtung, andre der Philosophie, andre dem unmittelbar praktischen Wirken u. s. f. zutheilen wollte. Wenn eine Sprache, die vorzugsweise der Erforschung abgezogener Wahrheit gewidmet scheint, die Dichtung wenig begünstigt, so liegt das nicht in ihrer philosophischen Richtung, und umgekehrt, sondern in andren Ursachen, nicht in ihren Vorzügen, sondern ihren Mängeln. Auch die Philosophie, in ihrer das ganze Wesen der Dinge umfassenden Tiefe, wird in solcher Sprache nicht ihre wahre Förderung antreffen. Denn alle diese Aeusserungen der hauptsächlichsten Geisteskräfte unterstützen und tragen einander gemeinschaftlich, und gleichen aus Einem Brennpunkt schiessenden Strahlen. Will man das intellectuelle Streben so abtheilen, wie es in der That in der Sprache abgetheilt erscheint, so muss man es, wenn die Vergleichung erlaubt ist, nicht der Fläche, sondern der Tiefe nach thun. Wie gesammelt in sich der Geist, frei von Einseitigkeit in der Sprache waltet, wie nah er dem Grunde aller Erkenntniss und Empfindung zu treten sucht, wirkt auf jeder Stufe, die er erreicht, auf jede seiner Richtungen auf analoge Weise zurück.

Aus allem bisher Gesagten erhellt, dass dasjenige, worin die CharakterVerschiedenheit der Sprachen zunächst sichtbar wird, die Stimmung des Geistes, die Art des Denkens, und des Empfindens ist. Der Einfluss derselben auf die Subjectivitaet ist unbestreitbar. Daher leuchtet auch die Eigenthümlichkeit jeder Sprache am meisten in ihren Dichtungen hervor, wo die Beschaffenheit eines gegebnen Stoffes dem Geist wenig, oder keine Fesseln anlegt. Noch natürlicher äussert sie sich in dem lebendigen Leben des Volks, und den Gattungen der Literatur, auf welche dies Einfluss hat. Am schönsten aber und seelenvollsten tritt die Individualitaet der Sprache in dem philosophischen Gespräch auf, wo sie die Entdeckung objectiver Wahrheit aus der harmonischen Anregung der edelsten Subjectivitaet hervorgehen lässt. Die Empfindung nimmt die Ruhe und Milde des Gedankens, der Gedanke die Wärme und die Farbe der Empfindung an, das Ernsteste und Grösseste, was

den Geist zu ergreifen vermag, ist der Vorwurf und Zweck, und die Beschäftigung damit scheint ein leichtes, nur durch die freiwillige Freude daran fortgesetztes Spiel. Wo sich diese schönste Blüthe der Geselligkeit entfalten soll, muss die Menschheit in einer Nation durch wundervoll glückliche Zufälle gesteigert seyn, und die Sprache ihre Kraft gerade in der engen Verschwisterung des Objectiven und Subjectiven besitzen, in welcher das erstere die Oberhand behält, ohne die Rechte des letzteren zu kränken. Das lebendig in einander eingreifende, Ideen und Empfindungen wahrhaft umtauschende Wechselgespräch ist schon an sich gleichsam der Mittelpunkt der Sprache, deren Wesen immer nur zugleich als Hall und Gegenhall, Anrede und Erwiderung gedacht werden kann, die in ihren Ursprüngen, wie ihren Umwandlungen, nie Einem, sondern immer Allen angehört, in der einsamen Tiefe des Geistes eines jeden liegt, und doch nur in der Geselligkeit hervortritt. Die Tauglichkeit der Sprachen zu dieser Gattung des Gesprächs ist daher der beste Prüfstein ihres Werthes, und die natürlichsten Vorzüge, die leichtesten und reichsten Anlagen zu dem mannigfaltigsten Gebrauch wird immer diejenige besitzen, die darin hervorstechend ist.

Der Einfluss der durch die Sprache bestimmten und bedingten Subjectivitaet auf die Objecte des Geistes, den Gedanken und die Empfindung, die Erkenntniss und die Gesinnung ist insofern leicht zu ermessen, als mit stärker und vielseitiger angeregter Kraft nothwendig auch mehr errungen werden muss.

Dagegen scheint es nicht, dass die wahrhaft objective Erkenntniss durch Verschiedenheit der Sprachen gewinnen könne, wenn das Denken einmal in einer die zu Auffassung der Wahrheit nothwendige Schärfe und Klarheit erreicht hat.

Bemerkungen zur Entstehungsgeschichte der einzelnen Aufsätze.

1. Über das vergleichende Sprachstudium in Beziehung auf die verschiedenen Epochen der Sprachentwicklung (vgl. Haym, Wilhelm von Humboldt S. 436. 532. 548; Pott, Wilhelm von Humboldt und die Sprachwissenschaft S. CCLX; Steinthal, Die sprachphilosophischen Werke Wilhelms von Humboldt S. 37).

Mit dieser Abhandlung beginnt die lange Reihe der sprachwissenschaftlichen Arbeiten Humboldts, die sich, in enger Verbindung untereinander wie die Glieder einer kunstvoll geschmiedeten Kette, durch die fünfzehn Jahre seiner Altersmuße hindurchziehen. Ein vollständiges Bild seiner immensen, stätig wachsenden Arbeitskraft auf dem weiten Gebiete der Linguistik erhält man jedoch erst dann, wenn man sich einen Überblick über den reichen handschriftlichen Nachlaß verschafft hat, den auf Grund seines letztwilligen Vermächtnisses die königliche Bibliothek in Berlin verwahrt. Diese große Zahl von Faszikeln mit ihren unzähligen kleineren und größeren Ausarbeitungen, Studien, Sammlungen, Exzerpten, Notizen über fast alle Sprachen der Erde zeigt uns mit sprechender Deutlichkeit die weitfassenden Interessen und den eisernen Fleiß des in beständigem Lernen alternden Mannes. Und eins vor allem lernt man aus dem Studium dieses Nachlasses erkennen, was dem allgemeinen Bewußtsein, wenn es sich Humboldt als Sprachforscher vorstellt, nicht immer gegenwärtig zu sein pflegt: daß seine in das abstrakte Reich der Ideen allerwärts sich erhebenden sprachphilosophischen Ausführungen auf dem breiten Boden ausgedehntester Empirie erwachsen sind, daß er überall vom strengen grammatisch-philologischen Verständnis des Einzelnen ausging. Es konnte natürlich keine Rede davon sein, diesen Nachlaß im Rahmen dieser Ausgabe etwa nach der rein empirisch-linguistischen Seite ausschöpfen zu wollen: während die dahin gehörigen Arbeiten so gut wie das eigentliche Kawiwerk von unsrer Ausgabe ausgeschlossen und der eventuellen Bearbeitung und Würdigung durch Fachspezialisten überlassen bleiben, haben dagegen alle diejenigen Aufsätze Aufnahme gefunden, welche allgemeinere sprachwissenschaftliche Probleme behandeln und von deren umfänglichsten und bedeutendsten man sich bisher in ihrem Verhältnis zu der großen Einleitung in das Kawiwerk nach Steinthals Darlegungen nur einen sehr unvollkommenen und vielfach unzu

treffenden Begriff machen konnte. Was Humboldts Bedeutung innerhalb der Geschichte der Sprachwissenschaft anlangt, so verweise ich hier ein für allemal außer auf Haym und Pott, die ich noch jedesmal besonders zitiere, auf die eingehenden Auseinandersetzungen von Benfey (Geschichte der Sprachwissenschaft und orientalischen Philologie S. 515) und Delbrück (Einleitung in das Studium der indogermanischen Sprachen [4] S. 41).

Die Verpflichtung, in gewissen Zeiträumen in der Akademie der Wissenschaften sprechen zu müssen, von Humboldt selbst nicht immer angenehm empfunden, ward ihm doch mehr und mehr ein heilsamer Zwang, seine Untersuchungen in kleinere Ganze zu konzentrieren und ihnen für die früher von ihm so beharrlich geflohene Veröffentlichung eine abgerundete Form zu geben, in der sie nun imstande waren weiter zu wirken. Die vorliegende Abhandlung wurde am 29. Juni 1820 in der Akademie gelesen und in der öffentlichen Königssitzung vom 3. August des Jahres wiederholt, wobei Humboldt, der abwesend war, durch Buttmann vertreten wurde. Im Mai des folgenden Jahres war sie noch nicht gedruckt (Humboldt an Welcker, 7. Mai 1821); erst im November konnte sie an die auswärtigen Freunde versendet werden (an Schlegel, 1. November 1821; an Welcker, 3. November 1821; an Goethe, 29. November 1821; Goethes Tagebücher 8, 143. 316). Sie sollten, wie Humboldt an Goethe schreibt, aus ihr ein Bild der Art empfangen, wie er glaubte das Sprachstudium an die höchsten und allgemeinsten Fragen über Ideenentwicklung und Völkerbildung anknüpfen zu können. Körner, der die Abhandlung noch vor der Drucklegung kennen lernte, erfreute den Verfasser im September 1820 durch eine Reihe von Bemerkungen. Goethes bei der Lektüre am 7. Dezember 1821 gemachte „Bemerkungen" (Tagebücher 8, 144) sind nicht erhalten; er fand das treffliche, frisch aufklärende und weiter deutende Heft übereinstimmend mit seinen und Riemers Überzeugungen und sah sich selbst darin einen Spiegel vorgehalten, was er als Dichter und Schriftsteller geleistet habe und hätte leisten sollen (Briefwechsel mit den Gebrüdern von Humboldt S. 268).

2. Über die Aufgabe des Geschichtschreibers (vgl. Haym S. 437. 464; Steinthal, Die sprachphilosophischen Werke Wilhelms von Humboldt S. 103; Wegele, Geschichte der deutschen Historiographie S. 1071; Fester, Rousseau und die deutsche Geschichtsphilosophie S. 302; Kittel, Wilhelm von Humboldts geschichtliche Weltanschauung im Lichte des klassischen Subjektivismus der Denker und Dichter von Königsberg, Jena und Weimar, Leipzig 1901).

Schon während seiner wiener und londoner Zeit hatten Humboldt die Probleme der Geschichtsphilosophie beschäftigt und er hatte seinen Ideen in der Ankündigung der Monographie über die Basken und dann eingehender in zwei sich eigens mit dem Thema der bewegenden Ursachen der Weltgeschichte beschäftigenden Aufsätzen Ausdruck gegeben. In dieser am 12. April 1821 in der Akademie gelesenen Abhandlung kommen diese Untersuchungen in etwas andrer Wendung zum Abschluß, indem Humboldt hier ein Idealbild der historischen wissenschaftlichen Methode überhaupt entwirft. Den Grundgedanken seiner Ideenlehre teilte er noch vor der Drucklegung Welcker brieflich mit (an Welcker, 7. Mai 1821). Im Frühjahr des folgenden Jahres ging die Abhandlung den auswärtigen Freunden zu (Humboldt an Stein, 5. März 1822; an Schön und Welcker,

etwa 10. März 1822; an Goethe, 18. März 1822; Goethes Tagebücher 8, 318). In dem Begleitbrief an Goethe führt Humboldt aus, daß ein Wort Schillers, der einmal gelegentlich eines Tadels des allzu dichterischen Charakters seiner historischen Schriften bemerkt hatte, der Geschichtschreiber müsse ganz wie der Dichter verfahren und den aufgenommenen Stoff ganz neu aus sich schaffen, der ganzen Arbeit zu Grunde liege; diese ihm seinerzeit paradox und nicht recht verständlich erschienene Ansicht habe ihn ständig beschäftigt und der Bemühung, sie sich nach und nach klar zu machen, verdanke die Abhandlung großenteils ihr Entstehen. Welchen Eindruck Goethe von der Arbeit empfangen hat, wissen wir nicht, da Zeugnisse darüber mangeln. Körner sandte wieder eine Anzahl einzelner Bemerkungen. Einige Dankschreiben von Bernstorff, Pfuel, Niebuhr, Stein und Karoline von Wolzogen hat Harnack (Biographische Blätter 2, 57) veröffentlicht (vgl. ferner Karoline von Humboldt an Rennenkampff, 19. November 1822).

3. Prüfung der Untersuchungen über die Urbewohner Hispaniens vermittelst der vaskischen Sprache (vgl. Haym S. 433; Pott, Wilhelm von Humboldt und die Sprachwissenschaft S. CCXXX; Hübner, Monumenta linguae ibericae *S. XXIV; Farinelli,* Guillaume de Humboldt et l'Espagne *S. 177).*

Über Plan und Schicksale der großen Monographie über die Basken, von der diese historisch-linguistischen Untersuchungen ursprünglich einen Teil bilden sollten, ist schon im vorigen Bande (S. 375) eingehend gehandelt worden. Die Ausarbeitung der Abhandlung in der vorliegenden Form fällt in das Jahr 1820, mit dessen Anfang sich Humboldt durch seinen Austritt aus dem Staatsdienst reichlichste Muße darbot, die abgerissenen Fäden seiner mannigfachen wissenschaftlichen Studien wieder anzuknüpfen. Nach dem Abschluß wurde sie Ritter zur Begutachtung vorgelegt, der die schwierige Frage der Urbevölkerung Westeuropas sehr gefördert fand, die vorsichtige Methode lobte und sehr zur Veröffentlichung riet (Humboldt an Wolf, Winter 1820). Wolf selbst scheint eine eigentliche genaue Durchsicht trotz Humboldts dahingehender Bitte abgelehnt zu haben. Im Februar und März 1821 wurde das Buch rasch gedruckt, wie im Nachlaß darüber befindliche Notizen beweisen (Humboldt an Welcker, 7. Mai 1821). In letzter Stunde entstanden noch Zweifel über die endgültige Fassung des Titels, für die Humboldt den Rat Wolfs einholte (an Wolf, 21. März 1821). Zur Frühjahrsmesse des Jahres erschien das Werk und in einer Reihe von Begleitschreiben sprach sich der Verfasser dann mehr oder weniger ausführlich über seine Absichten und seine Methode urgeschichtlicher Forschung aus (an Schlegel, 5. Mai 1821; an Welcker, 7. Mai 1821; an Goethe und Creuzer, 15. Mai 1821; an Schlichtegroll, 16. Juni 1821; an Riemer, 25. Juni 1821). Goethe, der das Buch am 5. Juni erhalten hatte (Tagebücher 8, 312), nahm im Anschluß daran Gelegenheit, in Konferenzen mit Riemer die „Schwierigkeiten der Sprachbearbeitungen" zu besprechen (ebenda 8, 65; Briefwechsel mit den Gebrüdern von Humboldt S. 263).

4. Versuch einer Analyse der mexikanischen Sprache.

Als Humboldt nach seiner Entlassung um Neujahr 1820 sich seinen lange unterbrochenen linguistischen Arbeiten wieder energischer zuwandte, knüpfte er an die amerikanischen Studien seiner wiener Jahre wieder an und versenkte sich zunächst in die mittel- und südamerikanischen Idiome, für die ihm durch seinen Bruder

Alexander und durch den Abt Hervas so reiches Material zur Verfügung stand (an Niebuhr, 8. Juli 1820; an Welcker, 6. November 1821; vgl. auch Karoline von Humboldt an Welcker, 26. Juni 1820). Über den Gesamtplan dieser auf die amerikanischen Sprachen bezüglichen Arbeiten wird später zu handeln sein. Auch darin, daß Humboldt zunächst das Mexikanische in den Mittelpunkt seines Interesses stellte (an Welcker, 7. Mai 1821), knüpfte er an den Gang seiner wiener Studien an: ein Kollektaneenheft aus jener Zeit enthält schon eine vollständige alphabetische Behandlung des mexikanischen Wortschatzes nach Wurzelbegriffen, wie sie auch in unsrer Abhandlung gegeben werden sollte, und deren allgemeinere Erörterungen über die Sprachen Amerikas und über das Verhältnis einer einzelnen Sprache zur Sprache im allgemeinen sind eine fast wörtliche Übersetzung der Paragraphen 1—6 und 9—11 des damals in Wien verfaßten Essai sur les langues du nouveau continent *(Band 3, 300). Unsre Abhandlung war zum Vortrag in der Akademie bestimmt (vgl. S. 249), doch läßt sich weder der Zeitpunkt der Vorlesung noch der der Niederschrift genauer feststellen. Daß sie nicht jünger sein kann als das Jahr 1821, geht aus der Tatsache der wörtlichen Benutzung jener älteren Arbeit im Zusammenhang mit der später zu erörternden Gesamtentwicklung von Humboldts amerikanischen Sprachstudien hervor.*

5. Über das Entstehen der grammatischen Formen und ihren Einfluß auf die Ideenentwicklung (vgl. Haym S. 437. 539; Pott, Wilhelm von Humboldt und die Sprachwissenschaft S. CCXCVII; Steinthal, Die sprachwissenschaftlichen Werke Wilhelms von Humboldt S. 67).

Diese Abhandlung wurde am 17. Januar 1822 in der Akademie gelesen und in der öffentlichen Friedrichssitzung vom 24. Januar wiederholt. Eine kurze Darlegung des Inhalts gab Humboldt bald darauf in einem Briefe an Welcker, in dem er zugleich in der Frage des Unterschieds zwischen Sprachen mit und ohne grammatische Formen seine Abweichung von dem von Friedrich Schlegel eingenommenen Standpunkte hervorhebt (an Welcker, 12. März 1822). Bis sie gedruckt erschien, dauerte es über zwei Jahre: erst im Frühjahr 1824 konnte sie Humboldt den auswärtigen Freunden zusenden (an Welcker, 22. Mai 1824; an Schlegel, 24. Mai 1824; an Jakob Grimm, 28. Juni 1824; an Pickering, 29. Juni 1824). In dem Briefe an Welcker führt er aus, daß er nur bei Wenigen volle Zustimmung zu seinen hier geäußerten Ansichten erhoffe, da die von gänzlicher Stumpfheit gegen das echte Sprachgefühl ausgehende Ansicht alles noch so überdacht, vorsichtig und nüchtern Gesagte spitzfindig oder schwärmerisch finde und seine Anschauungen vom höchsten Altertum und seiner vermeintlichen Vollkommenheit auch in der Sprache nicht teile; die andern Briefe gehen mehr auf einzelne bestimmte Punkte der Vorlesung ein. An Goethe scheint die Abhandlung nicht geschickt worden zu sein: in seiner regelmäßig geführten Büchervermehrungsliste findet sie sich nicht. Ein eingehendes schönes Antwortschreiben von Jakob Grimm vom 8. August 1824 ist erhalten.

6. Über die allgemeinsten Grundsätze der Wortbetonung mit besonderer Rücksicht auf die griechische Akzentlehre.

Aus verschiedenen brieflichen Äußerungen Humboldts (an Bopp, 4. Januar 1821; an Schlegel, 5. Mai 1821) geht sein hohes Interesse für die allgemeinen

Fragen der Akzentlehre im Beginn der zwanziger Jahre hervor. Geweckt wurde es, wie es scheint, vor allem während seines londoner Aufenthalts durch umfängliches genaues Studium der englischen Aussprache und ihrer mannigfaltigen Akzentqualitäten: das zeigen die reichhaltigen die englische Akzentuation betreffenden Notizen und Ausarbeitungen des Nachlasses. Direkte Zeugnisse für die Entstehungszeit unsrer Abhandlung sind nicht vorhanden: das Wasserzeichen der Handschrift und andre äußere Zeichen weisen auf das Jahr 1821, wozu jene Briefstellen gut stimmen.

7. *Über die in der Sanskritsprache durch die Suffixa* twâ *und* ya *gebildeten Verbalformen.*

Gegen Ende des Jahres 1820 begann Humboldt sich eingehender mit dem Sanskrit zu beschäftigen und widmete ihm lange Zeit hindurch den größten Teil seiner Muße, mehr vom grammatischen Studium der Sprache und ihres reich gegliederten Baues als vom Gedankengehalt der Literaturwerke angezogen und dauernd gefesselt (an Bopp, 4. Januar 1821; an Schlegel, 5. Mai 1821; an Welcker, 7. Mai und 6. November 1821; an Goethe, 15. Mai und 1. Juli 1821; an Riemer, 25. Juni 1821). Eine große Zahl von Präparationen, grammatischen Formensammlungen, Übersetzungen und Paraphrasen aus diesen Zeiten bewahrt der Nachlaß auf und wir ersehen daraus, wie ernst es Humboldt mit dem Bestreben nahm, der schwierigen Sprache und ihres komplizierten grammatischen Systems bis in alle Einzelheiten hinein Herr zu werden. Ein Beweis, wie weit ihm dies in verhältnismäßig kurzer Zeit gelungen war, ist die vorliegende Abhandlung. Eine Bemerkung Schlegels über die Formen auf twâ *in seiner Anzeige von Bopps Ausgabe des Nalus gab Humboldt die erste Veranlassung, auf diese merkwürdigen Absolutivformen und ihre Konstruktionen näher zu achten (an Bopp, 24. Februar 1822). Im März und April dieses Jahres wurde dann das Stellenmaterial gesammelt und mit Bopp eingehend besprochen, im Mai und Juni die Abhandlung selbst niedergeschrieben und dann nochmals Bopp zur Durchsicht vorgelegt (Humboldt an Bopp, 12. und 18. März, 26. April, Juni, 1., 4. und 9. Juli 1822). Am 18. Oktober ging das Manuskript an Schlegel zur Aufnahme in dessen Indische Bibliothek ab. Schlegel antwortete am 1. Dezember voll Lobes über die gründliche und meisterhafte Arbeit, die den ersten Versuch darstelle, in das schwierige und verwickelte Gebiet der Sanskritsyntax einzudringen. Auch mit ihm wurden nun eine Anzahl von Stellen brieflich eingehend erörtert, wodurch sich Humboldt noch einige Verbesserungen ergaben (an Schlegel, 13. Dezember 1822, 3. Januar, 8. April und 6. Mai 1823). In zwei aufeinander folgenden Heften der Indischen Bibliothek erschien die Abhandlung im Frühjahr 1823 und 1824. Ich erwähne hier noch das öffentliche Urteil Bopps, der in einer langen Rezension der betreffenden Hefte von Schlegels Zeitschrift, die sich fast ausschließlich mit Humboldts Untersuchung beschäftigt, sagt (Göttingische gelehrte Anzeigen 1825 S. 313): „Wir bewundern in dieser gehaltvollen Abhandlung die Klarheit der Methode, den folgerechten, streng wissenschaftlichen Gang in der Entwicklung und Feststellung der Begriffe und den seltenen Scharfblick in der Wahrnehmung der feinsten Unterschiede ähnlich scheinender Wortfügungen."*

8. Über den Nationalcharakter der Sprachen (vgl. Steinthals Einleitung zum ersten Druck).

Diese fragmentarische, zum Vortrag in der Akademie bestimmte Abhandlung sollte sich an die Entwicklungen der Arbeit über das Entstehen der grammatischen Formen weiterführend ebenso anschließen, wie diese sich an die über das vergleichende Sprachstudium angeschlossen hatte. Ich glaubte sie am richtigsten hier einzuordnen und in das Jahr 1822 zu setzen, wohin sie durch äußere Zeichen des Manuskripts verwiesen wird; sicherlich ist Steinthals Ansatz 1824 zu spät, da sie schon in einer aus dem Jahre 1823 stammenden Arbeit zitiert wird.

Jena, 12. August 1905.

Albert Leitzmann.

Lippert & Co. (G. Pätz'sche Buchdr.), Naumburg a. S.






Stanford University Libraries
3 6105 005 431 270
STANFORD UNIVERSITY LIBRARY
Stanford, California
DATE DUE
DOC JAN 20 1993
DATE DUE